M 0/11

BIBLIOTHEEK
7 7496 00014707 2
NATIONAAL NATUURHISTORISCH MUSEUM Postbus 9517 2300 RA Leiden Nederland

M 0/11

TAGEBUCH

MEINER REISE UM DIE ERDE.

1892—1893.

ZWEITER BAND.

WIEN, 1896.

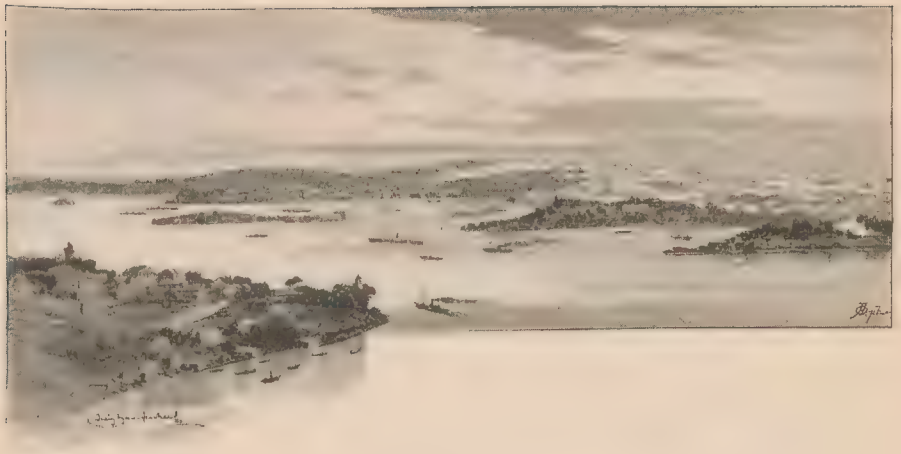
ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
I., ROTHENTHURMSTRASSE 15.

ALLE RECHTE, INSBESONDERE JENES DER ÜBERSETZUNG IN ANDERE SPRACHEN, VORBEHALTEN.

BIBLIOTHEEK
GEOLOGISCH-MINERALOGISCH INSTITUUT
Garenmarkt 1 b - Leiden

DRUCK DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

Sydney - Narromine Mullengudgery.



Sydney — Narromine — Mullengudgery.

Sydney, 16. Mai.

Der jüngste Continent wollte die Söhne der alten Welt nicht bei schlechtem Wetter empfangen; denn als ich um $^1/_2$7 Uhr morgens auf Deck kam, fand ich den Himmel klar und heiter; die Sonne war eben im Aufgehen begriffen; die See hatte sich einigermaßen beruhigt; verschiedenartige Möven und Seeschwalben, sowie große Alken oder Pinguine umschwärmten unser Schiff, welches sich der Einfahrt nach Sydney, Port Jackson, näherte. Der Tag war prächtig, doch herrschte so niedrige Temperatur, dass wir warme Mäntel wohl vertragen konnten. Aus weiter Ferne blicken uns schon die beiden Caps oder Halbinseln — Outer North and South Head — weiß leuchtend entgegen, zwischen welchen hindurch die Fahrt in den Hafen geht; diese Halbinseln fallen mit steilen Felswänden und Klippen scharf ins Meer, und schäumend bricht sich die Brandung an ihren Ufern; Hunderte von Felsen- und Mauerschwalben umkreisen da zwitschernd ihre Nistplätze. Outer South Head trägt einen Leuchtthurm; die Einfahrt ist reich an grellen Directions-Obelisken. Auf einem kleinen Dampfer kam uns der Lotse entgegen, um die Stelle unseres alten Capitäns von Port Kennedy einzunehmen.

Alle Häfen, die ich bisher gesehen, werden an landschaftlicher Schönheit durch jenen von Sydney übertroffen — eine Ansicht, die auch die anderen Herren theilten, welche denselben zum erstenmale sahen.

Trotz mancher begeisterten Schilderung von Port Jackson, die uns gegeben worden, überraschte uns die Scenerie, welche sich hier dem Auge darbot, und von Minute zu Minute wuchs unser Erstaunen, unsere Bewunderung.

Nach Passierung der genannten Vorgebirge tritt das Schiff in einen engen Canal, wendet dann scharf gegen Südwest — und nun liegt ein reizender Sund vor uns. In der Ferne schimmert das Häusermeer von Sydney, rechts und links öffnen sich kleine Baien, umrahmt von grünenden, mit Bäumen bedeckten Hügeln, die mit zahllosen Villen und Landhäusern, deren Gärten trotz der kalendarischen Herbstzeit im Blütenschmucke prangen, besäet sind und so ein äußerst lebendiges, heiteres Bild darstellen. Die Baien sind bevölkert von Dampfern, Yachten und Booten aller Art, deren Insassen der einfahrenden »Elisabeth« Grüße zuwinken. Wahrlich, Australien hätte uns einen freundlicheren Empfang nicht bereiten können! Wir alle erblickten hierin ein gutes Vorzeichen für unseren Aufenthalt, dem wir in gehobener Stimmung entgegensahen.

Nicht wenig trug zu dem gewinnenden ersten Eindrucke die herrlich klare, kühle Luft bei, die uns erfrischend umwehte, — doppelt willkommen nach dem drückend heißen, feuchten Klima Javas, das auf Geist und Körper gleich erschlaffend wirkt.

Unsere freudige Stimmung wurde aber noch wesentlich dadurch gesteigert, dass der deutsche Generalconsul Pelldram, welcher derzeit auch mit der Vertretung Österreich-Ungarns betraut ist und uns zur Begrüßung entgegengefahren war, drei Posten auf einmal überbrachte.

Die ganze Strenge, mit welcher die sanitätspolizeilichen Vorschriften, namentlich gegen die aus Batavia kommenden Schiffe, gehandhabt werden, hatten auch wir zu empfinden; denn wir mussten bis zur Constatierung des Gesundheitszustandes in der Watson Bay vor Anker gehen — ein Aufenthalt, den zu bereuen wir keine Ursache hatten, weil wir mit Entzücken an der Landschaft hiengen, die uns umgab.

Nachdem wir freie Prattica erhalten hatten, setzte die »Elisabeth« die Fahrt längs der malerischen Ufer der Bai, deren Vorsprünge kleinere Forts und Batterien — von wie es schien untergeordneter fortificatorischer Bedeutung — krönen, fort. Wir passierten noch Garden Island, mit dem Arsenal und den Werften der australischen Kriegsflotte sowie die Woolloomooloo Bay und giengen dann in der zwischen Lady Macquarie's Chair und Fort Macquarie gelegenen Farm Cove mitten unter den Kriegsschiffen der australischen Escadre an eine Vertäuboje.

Die Küstenvertheidigung wird von in den australischen Gewässern stationierten Schiffen der britischen Kriegsflotte, von der Australian Auxiliary Squadron und von Kriegsfahrzeugen, welche Eigenthum der Colonien sind, besorgt. Kraft des Australasian Naval Force Act vom Jahre 1887 zahlen nämlich die australischen Colonien eine jährliche Subvention von 1,092.000 fl. ö. W. an die britische Regierung, wofür diese die »Australische Hilfsflotte« zu erhalten hat; überdies werden die von der britischen Regierung getragenen Baukosten der Schiffe dieser Flotte von den Colonien mit 5 Procent verzinst, doch dürfen die Zinsen den Betrag jährlicher 420.000 fl. ö. W. nicht überschreiten. Diese Hilfsflotte setzt sich aus 5 schnellen Kreuzern und 2 Torpedokanonenbooten zusammen und steht unter dem Befehl eines britischen Contre-Admirals, welcher außerdem die in den australischen Gewässern stationierte, aus Schiffen der britischen Kriegsmarine zusammengestellte Escadre commandiert. Diese Escadre wird aus 1 Panzerschiffe, 3 Kreuzern, 3 Kanonenbooten und 1 Schrauben-Yacht gebildet; die Hauptstation derselben ist Sydney. Die Kriegsflotte, welche den australischen Colonien gehört, besteht im ganzen aus: 1 Panzerschiffe, 2 Kreuzern, 4 Kanonenbooten, 13 Torpedobooten, 2 Torpedobarkassen und 7 Dampfern; die Mehrzahl dieser Schiffe entfällt auf Victoria und Queensland, während Neu-Seeland kein Kriegsschiff besitzt.

Uns zunächst lag das stolze britische Admiralsschiff, der Panzerkreuzer »Orlando«, mit 5600 *t*; diesem reihten sich der Kreuzer »Royalist« und von der Australian Auxiliary Squadron der Kreuzer »Mildura« nebst dem Kanonenboote »Boomerang« sowie das der Colonie Queensland gehörige Kanonenboot »Paluma«, welches auf gemeinsame Kosten der Colonie und der britischen Regierung zur Küstenvermessung verwendet wird, an. Auf diesen Schiffen erklang, von dem Donner der Geschütze begleitet, unsere Volkshymne.

Es währte nicht lange, so erschienen der Lieutenant Governor Sir F. M. Darley, von seinem Adjutanten und Cabinetssecretär begleitet, und bald nachher der Commandant der königlichen Escadre, Contre-Admiral Bowden-Smith, sowie der Bürgermeister von Sydney, Mr. Manning, an Bord, um mich zu begrüßen. Der Gouverneur selbst war nach nur zweijähriger Dienstzeit nach England abberufen worden; sein Nachfolger soll demnächst eintreffen. Zahlreiche Landsleute, namentlich Istrianer und Dalmatiner, die in Sydney ihrem Erwerbe nachgehen, fanden sich auf der »Elisabeth« ein, um Freunde und Bekannte zu suchen und zu finden.

Die Disposition für die nächsten Tage war bald getroffen, dann brachte mich ein Boot ans Land, den Boden der Colonie Neu-Süd-Wales zu betreten und deren Capitale, die älteste Stadt Australiens, zu besichtigen.

Sydney, welches an der Südküste der tief in das Land einschneidenden Jackson-Bucht liegt, erstreckt sich — durch die Anzahl und Mächtigkeit seiner Gebäude imposant — über eine Reihe von Hügeln hin, um allmählich in Villeggiaturen überzugehen und sich so in das Grün der Landschaft zu verlieren. 1788 als Sitz der Strafcolonie Neu-Süd-Wales gegründet, hat Sydney — ursprünglich Port Jackson, dann dem Staatssecretär Viscount Sydney zu Ehren mit dessen Namen belegt — namentlich in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen. Das Anwachsen der Bevölkerung Sydneys wird am besten durch die folgenden Zahlen illustriert: im Jahre 1800 hatte Sydney kaum 2600 Einwohner, im Jahre 1861 95.596, im Jahre 1881 schon 237.300, am 31. December 1892 einschließlich der Vororte bereits 411.710 Einwohner.

Als Handels- und Industrieplatz von großer Bedeutung, verdankt Sydney seinen Aufschwung hauptsächlich der Sicherheit und Geräumigkeit seines Hafens, über welchen mehr als drei Viertel der Gesammteinfuhr und mehr als die Hälfte der Gesammtausfuhr der Colonie Neu-Süd-Wales ihren Weg nehmen. Hier sind im Jahre 1892 2960 Schiffe mit 2,804.549 *t* eingelaufen und 3067 Schiffe mit 2,842.635 *t* ausgelaufen; die Einfuhr der Colonie repräsentierte in diesem Jahr einen Gesammtwert von 249,318.312 fl. ö. W., die Ausfuhr einen solchen von 263,666.964 fl. ö. W.

Das Boot landete unterhalb des Government House bei Fort Macquarie, von wo aus der Weg einen Quai entlang in die Stadt führt. An diesem Quai herrscht überaus reges, geschäftliches Leben, da hier die großen Dampfer der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company sowie jene der Messageries maritimes vertäut werden und sich in nächster Nähe die vielstöckigen Magazine befinden, in welchen ununterbrochen Wollballen und Felle aus- und eingeladen werden. Vom Quai aus durchschneiden die zwei Hauptstraßen und Verkehrsadern Sydneys, George Street und Pitt Street, von Nord nach Süd parallel laufend, das Innere der Stadt. Obschon viele Straßen im rechten Winkel geführt sind, fällt diese monotone Regelmäßigkeit moderner Stadtanlage wenig auf, weil Sydney auf Hügeln situiert ist, was beständige Abwechslung in den Straßenzügen mit sich bringt.

Unter den öffentlichen, durchwegs aus Stein erbauten Gebäuden, an denen Sydney so reich ist, nenne ich als die hervorragendsten: die Universität, ein kolossales, mit einer grandiosen Halle ausgestattetes Bauwerk in gothischem Stile, welches sich am Nordende des schönen Victoria-Parkes erhebt, die Kathedrale und die neuerbaute katholische Marien-Kirche, das prächtige Stadthaus (Town Hall), das palastartige, mit Colonnaden und einem hohen Thurme geschmückte Post Office, das nächst dem Hydepark gelegene Museum und endlich das Parlamentshaus.

Hübsche Häuser, vielfach mit Balkonen und Veranden versehen, in den Erdgeschossen Kaufläden enthaltend, worin europäische Artikel feilgehalten werden, säumen die macadamisierten Straßen ein, in denen eine geschäftige Menge auf und nieder wogt. Die Straßen machen einen großstädtischen und dabei anheimelnden, freundlichen Eindruck; nicht zum wenigsten, weil der Ankömmling sich in eine europäische Stadt versetzt wähnt, da er nur weißen Gesichtern begegnet, darunter auffallend vielen schönen Frauen und Mädchen — ein wohlthuender Anblick nach der farbigen und von unserem Standpunkt aus nicht eben anziehend zu nennenden Physiognomie der Eingeborenen jener Länder, die wir kürzlich besucht hatten.

In den Straßen herrscht, wie dies für Sydney, als einen so bedeutenden Handelsplatz, wohl begreiflich ist, lebhafter Wagenverkehr, an dem ich nur auszusetzen finde, dass man hier die Londoner Cabs eingeführt hat, schnelle, aber für die Insassen unbequeme, ungemüthliche Gefährte.

Bei den Einkäufen, welche wir zu besorgen hatten, wurde ganz nach europäischer Art vorgegangen; die Abwickelung der Geschäfte vollzog sich glatt und rasch, und wir waren angenehm berührt, nicht mehr, wie in Bombay, Calcutta, Singapur und Batavia, stundenlang suchen und feilschen zu müssen.

Sodann stattete ich dem Lieutenant Governor einen Besuch im Government House ab, das, im Tudor-Stil erbaut, sich innen durch die vornehm ruhige Eleganz der Einrichtung auszeichnet. Sir F. M. Darley, welcher des Deutschen einigermaßen mächtig ist, wodurch die Conversation wesentlich erleichtert wurde, zeigte mir den Garten des Palais, von welchem aus sich ein reizender Ausblick auf den Hafen und die gegenüberliegende Mossmans Bay mit dem Villenviertel St. Leonards darbietet. Der Garten ist wohlgepflegt und enthält eine reichhaltige Sammlung australischer Baum- und Straucharten.

Der nächste Besuch galt — ich leide an der Museomanie — dem Museum, das, in einem imposanten Bau untergebracht, durch Reichhaltigkeit, richtige Anordnung und gute Conservierung der Objecte ausgezeichnet ist. Da mich zunächst die specifisch australischen Formen interessierten, wandte ich mich den Säugethieren zu, um namentlich die eigenthümliche Classe der Beutelthiere zu studieren. Unter den gut ausgestopften Thieren waren die verschiedenen Känguruh- und Wallaby-Arten, vom Riesenkänguruh bis zum allerliebsten Felsen-Wallaby (Petrogale penicillata), die Beutelratten, die fliegenden Eichhörnchen, verschiedene Beutelmarder- und Kusuarten, der australische Beutelbär, der Wombat, der Dugong, der wilde Hund Dingo oder Warragal und das Schnabelthier vertreten

Die Ornis Australiens ist vollzählig versammelt; hervorgehoben zu werden verdienen: der neuholländische Kasuar oder Emu; der seltene Leierschwanzvogel; die zahlreichen, ungemein intensiv und bunt gefärbten Kakadu- und Papageienarten, sowie die Gruppe der Sumpf- und Wasservögel, welche manche mir noch unbekannte Species aufwies. An Raubvögeln und Hühnerarten scheint Australien, nach dem Überblicke, den ich im Museum gewann, zu urtheilen, arm zu sein, während die Ordnung der Tauben schöne Formen umfasst. Je ein Exemplar jeder Vogelart ist gut ausgestopft in einem Glasschrank untergebracht; hingegen werden Tausende von Bälgen in Truhen aufbewahrt, um gelegentlich als Tauschobjecte Verwendung zu finden.

Außerdem besitzt das Museum eine reiche Sammlung von Korallen und Muscheln, von Käfern und Schmetterlingen und endlich eine solche ethnographischer, von dem Continent und den Inseln Australiens stammender Gegenstände, deren Besichtigung ich jedoch einem zweiten Besuche vorbehielt.

Inzwischen war es 5 Uhr geworden, die Stunde, zu welcher in den Straßen Sydneys lebhafteste Bewegung herrscht, da die Einwohner der Stadt um diese Zeit sich im Freien zu ergehen pflegen.

Diesem Beispiele folgend, schlenderten wir im Hydepark und in der George Street umher, bis die Uhr zur Table d'hôte im Australian Hotel, an welcher ich theilzunehmen beabsichtigte, rief. Dieses, in sechs Stockwerken sich aufthürmende Riesengebäude ähnelt in der Anlage, in den Dimensionen und den Einrichtungen den englischen und amerikanischen Hotels, jedoch mit dem angenehm berührenden Unterschiede, dass man nicht bloß auf englische Küche mit Roastbeef und verwässerten Gemüsen angewiesen, sondern mit Speis und Trank

gut versehen ist. Die Table d'hôte vereinigte in einem großen Saal eine zahlreiche Gesellschaft; die Herren waren, nach englischer Sitte, im Fracke, die Damen in großer Toilette, zumeist sogar decolletiert erschienen. Wenig Rühmenswertes lässt sich der Tafelmusik nachsagen, welche von einigen Künstlern bestritten wurde, die ihren Instrumenten greuliche Töne entlockten.

Da das, wie man sagt, durch gute Vorstellungen sich auszeichnende Operettentheater geschlossen war und ein Circus tagszuvor Sydney verlassen hatte, erübrigten uns als Stätten lang entbehrten »künstlerischen« Genusses nur — zwei Singspielhallen, »Tivoli« und »Alhambra«, in denen sich Volkssänger, worunter auch Neger, und Tänzerinnen vor einem Publicum producierten, welches seinem Beifalle nach Landessitte durch schrilles Pfeifen Ausdruck gab und nicht eben sehr gewählt war; es bestand größtentheils aus Arbeitern, Matrosen und Geschäftsleuten geringerer Kategorie.

Sydney, 17. Mai.

Der lohnendste, weil in den schönsten Theil von Neu-Süd-Wales führende Ausflug von Sydney aus ist jener in die Blauen Berge — eine Partie, die an landschaftlichen Reizen in der That unvergleichlich ist.

Die Blauen Berge sind ein der Küste in der Entfernung von 40 *km* bis 200 *km* so ziemlich parallel laufendes, im Norden an die quer, das heißt von West nach Ost liegenden Bergzüge der Liverpoolkette, im Süden an die Australischen Alpen stoßendes Bergland, dessen bedeutendste Erhebung der Mount Beemarong (1230 *m*) bildet. Dieses Bergland steigt schroff aus der Ebene auf, um sich dann zu Hochebenen auszubreiten, auf welche einzelne Höhenzüge aufgesetzt sind. Mit Wald bedeckt, im übrigen unfruchtbar, jedoch reich an mineralischen Schätzen, scheiden die Blue Mountains die welligen, grasreichen Weidegründe des Innern von dem mit fruchtbarem Alluvium ausgestatteten, üppigen Landstriche der Ostküste.

An der ziemlich entlegenen Redfern Station der Western Line, welche von Sydney aus in westlicher Richtung die Blauen Berge übersetzt, erwarteten uns der Minister für öffentlichen Unterricht, Mr. F. B. Suttor, der Leiter und Arrangeur der Fahrt, sowie der deutsche Generalconsul Pelldram.

Der Tag war wunderbar schön, die Atmosphäre klar und rein. Obgleich der Extrazug mit englischer Geschwindigkeit fährt, braucht er doch geraume Zeit, um Sydney und die weithin sich ausdehnenden

Vorstädte und Vororte zu durchfahren, so dass der Reisende einen annähernden Begriff von der räumlichen Ausdehnung und von dem Aufschwung erhält, den diese junge Stadt innerhalb der letzten Decennien genommen hat. Überall herrscht Reinlichkeit und Nettigkeit, die Häuser in den Vorstädten sind zumeist ebenerdig, klein und mit Wellblech gedeckt. Hat der Zug endlich dieses Häuserlabyrinth verlassen, so treten große Orangengärten und weiterhin Eucalyptus-Haine an die Bahn heran, welche nun an einer mit Nadelholz bedeckten Hügelkette emporzusteigen beginnt. Wir finden hier californische Pinien (Pinus insignis), Pinus Strobus (Weymouthskiefer) und hin und wieder mächtige Gummibäume.

Auch in diesen Wäldern fehlt es nicht an zahlreichen Ansiedelungen, da die Ausläufer der Blauen Berge den Sydneyern als Sommerfrische dienen und jeder reichere Bewohner der Stadt hier sein Landhaus hat, so dass man alle hübschen Aussichtspunkte, alle idyllisch gelegenen Stellen in den Thälern und Schluchten mit Villen besäet findet, welche den Stempel der Gemüthlichkeit und des Frohsinns an sich tragen. In den Gärten der Villen blühen überall in den mannigfachsten Varietäten Chrysanthemen und Spätrosen.

Nach Passierung eines langen Tunnels beginnt die Bahntrace stärker zu steigen und die Scenerie nimmt den Charakter der Gebirgslandschaft an; Thäler wechseln mit bewaldeten Höhenzügen und von Zeit zu Zeit treten groteske Felsformationen hervor. Infolge der Reinheit der Atmosphäre nehmen die entfernteren Hügel und Bergketten eine intensiv bläuliche Färbung an, woraus sich der Name »Blaue Berge« erklärt; dieser zartbläuliche Hauch liegt auch über den Thälern — ein seltsames Naturspiel, das ich hier zum erstenmale zu beobachten Gelegenheit hatte.

Gegen 1 Uhr kamen wir in der Station Wentworth Falls, 871 *m* über dem Meere gelegen, an, bestiegen bereitgehaltene Wagen und fuhren, wie sich unsere Begleiter bescheiden ausdrückten, zu einem schönen Aussichtspunkt. Eine halbe Stunde mochte die Fahrt durch Eucalyptus-Wälder gegangen sein, als plötzlich bei einer Biegung des Weges ein Gebirgspanorama vor uns lag, das in seiner Originalität und effectvollen Wirkung wohl nicht seinesgleichen haben dürfte.

Umgeben von steilen, schroffen Höhen, breitet sich zu unseren Füßen ein weiter, tiefer Thalkessel aus, bedeckt von mächtigen Bäumen und Farnen, gebadet in duftigem Blau. Ein klarer Gebirgsbach stürzt als imposanter Wasserfall mit gewaltigem Rauschen und Brausen über

drei Absätze die Felsabhänge hinab in eine Tiefe von 300 *m*, um sich daselbst in einer Mulde zu einem See zu sammeln und sprudelnd seinen Weg in der Thalsohle weiter zu eilen; feiner Wasserstaub überwölbt, einer zitternden, schwingenden, schwebenden Wolke gleich und weithin im Sonnenlicht als farbenprächtiger Regenbogen erglänzend, das abstürzende Wasser. »Über allen Wipfeln ist Ruh'«, und nur wenn ein Windhauch über die Baumkronen zieht, nicken sie mit leisem Flüstern ihren Beifall zu den tosenden Accorden des Wasserfalles; kein Vogelgezwitscher ist vernehmbar und nur hin und wieder zieht einsam ein Raubvogel seine Kreise im blauen Äther.

Auf einem schmalen, vorspringenden Felsen bis an den Rand der mehrere hundert Meter senkrecht zu Thal stürzenden Steinwand vorschreitend, genießen wir in vollen Zügen das entzückende Schauspiel. Die Größe des Niveauunterschiedes zwischen unserem Standpunkt und der Thalsohle wird am besten durch den Umstand veranschaulicht, dass die riesigen, wohl zu hundert Meter emporwachsenden Gummibäume, welche vorzugsweise den Bestand des Waldes im Thale bilden, wie kleines Buschwerk erscheinen. Der jungfräuliche Wald steht dort so dicht, dass kein Fleckchen des Bodens bloß liegt und das Auge nur über einen Teppich von Baumkronen schweift; allenthalben sprießt üppiges Pflanzenleben hervor; Epacrideen und Farne lugen neugierig aus den Felsspalten nach den Wundern der Natur; ja selbst der sterilste Boden schmückt sich mit allerlei Grün und trägt sein Scherflein bei, den Anblick zu verschönern. Starker Thau, welcher des Morgens gefallen war, hatte sich unter der Kraft der Sonnenstrahlen in viele Millionen Perlen verwandelt, die nun in allen Farben spielend an jedem Halme glitzerten.

Unter den überhängenden Partien einer das Thal begleitenden Felswand sind schmale Steige hergestellt; sie führen zu verschiedenen Felsspitzen und Vorsprüngen, welche die wunderbarsten Bilder in immer neuer, wechselvoller Umrahmung zeigen.

Nur das stete Drängen unserer Begleiter, welche die mögliche Verspätung des Extrazuges mit Besorgnis zu erfüllen schien, konnte uns dazu bewegen, von dem majestätisch schönen Gemälde Abschied zu nehmen.

Der Zug führte dann an einer Reihe lieblicher Punkte, darunter auch an dem kleinen Orte Katoomba vorbei, welcher am Zusammenlaufe mehrerer anmuthiger Thäler liegt und eine der beliebtesten Sommerfrischen von Sydney ist.

In der Station Blackheath machten wir abermals halt, um an reizend gelegenen Villen vorbei zu dem 5 *km* entfernten Wasserfalle Govett's Leap zu gelangen, wo unser ein ähnliches Bild harrte, wie bei den Wentworth Falls.

Auch hier blicken wir vom Rand einer senkrecht abfallenden Felswand in ein tief unten gebettetes Thal, das von scharfgezackten, felsigen Höhen umsäumt und weithin von einer Matte grüner Baumwipfel bedeckt ist. Die Riesen dieses Thales dünken uns noch kleiner als jene von Wentworth Falls, da die Wand, wie von Menschenhand abgemeißelt, noch tiefer abfällt. In einem Bogen stürzt auch hier ein Gebirgswasser hinab, während ein zweites, kleineres Gewässer, in Myriaden von Tröpfchen zerstäubt, einem Schleier ähnlich zuthal flattert. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne brachten zauberhafte Lichteffecte hervor; das zarte Blau der Atmosphäre verschwamm mit dem rosigen Hauche der beleuchteten Bergspitzen, und über dem dunkelgrünen Walde lagerte sich allmählich veilchenblauer Duft. Selbst der kühlste Kritiker der Natur muss von Wentworth Falls und Govett's Leap begeistert sein; denn ich glaube — ganz abgesehen von meiner Vorliebe und Empfänglichkeit für landschaftliche Schönheit — kühnlich behaupten zu dürfen, dass der Genuss allein, welchen der Anblick der Blauen Berge gewährt, jeden für die Mühen langer Seefahrt nach Sydney reichlich entschädigen muss.

Außer Wentworth Falls und Govett's Leap gibt es hier übrigens noch eine Reihe anderer Punkte, die sich durch hohe landschaftliche Schönheit auszeichnen; doch reichte die kärglich bemessene Frist unseres Aufenthaltes in Neu-Süd-Wales leider nicht hin, alle diese lohnenden Stellen seines Bergreviers in Augenschein zu nehmen.

Wieder im Zug, erreichten wir bald den höchsten, 1025 *m* über dem Meer und unmittelbar vor der Zigzag Station befindlichen Punkt der Bahn. Bei dem das Gebirg überschreitenden Theile der Western Line — Zigzag Railway genannt — hat sich der Erbauer Mr. John Whitton in einer ähnlichen Weise geholfen, wie dies bei der nach Dardschiling führenden Bergbahn der Fall war, da auch hier die Trace im Zickzack geführt ist. Die Zigzags beginnen bei Lapstone Hill und setzen sich bis zu einer 31 *m* unter dem höchsten Punkte der Bahn gelegenen Stelle fort, von wo die Trace nach Bathurst absteigt.

Während wir uns thalwärts senkten, fehlte es nicht an Anzeichen, dass wir uns gegen das Innere des Landes bewegten, uns dessen großen Farmen näherten; denn die Lastzüge bestanden fast durchwegs

aus langen Reihen von Viehwaggons; jeder dieser Waggons war mit lebenden Schafen vollgepfropft, und so beladen rollte Zug für Zug den Docks und den Schlächtereien von Sydney zu. Die trockenen Schafweiden des Innern haben die Züchter zwar darauf angewiesen, zunächst feine Wollthiere und erst in zweiter Linie Fleischschafe zu producieren; allein trotz dieses vorwiegend auf Production von Zuchtschafen und von Massen wertvoller Wolle gerichteten Betriebes ist in Neu-Süd-Wales immerhin auch der Export von Fleischschafen ein bedeutender. Für den Umfang, welchen der Handel dieser Colonie mit Schafvieh überhaupt angenommen hat, spricht, dass im Jahre 1892 1,583.666 Stück Schafe von hier ausgeführt und 520.660 Stücke nach Neu-Süd-Wales eingeführt worden sind.

Bei Sonnenuntergang waren wir am jenseitigen Fuße der Blauen Berge angelangt. Bevor die Bahn wieder völlig in die Ebene tritt, durchzieht sie ein ausgedehntes Gebiet reichhaltiger Kohlengruben, in welchem die Kohle in mächtigen Flötzen liegt und allenthalben Förderungsschächte, Kennzeichen eifrigen Bergbaubetriebes, zu sehen sind; rings um die Schächte wimmelt es von rasch emporgewachsenen Ansiedelungen, die Wohnhäuser der Arbeiter und Werksbesitzer umfassend. Einige Wände aus Wellblech oder Holz, das Dach manchmal bloß aus der starken, holzartigen Rinde des Gummibaumes gefügt — und die Behausung ist fertig. In dieser Art entstehen in Australien Städte und Ortschaften in unglaublich kurzer Zeit, fast wie aus dem Boden hervorgezaubert.

Bei der Station Bathurst wurde das Diner im Zug eingenommen, und gegen Mitternacht waren wir am Ziel unserer Fahrt, in Narromine, von wo aus wir unter der Leitung des Farmers Mr. Mack drei Tage hindurch Jagdzüge unternehmen sollten.

Narromine, 18. Mai.

Als wir in den Waggons — der Train diente als unser ambulantes Quartier — erwacht waren, begrüßte uns ein herrlicher, frischer Morgen. Lange standen wir in voller Ausrüstung bereit, Mr. Macks harrend; doch ließ sich der wackere Farmer zunächst nicht blicken und kam erst gegen 9 Uhr mit einem großen Break, welchem vier gute, australische Pferde vorgespannt waren, angefahren.

Nun fand sich aber für uns, die Diener und die Gewehre nicht genügend Raum auf dem Wagen, so dass erst Reitpferde für einige der Herren von der Weide eingefangen werden mussten. Das beanspruchte

abermals geraume Zeit, obschon die hiemit beauftragten Reiter sehr geschickt vorgiengen: sie setzten dem Rudel weidender Pferde im Galoppe nach und trieben die ausgewählten Thiere dem Gehöfte zu, wo diese gesattelt und bestiegen wurden.

So waren wir denn endlich flott — voran Mr. Mack, ich und mehrere Herren auf dem großen Wagen; dann die übrigen Herren zu Pferd und eine Anzahl ebenfalls berittener Bekannter und Angestellter Mr. Macks, die uns als Treiber dienen sollten. Wir eilten zunächst durch die kleine Ortschaft Narromine, dann an Feldern vorbei, bis wir im Wald anlangten.

Das Jagdterrain lag auf der Besitzung Mr. Macks, der hier ungefähr 220.000 *ha* sein eigen nennt und zu den reichsten Squatters des Landes gehört; denn sein Viehstand beträgt 100.000 Schafe, 500 Stück Rindvieh und 500 Pferde. Einige Flächen seiner Besitzung hat er roden, mit solid gearbeiteten Drahtzäunen einfrieden und mit Weizen bebauen lassen; Schafe, Pferde und Rindvieh müssen sich ihre Nahrung in dem schier unermesslichen »Busche« suchen, in dem nur einzelne, auf weite Strecken gezogene Zäune die Thiere am Verlaufen hindern.

Um die Weideplätze zu vermehren und zu verbessern, bedienen sich die Farmer eines sehr drastischen Mittels, welches in den Augen eines an rationelle Waldcultur gewöhnten Europäers als Vandalismus erscheint.

Da das Holz hier wenig oder keinen Wert besitzt und an eine Bringung desselben nicht zu denken ist, werden die prachtvollen Stämme, um deren Fällung umgehen zu können, so stark — ungefähr handbreit — geringelt, dass sie allmählich absterben, ein Verfahren, welches den Wald ungemein rasch lichtet, so dass Unterwuchs sowie Gras aufsprießen und vorzügliche Weide liefern. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, welch trostlosen Anblick ein derart behandelter Wald bietet: hier ragen mächtige Bäume empor, welche vermöge ihrer unheilbaren Wunde die ersten Spuren des Siechthums zeigen; dort sind andere bereits dem Tode nahe und harren, des Blätterschmuckes beraubt, mit ihren dürren, weit in den Luftraum starrenden Ästen Gerippen gleichend, des Windstoßes, der sie zu ihren schon zu Boden liegenden Brüdern betten wird. Die Verfolgungswuth der Farmer richtet sich namentlich gegen die Eucalypten, da, wie jene behaupten, deren lange, weit ausgreifende Wurzeln den Boden verderben; hingegen werden Nadelholz, Kasuarinen, blaue Gummibäume meist verschont. Infolge dieser Behandlungsart sind die Wälder,

welche schon von Natur aus lichten Bestand aufweisen, noch lückenhafter, so dass man in denselben fast überall ohne gebahnte Wege fahren kann.

Zu den Fahrten in diesen Wäldern gehören jedoch widerstandsfähig construierte Wagen, tüchtige Pferde und eine gewisse Unempfindlichkeit gegen Stöße und Püffe, da es unausgesetzt über die gestürzten, in wildem Gewirr umherliegenden Baumstämme geht. Ich hatte Gelegenheit, diese Fahrbahn bald ebenso kennen zu lernen, wie die Bravour, mit welcher Mr. Mack im schärfsten Trab und Galopp über gefallene Waldriesen hinwegfuhr, die ich als ganz unübersteigliche Hindernisse betrachtet hätte. Allerdings mussten wir, um nicht herabgeschleudert zu werden, uns mit beiden Händen an den Wagen klammern, und bald saß Mr. Mack auf meinem Schoße, bald ich auf dem seinen; doch focht uns dies weiter nicht an und fort giengs, immer drauf los im gleichen Tempo.

Nach einiger Zeit wurde die tolle Fahrt unterbrochen und Kriegsrath gehalten, während dessen ich drei reizende Papageien erlegte, die in der Nähe des Wagens eingefallen waren und alle Farben des Regenbogens in ihrem Gefieder aufwiesen.

Der getroffenen Bestimmung gemäß unternahm ich nun zunächst eine Pürsche zu Wagen auf Känguruhs, während die Reiter mit den Windhunden auf erhebliche Entfernung zurückblieben, und in der That erblickte ich bald ein Rudel Känguruhs, die, schon von weitem ausreißend, in den drolligsten Sprüngen durch den Wald flüchteten; aber die Hunde hatten das Wild bereits eräugt, waren trotz aller Zurufe der Reiter nicht mehr zurückzuhalten und setzten den Känguruhs nach. In wenigen Minuten hatten die Hunde auch ein mittelgroßes Stück abgefangen, wurden aber abgepeitscht und noch weiter zurückgeführt, worauf es mir gelang, mit dem Wagen so nahe an ein Känguruh heranzukommen, dass ich es mit der Kugel strecken konnte, als es sich eben ganz aufrecht auf die Hinterläufe gesetzt hatte. Die Erlegung des ersten Känguruhs freute mich umsomehr, als dasselbe ein schönes Exemplar der großen Art Macropus giganteus war.

Nach diesem ersten Erfolge war es aber nicht mehr möglich, sich den scheuen Thieren auf Schussdistanz zu nähern; theils weil unser Riesenwagen mit den vier Pferden im trockenen Holze zu viel Getöse verursachte, theils weil die ungeberdigen Hunde das Wild zu sehr beunruhigten, so dass Mr. Mack, die Fruchtlosigkeit unserer Bemühung einsehend, sich entschloss, einen Trieb zu versuchen.

Der Trieb war kaum eingeleitet, als ein Reiter mit der Meldung heransprengte, dass die Känguruhs aus dem Trieb ausgebrochen seien und in nachbarliches Gebiet gewechselt hätten, worauf ich und noch zwei Herren auf den Wagen sprangen, welchen Mr. Mack, um den Känguruhs zuvorzukommen, ohne jede Rücksicht auf das Terrain, über Stock und Stein im gestreckten Galoppe, was die Pferde laufen konnten, quer durch den Wald lenkte. Ich hatte die Empfindung, als säße ich auf dem Protzkasten eines Geschützes, welches im vollen Laufe Hindernisse zu nehmen hat, und konnte die außerordentliche Widerstandsfähigkeit des Wagens nur bewundern. Plötzlich hielt Mr. Mack an und zeigte mir den Platz, auf dem ich mich anstellen sollte. Im ersten Momente war ich über meinen Stand nicht wenig erstaunt; denn vor mir blöckten in der Richtung, aus welcher getrieben werden sollte, 1400 Schafe, linkerhand befand sich ein hoher Drahtzaun, zur Rechten fasste auf wenige Schritte Mr. Mack mit seinem großen Wagen Posto, und hinter mir weideten Pferde. Doch hatte ich nicht lange Zeit zur Überlegung; denn die Gewehre waren kaum geladen, als ich schon das Schreien und Peitschengeknalle der reitenden Treiber vernahm und unmittelbar darauf ein großes Rudel Känguruhs geradewegs zwischen der Schafherde und dem Drahtzaun auf mich zuhüpfen sah. Sie waren noch auf ungefähr 100 Schritte entfernt, als ich hinter mir brechen höre und drei Känguruhs an meinem Stande vorbeiflüchten sehe. Mit raschem Coup double erlegte ich ein sehr starkes, altes Weibchen und ein mittelgroßes Stück. Durch die Schüsse wurde das Rudel, welches schon ganz nahe an meinen Stand herangekommen war, in Verwirrung gebracht, das Leitkänguruh sprang von einem Platz zum anderen, die Herde ihm nach, so dass ich unmittelbar nacheinander noch drei Stücke derselben erlegen konnte.

Ein größeres, in flüchtigen Sprüngen sich fortbewegendes Känguruhrudel bietet einen äußerst fremdartigen und komischen Anblick. Man sollte übrigens nicht glauben, wie behende die scheinbar unbehilflichen Thiere sind und welch gewaltige Sätze sie dank den stark entwickelten Hinterläufen und dem Schwanze, mit dem sie sich vom Boden abschnellen, auszuführen vermögen. Sie sind scheu und wachsam, namentlich das Leitkänguruh äugt und windet fortwährend nach allen Richtungen.

Zwei der Weibchen trugen in den Taschen je ein Junges, die, als die Mütter erlegt waren, herauskrochen; das eine derselben war behaart, das andere noch nackt, doch zeigten sich beide lebensfähig.

Meine beiden Nachbarschützen hatten ebenfalls geschossen, doch gefehlt. Die inzwischen angelangten Reiter brachten drei Känguruhs, welche von den Windhunden gefangen worden waren, was übrigens nicht so glatt ablief, da sich besonders ältere Känguruhs gegen Hunde zur Wehre setzen und ihnen tiefe Wunden mit den scharfen Krallen der Hinterläufe beibringen, so dass auch diesmal zwei Hunde stark geschlagen waren.

Während wir die erlegten Stücke betrachteten und deren Felle abgestreift wurden, tauchten hinter uns abermals Känguruhs auf, welche, obgleich die Reiter alsbald im Sattel waren, nicht mehr gewendet werden konnten.

Wie in Indien, so huldigen die Söhne Albions auch im australischen Busche der Sitte des Luncheons, welcher wir uns nun zu unterwerfen hatten; doch ließ sich das Lunch wenigstens waidgerechter an, da es keinen Champagner, noch auch silbernes Essgeräth oder eine gedeckte Tafel gab, sondern nur am offenen Feuer über einem Rost ein Hammel gebraten und dann halb roh, halb verbrannt, verzehrt wurde. Die Zeit, welche diese culinarische Procedur erforderte, benützte ich, um einige Vertreter mir neuer Vogelarten zu erlegen.

Über Proposition Mr. Macks wurde noch ein Trieb in einem licht bestockten Eucalyptus-Walde, der von hohem, gelbem Gras unterwachsen war, durchgeführt, wobei die Reiter zuerst zwei auffallend starke Känguruhs auftrieben, deren eines von Clam, das andere — in tollster Flucht — von mir mit der Kugel erlegt wurde. Zum Schlusse kam mir längs eines Zaunes noch ein Känguruh angesprungen, das ich schoss, als es den Arm eines Wasserlaufes passierte.

Da die Zeit für einen weiteren Trieb schon zu sehr vorgerückt war, führte mich unser Jagdherr quer durch den Busch an einen Wasserriss, der, mitten im Walde gelegen, ein beliebter Einfallplatz für Wasserwild, besonders für Pelikane, sein sollte. Ich bat Mr. Mack, nicht bis an das Wasser anzufahren, sondern früher zu halten, so dass wir uns anpürschen könnten; er aber meinte, dass das Wild gar nicht scheu sei und auch angesichts des Wagens ganz gut standhalten würde. Meine Befürchtung erwies sich jedoch als begründet; denn als wir mit diesem vorsündflutlichen Wagen an das Wasser angedonnert kamen, strich eine große Kette der schönsten Pelikane mit schwerem Flügelschlag ab und war alsbald hoch in den Lüften; gleichwohl gelang es mir und Wurmbrand, die wir schnell abgesprungen waren, zwei dieser mächtigen Vögel (Pelecanus conspicillatus) herabzuholen, die mit dumpfem

Fall in das hoch aufspritzende Wasser stürzten. Da ich hoffte, dass die den Wasserarm noch immer umkreisende Kette wieder einfallen würde, verbarg ich mich hinter einem großen Baum, und in der That senkten sich die Pelikane immer tiefer und tiefer. Leider verdarb aber der gute Mr. Mack in der besten Absicht alles; denn im entscheidenden Augenblicke kam er mit seinem Wagen wieder angefahren, um mir zu sagen, ich solle nur ja recht grobe Schrote nehmen. Selbstverständlich verschwanden die scheuen Vögel auf Nimmerwiedersehen. Dafür hatte wenigstens allerlei Wasserwild anderer Arten, welches den schmalen Wasserriss auf und ab strich, ausgehalten. Ich konnte hier Kraniche (Antigone australasiana), ferner Löffelreiher (Platalea regia), graue Reiher (Ardea pacifica), Cormorane und Schlangenhalsvögel (Plotus novae hollandiae) sowie mehrere Exemplare einer australischen Ibisart und zahlreiche Enten beobachten und einzelne Vertreter dieser reichen Ornis erlegen.

Aber auch jetzt konnte Mr. Mack sich nicht gedulden; er kam mit dem Wagen und einigen Reitern bald wieder in meine Nähe, so dass ich, endlich das Nutzlose weiteren Wartens einsehend, die Jagd aufgab und meinen Sitz auf dem Kutschbock einnahm — nicht ohne Bedauern; denn das stille Wasser im Walde bildete nicht nur landschaftlich ein hübsches Plätzchen, sondern hätte mir auch Gelegenheit geboten, noch manch interessantes Stück zu erbeuten. Ungefähr 6 *km* weit giengs nun im Wagen, gefolgt von der ganzen Cavalcade, durch den Wald zurück, bis wir nach Sonnenuntergang wieder in Narromine anlangten.

Die Ausdauer der heute in unseren Dienst gestellten australischen Pferde war geradezu bewundernswert; denn diese mussten mit Ausnahme der Frühstückspause fortwährend im flotten Jagdgaloppe gehen, ohne dass die Reiter sie hiebei etwa geschont hätten. Ja, während des Rückweges trieben einige der Reiter noch allerlei Scherze, indem sie einander nachjagten und eine Art Jeu de barre aufführten. Auch unser Viererzug hatte den schweren, mit sechs Personen beladenen Break den ganzen Tag über querfeldein in scharfem Trab oder Galoppe gezogen — Leistungen, die um so höher anzuschlagen sind, als die Pferde hier nie Hafer oder ein anderes Körnerfutter erhalten, sondern ausschließlich auf die Weide angewiesen sind, da sie, sobald man ihrer nicht mehr bedarf, freigelassen werden und für sich selbst zu sorgen haben. Die Pferde sind meist groß, haben keine schönen Formen, aber knochigen, ungemein kräftigen Bau. Jeder Farmer hält eine bedeutende Anzahl von Pferden, so dass jeden Augenblick im Busche Rudel von

sechs bis acht Stücken zu sehen sind; werden nun deren einige gebraucht, so treibt man sie entweder in eine Einzäunung oder fängt sie mit dem Lasso ab.

Nicht selten geschieht es, dass ein Farmer sich genöthigt sieht, die Anzahl der Pferde zu verringern; dies ist namentlich in den traurigen Jahren der Dürre, die sich von Zeit zu Zeit im ganzen Land einstellt, der Fall; dann handelt es sich darum, den spärlichen Weideertrag wenigstens einem Theile der Schafherde dadurch zu sichern, dass der übrige Viehstand möglichst eingeschränkt wird; so wurden auf mehreren der großen Farmen anlässlich der letzten Dürre an 6000 Pferde im Wald erschossen. Die Dürre bildet den ärgsten Schrecken für den australischen Farmer, da infolge derselben alle Quellen, Bäche und stehenden Wasser versiegen, der Graswuchs verdorrt, das Vieh an Hunger und Durst zugrunde geht. Die Farmer müssen dann darauf bedacht sein, mindestens einen kleinen Stamm ihrer Schafherde zu erhalten, um hiemit im nächsten Jahre die Aufzucht von neuem beginnen zu können; alles übrige Vieh aber, Rinder, Pferde und Schafe, ist verloren. Heuer war ein besonders regenreiches Jahr und daher die Weide allenthalben sehr üppig, so dass wir überall im Walde gesunden und wohlgenährten Herden begegneten.

Hodek, welcher den ganzen Tag über wacker mit den Treibern geritten war, hatte ebenfalls seine Strecke, indem er zwei von dem großen Trupp abgetrennten Känguruhs so lange nachsetzte, bis er sie glücklich gefangen hatte; doch verirrte er sich bei dieser wilden Jagd im Busche, so dass wir nach Abbruch der Jagd einige Reiter auf die — binnen kurzem erfolgreiche — Suche nach ihm aussenden mussten.

Während der Durchfahrt durch Narromine lernte ich Mrs. Mack kennen, die mit ihrer Tochter und mehreren anderen Damen in mit Ponies bespannten Wagen des Weges kam. Der eilfjährige Sohn Mr. Macks, George, ein prächtiger Bursche und tüchtiger Naturreiter, hatte tagsüber als wackerer Treiber fungiert.

Den Abend und die Nacht verbrachten wir wieder in unserem Extrazuge.

Narromine, 19. Mai.

Mr. Mack hatte mich eingeladen, seine Farm zu besichtigen und beigefügt, sie sei auf der Fahrt nach dem Jagdplatze mit einem kleinen Umwege leicht zu erreichen. Ich folgte dieser Aufforderung mit Vergnügen, da ich gespannt war, das Haus eines Farmers kennen zu

lernen, in dem er inmitten der Herden, der unermesslichen Weiden und Wälder, so ziemlich von der Außenwelt abgeschnitten, zumeist auf sich selbst und auf die Familie angewiesen, seine Tage verbringt.

Bald hatten wir die Farm erreicht — ein äußerst nettes, ebenerdiges Gebäude mit einer ringsumlaufenden, offenen Veranda, ähnlich den Wohnhäusern der kleinen Gutsbesitzer in den südlichen Ländern unserer Monarchie. Das Haus ist aus getrocknetem Lehm erbaut und nur mit Wellblech überdacht, im Innern aber sehr geschmackvoll und gemüthlich ausgestattet. Im Salon empfieng mich die gesammte Familie Mack, in Gesellschaft einiger Freundinnen, die aus Melbourne und Sydney zu Besuch gekommen waren. Auch der wohlgepflegte, reizende Garten, in welchem ungeachtet des in Menge gefallenen Reifes die schönsten Blumen blühten und köstliche, uns zur Labung dargereichte Weintrauben an einem Laubengange prangten, wurde in Augenschein genommen. Als mir Minister Suttor plötzlich vorschlug, die im Haus anwesenden Damen zu unserem abendlichen Diner im Salonwagen einzuladen, war ich anfänglich nicht wenig betreten; da ich jedoch noch niemals Damen in einem Salonwagen bewirtet hatte, insbesondere nicht im australischen Busche, so trieb mich der Reiz der Neuheit, auf den Vorschlag einzugehen — ein Entschluss, der zum Theile durch die angenehme Aussicht erleichtert war, mich nach des Tages Mühen im Kreise schöner Damen zu befinden, unter welchen die Palme einer durch mandelförmig geschnittene, prächtige Augen ausgezeichneten, jungen Australierin gebürte.

Die Fahrt zum Jagdplatze fortsetzend, kamen wir an Gebäuden vorbei, in welchen die Schafe Mr. Macks mittels Maschinen geschoren werden, eine Procedur, die sich so ungemein rasch vollzieht, dass ein Mann im Tage 100 Schafe zu scheren im Stande ist. Da jedoch jetzt nicht die Jahreszeit für die Schafschur war, konnten wir leider die Maschinen nicht in Thätigkeit sehen.

Auf dem Jagdplatze nahm der erste Trieb auf Känguruhs sofort seinen Anfang; doch schien leider die Passion, dem Wilde mit den Hunden nachzusetzen, die treibenden Reiter etwas zu sehr befallen zu haben, da zwar viele Känguruhs im Triebe waren, aber alle zur Seite oder rückwärts ausbrachen, so dass ich nur ein Stück erlegen konnte, während deren zwei gekillt wurden.

Mein Stand war diesmal in der Nähe eines großen Känguruhfanges, das ist eines mit hohen Zäunen umgebenen Platzes, zu dem breite, sich immer mehr verschmälernde Zugänge führen. Diese Vor-

richtung dient dazu, größere Mengen Känguruhs einzufangen und dann zu erschießen oder todtzuschlagen. Wenn nämlich die Känguruhs in einer Gegend stark überhandnehmen, was bei ihrer raschen Vermehrung sehr leicht geschieht, so beginnen die Farmer für ihre Weide zu fürchten, da die Känguruhs die gleiche Nahrung beanspruchen, wie die Schafe; mehrere in demselben Districte befindliche Farmer arrangieren dann gemeinschaftlich große Treibjagden zu Pferde, wobei sie die Känguruhs rudelweise in solche Einfänge treiben und hiedurch oft unglaublich scheinende Mengen erbeuten. So sollen vor kurzem bei mehreren derartigen im Verlauf eines Jahres abgehaltenen Razzias auf Territorien von nicht mehr als 1000 bis 1300 *ha* bei 60.000 Känguruhs erlegt worden sein. Das Fleisch der Känguruhs wird nicht verwertet, dagegen liefert ihr Fell einen schätzbaren Artikel, besonders zur Ausfuhr nach Europa. 1892 wurden 144.712 Känguruhs und 655.598 Wallabies getödtet. Was die Fruchtbarkeit der Känguruhs anbelangt, so dürfte dieselbe jener unserer Hasen gleichkommen, da sonst bei der unablässigen Verfolgung das Vorkommen so bedeutender Mengen nicht gut denkbar wäre; allerdings erhalten diese Thiere in den bewohnten Strecken stets wieder frischen Zuzug aus den noch im Urzustande befindlichen, ausgedehnten Theilen des Landes.

Der gebratene oder eigentlich nur angekohlte Hammel füllte auch heute eine Pause aus, worauf wieder eine Jagd auf Wasserwild folgte. Nach den gestrigen Erfahrungen versprach ich mir anfänglich nicht viel, wurde aber dann sowohl durch die Originalität der Jagd, wie durch die erzielte Strecke sehr angenehm enttäuscht. An einem langen, flussähnlichen Wasserarm angelangt, der sich mitten im Walde zwischen den Bäumen hindurchschlängelte, wollte das Jagdgefolge das Wasserwild von beiden Seiten zu Pferd aufjagen, so dass es seinen Zug stets in der Mittellinie des Wassers auf und ab nehmen sollte. In dem Wasser standen viele abgestorbene Eucalyptus-Bäume, welche der Örtlichkeit ein eigenthümlich melancholisches Gepräge verliehen. Da der Wasserspiegel aber ungefähr 220 Schritte breit war, daher mit Schrot nicht überschossen werden konnte, erklärte mir Mr. Mack, — ein Farmer kennt keine Schwierigkeit — er werde mich mit dem Wagen in das Wasser führen, dort die Pferde ausspannen und ich solle dann vom Kutschbock aus schießen. Gesagt, gethan! Nach einigen kräftigen Peitschenhieben entschlossen sich die Pferde, den Wagen in das Wasser, das ihnen gleich anfangs beinahe bis an die Schultern reichte, hineinzuziehen und brachten denselben, in immer größere Tiefe

gelangend, halb schwimmend, halb aufrecht gehend, endlich in die Mitte des Wassers. Vom Bock aus löste Mr. Mack die Stränge der Pferde, schwang sich auf den Rücken eines derselben und erreichte so das andere Ufer, während er mich meinem Schicksal überließ. Da aber auch der Kutschbock schon halb unter Wasser stand, so musste ich ein nicht gerade angenehmes Sitzbad nehmen. Das Wasser war eiskalt, — hatte es doch in den vorangegangenen Nächten gefroren — und die Jagd dauerte über eine Stunde; kleine Übelstände, auf die man jedoch in der Hitze des Gefechtes nicht achtet.

Ich war auf meinem feuchten Hochstande mit dem Laden der Gewehre eben fertig geworden, als schon ein Zug Enten nach dem andern über meinen Kopf strich, so dass ich das Feuer gleich eröffnen konnte; allerdings ohne sonderliches Ergebnis, da die Flüge ungemein hoch zogen. Wer beschreibt nun meinen Ärger darüber, dass in dem Augenblick, in dem ich wieder einmal auf zu große Distanz ohne Erfolg geschossen und die Gewehre noch nicht geladen hatte, ein schwarzer Schwan vorbeistrich, ein Exemplar jener höchst interessanten Art der australischen Ornis, die ich an diesem Wasser zu finden gar nicht erwartet hatte. Zum Glücke blieb mir nicht lange Zeit zur Erwägung des misslichen Falles; denn nach wenigen Minuten schon sah ich aus der Ferne ein Paar schwarzer Schwäne heranstreichen und hatte das Waidmannsheil, beide mit Coup double zu erlegen. Es waren selten schöne Vögel mit schwarzem, geschmeidigem Leibe, weißen Schwingen und intensiv rothen Schnäbeln. Gegen Ende des Triebes, der sehr geschickt ausgeführt worden war, kam mir noch ein Schwan zugestrichen, den ich aus bedeutender Höhe herabschoss. Meine Gesammtbeute bestand, abgesehen von den drei Schwänen, welche die Pièce de résistance des heutigen Tages bildeten, in 12 Enten, zumeist australischen Löffelenten, ein Ergebnis, das wohl nicht im Verhältnisse zu der Anzahl der verbrauchten Patronen stand; aber die Enten strichen eben in beträchtlichen Höhen.

Nun galt es für mich, wieder aus dem Wasser herauszukommen, was jedoch große Schwierigkeiten bot. Die Pferde wurden zwar durch Berittene bis an den Wagen gebracht; doch kam man mit dem Einspannen nicht zurecht, da dasselbe vom Kutschbock aus bewerkstelligt werden musste und die Pferde sich völlig stützig zeigten; war eines derselben endlich eingespannt, so riss sich das zweite los, das dritte wollte gar nicht mehr in die Nähe des Wagens, das vierte stieg kerzengerade empor, und schließlich begannen Wagen und Pferde sich im Kreise

zu drehen, so dass endlich die Deichsel brach. Nachdem die Bemühungen lange Zeit und vergeblich gewährt hatten, sprang ich vom Kutschbock aus auf das Pferd eines der Treiber und schwamm so aus dem Wasser, worauf es nach einiger Zeit gelang, Pferde und Wagen an das Ufer zu bringen.

Den Abschluss der heutigen Jagd sollte abermals ein Känguruhtreiben bilden. Da es infolge der Episode im Wasser bereits spät geworden, drängte Mr. Mack sehr und führte uns abermals in gestrecktem Galoppe quer durch den Wald über die Baumstämme hinweg, dass uns Hören und Sehen schwand. Während der Fahrt sah ich in ziemlicher Entfernung unter einem Nadelholzbaum ein Känguruh sitzen; ein glücklicher Kugelschuss streckte es im Feuer.

Mitten im Wald, in dem getrieben werden sollte, trafen wir mit den vorausgesandten Reitern zusammen, die auch nicht müßig geblieben waren, sondern einen Emu parforciert hatten. Das Thier, welches aufrecht stehend höher ist als ein erwachsener Mann, lag mit gebundenen Ständern am Boden und wurde abgeknickt, um der Sammlung einverleibt zu werden; dasselbe ist ungemein flüchtig, und die Reiter mussten den Emu mehrere Kilometer im schärfsten Run hetzen, bis sie ihn abgefangen hatten, so dass die Pferde vollständig ausgepumpt waren.

Der Trieb auf Känguruhs misslang und zwar wohl aus demselben Grunde, wie der vormittags unternommene; denn es gab zwar sehr viele Känguruhs, aber zu scharf gehetzt, stoben sie auseinander und brachen an den Seiten aus, so dass nur ein Stück erlegt und ein zweites von den Hunden gefangen wurde.

Meiner Einladung entsprechend, fand das Diner im Waggon in Gesellschaft der Damen aus dem Hause Mr. Macks statt und verlief recht unterhaltend in zwangloser Heiterkeit; des Sprichwortes, dass Würde Bürde bringt, eingedenk, widmete ich mich als Hausherr vorzugsweise den älteren Damen, während meine Herren den jüngeren Mitgliedern der Tafelrunde die Honneurs machen konnten.

Mullengudgery, 20. Mai.

In der Nacht waren wir von Narromine nach Mullengudgery gefahren, wo wir auf den Besitzungen mehrerer Farmer jagen sollten, welche beabsichtigten, uns hiebei Gesellschaft zu leisten. Als die bedeutendsten unter ihnen sind Mr. Alison und Mr. Campbell zu nennen.

Zunächst war eine Wagenpürsche auf Australische Trappen beabsichtigt, welcher ich mit Interesse entgegensah, da ich diese Art Wild noch nicht kennen gelernt und naturgeschichtlich noch nicht beschrieben gefunden hatte. Bei Morgengrauen holte mich Mr. Campbell in einem kleinen Wagen ab, auf dem ich mit Clam Platz nahm, und nun gieng es in der uns schon bekannten, australischen Manier alsbald in scharfem Tempo querfeldein bis zu einer großen Heide, die als Schafweide dient und mit Grasbüscheln sowie mit einzelnen Baumgruppen bestockt war. Bald zeigte mir Mr. Campbell einen großen Vogel, der mit erhobenem Hals in der Heide stand und den ich, während wir versuchten, ihn anzufahren, als Trappen erkannte.

Der Australische Trappe scheint die gleichen Eigenschaften, vor allem dieselbe Scheu zu besitzen, wie sein europäischer Bruder; denn auch hier hielt er nicht stand. Ein auf weite Entfernung abgegebener Kugelschuss blieb erfolglos. Wir fuhren nun unausgesetzt auf der Heide umher und sahen auch noch viele Trappen; doch strichen diese immer schon auf viele hundert Meter vor unserem Wagen ab, so dass ich nur einmal auf Kugeldistanz an einen Trupp herankommen und ein schönes Exemplar erlegen konnte, welches aber leider durch die 500er Kugel stark zerschossen wurde. Das Gefieder des Australischen Trappen ist von jenem des europäischen verschieden, da der Hahn einen großen schwarzen Schild auf der Brust trägt, während die Rückenfedern geperlt sind; auch fehlt ihm der Bart unseres Trappen.

Diese Morgenpürsche war sehr anregend, weil ich außer den vielen Trappen noch Vertreter verschiedener anderer, mir noch neuer Vogelgattungen beobachten konnte, so den Australischen Kranich, der unter fortwährendem Geschrei Nahrung suchend umherstolziert; einen solchen schoss ich mit der Kugel, ohne desselben jedoch habhaft zu werden. Auf einem dürren Baume saß ein ganzer Flug Ibisse, und an anderer Stelle erblickte ich zum erstenmal ein Pärchen der so schönen, rosarothen Kakadus mit der rothen Haube, die sie jeden Augenblick herausfordernd aufstellen. Während der Rückfahrt fiel mir ein schöner Falke (Hieracidea berigora) zur Beute.

Wieder auf der Station angelangt, fand ich daselbst die anderen Herren, mit welchen ich nun gemeinsam vorerst auf Wasserwild und nachmittags auf Emus auszog.

Mit einiger, landesüblicher Verzögerung setzten wir uns in Bewegung, gefolgt von einer Anzahl Berittener. Diesmal stellte sich unser Wagen als ein noch gewaltigeres Fuhrwerk denn jenes in Narromine

dar; derselbe war eigentlich ein Streifwagen von ungeheuerlichen Dimensionen und pyramidaler Höhe, doch bewährte sich dieses von dem gleichfalls anwesenden Mr. Mack gesteuerte Gefährte vortrefflich. Letzterer lenkte das Ungethüm zur Abkürzung des Weges mitten durch Nadeljungholz von wenigstens 3 *m* Höhe hindurch, so dass der Wagen zufolge seiner Wucht die Bäume knickte und darüber hinwegdonnerte, was mit einem anderen, leichteren Gefährte kaum thunlich gewesen wäre. Außerordentlich geschickt benahmen sich hiebei die vier vorgespannten Pferde, indem sie in Sprüngen und Windungen durch das Dickicht drangen.

Unmittelbar nach der Abfahrt sahen wir große Mengen von Trappen, die überall in kleinen Trupps in dem offenen Terrain standen oder an uns vorbeizogen; ebenso huschten allenthalben Kaninchen umher oder saßen vor den Bäumen zu sechsen oder achten beisammen. Diese Thiere bilden wohl die schlimmste Landplage Australiens; denn sie haben sich, seinerzeit importiert, in erschreckender Weise vermehrt und sind nun unausrottbar. In welcher Zahl die Kaninchen vorkommen, beweist die Mittheilung Mr. Campbells, dass er auf seiner Farm in einer Nacht oft über 8000 Stücke in Fallen fange, ohne dass eine Abnahme zu bemerken sei; ja mehrere Nachbarfarmer von Mullengudgery waren sogar gezwungen gewesen, auszuwandern, da sie sich dieser Thiere nicht mehr erwehren konnten. Die Zahl der Kaninchen hatte im Jahre 1883 so ungeheuer zugenommen, — es waren in einem einzigen Jahre 102.300 km^2, ein den Flächeninhalt von Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich noch übertreffendes Gebiet, durch die »Kaninchenpest« zerstört worden — dass die Regierung von 1883 bis 1890 bedeutende Subsidien bewilligte, um dem Weitergreifen der Kaninchen Einhalt zu thun.

Die Beträge, welche die Regierung für die Ausrottung der Kaninchen verausgabt hat, werden auf mehr als 12,000.000 fl. ö. W. geschätzt. Das einzig wirksame Mittel hiezu stellt die Absperrung der bedrohten Gebiete durch Drahtnetze, Wire netting, dar, deren die Regierung im ganzen 1688 *km* errichtet hat, während die Länge der von den einzelnen Herdenbesitzern des Landes hergestellten Drahtnetze auf nahezu 21.560 *km* beziffert wird.

Als wir in ein kleines, ziemlich dichtes Wäldchen gelangt waren, wurden plötzlich einige Emus flüchtig, welchen die Reiter sofort nachsetzten, bis sie dieselben in eine von Drahtnetzen gebildete Ecke getrieben hatten. Leider aber war es den Vögeln, bevor wir noch mit

den Gewehren herbeigekommen waren, nach mehrfachen Versuchen gelungen, die Einzäunung zu übersetzen und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.

Die Nähe eines großen Sumpfes machte sich durch eine Unzahl von Kranichen bemerkbar, welche in dem niederen Röhricht umherstanden und die Luft mit heiserem Geschrei erfüllten. Die Jagdleiter hatten die Absicht, uns an verschiedenen Punkten, wo sich freiere Wasserflächen befanden und Enten einzufallen pflegen, zu vertheilen und dann das Wild wieder zu Pferd aufzutreiben. Wurmbrand und Clam blieben am Beginne des Sumpfes stehen, während ich noch ungefähr 7 *km* weiterfuhr und, auf dem Weg an offenen Tümpeln vorbeikommend, einige Stücke Wild schoss, darunter eine seltene Weihe. Ein ziemlich tiefer Wasserarm wurde mit dem Wagen im Galoppe genommen, worauf ich mich auf meinem Stande befand, an einem kleinen Teiche, der zwischen zwei größeren Sumpfadern gelegen war; hier wählte ich mir einen günstigen Platz unter einem starken Weidenstrunk und überblickte mit gespannter Aufmerksamkeit das umliegende Terrain.

Nach und nach strichen einzelne Flüge von Enten heran, aber meist in solcher Höhe, dass ich nicht schießen konnte. In weiter Ferne hörte ich Schüsse fallen, hin und wieder auch das Knallen der Peitschen; doch schien das Wild eine andere Richtung eingeschlagen zu haben und meinen Standplatz zu meiden. Die Jagdleiter hatten offenbar irrig combiniert und die Schützen zu weit von einander aufgestellt, so dass sich das Wild vertheilen und bereits nach den ersten Schüssen in alle Weltgegenden abstreichen konnte; auch waren im Verhältnisse zu der Anzahl von Schützen zu viel Einfallstellen unbesetzt geblieben, welche das Wild, uns das Nachsehen lassend, vorgezogen hatte. Ich wartete zwei Stunden lang und musste mich im Verlaufe dieser Zeit mit vier Enten begnügen, bis meine Ausdauer gegen Schluss der Jagd hin ihren Lohn fand, indem ich zwei Vögel erlegte, welche eine schöne Vermehrung meiner Sammlung darstellten: einen Ibis, welchen ich aus einem über meinen Kopf hinwegstreichenden Schwarme herausschoss, sowie einen Australischen Kranich. Dieser war in meiner Nähe auf ungefähr 200 Schritte eingefallen, worauf ich ihn zuerst zweimal mit der Kugel fehlte, und endlich, da er, nicht wissend, woher die Schüsse kamen, noch immer sitzen blieb, mit der dritten Kugel erbeutete.

Die Herren meiner Gesellschaft waren ebenfalls nicht leer ausgegangen und brachten zwei schöne Trappen, welche sie in der Nähe des Sumpfes in sandigem Terrain angetroffen hatten.

Schon während des Triebes hatte ich in weiter Entfernung mehrere Emus vorbeiwechseln gesehen, und drängte nun, da es mir hauptsächlich darum zu thun war, eines dieser seltenen Thiere zu erlegen, die Farmer, den Nachmittag zum Treiben auf dieselben zu verwenden. Bereitwilligst leisteten sie dieser Bitte Folge und stellten mich längs eines Zaunes in einer mit verkrüppelten Bäumen und Büschen bedeckten Ebene an, während die Reiter einen großen Bogen machten, um mir die etwa vorhandenen Emus zuzutreiben. Vor mir standen einige ganz niedrige Sträucher des Salzbusches, der Lieblingsnahrung weidender Schafe; hinter diesen Sträuchern suchte ich mich so gut als möglich zu decken. Ich mochte kaum 20 Minuten gewartet haben, als ich bereits die lauten Rufe der herangaloppierenden Reiter vernahm und eine Staubwolke sich auf mich zubewegen sah. Nun bot sich mir ein äußerst merkwürdiges Bild: ein Trupp von mindestens 40 Emus, die mit hocherhobenen Hälsen in vollem Lauf einherstürmten; allen voran ein beinahe schwarzer, großer Leithahn, die ganze Herde in wilder Unordnung hinterdrein. Die Thiere eilten den Zaun entlang, den sie nicht zu übersetzen wagten, und versuchten zeitweise gegen die offene Ebene auszubrechen, was jedoch von den Reitern geschickt verhindert wurde. Nur mehr auf 40 Gänge von mir entfernt, erblickten mich die ersten Stücke, und jetzt stob die ganze Herde auseinander; ich sandte dem nächsten Emu zwei Schrotschüsse nach, hörte die Schrote an das dichte Federkleid anprallen, konnte auch wahrnehmen, dass er schwer getroffen war, vermochte aber leider nicht zu hindern, dass er flüchtig abzog; hiedurch gewitzigt, griff ich rasch nach dem Stutzen und schoss einen alten Hahn, der sich eben zur Flucht abgewendet hatte. Andere Schüsse waren der nachjagenden Reiter halber nicht mehr anzubringen. Die Herde flüchtete nun in rasendem Laufe der Ebene zu, wobei von meinen Herren, welche bedauerlicherweise unrichtig, nämlich in zweiter Linie, aufgestellt worden waren, nur Clam den Emus einige Kugelschüsse auf weite Entfernung nachsenden konnte. Wären die Herren auf den richtigen Plätzen seitwärts von mir gestanden, so hätte die Strecke jedenfalls bedeutender sein müssen.

Das von mir mit Schrot angeschweißte Stück wurde bald darauf von zwei Reitern ausgemacht. Die erlegten Stücke waren selten schöne und große Exemplare, deren Erbeutung mir um so willkommener war, als behauptet wird, dass diese mächtige Vogelart ganz im Aussterben begriffen sei.

Die Reiter machten den Versuch, den Trupp noch einmal zurückzutreiben, und zwar von der anderen Seite her, so dass wir uns auf den Ständen nur umzuwenden brauchten. Nach längerer Zeit kamen auch einige Stücke auf uns zu; doch hatten sich die Emus mit ihren feinen Sinnen die gefahrdrohende Stelle genau gemerkt und brachen, ohne gewendet werden zu können, schon in weiter Entfernung vor den Ständen aus.

Mr. Campbell schlug mir nun, da die Fortsetzung der Jagd auf Emus aussichtslos war und noch Zeit erübrigte, vor, auf Kakadus und Trappen auszuziehen, und sandte, um den Aufenthaltsort eines Kakadufluges auszukundschaften, zwei seiner Reiter aus, die nach wenigen Minuten schon mit der Meldung zurückgesprengt kamen, dass sie einen Schwarm ausfindig gemacht hätten. So rasch es unser Wagen gestattete, fuhren wir in der angegebenen Richtung und sahen nach Zurücklegung einer Strecke von 2 *km* bereits einen Flug herrlicher rosenrother Kakadus (Cacatua roseicapilla) über die Wipfel der Bäume streichen und auf einer freien Fläche einfallen. Sofort sprangen ich und Wurmbrand vom Wagen ab, pürschten uns an und sahen 300 bis 400 der rothen Köpfe mit aufgestellter Haube aus dem Gras emporragen, späterhin die zierlichen Thiere selbst, Äsung suchend, gravitätischen Schrittes einherstolzieren; als wir auf 60 Schritte herangekommen waren, stand der Flug wie auf Commando auf, und mit zwei Schüssen holte ich drei Stücke herab, die kreischend auf dem Boden umherflatterten.

Einem eigenthümlichen Triebe folgend, trennen sich Kakadus von getödteten oder verwundeten Kameraden ihres Fluges nicht so bald, sondern beschreiben um dieselben einen Kreis in der Luft und stoßen immer wieder herab, mag auch noch mehreremale auf sie geschossen werden. So erhob sich auch hier der farbenbunte Kakaduschwarm wie eine rosenrothe Wolke in die Lüfte, um alsbald im pfeilschnellen Fluge herabzustürzen. Noch zehn Stücke wurden erlegt, bis der Schwarm doch höher stieg und endlich über den Wipfeln der Eucalypten verschwand.

Bald darauf schoss ich während der weiteren Fahrt noch drei reizende, kleine Papageien sowie, mit der Kugel, einen Trappen und erreichte bei vollkommener Dunkelheit wieder die Station, wo Hodek in voller Thätigkeit war, die verschiedenen Beutestücke zu präparieren.

Nachdem wir von den freundlichen Farmern Abschied genommen, entführte uns die Eisenbahn nach Narromine, wo wir dem um unsere jagdlichen Erfolge so hochverdienten, liebenswürdigen Mr. Mack herzliches Lebewohl sagten.

Ich hatte in Narromine den Waggon für einen Augenblick verlassen, als aus der Menschenmenge, die nächst dem Bahnhofe versammelt war, ein anständig, aber ärmlich gekleideter, junger Mann auf mich zuschritt, meine Hand ergriff und, sie drückend, mir zurief: »Wenn Euere kaiserliche Hoheit nach Wien zurückkommen, so bitt' ich den alten »Steffel« zu grüßen und ihm zu sagen, dass ich ein treuer Österreicher geblieben bin, der seine alte Heimat nicht vergessen kann!« Sprachs und verschwand. Ich sandte dem Unbekannten sogleich einen der Herren nach, der ihn auch nach langem Suchen fand und ihm in meinem Namen eine Unterstützung anbot. Der Landsmann aber verweigerte die Annahme einer solchen, mit dem Hinweise darauf, dass er zwar arm und ohne Arbeit sei, aber nur das Glück gesucht habe, ein Mitglied seines Kaiserhauses zu sehen. Dann verlor er sich wieder in der Menge; der Pfiff der Locomotive ertönte, wir rollten weiter. Diese überraschende, in den Gefilden Australiens sich abspielende Scene hat mich tief ergriffen, der schlichte Mann mit seiner Liebe zum Vaterlande, mit seinen wenigen, herzlichen Worten hat mein patriotisch fühlendes Herz wahrhaft gerührt. Welche Entbehrungen, welche Sorgen mag der Ärmste im harten Kampf ums Dasein ertragen haben; und doch hat sich die Erinnerung an die Heimat, hat sich die Liebe zum angestammten Kaiserhaus in ihm lebendig erhalten! Mag ihn was immer nach Australien getrieben haben, der echt österreichische Sinn hat sich in diesem geprüften Menschen auch hier — viele tausend Meilen vom theuren Vaterlande — nicht verleugnet, ihm vielmehr Worte geliehen, die auf mich, den warmfühlenden Landsmann, einen nachhaltigen Eindruck hervorgebracht haben.

Sydney, 21. Mai.

Nach einer recht kühlen, im Waggon verbrachten Nacht langten wir am Pfingstsonntag morgens nach 7 Uhr wieder in Sydney an. Die sonst so schöne und belebte Stadt bot jedoch ein todtes Bild, da zufolge der strengen englischen Sonntagsheiligung alle Verkaufsläden geschlossen waren und sich, einige schlaftrunkene Straßenkehrer ausgenommen, niemand in den Straßen zeigte.

An Bord erledigte ich die Post und nahm noch von Schleinitz Abschied, der mit Leopold nach Wien zurückkehren sollte.

Die katholische St. Mary's-Kathedrale, in der ich dem feierlichen Hochamte beiwohnen wollte, war mit Andächtigen überfüllt; im gothischen Stil erbaut und bis auf Dach und Thürme vollendet, wird das

Gotteshaus, dessen künstlerisch ausgeführte Glasfenster bemerkenswert sind, einstweilen von einem provisorischen Holzdache bedeckt. Das Amt wurde, da der erste katholische Kirchenfürst Australiens, der Cardinal und Erzbischof Patrick Francis Morran, in Rom weilte, vom Weihbischofe mit großer Assistenz celebriert. Die Feierlichkeit währte geraume Zeit, nämlich von Schlag 11 Uhr vormittags bis gegen $^1/_2$2 Uhr nachmittags; auch hatte ich noch niemals einer so lang andauernden Predigt beigewohnt, gewiss aber keiner solchen, die ich, wie die heutige, in englischer Sprache gehaltene, nicht verstand.

Nach Schluss des Gottesdienstes versammelte sich vor der Kirche eine große Menschenmenge, die sich dergestalt um mich drängte, dass ich kaum zum Wagen gelangen konnte; eine Anzahl von Personen, darunter namentlich Irländer, berührte meine Kleider, da dies, wie ich mir erzählen ließ, Glück bringen soll. Von dieser mir innewohnenden, übernatürlichen Kraft, die ich bisher nie geahnt, sehr erfreut, musste ich, während die Menge ein Hurrah nach dem anderen ausbrachte, noch einige Zeit im Wagen an Ort und Stelle verweilen, weil der Gaul meines Cabs durch das Geschrei complet stützig geworden war und nicht von der Stelle wollte, bis man ihn am Zügel anführte. In diesem Momente stürzte unter großem Gepolter eine Holzestrade, auf welcher eine bedeutende Anzahl Menschen Platz gefunden hatte, neben meinem Wagen zusammen. Glücklicherweise wurde niemand verletzt; nur ein besonders vorwitziger Junge flog mit dem Kopfe voraus in ein nebenstehendes, leeres Fass, was einen allgemeinen Heiterkeitsausbruch zur Folge hatte. Die Scene wäre des Griffels eines Wilhelm Busch würdig gewesen!

Kaum wieder an Bord, empfieng ich den Besuch sämmtlicher Minister der Colonie Neu-Süd-Wales, wobei Generalconsul Pelldram als Dolmetsch fungierte. Mit gutem Gewissen konnte ich den Herren mein Entzücken über das schöne Land und die reizende Stadt aussprechen, was große Befriedigung zu erregen schien; wenigstens war die Stimmung bei der Audienz eine sehr animierte; besonders als der Generalconsul sich irrte und mir beharrlich in englischer Sprache statt in deutscher antwortete, wollte das Lachen kein Ende nehmen. Der Premierminister Sir G. R. Dibbs, ein stattlicher, hoch gewachsener Mann, Vater von sechs blühenden Töchtern, machte mir nicht bloß durch sein imponierendes Äußere, sondern auch durch sein Wesen einen sympathischen Eindruck. Die Herren waren in einer kleinen Dampf-Yacht gekommen und luden mich ein, eine Fahrt an die schönsten Punkte des

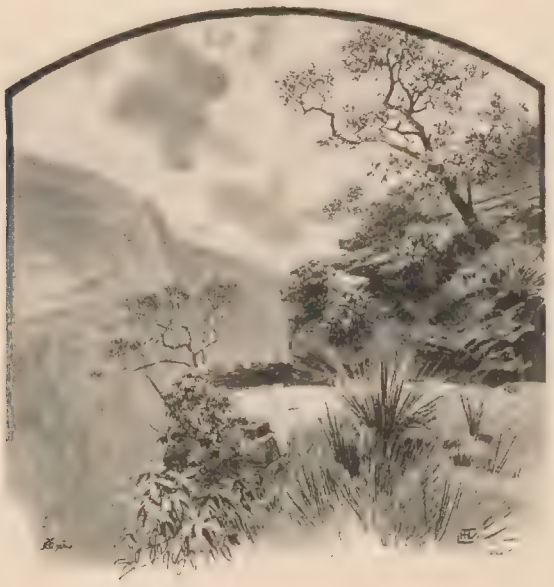
Hafens zu machen — ein Anerbieten, das ich umsoweniger Ursache hatte auszuschlagen, als mir ja schon das Wenige, was ich bisher gesehen, so außerordentlich gut gefallen hatte.

Fährt man den einzelnen Buchten entlang, gewissermaßen an die intimeren Details der Scenerie heran, so entrollen sich dem staunenden Auge Panoramen von einer Lieblichkeit, die geradezu hinreißend ist. Überall in bunter Folge und Abwechslung Wasser und Land, Schiffe, Gärten und reizende Villen; azurblaue Wogen bespülen das Gestade des Festlandes und der Inseln; Ufergelände und Eilande sind bedeckt mit reicher Vegetation und umrahmt von schimmernden Felsen; tiefe Buchten dringen ins Land, während weithin sich streckende Landzungen in die dunkle Flut vorspringen, welche zahlreiche Schiffe und Boote durchfurchen; über all dem der heitere, klare Himmel und die köstliche, frische Luft.

Die Yacht nahm den Curs zuerst um Dawes Point an dem tief in die Südküste einschneidenden Darling-Hafen vorbei, in welchem die großen Mercantilschiffe vertäut sind. Den Windungen der nordwestlich von Darling Harbour liegenden Buchten Waterview Bay und der Bai nördlich von Morts Dock folgend, gelangten wir bis nach der Insel Cockatoo, wo wir das große Trockendock besichtigten, welches, mit dem Aufwande vieler Millionen vor kurzem erbaut, zwei Schiffen von der Größe unserer »Elisabeth« hinlänglich Raum bietet. Von dieser Insel aus genossen wir eine entzückende Aussicht auf die ausgedehnte Stadt, auf die grünen Hügel mit den zahllosen Villen, die traulich zwischen großen Bäumen hervorlugen. An verschiedenen Stellen der Buchten liegen ausrangierte Kriegs- oder Handelsschiffe, die in beschaulichem Dasein das Ende ihrer Tage erwarten und vorläufig noch als Depots und Magazine verwendet werden. Von Cockatoo Island steuerten wir in den Parramatta River, den westlichen Arm von Port Jackson. Am Ende dieser sich 29 *km* weit ins Land erstreckenden Bucht, in welche das unbedeutende Flüsschen Parramatta mündet, liegt an blühendem Gelände die Stadt gleichen Namens. Durch die Schönheit der landschaftlichen Scenerie, sowie durch prächtige Orangerien und Obstgärten sind namentlich die am Ufer der Bucht gelegenen Ortschaften Hunters Hill und Gladesville berühmt. Aus dem Parramatta River herausfahrend, wendeten wir uns nördlich und erreichten, die Landzunge Greenwich passierend, die Woodford Bay, welche den landschaftlich schönsten Theil der Umgebung Sydneys darstellt und mich glauben machte, ich sei plötzlich an die Gestade eines unserer heimatlichen Seen versetzt. Bei

perlendem Champagner wurde hier eine Reihe von Toasten ausgebracht, die unsererseits stets im Entzücken über Sydney ausklangen. Der weiteren Ausdehnung des schönen Ausfluges war dadurch ein Ziel gesetzt, dass der Weihbischof um 5 Uhr zu mir in Audienz an Bord kommen sollte.

Zu einem abendlichen Gala-Diner, welches der Stellvertreter des Gouverneurs im Government House gab, waren die Spitzen sämmtlicher Behörden geladen. Als einen Act dankenswerter Zuvorkommenheit muss ich erwähnen, dass der Governor Lieutenant, obwohl des Deutschen nur unvollkommen mächtig, das Wohl Seiner Majestät des Kaisers dennoch in dieser Sprache ausbrachte — das erstemal in der Reihe der zahlreichen Diners, denen ich bisher auf dem Boden britischer Colonien beigewohnt habe.



Sydney Auburn Badgery Station.

Sydney — Auburn — Badgery Station.

Sydney — Auburn — Moss Vale, 22. Mai.

Nachdem ich — es war Pfingstmontag — dem Gottesdienst an Bord angewohnt hatte, besuchte ich in dem westlich von Sydney in der Richtung gegen Parramatta gelegenen Ort Auburn eine daselbst befindliche große Fabrik, in welcher Fleischconserven erzeugt werden. Diese Fabrik wird von einer Anzahl von Schafzüchtern gemeinsam betrieben und versieht die englische sowie die belgische Armee mit Conserven. Neu-Süd-Wales ist der classische Boden der Fleischconserven- (Meatcanning) Industrie. Diese heute zu so großer Bedeutung gelangte Verwertung des Fleisches der vielköpfigen Herden Australasiens ist vor etwa 50 Jahren von Mr. Sizar Elliott aus Charlotteplace zuerst in Betrieb gesetzt worden; bereits 1892 wurde aus Neu-Süd-Wales Fleisch im Werte von 3,408.144 fl. ö. W. exportiert.

Auf freiem Wiesengrund erbaut, liegt die Fabrik in der Nähe des großen Rinder- und Schafmarktes, auf welchem allwöchentlich viele Tausende von Rindern und Schafen aus allen Theilen des Landes verkauft werden. Große eingefriedete Plätze in der Nähe des Etablissements haben die Bestimmung, das Rind- und Schafvieh vor dem Schlachten aufzunehmen.

Der Rundgang begann mit jener Abtheilung der Fabrik, in welcher die zur Verpackung der Conserven bestimmten Schachteln und Büchsen aus Weißblech erzeugt werden. Alle wie immer gearteten Verrichtungen, als das Schneiden, Biegen und Löthen des Materiales, werden hier mit enormer Schnelligkeit von Maschinen besorgt.

Den wichtigsten Theil der Fabrik bildet die in einer Halle untergebrachte Schafschlächterei, welche Zwinger, in Gruppen von je zehn, zur Aufnahme der Schafe enthält. Der Schlächter tödtet jedes Schaf in der Weise, dass er dem Thiere die Kehle durchschneidet und gleichzeitig, dessen Kopf über sein Knie zurückbeugend, das Genick bricht; hierauf wird das derart geschlachtete Stück sofort von zwei Gehilfen übernommen, welche demselben die Haut abziehen, Kopf und Füße abtrennen und den Rumpf, nachdem er ausgeweidet worden ist, auf eine kleine Rollbahn, die ihn den Ausschrotern zuführt, verladen. Die Arbeit vollzieht sich, dank der Übung der Arbeiter in ihrem blutigen Handwerke, mit solcher Raschheit, dass für die gesammte Procedur, von der Schlachtung eines Schafes angefangen bis zu dessen Verladung, nur ungefähr zwei Minuten erforderlich sind, woraus sich erklärt, dass ein tüchtiger Arbeiter täglich ungefähr 160 Schafe »bearbeiten« kann.

Die abgezogenen Felle gleiten durch eine Öffnung in einen tiefer gelegenen Raum, wo sie verpackt werden, um ungegerbt zum Verkaufe zu gelangen. Köpfe, Füße und Eingeweide finden bei der Talggewinnung Verwendung.

Mit erstaunlicher Fertigkeit walten auch die Ausschroter ihres Amtes, indem sie den Rumpf zunächst in zwei Theile zerlegen, dann die von Fett und Knochen freien Stücke, nämlich Rücken und Schlegel, wenn sie makellos sind, auslösen und zu den Sudkesseln befördern, während die übrigen Theile in die Pfannen wandern, in welchen der Talg gewonnen wird. Dieser rinnt aus den Pfannen durch eigene Leitungen in Kühlapparate und von hier unmittelbar in Fässer. Die Überreste der Talgfabrication, namentlich die Knochen, werden zu Dungstoffen verarbeitet.

Die zur Conservierung bestimmten Fleischtheile werden in den Sudkesseln durch kurze Zeit gekocht, hierauf in Maschinen zerkleinert und in Weißblechbüchsen gepresst, welche, nachdem die Fleischmasse durch Arbeiter noch zurechtgedrückt worden ist, verlöthet und in Eisenwannen einem Siedeprocess unterzogen werden, zu dessen Beschleunigung das Wasser mit chemischen Substanzen versetzt ist.

Nach Beendigung dieses Verfahrens ist die Ware marktfähig. Die ganze Procedur dauert von dem Moment angefangen, in dem mit der Schlachtung des Schafes begonnen wird, bis zu dem Augenblick, in welchem es in den Conservenbüchsen verschwunden ist, nur wenige Stunden.

In ähnlicher Weise werden das Rindfleisch und die Schafzungen conserviert, nur tödtet man die Rinder nicht nach der bei uns üblichen Methode durch Schläge auf den Kopf, sondern durch Erschießen, zu welchem Zwecke mehrere Stücke in Kammern, in deren Wänden kleine Einschnitte angebracht sind, getrieben werden. Diesen Einschnitten nähert sich sodann der Schlächter, welcher durch dieselben, nach der Stelle des Kopfes zwischen den Hörnern zielend, ein Rind nach dem andern mit einem Gewehre kleinsten Calibers, beinahe einem Flaubert, erschießt.

Die Fabrik verarbeitet täglich 4000 Schafe und 26 Rinder bei einem verhältnismäßig geringen Stande von Arbeitern, die gut entlohnt sind, da der Wochenverdienst im Durchschnitte 26·4 fl. ö. W. beträgt, Ich verkostete die verschiedenen Conserven und fand namentlich die für das Militär bestimmten recht schmackhaft; am besten mundete mir das für die belgische Armee conservierte Rindfleisch.

Nach Sydney zurückgekehrt, nahmen wir an einem Frühstücke bei dem liebenswürdigen und zuvorkommenden Generalconsul theil, der ein nettes Haus in einer der Vorstädte bewohnt und eine große Anzahl interessanter Gegenstände besitzt, die er während des Aufenthaltes auf früheren Dienstposten in Asien erworben hatte.

Da mein Sammeleifer nicht ruhte, fuhr ich nachmittags zu mehreren Händlern, die mir empfohlen worden waren, um Vogelbälge, ethnographische Gegenstände sowie Schnabelthierhäute zu erwerben, und fand hiebei auch eine Specialität Sydneys, nämlich Emu-Eier, auf welchen recht originelle Darstellungen von Känguruhs, Leiervögeln, Emus, Kusus u. dgl. m. eingraviert sind.

In fünfstündiger Fahrt brachte uns die Bahn nach Moss Vale, an der Southern Line, 138 *km* südlich von Sydney gelegen, dem Ausgangspunkt einer neuen, dreitägigen Jagdexpedition. Mr. Badgery, ein Farmer, auf dessen ausgedehnten Besitzungen diesmal gejagt werden sollte, gab uns das Geleite. In dem Stationsgebäude zu Moss Vale harrte unser ein üppiges Souper, nach dessen Bewältigung ich mich im abgekoppelten Salonwagen zur Ruhe begab, während meine Begleiter ein nahegelegenes Hotel bezogen.

Da die Farm, Arthur's Leigh Badgery Station, welche uns während der Jagdtage beherbergen sollte, 34 *km* von Moss Vale entfernt ist, wurde der Weg dahin von der ganzen Gesellschaft zu Wagen zurückgelegt. Leider hatten wir aber nicht mehr die guten Pferde Mr. Macks, sondern im Gegentheile recht lebensmüde Gäule, so dass wir zu der Fahrt, die in dritthalb Stunden hätte bewerkstelligt werden können, über vier Stunden brauchten.

Das Wetter war günstig, die Temperatur niedrig. Wir kamen durch das eine Bevölkerung von 1240 Einwohnern zählende Städtchen Moss Vale, das sich mit seinen Villen weit ins Land erstreckt und ein dem jeweiligen Gouverneur von Sydney zur Verfügung stehendes Landhaus enthält, welches von jenem in der Regel während der heißen Monate bezogen wird. Der Straße, die über hügeliges Terrain hinwegführt, folgend, durchzogen wir einzelne kleine Ortschaften, aus Wellblech und Holz in dem uns schon bekannten »australischen« Stil erbaut, und kamen an zerstreut liegenden Farmen vorbei, zwischen welchen sich mit dürren, mächtigen Eucalyptus-Stämmen bewachsenes Weideland hinzieht. Unter den Bäumen flogen bunte Papageien hervor. Mehrere Exemplare des Pennant-Sittichs (Platycercus elegans), in dem carminrothen Federkleide mit himmelblauen Flügeln und Stößen farbenprächtig anzusehen, fielen mir zur Beute. Nach etwa 13 *km* traten wir in den Wald, den Busch, ein, welcher doch noch, obgleich von der Axt des Farmers stark gelichtet, schöne, hohe Bäume aufwies, größtentheils wieder Eucalyptus mit Nadelholz untermischt.

An einer Stelle des Waldes machte uns Mr. Badgery auf einen Baum aufmerksam, dessen Äste weit über die Straße ragten; ich blickte empor und sah auf dem Baum ein größeres Thier, nach Art des Faulthieres zusammengekauert, an einem Aste hängen.

Ohne über die Art, welcher das Thier wohl angehören könne, klar zu sein, schoss ich mit starkem Schrote danach; der Schuss brachte, obgleich ich, da viel Wolle aus dem dichten, grauen Felle stob, offenbar ganz gut getroffen hatte, wenig Wirkung hervor, denn das Thier klammerte sich mit den Armen nur noch fester an den Ast und schien erst auf den dritten Schuss verendet zu sein, ohne sich vorher merklich geregt zu haben. Eben wollten wir den Baum ersteigen lassen, als das Thier mit einemmal auf die Straße herabfiel und ich in ihm nun den sogenannten Australischen Bären (Phascolarctus cinereus)

erkannte. Derselbe gehört zur Ordnung der Beutelthiere und erinnert in seinem Äußeren an einen kleinen Bären; das ausgewachsene Thier erreicht kaum einen Meter Länge; der Körper ist gedrungen gebaut und mit einem sehr dichten, weichen Felle bedeckt, das am Rücken grau, auf dem Bauch und den Innenseiten der Extremitäten aber weiß ist; der Kopf ist rund wie eine Kugel, die Schnauze abgeplattet; die Ohren tragen Büschel und stehen aufrecht ab; die fünf Zehen der Vorderfüße sind in zwei Gruppen getheilt, die Hinterfüße durch Verwachsung der zweiten und dritten Zehe ausgezeichnet; die beim Klettern wichtige Dienste leistende Daumenzehe der Hinterfüße ist nagellos. Das von mir erlegte Thier hatte ein Junges, welches ihm beim Sturze vom Baum aus dem Beutel gefallen war.

Eine Eigenthümlichkeit des Australischen Bären ist dessen Trägheit und Apathie, seine einzige Geschicklichkeit das Klettern; doch erfolgt auch dies mit erstaunlicher Langsamkeit. Wir versuchten einige Zeit danach einen ziemlich tief an einem Baume hängenden Beutelbären durch Schreien und Lärmen zur Flucht oder doch mindestens zu einigen rascheren Kletterbewegungen zu veranlassen; allein derselbe nahm geraume Zeit hindurch keinerlei Notiz von uns, blickte endlich mit lässiger Wendung des Kopfes herab, kletterte wenige Centimeter höher und blieb dann wieder ruhig auf dem Aste hängen, von dem ich ihn schließlich herabschoss.

Der Australische Bär kommt selten zur Erde herab, sondern lebt beinahe ausschließlich auf den Bäumen; er pflegt auf einem und demselben Stamme so lange zu verweilen, bis er alle Blätter, seine ausschließliche Nahrung, abgeäst hat, und besteigt, wenn der Baum kahl gefressen, einen anderen, der ihm zusagt, um daselbst zu bleiben, bis ihn Nahrungssorgen zu neuerlichem Wechsel des Standortes zwingen. Infolge seiner phlegmatischen Lebensweise wäre dieser Bär gewiss ein leicht zu bestätigendes Wild; er wird jedoch im allgemeinen wenig verfolgt, da sein Fell geringen Wert besitzt — ein Glück, weil dieses merkwürdige Thier sonst wohl bald ausgerottet wäre. Der Verbreitungsbezirk des Beutelbären soll ein sehr beschränkter sein und sich nur auf einzelne Gegenden von Neu-Süd-Wales, insbesondere auf die Wälder im Südwesten Sydneys, erstrecken.

Während der restlichen Fahrt durch den Busch, welche der Qualität der Pferde und der vielen Terrainschwierigkeiten halber recht langsam vonstatten gieng, lugten wir eifrig nach Australischen Bären aus, welche jedoch nicht so leicht zu entdecken sind, da man sie auf den Ästen oder

Stämmen, deren Färbung mit jener des Wollkleides fast ganz übereinstimmt, kaum wahrzunehmen vermag. Gleichwohl gelang es mir, noch sieben Stücke zu erlegen, wobei ich über die Passivität dieses Thieres den Schüssen gegenüber jedesmal aufs neue in Erstaunen gerieth. Man trifft den trägen Gesellen natürlich auf den ersten Schuss; aber häufig bedurfte es sogar einer ganzen Reihe von Schüssen, bis der Bär verendet vom Baum, an den er sich mit den Vorderarmen und den Krallen geklammert hatte, herabfiel.

In einem tief eingeschnittenen Thale hatten wir den Wollondilly River mit seinem sehr steinigen Bette durch eine Furt zu übersetzen. Die beiden ersten Wagen passierten das Hindernis glücklich, der dritte aber, auf dem sich Hodek, unsere Jäger sowie ein Theil der Bagage befanden, blieb mitten im Wasser stecken, da sich die Räder zwischen den Steinen festgefahren hatten und die Pferde nicht im Stande waren, das Gefährte wieder flott zu machen; infolge des Stoßes, den letzteres erlitten hatte, flog ein kleiner Koffer ins Wasser und schwamm lustig den Fluss hinab, bis er endlich weit unterhalb der Übergangsstelle wieder herausgefischt wurde. Um den Wagen eines Theiles seiner Last zu entledigen, mussten die Insassen sich endlich entschließen, abzusteigen und das Gewässer zu durchschreiten — ein tragikomisches Bild, da sie begreiflicherweise wenig erbaut waren und nur zaghaft in die kalten Fluten tauchten. Gleichwohl gelang es erst mit Hilfe requirierter Leute, den Wagen in Bewegung zu setzen, aus dem Flusse heraus- und über die jenseitige steile Uferlehne emporzubringen.

Endlich waren wir bei der Farm Badgery Station eingetroffen, einem kleinen, niedrigen, ebenerdigen Gebäude, umgeben von Ställen und primitiven Wirtschaftsgebäuden, inmitten gerodeten Landes gelegen. Hier empfieng uns Mr. Badgerys Bruder, der sonst in Moss Vale wohnt, während der nächsten Tage jedoch hier als Jagdleiter fungieren sollte. Unsere Ankunft war infolge der geringen Leistungsfähigkeit der Pferde, der unterwegs betriebenen Jagd auf Bären und der zeitraubenden Durchquerung des Flusses verspätet, nämlich erst gegen 1 Uhr erfolgt, so dass ein Frühstück unvermeidlich schien; gleichwohl stellte der Hausherr für den Rest des Tages noch eine Jagd auf Känguruhs und Wallabies in Aussicht.

Nachdem Reitpferde von der Weide eingefangen worden waren, setzte sich die Cavalcade von 25 Reitern in Bewegung, dem nahen Walde zu; hier trennten sich die berittenen Treiber von uns, während wir einem trockenen Wasserriss entlang unsere Stände bezogen. Vor

uns dehnte sich vorwiegend mit blauen Gummibäumen bewachsenes, hügeliges Terrain aus, in welchem der erste Trieb stattfinden sollte. Kaum auf unseren Plätzen, sahen wir schon allenthalben zwischen den Büschen Wallabies zum Vorscheine kommen, auf welche das Feuer von der ganzen Schützenlinie eröffnet wurde, allerdings nicht immer mit dem gewünschten Erfolge, da einzelne der Schützen sich durch bedeutenden Mangel an Treffsicherheit auszeichneten. Ich hatte keinen günstigen Stand, sah zwar viel Wild, konnte aber, weil dasselbe, eine tiefe Schlucht scheuend, meist zwischen meinen Nebenschützen durchbrach, selten zum Schusse kommen. Die berittenen Treiber wurden ihrer Aufgabe vollkommen gerecht, indem sie nicht so blindlings umherstürmten wie jene, welche bei den Jagden Mr. Macks verwendet worden waren, sondern im Schritte ritten und das Wild durch Schreien sowie durch Knallen mit den Peitschen gegen die Stände trieben. Die Gesammtstrecke betrug 15 Stücke.

Die hier erbeuteten Wallabies — mit diesem Namen werden von den Engländern alle kleineren Känguruharten bezeichnet — unterscheiden sich von dem Riesenkänguruh, das wir bisher gejagt hatten, durch lebhaftere, in das Bräunliche spielende Farbe des Felles. Die erlegten Stücke wurden nach den Trieben gleich an Ort und Stelle abgezogen und die Decken an die Sättel gehängt, um abends in der Farm dem Präparator übergeben zu werden. Das Abstreifen der Decken geschieht mit erstaunlicher, große Übung in dieser Procedur bezeugender Geschicklichkeit und Schnelligkeit.

Der nächste Trieb fand vom Fuß eines Hügels aus die Lehne empor statt, ohne dass ich hiebei zum Schusse kommen konnte. Die übrigen Schützen hatten fünf Wallabies aufzuweisen.

In zahlreichen Hasen, die ich zu Gesichte bekam, begrüßte ich Vertreter unseres europäischen Lepus timidus, der vor einiger Zeit hier eingebürgert worden ist und sich in seiner neuen Heimat sehr wohl zu befinden scheint.

Obwohl die Sonne bereits im Untergehen begriffen war, wurde noch ein Trieb unternommen; er brachte uns eine Beute von 15 Wallabies und zwei Känguruhs. Soviel ich bemerken konnte, sind die Wallabies scheuer und vorsichtiger als die Känguruhs, denn sie werden schon flüchtig, sobald sich die Treiber nur einigermaßen bemerkbar machen und setzen sich nach wenigen Sprüngen jedesmal aufrecht nieder, um nach allen Seiten hin zu äugen, wobei sie jede, auch die geringste Bewegung des Schützen wahrnehmen und dann sofort umschlagen oder

in tollen Sprüngen außer Schussweite vorbeisetzen. Manchmal drücken sich die Wallabies, besonders wenn sie schon in die Enge getrieben sind, vor den Treibern nieder und springen erst im letzten Augenblick auf. Einige der erlegten Weibchen trugen Junge in verschiedenen Entwicklungsstadien in den Beuteln.

Nach Schluss dieser sehr gelungenen Jagd kehrten wir in die Farm zurück, um rasch zu speisen, da uns für den Fall, als der Mond sichtbar sein würde, noch eine nächtliche Expedition auf Opossums in Aussicht gestellt war. Was hier »Opossum« genannt wird, ist der Fuchskusu (Phalangista vulpina), während die eigentlichen Opossums (Didelphys) eine in Amerika vorkommende, aus verschiedenen Arten bestehende Gattung von Beutelthieren bilden.

In der That leuchtete Luna gegen 8 Uhr in voller Klarheit hernieder, so dass wir alsbald unter Führung zweier Australier, die in der Jagd auf Opossums Erfahrung hatten, den Marsch antreten konnten, um zunächst den Rand eines Waldes abzustreifen. Die ungewohnte Art der Jagd bei Nacht und im Mondscheine gestaltete sich interessant und spannend.

Auf Geheiß der Jagdkundigen lösten wir uns in eine Linie auf und giengen ziemlich laut vor, um die auf dem Boden äsenden Opossums zum Aufbaumen zu bewegen. Wir waren kaum einige hundert Meter vorgegangen, als mir einer der Jagdleiter durch einen Pfiff andeutete, dass er ein Opossum entdeckt habe, und mich nach einem starken Aste wies, auf welchen sich das Wild gedrückt haben sollte; doch konnte ich dasselbe durch längere Zeit nicht wahrnehmen, und erst als ich mich gegen das auf den Ast einfallende Mondlicht stellte, vermochte ich die Contour eines Opossums zu unterscheiden, welches sich unbeweglich, nach Art des Marders, gegen den Ast gedrückt hatte. Nach dem Schusse fiel das Thier verendet vom Baume.

Der Körper des Fuchskusus ist etwa einen halben Meter lang, mit einem äußerst dichten, wolligen Felle bedeckt; die Ruthe ist buschig wie eine Fuchslunte; das Haupt, über das zwei schwarze Streifen laufen, ähnelt mit der spitzen Schnauze jenem des Marders; die Lichter sind groß und schön; die Lauscher stehen aufrecht. Das Thier macht in seinem Körperbau und der Zeichnung einen überaus zierlichen Eindruck. Tagsüber ist es nicht sichtbar, sondern hält sich in Höhlen und Baumlöchern auf und kommt erst mit Einbruch der Nacht hervor; es ist vorwiegend Pflanzenfresser und äst das Gras am Rande der Wälder; die Fundorte sind daher hauptsächlich Schafweiden, die mit

großen Bäumen besetzt sind. Der Fuchskusu ist nicht träge wie der Australische Bär, sondern im Gegentheile recht beweglich; nur wenn er auf einen Baum geflüchtet ist, drückt er sich regungslos an einen Ast. Dieses Thier wird seines vorzüglichen und geschätzten Felles halber, sowie weil es sich räuberische Einfälle in die Hühnerställe zuschulden kommen lässt, vielfach verfolgt und dürfte auch bald zu den selteneren Thieren gehören.

Es ist eigenthümlich, wie bald sich das Auge daran gewöhnt, die Thiere in dem fahlen Lichte des Mondes, das sie auf den hohen Eucalyptus-Bäumen nur wie kleine, dunkle Flecke erscheinen lässt, wahrzunehmen. Wir streiften in der herrlichen, kühlen Mondnacht noch durch etwa zwei Stunden umher und kehrten endlich, nachdem ich sechs Kusus und einen Australischen Bären erlegt hatte, heim.

Badgery Station, 24. Mai.

Heute sollte auf Felsen-Wallabies gejagt werden. Bei dichtem Nebel und empfindlicher Kühle wurde am Ufer des die Gegend in mäandrischen Krümmungen durchziehenden Flusses, in welchem tagsvorher der Wagen stecken geblieben war, halt gemacht, da ich mit einem der Jäger eine abgelegene Stelle aufsuchen wollte, wo zuweilen, wie man mir gesagt hatte, Schnabelthiere anzutreffen sind. Durch ein kleines Nadelgehölz schleichend, kamen wir an den Rand des Wassers, konnten aber außer einer Ente keinerlei Wild erspähen. So saßen wir denn bald wieder im Sattel, durchquerten den Fluss und erstiegen die jenseitigen Höhen, bis wir an ein tiefeingeschnittenes, sehr felsiges Thal mit steilen, aufsteigenden Wänden gelangten, in dessen Sohle ein Fluss sich schäumend Bahn durch das Gestein brach. Das Thal oder, besser gesagt, die Schlucht bot dank den mächtigen, vom Wasser umspülten Felsblöcken, zwischen welchen überall Bäume und Sträucher hervorwuchsen, einen pittoresken Anblick.

Diese Schlucht, ein Lieblingsaufenthalt der Felsen-Wallabies, sollte der Schauplatz der heutigen Jagd sein. Ursprünglich hatte mir Mr. Badgery einen nicht glücklich gewählten Stand angewiesen, und überdies jagten die Treiber zu früh an, so dass mir, als ich endlich zu einem besser gelegenen Stand emporgeklettert war, Felsen-Wallabies bereits in voller Flucht entgegenkamen. Diese leben, wie schon der Name andeutet, auf felsigem Terrain, indem sie sich tagsüber unter überhängenden Felsen und in Felslöchern verborgen halten, während

der Nacht aber in die nächste Umgebung auf Äsung ausgehen. Sie wagen sich nicht weit von ihren Schlupfwinkeln hinweg, da sie auf ebenem Boden nicht sehr flüchtig sind; hingegen ist die Schnelligkeit, mit der sie in ihrem Elemente, den Felsen, umherhüpfen, ebenso erstaunlich wie die Größe der Sprünge, welche sie ausführen. Sind schon die Bewegungen der Känguruhs überaus drollig, so sind es jene der Wallabies, deren ich einige im Sprung erlegte, noch viel mehr. Letztere sind ziemlich klein, haben aber unter allen Känguruhs das schönste Fell; denn dieses ist tiefbraun, am Bauche gelb gefärbt und bei den älteren Thieren schimmern die Spitzen der Haare silberweiß durch.

Die ersten Stücke, welche ich erlegte, sprangen wie Gemsen den Fluss entlang über die Felsblöcke. Nach den ersten Schüssen hatten die scheuen Thiere sehr bald die Richtung, aus der ihnen Gefahr drohte, entdeckt, da ich frei auf dem Hauptwechsel stand, weshalb ich nun, einen anderen Platz wählend, mich tiefer in der Schlucht hinter Felsen aufstellte, so dass ich nun ein Stück nach dem andern erlegen konnte. Diese Jagd gestaltete sich äußerst lebhaft; längs der Reihe der Schützen krachten, wie bei einer guten Hasenjagd, ununterbrochen die Schüsse, deren Echo an den Thalwänden wiederhallte; dazu secundierten die Treiber, die hier nur zu Fuße weiter kommen konnten, mit ihren Peitschen. Bald waren 51 Stück Felsen-Wallabies, deren 26 auf mich entfielen, zur Strecke gebracht.

Ein zweiter Trieb fand flussabwärts in derselben Schlucht statt, nachdem wir das Gewässer zu Pferde durchwatet und am jenseitigen Ufer Stellung genommen hatten. Ich war am tiefsten in der Schlucht postiert, vor mir lagen in wildem Gewirr übereinander abgestorbene Bäume, und links von mir spiegelten sich in einem tiefen Wasserbecken gewaltige Baumriesen. Die nur vom Rauschen des Wassers unterbrochene Stille, die reizende landschaftliche Scenerie des Plätzchens fesselten mich derart, dass ich, in Betrachtung versunken, des Waidwerks fast vergessen hätte, und doch gab es hier nicht bloß für den Naturfreund zu schauen, sondern auch für den Jäger zu thun; denn das Wild kam gleichzeitig auf zwei Wechseln flüchtig an meinem Stande vorbei. Obgleich der Trieb viel rascher beendet war, als der erste, war das Ergebnis desselben — 33 Felsen-Wallabies, wovon ich 10 erlegt hatte — recht befriedigend.

Ein rascher Ritt brachte uns hierauf in die Farm zurück, wo dem Jagdgefolge eine kurze Mittagsrast gegönnt wurde, während wir uns der Sortierung der zahlreichen Felle widmeten.

Es verdient bemerkt zu werden, dass die Pferde auch dieser Farm sich durch ihre Ausdauer und die Geschicklichkeit, mit der sie in schwierigem Terrain vorwärts kamen, als trefflich erwiesen haben, was wohl am besten dadurch dargethan ward, dass der Braun, welcher Mr. Badgerys respectables Gewicht von 160 *kg* trug, die ganze Zeit hindurch in flottem Galoppe gegangen war, ohne einen Augenblick hinter den anderen Pferden zurückzubleiben.

Nachmittags jagten wir in demselben Gebiete wie tagszuvor, und sahen, obschon dasselbe am Vortage scharf abgejagt worden war, doch wieder sehr viel Wild, so dass von mir fünf Wallabies, von meinen Herren aber deren 17 und ein Känguruh geschossen wurden.

Da es mein sehnlicher Wunsch war, eines der seltenen Schnabelthiere, dessen Erlegung nur wenigen europäischen Jägern geglückt ist, zu erbeuten, ritt ich, vom Ehrgeize gestachelt, obschon wenig Aussicht auf Erfolg eröffnet wurde, nach 4 Uhr mit einem Führer an den Fluss, um mich hier auf den Anstand zu legen. Unterwegs schoss ich einen Australischen Bären, der hoch auf einem Eucalyptus-Stamme saß. Der Fluss, der sonst ziemlich reißend über Felsen dahinstürzt, zieht dort, wo sich die Schnabelthiere befinden sollten, eine Strecke weit ganz ruhig dahin, so dass man beinahe glauben könnte, man befinde sich an einem stehenden Wasser. Die das Flussthal einschließenden Höhen fallen in steinigen Hängen an das Ufer ab; Randbäume ragen von hier weit über den Wasserspiegel hinaus. Lautlose Stille kennzeichnet diesen Platz.

Vorsichtig schlichen wir uns heran, konnten aber geraume Zeit hindurch keinerlei Wild wahrnehmen, bis endlich mein Begleiter mir leise auf die Schulter klopfte und nach einer Stelle unter dem überhängenden Ufer deutete, wo ich an der Oberfläche des trüben Wassers nur eine schmale, schwarze, sich bewegende Linie erblickte. Ich gab Feuer und sah zu meiner größten Freude gleich darauf ein Schnabelthier verendend sich überschlagen. Mittels einer Stange fischten wir die seltene Beute, ein ausgewachsenes, großes Männchen von Ornithorhynchus paradoxus, heraus.

Dieses Thier ist in der That äußerst merkwürdig. Seit einigen Jahren erst weiß man, dass das Schnabelthier thatsächlich Eier zur Welt bringt, — dies wurde früher in den Bereich der Fabel verwiesen — welche dann in einem Neste zur Ausbrütung gelangen. Das Schnabelthier erinnert seinem Körperbaue sowie seinem Benehmen im Wasser nach am meisten an die Otter oder den Biber, erreicht durch-

schnittlich eine Länge von 50 *cm* und besitzt an den kurzen Füßen zwischen den scharfkralligen Zehen Schwimmhäute, die an den Vorderfüßen sogar über die Zehen hinausreichen; an den Hinterfüßen hat das Männchen nach innen eine große, bewegliche Kralle, einen Sporn, über dessen Bedeutung noch nichts Näheres bekannt ist, während früher angenommen wurde, dass derselbe giftig und zur Waffe bestimmt sei. Eigenthümlich ist der an den Rändern weiche Entenschnabel, womit das Thier sehr geschickt im Wasser lebende Insecten fängt; der Schwanz ist glatt, ähnlich jenem des Bibers, abgestutzt und zumeist wenig behaart; der Pelz ist besonders schön, da er aus dichten Grannen von dunkelbrauner Färbung mit silberweißer Schattierung besteht; an der Kehle, der Brust und dem Bauche fühlen sich die Haare seidenartig an; die Augen sind ganz klein, die Ohren kaum sichtbar. Das Schnabelthier lebt zumeist an ruhigen Stellen fließender Gewässer und gräbt sich daselbst am Uferrand einen Bau, der häufig bis zu 10 *m* lang ist und in einen Kessel mündet; dieser hat meist zwei Eingänge, einen über dem Wasserspiegel, den anderen unter demselben. Morgens und abends schwimmt das Thier fischend in dem ruhigen Wasser umher, ab und zu untertauchend und in kurzen Intervallen, da es nicht lange unter Wasser verbleiben kann, wieder an der Oberfläche erscheinend, um Luft zu schöpfen. Äußerst scheu und vorsichtig, fährt das Schnabelthier bei dem geringsten verdächtigen Geräusch in den Bau oder verbirgt sich hinter Büschen und Wasserpflanzen. In der Regel sieht man schon, bevor das Thier auftaucht, Blasen im Wasserspiegel aufsteigen, worauf es zunächst mit Schnabel und Kopf, dann mit dem Rücken zum Vorscheine kommt.

Mein Begleiter drängte, noch eine andere flussaufwärts gelegene Stelle zu besuchen, wo er gleichfalls Schnabelthiere zu finden hoffte. Hier sah ich, durch einen Baum gedeckt, in der That bald, wie sich Ringe im Wasser bildeten und darauf der Schnabel, der Kopf, der Rücken eines Schnabelthieres auftauchten, doch war die Entfernung ziemlich groß und das Thier von mir abgewandt. Als es sich nun, einer Otter gleich ruhig schwimmend, noch weiter entfernte, versuchte ich auf Anrathen meines Begleiters einen wenig Erfolg versprechenden Schuss; die Schrote schlugen zwar in der Richtung des Schnabelthieres gut ein, dieses tauchte jedoch in den Fluten unter, um noch einmal auf einen Moment zu erscheinen und dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Nicht besser gieng es mir mit einem zweiten Schnabelthiere, welches ich von demselben Standpunkt aus ebenfalls auf bedeutende

Distanz entdeckte. Da es schon dunkelte und daher in keinem Fall auf anderweitige Beute gerechnet werden konnte, riskierte ich den Schuss, der, wie der Jäger versicherte, gut getroffen hatte; doch musste das Thier entweder gesunken oder in den Bau gefahren sein, da wir seiner nicht mehr ansichtig wurden.

In der Farm angelangt, wurde ich von Mr. Badgery zu dem erbeuteten Schnabelthiere äußerst lebhaft beglückwünscht, wobei er versicherte, dass die Erlegung eines Schnabelthieres zu den größten Seltenheiten gehöre und sich von je hundert Jägern kaum einer solcher Beute rühmen könne.

Bei dem Diner, das in sehr animierter Stimmung aller Theilnehmer verlief, brachte ich die Gesundheit der Königin aus, deren Geburtstag heute im ganzen Lande festlich begangen wurde, worauf Mr. Badgery eine lange Ansprache an mich hielt, die ich freudig und herzlich erwiderte.

Der Abend war herrlich, der Mond stand in vollem Glanz am Himmel — so konnte das Programm erschöpft und mit einer Jagd auf Kusus beschlossen werden. Ich jagte in entgegengesetzter Richtung von jener, die tagszuvor eingeschlagen worden war, innerhalb drei Stunden einen großen Bogen um die Farm beschreibend, und kehrte mit der reichen Strecke von zehn Kusus heim, um nach diesem in jeder Beziehung so gelungenen Tage bald in erquickenden Schlaf zu sinken.

Badgery Station, 25. Mai.

Da die frühen Morgenstunden für die Jagd auf Schnabelthiere nicht weniger Erfolg versprechen als der Abend, weil die Thiere auch des Morgens ihren Bau verlassen und äsend emportauchen, bat ich unseren Jagdherrn, mich noch einmal mein Glück auf Schnabelthiere versuchen zu lassen. Schlag 6 Uhr war ich bereit; doch vergieng leider fast eine ganze kostbare Stunde, bevor unsere Pferde auf der Weide eingefangen waren. Obgleich wir dann die ziemlich bedeutende Entfernung bis zu einer geeigneten Stelle scharf reitend zurücklegten, kamen wir doch erst zu vorgerückter Stunde an den Fluss; immerhin wurde die Situation durch den Umstand gerettet, dass dichter Nebel über dem Flussgelände lag.

Während dieses Rittes lernte ich eine mir bis jetzt unbekannte Methode kennen, krumme Pferde zu heilen. Der brave Fuchs, den ich ritt, gieng nämlich stocklahm, musste aber gleichwohl, um mich recht-

zeitig nach dem Jagdplatze zu bringen, drauf losgaloppieren; als nun das Übel begreiflicherweise nicht besser wurde, veranlasste mich Mr. Badgery, das Pferd gegen das seine zu tauschen, so dass der schmächtige Fuchs Mr. Badgery mit dessen Gewicht, welches das Doppelte des meinen überstieg, im gestreckten Galopp über Stock und Stein zu tragen hatte. Unglaublich und doch wahr — nach einer halben Stunde war das Pferd curiert!

Der Ort, an welchem ich den Anstand auf Schnabelthiere beziehen sollte, war gleich jenem des Vortages eine steil abfallende, von Bäumen beschattete Schlucht, in deren Sohle ein Gewässer ruhig dahinfloss. Mr. Badgery blieb bei den Pferden zurück, während ich mit dem Jäger an den Flussrand abstieg, wo ich, kaum angelangt, schon ein Schnabelthier auftauchen und im Wasser fortziehen sah. Ein glücklicher Schuss tödtete das Thier sofort, aber dann war guter Rath theuer, wie desselben habhaft werden, da es mitten im tiefen Wasser abwärts trieb und niemand danach gelüstete, an dem sehr kühlen Morgen in der eiskalten Flut zu schwimmen. Endlich kam mein praktischer Australier auf die rettende Idee, Steine hinter das todte Schnabelthier zu werfen und dasselbe durch die auf diese Weise entstehenden Wellen allmählich an das Ufer zu treiben. Diese Procedur währte zwar etwas lange, brachte uns aber schließlich doch in den Besitz des Thieres, welches sich als altes Männchen erwies. Einige hundert Meter flussabwärts kam mir neuerdings ein Schnabelthier zu Gesichte; doch konnte ich das Thier nur tauchen sehen und leider keinen Schuss anbringen.

Nun erklärte der Jäger, dass er 2 *km* weiter noch eine günstige Stelle wisse; doch sollten wir eilen, um sie rechtzeitig zu erreichen. Wir schwangen uns also rasch in den Sattel und ritten die Thallehne entlang einen recht schlechten, steinigen Weg, der fast nur für Ziegen praktikabel gewesen wäre, den aber die Pferde mit merkwürdiger Geschicklichkeit zurücklegten. Wir kletterten die Böschung zum Flusse hinab, und bald sah ich nächst dem jenseitigen Ufer, vorläufig aber noch außer Schussweite, ein Schnabelthier wiederholt auftauchen und, nach der schwarzen Rückenlinie zu schließen, schwimmend Kreise ziehen; auch deutete mir der Jäger durch Zeichen an, dass er flussabwärts noch ein zweites Schnabelthier erblickt habe. Ich entschloss mich, hinter Bäumen gut gedeckt, abzuwarten, bis sich eines der Thiere dem diesseitigen Ufer genähert haben würde, was sehr wahrscheinlich bald geschehen wäre, wenn sich nicht in Gestalt Mr. Badgerys das

Verhängnis eingefunden hätte. Dieser vermochte seine Neugierde nicht mehr zu bezwingen und war mit den Pferden bis auf einen Felsvorsprung angerückt, von welchem aus er das Wasser überblicken konnte und leider auch bald die beiden Schnabelthiere entdeckte, worauf er begann, mir in der besten Absicht unaufhörlich zuzurufen, um mich auf das Vorhandensein der Thiere aufmerksam zu machen. Der mich begleitende Jäger konnte sich nicht enthalten, ihm trotz meiner flehentlichen Geberden zu antworten, so dass sich par distance ein lautes Zwiegespräch entwickelte, welches natürlich die so ungemein scheuen Schnabelthiere zu schleunigstem Verschwinden bewog. Obschon dieselben im übrigen auf einer tiefen Stufe der Entwickelung stehen, sind doch Gehör und Gesicht ungemein scharf, so dass der entfernteste, durch diese Sinne vermittelte Verdacht einer Gefahr die Thiere untertauchen und in den Bau fahren lässt, aus dem sie sich dann vor dem Abende nicht mehr hervorwagen.

In nicht eben rosiger Stimmung erkletterte ich wieder den Uferhang, opferte meinem Unwillen ein schuldloses Felsen-Wallaby, welches den Weg kreuzte, und konnte die Kritik des Übereifers Mr. Badgerys — bei meiner mangelhaften Kenntnis der englischen Sprache — nur in die wiederholt im Tone des Vorwurfes ausgerufenen Worte »not well, not well« zusammenfassen. Mr. Badgery erwiderte meine Worte anfangs lediglich mit stoischem Lächeln; dann aber versuchte er mir in längerer Auseinandersetzung Aufklärung zu geben. Da sich hiebei das Wort Breakfast öfter wiederholte und Mr. Badgery in der Richtung auf die Farm deutete, musste ich schließen, dass seine Neugierde von einem sehr prosaischen Motive, von gewaltigem Hunger, beherrscht war und er denselben nunmehr zu stillen wünsche, weshalb an eine weitere Fortsetzung der Jagd kaum mehr zu denken war. Ich machte zwar noch einen schüchternen Versuch, indem ich unter entsprechend begleitenden mimischen Zeichen wiederholt flehend »Platypus«, das ist die englische Bezeichnung für Schnabelthier, ausrief und auf den Fluss deutete, aber mein Jagdherr blieb unerbittlich, schwang sich auf seinen Gaul, winkte mir zu folgen, und so ritten wir dem Breakfast entgegen. Auf dem Wege nach der Farm hatte ich doch noch einigermaßen Waidmannsheil, indem ich zwei Bären und einen Bussard erlegte.

Nachdem Mr. Badgery sich an einem guten Frühstück erquickt hatte, zogen wir, da mittlerweile die Sonne über den Nebel gesiegt hatte, zur Jagd auf Felsen-Wallabies aus, ebendorthin, wo am Vortage die günstigen Resultate erzielt worden waren. Schon im ersten Triebe wurde

eine erstaunliche Anzahl von Wallabies flüchtig, die aber diesmal meinen Stand größtentheils mieden und seitwärts ausbrachen, wo Wurmbrand und Clam standen, so dass der eine 18, der andere 19 Stück erlegte. Da nämlich gestern einige Stücke links von mir ausgebrochen waren, beabsichtigte der Jagdleiter dies heute dadurch hintanzuhalten, dass er einige Leute zur Abwehr an den kritischen Punkt entsandte, doch hatten diese den Auftrag falsch erfasst und wehrten statt oberhalb meines Standes vor demselben ab, so dass das Wild fast immer umkehrte, bevor ich zum Schusse kommen konnte. So betrug denn meine Strecke nur sechs Felsen-Wallabies. Ein zweiter Trieb verlief ohne jegliches Ergebnis, während ein in aller Eile an einer Gabelung des Thales inscenierter, nur wenige Minuten erfordernder Trieb mir zehn Wallabies lieferte, obwohl zu treiben begonnen wurde, bevor ich meinen Stand bezogen hatte.

Nun sagten wir dem schönen Felsenthal, in dem wir gestern und heute manch frohe Stunde verbracht hatten, Lebewohl und eilten, die Farm passierend, nach einem entlegenen Hügel, auf welchem noch ein letzter Trieb vor unserer Abfahrt versucht wurde. Leider gelang dieser Versuch nicht, da das Wild an den Flanken ausbrach, so dass nur Wurmbrand und Prónay je ein Wallaby schossen, während ich mich mit einem Hasen begnügte.

Hiemit war auch das Ende der so vortrefflich gelungenen, interessanten Jagdexpeditionen in Neu-Süd-Wales gekommen. Wir mussten nach Sydney zurückeilen, wo unser gesellschaftliche Verpflichtungen harrten, da an Bord der »Elisabeth« ein von mir und den Herren des Stabes gegebenes Nachmittagsfest stattfinden sollte, zu welchem die Einladungen schon vor meiner Abreise nach Arthur's Leigh Badgery Station ergangen waren.

Die Wagen hatten, damit ja jedem Zeitverlust infolge Steckenbleibens vorgebeugt sei, den Wollondilly River schon früher übersetzt, und wir fanden daher, als wir denselben zu Pferde durchquert hatten, die Gefährte bereits wohlbehalten auf dem anderen Ufer. Hier nahmen wir von den liebenswürdigen Farmern und dem Jagdgefolge Abschied und traten, beim Besteigen der Wagen von einem dreimaligen Hurrah begrüßt, die Rückfahrt nach Moss Vale an, wo wir nach vierthalbstündiger Fahrt anlangten.

Da der Zug von hier erst tagsdarauf gegen 2 Uhr morgens nach Sydney abgehen sollte, arrangierten wir in aller Eile aus dem Stegreif eine Nachtjagd. Wir hatten einen Jäger ausfindig gemacht, der drei

gute Hunde besaß, die zu dem Zweck abgerichtet waren, Kusus und Beutelmarder (Dasyurus viverrinus) zu suchen, auf Bäume zu treiben und dann zu verbellen.

An der Stelle, außerhalb des Ortes, an welcher der Jäger mit den Hunden unser bereits harrte, stürmten diese auf das Commando »Go on« auch schon fort, um nach wenigen Minuten heftig Standlaut zu geben. Ich eilte rasch hinzu und sah, wie die Hunde Hals gebend an einem Eucalyptus-Baume hinansprangen. Der Mond fiel günstig ein, so dass mein erster Schuss mir gleich einen Beutelmarder einbrachte, den ich nach einigem Suchen auf einem Ast entdeckt hatte. Dieser ebenfalls zu den Beutelthieren gehörige Räuber ähnelt im Baue sehr unserem Marder; der Leib ist schmächtig und gestreckt, der Hals ziemlich lang, der Kopf gestreckt und die Schnauzenspitze fleischroth, der Schwanz lang und gleichmäßig buschig behaart; die Zehen sind an den niederen Beinen mit sehr starken, spitzigen Krallen bewehrt; das Fell an der Oberseite fahlbraun, mit weißen Flecken gesprenkelt, an der Unterseite weiß. Etwas kleiner als der Kusu, erreicht der Dasyurus viverrinus eine Leibeslänge von 40 *cm* und eine Schwanzlänge von etwa 30 *cm*. In seiner Lebensweise erinnert dieser Beutler ganz an jene des Kusus, indem er den Tag in Löchern verbringt, nachts aber auf Nahrung ausgeht, den Hühnerställen gleichfalls Besuche abstattend und daselbst alles schonungslos mordend.

Von ihrem Besitzer angefeuert, eilten die Hunde weiter, und bald tönte abermals Standlaut; doch diesmal kam eine Novität, nämlich ein Kusu uns noch unbekannter Art, der Ringelschwanz-Kusu, zur Strecke. Mit den drei Hunden zu jagen, bereitete in der That Vergnügen, da sie rasch jede frische Fährte fanden und dieselbe verfolgten, bis sie das Wild zum Aufbaumen gebracht hatten; dann erst gaben sie Laut und hielten aus, so dass die Jäger herbeikommen und das Stück erlegen konnten. Einen Beutelmarder, der wahrscheinlich nicht schnell genug aufgebaumt hatte, apportierte uns die brave Meute. Der Sohn des Jägers, ein Bursche von etwa zehn Jahren, der sich dem Vater angeschlossen hatte, zeichnete sich durch die Schärfe seiner Augen aus, dank welcher er das Wild stets zuerst in den Ästen entdeckte, um es mir triumphierend zu zeigen; war ein Stück nach einem Schusse gefallen, so sprang der Knirps rasch zu, um es vor den Hunden zu bewahren. Bis gegen Mitternacht hatte ich sechs Beutelmarder und sechs Kusus erlegt — gewiss eine seltene, unter originellen Umständen bei Nacht im Mondschein erzielte Strecke.

Als wir uns beim Durchstreifen des Waldes der Behausung des Jägers genähert hatten, waren die Hunde plötzlich verschwunden, und alles Pfeifen und Rufen blieb vergeblich, weshalb der Besitzer vermuthete, dass sie, durch die lange Dauer der Jagd ermüdet, heimgekehrt seien, der Ruhe zu pflegen. Wir folgten diesem Beispiel und fuhren nach Moss Vale zurück.

Sydney, 26. Mai.

Um 2 Uhr morgens dampften wir von Moss Vale ab und Sydney zu. Trotz der empfindlichen Kälte und der schlechten Lagerstätte schlief ich wunderbar. Hatten wir doch den Vortag redlich ausgenützt, indem wir ohne Unterbrechung von 6 Uhr früh bis Mitternacht auf den Beinen waren.

An Bord fand ich bereits alle Hände emsig beschäftigt, um unser Schiff auf das glänzendste für den nachmittags stattfindenden Ball zu schmücken, wobei Officiere und Mannschaft wetteiferten. Auf Deck waren Zelte aufgeschlagen, elektrische Beleuchtungseffecte vorbereitet; Blumen, Pflanzen, Flaggen und Teppiche lagen bereit, um allenthalben decorative Verwendung zu finden. So weit das mit diesen Vorbereitungen verbundene lärmende Getriebe gestattete, versuchte ich, noch kurze Zeit zu schlafen, und fuhr dann gegen 10 Uhr ans Land, wo mich der liebenswürdige Unterrichtsminister erwartete, um mir die Vornahme der Schafschur mittels Maschinen demonstrieren zu lassen. Obgleich die Saison für diese Procedur noch nicht gekommen war, hatte eine der großen Wollfirmen ihre Maschinen doch zu dem Zweck in Betrieb gesetzt, um mir Einblick in das Verfahren zu gewähren — ein Beweis mehr für das freundliche Entgegenkommen, dessen wir uns allerorten in Neu-Süd-Wales zu erfreuen hatten.

Die Schafscheren, ähnlich construiert wie unsere Pferdescheren, werden mittels Dampfkraft in Bewegung gesetzt und arbeiten ungemein rasch, ohne das Thier auch nur im geringsten verletzen zu können, was ja bei der Handschur so häufig vorkommt; überdies wird die Wolle sehr glatt und bis auf das letzte Atom abgeschoren. Ein Mann vermag regelmäßig in einem Tage 120 bis 150 Stück zu scheren, die höchste Leistung aber, welche ein sehr geschickter und flinker Arbeiter erzielen kann, besteht in der Schur von 200 Schafen. Ich versuchte es selbst, einen Widder zu scheren und konnte mich auf diese Weise persönlich überzeugen, dass die Maschine leicht zu handhaben ist und vortrefflich arbeitet. Mein Beispiel hatte bald bei meinen Herren sowie bei anderen

Zusehern Nachahmung gefunden, und mag die elegant gekleidete, der Schafschur emsig obliegende Gesellschaft einen nicht wenig komischen Anblick geboten haben. In den großen, vielstöckigen Lagerhäusern, welche wir durcheilten, werden viele Tausende von Wollballen, ein enormes Capital repräsentierend, vor der Einschiffung aufgestapelt.

Von hier geleitete mich der Minister nach einer großen Wiese in einem der öffentlichen Gärten, wo mir das Boomerang- und Speerewerfen der Eingeborenen produciert werden sollte. Ein Schwarzer aus Westaustralien, von wahrhaft scheußlichem Aussehen, zeigte sich daselbst in der Kunst seiner Landsleute, indem er sichelartige, aus Eisen und Holz verfertigte Boomerangs in verschiedenartigster Weise, aber stets so warf, dass sie zu ihm zurückkehrten. Bald stiegen diese Geschosse, fortwährend rotierend, kerzengerade in die Luft, beschrieben dann einen Kreis oder eine Ellipse und fielen zu Füßen des Werfers nieder; bald flogen sie sausend eine Strecke weit nur meterhoch über dem Boden dahin, um plötzlich hoch empor zu steigen u. dgl. m. Endlich schleuderte der australische Diskuswerfer zwei Boomerangs gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung so, dass sie, zu ihm zurückkehrend, in ihren Flugbahnen sich kreuzten. Ein richtig geschleuderter Boomerang ist ein gefährliches Projectil, weil dasselbe vermöge seiner enormen Fluggeschwindigkeit einen Menschen zu tödten vermag. Das Werfen von Speeren auf weite Distanzen mit der primitiven Holzschleuder war nicht weniger interessant; selbst noch auf die Entfernung von 200 Schritten war der Schütze seines Wurfes ziemlich sicher.

Ein Gegenstand besonderen Stolzes für Sydney ist die Bildergallerie, mit deren Anlegung erst vor wenigen Jahren begonnen wurde, und ich entsprach daher gerne dem Wunsche der Stadt, dieselbe zu besuchen. Da bei der Erwerbung von Kunstwerken aus aller Herren Ländern weder Mühe noch Kosten gescheut wurden, enthält die Gallerie schon jetzt eine große Anzahl mitunter sehr beachtenswerter Bilder.

Ich fand hier manches Werk, das mir schon von den Ausstellungen im Wiener Künstlerhause her bekannt war. Besonders in die Augen springend war ein imposantes Schlachtenbild von Detaille, eine Cavallerie-Attaque französischer Husaren aus dem Jahre 1809 darstellend, das erst vor kurzem in den Besitz der Stadt gelangt war; ferner ein vielgerühmtes Bild, der Besuch der Königin von Saba bei Salomo, in welchem der figurale Theil, namentlich die Königin, deren Toilette vom Künstler in sehr freier Weise aufgefasst erscheint, gut behandelt ist. Im übrigen macht das Bild nach meinem Geschmack

einen allzu bunten, ja vermöge des Farbenreichthums fast schreienden Eindruck. Die modernste Verirrung, die Pleinair-Malerei, ist durch kühne Meisterwerke vertreten, während sich unter den Pastellen zwar wenige, dafür aber sehr gute Leistungen finden, worunter besonders eine Studie, der Kopf eines jungen Mädchens, genannt zu werden verdient. In der Abtheilung für Aquarelle, die reichhaltig und recht gediegen ist, nehmen Landschaften den ersten Rang ein.

Die Besichtigung der Gallerie befestigte in mir den Eindruck, dass in Sydney viel Interesse und Verständnis für Kunst herrscht, so dass die Stadt, wenn nur auf dem bisher eingeschlagenen Wege fortgefahren wird, bald im Besitz einer sehr reichhaltigen Sammlung von hohem künstlerischen Werte sein wird.

Das Frühstück wurde in dem trefflichen Australian Hotel eingenommen, dessen Geschäftsleiter, ein Sachse, uns nach dem Lunch aufforderte, den Thurm des Hotels zu besteigen, von dem aus sich eine in der That prächtige Aussicht auf Sydney und seine Vororte darbot. Aus der Vogelperspective betrachtet, imponierte Sydney durch seine gewaltige Ausdehnung; die Stadt lag einem großartigen Gemälde gleich vor uns, reizend umrahmt durch den Kranz von Hügeln, Gärten und Buchten, belebt durch den flutenden Strom von Menschen und Fahrzeugen. Leider konnten wir in dem Genusse dieses Rundblickes nicht lange schwelgen, da die Zeit zur Rückkehr an Bord drängte, wo die letzten Vorbereitungen für den Ball getroffen werden mussten.

Nach 2 Uhr prangte das Schiff in vollem Glanz; alles war bereit, und konnten wir der Ankunft unserer Gäste mit Ruhe entgegensehen, weil die Bordkünstler die kühnsten Erwartungen übertroffen hatten und das Schiff in der That äußerst schmuck aussah. Das Mitteldeck war durch Errichtung eines Zeltes in einen mit Flaggen, mit Palmen und anderen Pflanzen reich geschmückten Tanzsaal verwandelt, welcher, an den Innenseiten mit blauweißem Linnen verkleidet, ebenso wie die auf Deck befindlichen, mit schwarzgelber Leinwand drapierten Schiffsbestandtheile, einen überaus freundlichen und heiteren Eindruck hervorbrachte. Für die Musikkapelle war auf dem Treppenschacht und der Bootsbrücke ein hoher Söller errichtet, an dem von außen unser sowie das englische und das australische Wappen erglänzten, während das Hüttendeck, zum Buffet für die Tanzenden bestimmt, von Tischchen umrahmt war. Allerlei Gegenstände hatten hier eine Umgestaltung in elegante Sitzmöbel erfahren; sogar die großen Baljen, in welchen die in Thursday Island gefischten Korallen noch in Wasser verstaut lagen,

mussten, mit Teppichen überdeckt, als Canapees dienen. In reizender Weise war das Eisendeck in einen Salon verwandelt; daselbst lagen schwere Teppiche und schloss eine dichte Wand von Palmen und Blumen den Raum ganz nach außen ab; in jeder Ecke gab es Plätzchen, welche die vom Tanzen Ermüdeten zur Ruhe einluden, und in der Mitte des Salons plätscherte aus einem Bassin von Tuffstein lustig ein Springbrunnen hervor. Wunderlich genug nahm sich in diesem heiterer Geselligkeit gewidmeten Raume das große 24 *cm* Geschütz aus — ein ernster Contrast zu dem fröhlichen Treiben, das sich hier bald entwickeln sollte.

In der Batterie befand sich ein Buffet für die älteren Herren und die nichttanzenden Mitglieder der Gesellschaft; das große Buffet aber war im Officierscarré vorbereitet, durfte jedoch erst nach dem Cotillon geöffnet werden, um dann auf kleinen Tischchen Hungrigen und Durstigen reichliche Labung zu bieten. Mein Salon diente als Garderobe, die Kajüte des Commandanten als Damen-Toilette. Hier allein stand uns ein weibliches Wesen, eine Marchande de modes, hilfreich zur Seite, welcher die näheren Arrangements der Toilette und die Dienstleistung daselbst übertragen waren; alles übrige an Bord, selbst das Binden der Blumen und die zierlichsten decorativen Verschönerungen, war von rauhen Seemannshänden vortrefflich besorgt worden. Unser Koch Bussatto hatte sämmtliche Buffets zu versorgen und zeigte — diesmal in gnädigster Stimmung, was bei ihm nicht immer der Fall zu sein pflegt — sein Können, indem er seiner culinarischen Phantasie die Zügel schießen ließ, im glänzendsten Licht. Eine Legion von Schüsseln kalter Speisen, welchen er die mannigfaltigsten Gestalten in künstlerischer Vollendung gegeben, prangte auf den Tischen: aufgetakelte Schiffe, die mit vollen Segeln dahinzufahren schienen, Paläste, Bassins mit Fischen, Kronen, alle nur erdenklichen Land- und Seeungethüme standen in bunter Reihe nebeneinander, so dass die Buffets fast einem Spielzeugladen glichen. An der Spitze einer Schar Matrosen waltete des anvertrauten Mundschenkenamtes unser Mahmud, der in seiner goldstrotzenden Parade-Uniform ein Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Gäste war und die Neugierde derselben, namentlich jene der Damen, als Huldigung mit herablassendem Grinsen entgegennahm.

Mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit begann Schlag 3 Uhr die Auffahrt der Gäste, theils in unseren Barkassen und Booten, die wir ans Land geschickt hatten, theils in eigenen Fahrzeugen. Die Einladungen zu machen, hatten wir dem englischen Admiral, der ja die Sydneyer

Gesellschaft genauer kannte als wir, überlassen und nur die Zahl der zu Ladenden auf etwa 300 beschränkt. Bald aber waren an 500 Gäste anwesend, da viele der Geladenen Verwandte mitgebracht hatten.

Wir fanden aber keine Ursache, dies zu bedauern, weil das Schiff die Zahl der Erschienenen leicht fassen konnte und der Kranz schöner Tänzerinnen glänzende Bereicherung erfahren hatte. Außer den vornehmsten Honoratioren der Stadt waren beinahe nur tanzlustige Damen und Herren erschienen, und ich muss gestehen, dass ich niemals auf einem Balle so viele schöne Frauen und Mädchen beisammen gesehen habe wie hier. Die Damen Sydneys vereinigen in gleichem Maße die Schönheit der Töchter des Mutterlandes mit südlicher Anmuth der Bewegungen und vollendeter Eleganz der Erscheinung.

Während die Musikkapelle mehrere Nummern executierte, wurde das Schiff von den Gästen einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Dann begann bei den Klängen der »Blauen Donau« der Reigen. Als Tänzer waren außer unseren Officieren und Cadetten sämmtliche Officiere und Cadetten der in Sydney stationierten Escadre sowie der vor zwei Tagen eingelaufenen spanischen Corvette geladen. Da jedoch die fremden Seeleute während der ganzen Dauer des Balles von den Buffets und Rauchzimmern nur schwer zu trennen waren, machten eigentlich nur unsere Herren die Honneurs als Tänzer, ohne dass dem Tanzeifer der in so großer Zahl erschienenen Damen trotz eifriger Unterstützung der Herren aus Sydney genügt werden konnte. Es wurde mit Begeisterung getanzt; selbst unser Commandant und Wurmbrand thaten wacker das ihrige. Dank dem Liebreize der Damen, deren mehrere auch deutsch oder französisch sprachen, so dass ich mit ihnen bald in der lebhaftesten Conversation begriffen war, bildete es ein Vergnügen, sich dem Tanze zu widmen.

Wir begegneten bei den Herren und Damen Sydneys einer Zuvorkommenheit, die ihre Wirkung auf uns nicht verfehlte; mit ungezwungenem, offenem Wesen verbinden sie viel natürliche Liebenswürdigkeit — Eigenschaften, welche den Verkehr umsomehr erleichtern und beleben, als trotz des besten in der Gesellschaft herrschenden Tones eine freiere Auffassung hinsichtlich conventioneller Formen zu gelten scheint, als dies in unserer Heimat der Fall ist. So richteten hier Damen an Herren, die ihnen nicht vorgestellt waren, — was bei der Zahl der Erschienenen nur zu leicht geschehen konnte — ungescheut das Wort und grüßten beim Kommen und Gehen jedermann mit freundlichem Händedrucke.

Kurz vor unserer Ankunft war eine schon seit längerer Zeit drohende, auf Überspeculation und andere Gründe zurückzuführende Krisis über mehrere Banken Sydneys hereingebrochen, welche den Markt auf allen Gebieten tief erschüttert und nicht nur den europäischen Zeitungen Stoff zur Berichterstattung geliefert hatte, sondern in den letzten auslaufenden Bewegungen auch auf dem Londoner Platze zu verspüren war. Alle Schichten der Bevölkerung waren in Mitleidenschaft gezogen und hatten empfindliche Verluste erlitten, ja noch während unseres Aufenthaltes zog die wirtschaftliche Calamität ihre verhängnisvollen Kreise. Gleichwohl schienen unsere Gäste hiedurch in ihrer guten Laune und in ihrem Frohsinne so wenig berührt zu sein, dass man von allen Seiten sogar witzige Bemerkungen über die Lage, aber keine Klagen, keinen Jammer vernahm.

Der von Ramberg arrangierte Cotillon — ein für Sydney neues choreographisches Ereignis — gefiel unseren Gästen ungemein. Die ältesten heimatlichen Figuren, als: Tunnel, Achter, Colonnen u. s. w., errangen den lebhaftesten Beifall, und als die Schlusstouren mit den Bouquets und den schwarzgelb-weißrothen Bandschleifen an die Reihe kamen, erreichte die animierte Stimmung den Höhepunkt.

Der herrschenden kühlen Witterung Rechnung tragend und ohne hinlängliche meteorologisch-divinatorische Begabung, um ahnen zu können, dass der Abend so überaus mild sein werde, hatten wir den Ball als Nachmittagsfest angesagt und auf den Einladungskarten die nähere Zeitangabe von »3 bis 7 Uhr« beigesetzt. In Sydney scheint sich nun die Pünktlichkeit, mit welcher die Gäste eintreffen, auch auf den Aufbruch zu erstrecken, offenbar, damit nicht durch Verweilen über die fixierte Zeit hinaus der Verdacht der Unbescheidenheit erweckt werde; denn gegen 7 Uhr begann ein allgemeiner Aufbruch. Unser dringendes Bitten und Zureden war umsonst. Die Mädchen und jungen Frauen standen zwar auf unserer Seite; Mütter, Väter und Gatten aber ließen sich nicht erweichen. Nur eine kleine Zahl besonders Getreuer harrte bei uns, noch lange dem Tanze huldigend, aus, um dann nach einer recht gemüthlich am Eisendecke verbrachten Stunde der Rast die »Elisabeth« erst zu vorgerückter Nachtzeit zu verlassen.

Auf wohl und gerne errungenen Lorbeeren durften wir ruhen, stolz auf den einstimmigen Ausspruch der Gäste, dass noch keines der Kriegsschiffe, welches Sydney angelaufen, ein Fest gegeben habe, das in jeder Beziehung so schön, so gelungen gewesen wäre, wie jenes auf unserer »Elisabeth«.

Sydney, 27. Mai.

Ganz Sydney sprach heute nur vom Balle der »Austrians«. In den Straßen wurden Photographien der »Elisabeth« verkauft; die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte über unser Fest, und unsere Cabinen waren von Blumen überflutet, die Damen an Bord gesandt hatten. Ja einige Damen sollen sogar beabsichtigt haben, sich — geführt von einer besonders schönen Sprecherin — als Deputation an Bord einzufinden, um eine Verlängerung des Aufenthaltes der »Elisabeth« zu erwirken. Leider hätte diese schmeichelhafte Bitte angesichts der Strenge des Reiseprogramms, von welchem wir in Sydney durch Erstreckung der diesem Hafen ursprünglich gewidmeten Frist ohnehin schon abgewichen waren, erfolglos bleiben müssen. Ich glaube, dass sich auf dem Schiffe niemand befand, der nicht eine Ausdehnung des Besuches im herrlichen Neu-Süd-Wales und namentlich in dem heiteren Sydney mit Freude begrüßt hätte, und allgemein wurde scherzhaft die Hoffnung geäußert, dass eine kleine Havarie der Maschine erzwingen werde, was das officielle Programm nicht gestatten wollte. Mehrere Damen standen — wenn Fama Recht hat — im Verdachte, dass sie versucht hätten, unseren Ingenieur zur Herbeiführung einer solchen Havarie zu verleiten.

Ich benützte den heutigen, eigentlich letzten Tag des Aufenthaltes in Sydney zu einigen Besuchen sowie zu verschiedenen Einkäufen. Auch begab ich mich nochmals in das Museum, um die in der That höchst interessante Sammlung ethnographischer Objecte aus den von Eingeborenen bewohnten Gebieten Australiens und von den Südsee-Inseln genau zu besehen. Außer zahlreichen Waffen, die lediglich aus Holz und geschliffenen Steinen hergestellt sind, da in jenen Gegenden zum Theil Eisen noch unbekannt ist, fand ich hier ebenso originelle, als greuliche Tanz- und Kriegsmasken. Viele derselben waren aus menschlichen Scalpen hergestellt, wie denn in manchen Gebieten überhaupt Bestandtheile der erschlagenen Feinde bei Erzeugung der verschiedenartigsten Gegenstände, so Schmucksachen, Trinkgeschirre, Waffen u. dgl. m., mit Vorliebe Verwendung finden. Kriegsschmuck, Producte einer sehr primitiven Hausindustrie und eine ganze Sammlung von Canoes mit geschnitzten und bemalten Rudern geben hier ein treues Bild von der Culturstufe ihrer Erzeuger. Auch durchstöberte ich die Vogelsammlung, um mehrere Arten, von welchen ich einzelne Vertreter während der Jagdexpeditionen im Land erlegt hatte, genauer zu bestimmen.

Bei einem Privatsammler gelang es mir, einen großen Theil seiner ethnographischen Objecte, die ausschließlich von den auf der niedersten Culturstufe stehenden, im Aussterben begriffenen Urbewohnern Australiens, den »Aborigines«, herrührten, zu erwerben. 1891 zählte man in Neu-Süd-Wales im ganzen 8280 »Aborigines«, — 4559 männlichen, 3721 weiblichen Geschlechtes — welche unter dem Schutz eines besonderen Vereines, der »Aborigines Protection Society«, stehen, der sich die Aufgabe gestellt hat, nach Möglichkeit für die Civilisierung der ehemaligen Herren des Landes zu sorgen und so manche an denselben begangene Greuel zu sühnen.

Im Laufe des Diners, das wir abermals in dem ausgezeichneten Australian Hotel einnahmen, ereignete sich eine heitere Scene, welche von der Naivetät, aber doch auch von der Zutraulichkeit, ich möchte sagen Gemüthlichkeit, die hier herrscht, Zeugnis gibt und deshalb vielleicht verdient, in der Erinnerung festgehalten zu werden. Während ich mit Clam und Sanchez an einem Tische saß, näherten sich ersterem zwei gut gekleidete Herren, stellten sich als die Chefs einer Sydneyer Firma vor und frugen, auf mich deutend, ob ich der Prinz sei. Auf die bejahende Antwort baten sie, mir die Hand drücken zu dürfen, und ersuchten, als Clam ihnen bedeutete, dass dies nicht wohl angehe, ich möge wenigstens ein Glas auf ihr Wohl leeren — eine Zumuthung, der ich ob ihrer unterhaltenden Originalität gerne entsprach, worauf die Herren beruhigt von dannen zogen.

Den Abend verbrachten wir in einem Circus, der zwei Tage zuvor in Sydney eingetroffen war. Er bot, bis auf das letzte Plätzchen dicht gefüllt, Leistungen, welchen Anerkennung nicht versagt werden konnte, obwohl selbstverständlich auf dem Gebiete dieser viel gepflegten Kunst Neues nicht erwartet werden durfte. Besondere Erwähnung sei eines in jüngster Zeit im Innern des Landes eingefangenen Aborigine-Knaben gethan, der sich mit seinem Schicksal offenbar schon ausgesöhnt hatte und Proben erstaunlicher Geschicklichkeit bot. Hingegen ließen der Zustand und die Classe der Pferde einiges zu wünschen übrig. In einer Pause kam der Director zu mir, um mich einzuladen, die Stallungen anzusehen, in denen er mir vor allem mit Stolz zwei Pferde vorwies, die mit besonderer Hochachtung betrachtet werden mussten; denn die Thiere hatten früher den vom Director hoch angeschlagenen Vorzug genossen, von Sarah Bernhardt geritten worden zu sein. Es schien, als erblicke der Herr des Circus in diesem Umstand eine besondere Eignung der Pferde für ihren nunmehrigen Beruf. Jene Künstlerin ist zweifellos

mit der Tragödie viel vertrauter als mit der Hippologie; ihre ehemaligen Renner waren nämlich recht garstig und reich an Fehlern. In seinem Zelte stellte mir der Director — was sich nicht wenig drollig ausnahm — der Reihe nach alle männlichen und weiblichen Artisten vor, deren bunte, mit allerlei Flitter geschmückte und nicht mehr in erster Frische prangende Costüme seltsam genug mit dem wahrhaft künstlerischen Selbstbewusstsein contrastierten, das sich in den Mienen und der Haltung all dieser Meister und Meisterinnen ihres Faches ausdrückte. Unter den Damen zeichnete sich das Schlangenmädchen durch ihre hübschen Gesichtszüge besonders aus. Eine durch den ganzen Circus flott geritteine Steeplechase, in deren Verlauf einige gute Sprünge produciert wurden, beschloss die Vorstellung.

Neu-Caledonien.

Neu-Caledonien.

In See nach Neu-Caledonien, 28. Mai.

Der Himmel hatte sich — »zum Abschiednehmen just das rechte Wetter« — in tief herabhängende Wolken gehüllt, welchen feiner Regen entsprühte. Nicht weniger trüb war unsere Stimmung. Wir unterlagen alle einer Gemüthsdepression — in der Heimat nennt man dies einen »moralischen Katzenjammer« — angesichts der Nothwendigkeit, Sydney, das uns so gastlich aufgenommen, und seine Bewohner, die uns so liebenswürdig und herzlich empfangen hatten, verlassen zu müssen. Nach der drückenden Schwüle der Tropengegend hatten wir hier klimatische Verhältnisse gefunden, die jenen der Heimat ähneln; von herrlichem Wetter waren die in jeder Beziehung ebenso gelungenen als anregenden Jagdexpeditionen in das Innere des Landes begünstigt gewesen; die in ihrer Großartigkeit Bewunderung, in ihrer lieblichen Umrahmung Entzücken erweckende Stadt Sydney hatte auf uns einen unvergesslichen Eindruck gemacht; alle Australier, die Bewohner und Bewohnerinnen Sydneys in erster Linie, mit denen wir in Berührung gekommen waren, hatten es verstanden, durch ihr gentiles, herzliches Wesen unsere Zuneigung zu erringen, so dass wir sie zu unseren besonderen Lieblingen erklärten — was Wunder, dass wir uns schwer von dem Benjamin der Continente trennten! Ewig schade, dass Australien sich bisher in dem alten Europa fast nur durch den immer steigenden Einfluss der auf vielen wirtschaftlichen Gebieten schon bedenklichen Concurrenz fühlbar gemacht hat,

während seine intimen Vorzüge so wenig gekannt und gewürdigt sind, was infolge der brutalen Entfernung kaum anders sein kann. So möchte ich Australien einem Menschen vergleichen, der, schwer zugänglich, nur die rauhen Seiten seines Wesens fühlen lässt, jenen aber, die es verstehen, ihm näher zu kommen, den Zauber seiner trefflichen, liebenswürdigen Eigenschaften enthüllt.

Obgleich wir zu früher Stunde — um 7 Uhr morgens — die Anker gelichtet hatten, waren die Fenster aller Häuser und Villen dicht besetzt von unseren Freunden, die uns, Tücher schwenkend, Abschiedsgrüße zuwinkten. Beim Passieren des Flaggenschiffes »Orlando« spielte die Harmonie desselben unsere Volkshymne, während die Musikkapelle der »Elisabeth« das »God save the Queen« intonierte; von der spanischen Segelcorvette »Nautilus« wurde »Glückliche Reise« signalisiert.

Wir hatten Port Jackson kaum verlassen und Sydney aus dem Auge verloren, als uns schon ein scharfer Nord entgegenwehte, welcher die See hoch gehen ließ, so dass die »Elisabeth« alsbald heftig zu stampfen begann. Anfänglich fuhren wir längs der Küste hin, nahmen dann den Curs gegen Nordost und bald war auch das letzte Stückchen des australischen Continentes im Ocean versunken.

In See nach Numea, 29. bis 31. Mai.

Auf hoher See mit dem Curse nach Neu-Caledonien. Der Wind blies unaufhörlich aus Nord oder Nordost, lange, mächtige Wellen des Stillen Oceans aufwühlend, welche unsere so wackere »Elisabeth« einem Kinderspielzeuge gleich auf- und niederschleuderten. Besonders unangenehm waren die schweren Schläge der hohen See an die vorspringenden Erker der Bugprojectoren und an jene der vorderen Batteriegeschütze; diese Schläge zogen Erschütterungen des ganzen Schiffes nach sich, so dass alles, was nicht niet- und nagelfest war, angesorrt werden musste; lebende Seen kamen zeitweilig bis zum vorderen Thurm und häufig stand das ganze Eisendeck unter Wasser.

Alles, was da im rosigen Licht athmete, wurde mehr oder weniger seekrank, und auch ich, der bisher stets Widerstand geleistet hatte, ward dem Übel unterthan; ja selbst die Menagerie, die ich in Sydney bedeutend vermehrt hatte, litt stark unter den Unbilden des Wetters. Die beiden Affen, namentlich aber Fips, wurden ganz melancholisch; der Ziegenbock lehnte traurig an den Geschützen; das Wildschwein, die Wildkatze und das Eichhörnchen von Singapur versagten das Futter.

Am wenigsten schien der Humor der Vögel berührt zu sein, wenn nicht etwa der unaufhörliche Spectakel, den sie im Banjerdecke zum Schaden unseres armen Commissärs, dessen Nachtruhe empfindlich gestört wurde, verursachten, als energischer Protest gegen das hartnäckige Unwetter zu deuten war. Die Kakadus, Papageien und Lachenden Hänse führten bei diesem Concert in wilder Art den Reigen.

Während der ganzen Dauer der Fahrt fühlte der Stille Ocean kein Bedürfnis, seinem Namen Ehre zu machen und mit uns Erbarmen zu haben. Auf den Gemüthern lagerte düstere Melancholie, die nur in solchen Momenten verscheucht wurde, in welchen das Gespräch sich auf den schönen Aufenthalt in Sydney lenkte und allseits immer wieder das Bedauern darüber ertönte, dass wir gezwungen waren, so bald aus dem herrlichen, ruhigen Hafen in die sturmbewegten Wogen des Großen Oceans hinauszuschiffen.

Zahlreiche Albatrosse, diese riesigen Sturmvögel, strichen ab und zu in die Nähe des Schiffes, als wollten sie uns höhnen, zeigend, dass es Wesen gibt, denen auch wohl ist, wenn die Windsbraut über die See hintost. Ich ließ sie gewähren und schoss nicht nach ihnen, da bei dem hohen Seegang ohnehin kein Boot hätte gestrichen werden können, die Beute einzuholen.

Numea, 1. Juni.

Über der Insel Neu-Caledonien lag eine dichte Wolkenschichte, welche schon des Nachts das Leuchtfeuer unseren Blicken entzogen und dadurch die Navigation der »Elisabeth« erschwert hatte. Die Peilung des Berges Mu ergab, dass das Schiff in der Nacht stark nach Süden versetzt worden war; die Position wurde daher berichtigt und Curs auf den Leuchtthurm der kleinen Insel Amédée genommen, den wir gegen 8 Uhr morgens sichteten. Wind und Seegang hatten sich stark abgeschwächt, und allmählich brach sich die Sonne siegreich Bahn, so dass wir die Umrisse Neu-Caledoniens mit seinen hohen Bergen immer deutlicher aus den beruhigten Wellen des Oceans auftauchen sahen. Gegen 9 Uhr morgens lag die »Elisabeth« vor der Bulari-Passage, wo der von Amédée gerufene Lotse an Bord genommen wurde, und wir fuhren nun zwischen den Riffen, welche Neu-Caledonien der Nordost- und der Südwestküste entlang mit nur vereinzelten Unterbrechungen begleiten und sich im Norden und im Süden weit in die See hinaus erstrecken, sowie zwischen den kleinen, grünen Eilanden Brun und Dubouzet hindurch.

Nachdem wir das Frohnleichnamsfest durch einen Gottesdienst in der Batterie gefeiert hatten, wurde das Schiff um $10^1/_2$ Uhr vormittags im inneren Hafen von Numea an der vom Hafencapitän angebotenen Boje der Messageries maritimes vertäut.

Unter Neu-Caledonien wird gemeinhin der gesammte Archipel verstanden. Dieser begreift die 1774 von Cook entdeckte und zu Ehren Nordschottlands benannte Hauptinsel Neu-Caledonien, die östlich von dieser gelegenen, 1795 entdeckten Loyalty-Inseln, d. h. Mare, Lifu, Uea und die Beaupré-Eilande, ferner die Fichteninsel, südöstlich von der Hauptinsel, und endlich die im Westen der letzteren befindlichen Chesterfield-Inseln. Neu-Caledonien und die Loyalty-Inseln zusammengenommen umfassen nach der Zählung des Jahres 1890 eine Fläche von 19.823 *km*² mit 62.752 Einwohnern.

Zuvor von englischen Kaufleuten und Missionären besiedelt, wurden Neu-Caledonien und die Lifu-Gruppe im Jahre 1853 von Admiral Février-Despointes als französischer Besitz erklärt; doch hat die factische Oberherrschaft der Franzosen über die ihnen lange widerstrebenden Einwohner erst nach Niederwerfung des Aufstandes von 1875 bis 1878 dauernd platzgegriffen.

Vormals dem Gouverneur der Tahiti- und Marquesas-Inseln unterstellt, besitzt die Colonie »Neu-Caledonien und Dependenzen« seit 1860 einen besonderen Gouverneur mit dem Amtssitze in Numea, während von 1853 bis 1854 Balade im Nordosten der Insel die französische Hauptniederlassung gebildet hat. Eine düstere Berühmtheit besitzt Neu-Caledonien als Strafcolonie, und obwohl schon früher Sträflinge hieher deportiert worden waren, hat doch erst die Internierung mehrerer Tausende von Verbrechern vom Jahre 1871 ab das Eiland in weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Die Insel Neu-Caledonien liegt östlich von Australien, zwischen dem 20. Breitegrad und dem Wendekreise des Steinbockes; ihre Breite ist gegen die 440 *km* betragende Länge unverhältnismäßig gering. Die Küsten werden von Bergzügen begleitet, aus welchen im Südosten der Mont Humboldt, 1634 *m* hoch, emporragt; diese Bergketten fallen nordöstlich schroff zum Meer ab, während sich an der Südwestküste zwischen dem Fuße der Gebirge und dem Strand Ebenen finden.

Die Einfahrt in den Hafen bietet reizende Ansichten, wenngleich sich der landschaftliche Eindruck, den wir hier empfiengen, mit jenem nicht messen kann, den Port Jackson auf uns hervorgebracht hatte. Der Hafen von Numea wird gegen Westen durch eine ins Meer vor-

springende Landzunge gebildet, welche die Stadt Numea trägt; gegen Osten schließt den Hafen eine Reihe kleiner Eilande ein. Auch hier schweift der Blick über malerische Buchten, welche, wie die Bulari-Bai im Osten und die Dombea-Bai im Nordwesten von Numea, tief in das Land bis an den Fuß der Berge dringen, von denen sich hier der Mont des Sources bis 1025 *m* und der Mont Dore bis 775 *m* erheben.

Im Hafen lagen das französische Panzerschiff »Thétis«, die Transport-Avisos »Durance« und »Scorff«, sowie der Aviso »Loyalty«, ferner der englische Kreuzer »Tauranga« vor Anker. Unser Territorialsalut fand seitens einer Landbatterie in sehr langsamem Tempo — die einzelnen Schüsse fielen nur in langen Zwischenräumen — Erwiderung. Beim Vertäuen an der Boje ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Eine Dampfbarkasse brachte der »Elisabeth« die Trosse, collidierte aber infolge ihres wenig geschickten Manövers mit dem Schiffe, wobei durch den Anprall ein Mann aus der Barkasse in die See geschleudert wurde, der jedoch gleich darauf mittels eines Bootshakens wieder aufgefischt werden konnte.

Die Stadt Numea, obwohl in pittoresker Umrahmung gelegen, bringt mit ihren zahlreichen Häuschen und den kasernartigen Gebäuden keine sehr freundliche Wirkung hervor, die natürlich auch dadurch nicht gehoben wird, dass man schon vom Schiff aus die Bestimmung der Stadt, als Hauptort einer Strafcolonie zu dienen, wahrnimmt. Der Bucht entlang liegen Gruppen kleiner Häuser und von hohen Mauern umgebener Gefängnisse; ganze Colonnen von Sträflingen, die in Zwilchanzüge gekleidet und durch große Strohhüte wirksam gegen die Sonne geschützt sind, arbeiteten an der Erbauung eines Quais.

Als wir vertäut waren, erschien zunächst der Commandant des Aviso »Loyalty«, Linienschiffslieutenant Louis Lucas, um seine Dienste anzubieten, worauf der Gouverneur M. Albert Picquié, begleitet von dem Commandierenden der See- und Landstreitkräfte sowie von den Commandanten der französischen Kriegsschiffe, folgte, um mich im Namen der Colonie zu begrüßen und zugleich das Programm für die nächsten Tage zu besprechen. Der Gouverneur selbst schien von dem Land, über das er gebot, nicht besonders entzückt zu sein, da er mich wiederholt darauf aufmerksam machte, dass ich in jeder Beziehung enttäuscht sein würde.

Eine Stunde später stattete ich dem Gouverneur einen Gegenbesuch in dem kleinen Regierungsgebäude ab, welches ungefähr im Mittelpunkte der Stadt auf einem Hügel liegt und von einem Garten

umgeben ist, worin eine Statue der Freiheit einen künstlerisch keineswegs schönen, wohl aber mit der Bestimmung der Colonie recht seltsam contrastierenden Eindruck hervorbringt. Die Salons des Gebäudes sind groß und mit einheimischen Holzarten getäfelt. Der Gouverneur dürfte ein Freund von Thieren sein; denn im Garten seiner Residenz befindet sich eine erhebliche Anzahl großer Käfige mit Papageien und Tauben; auch Hirsche, deren Art mir von jener der Hirsche auf Java abzuweichen schien, waren hier zu sehen.

Der Einladung des Gouverneurs, die Umgebung der Stadt zu besichtigen, folgend, fuhr ich in seiner Gesellschaft mit einem Viergespanne, dessen einzelne Renner abwechselnd lahmten, zunächst nach Montravel, wo ein Zwangshaus gelegen ist, in welchem die in der Stadt oder deren Weichbild arbeitenden Sträflinge nachtsüber untergebracht werden. Je 50 Mann bewohnen hier ein Haus, worin jedem Sträfling eine Hängematte angewiesen ist; auf einem Brett oberhalb dieser Lagerstätte sind die Habseligkeiten des Sträflings verwahrt. Zwischen den Häusern, deren es, glaube ich, hier zwölf gibt, sind kleine Gemüsegärten angelegt und abseits hievon die Behausungen der Wächter sowie die Küche erbaut.

Ungemein erstaunt war ich über die reichlich bemessene Kost, welche den Sträflingen täglich verabreicht wird; dieselben erhalten morgens Kaffee, mittags Fleisch mit Gemüse und abends neuerdings Gemüse. Es scheint mir denn doch etwas zu weit gegangen, wenn diese Zuchthäusler in Bezug auf Kost und Wohnung ebenso gut, wenn nicht besser, gehalten werden als die Soldaten; aber mein Erstaunen wuchs noch mehr, als plötzlich eine 40 Mann zählende, aus Sträflingen gebildete Musikkapelle erschien und mich mit einem flott gespielten Walzer von Strauß begrüßte. Diese musikalische, mit dem Strafzweck unvereinbarliche Verwendung der Sträflinge kann ich nicht billigen; abgesehen von allem anderen schon deshalb nicht, weil diese Musiker offenbar durch ihre künstlerische Thätigkeit der gebürenden harten Arbeit entzogen werden.

Im ganzen weilen auf der Insel etwa 8000 Sträflinge, die hauptsächlich beim Straßenbau, aber auch beim Bergwerksbetrieb in den großen Nickelminen verwendet werden. Hinsichtlich der örtlichen Vertheilung und der Beschäftigung unterscheidet man im großen und ganzen dreierlei Arten von Sträflingen: die aus Frankreich oder aus den Colonien unmittelbar kommenden, welche sofort zu Arbeiten an den verschiedenen Punkten der Insel herangezogen werden; ferner jene

Deportierten, die sich auf der Insel neue strafbare Handlungen zuschulden kommen ließen und als Unverbesserliche im eigentlichen Hauptdepot auf der Insel Dubouzet oder Nu untergebracht sind; endlich die sogenannten Libérés, welche zwar ihre Strafe bereits abgebüßt haben, aber noch nicht in die Heimat zurückkehren dürfen. Letztere genießen ziemliche Freiheit, stehen aber unter polizeilicher Aufsicht und müssen sich an bestimmten Tagen bei der Behörde melden. Sträflinge, welchen ein Strafausmaß von acht Jahren zuerkannt worden ist, dürfen heimatlichen Boden nie mehr betreten; diejenigen, deren Strafausmaß weniger als acht Jahre beträgt, dürfen nach der doppelten Anzahl von Jahren nach Hause zurückkehren. Das größte Contingent an Deportierten stellen natürlich die Franzosen; doch finden sich unter den Sträflingen auch zahlreiche Araber aus Algerien, sowie Tongkingesen. Als Wächter werden ausgediente Unterofficiere der französischen Armee verwendet.

Der Gouverneur machte mir manche überraschende Mittheilung über die Verhältnisse der Sträflingscolonie. Er fungiert hier erst seit einem halben Jahr und scheint ein sehr energischer Mann zu sein, der meine Meinung theilt, dass zu weit getriebene Humanität bei verbrecherischen Individuen von der Kategorie der Deportierten die verderblichsten Folgen nach sich ziehen könne und gleichzeitig eine Ungerechtigkeit gegen die anständigen Elemente der Bevölkerung bilde. Der Vorgänger M. Picquiés soll die weitgehendste Milde haben walten lassen und insbesondere von dem Grundsatz ausgegangen sein, dass man die Sträflinge nicht zur Arbeit zwingen solle, was zur Folge hatte, dass die meisten sich weigerten, zu arbeiten. Natürlich stellte sich unter so nachsichtigem Regiment eine Reihe von Missbräuchen ein. Von den patriarchalischen Zuständen, die allmählich eingerissen waren, zeugt der Umstand, dass die Verbrecher dem früheren Gouverneur, wenn er zu Inspicierungen erschien, Triumphpforten mit der Aufschrift »A notre père« errichteten. Das Leben der Sträflinge gestaltete sich recht behaglich.

Als man endlich auf diese Zustände aufmerksam geworden war und der neuernannte Gouverneur die Zügel straffer anspannte, stieß er auf manchen Widerstand; die Sträflinge hatten sich der Arbeit entwöhnt, ja es kam vor, dass sich einzelne Deportierte selbst beide Augen ausstachen, um nicht arbeiten zu müssen. Der Gouverneur aber wusste sich zu helfen, indem er jene, welche sich des Augenlichtes beraubt hatten, in die Berge sandte, um die Selbstverstümmler dort in der Sonnenhitze täglich 10 Stunden lang Steine klopfen zu lassen — ein

drastisches Vorgehen, welches auf die übrigen Sträflinge die heilsamste Wirkung ausübte. Bei Antritt seines Amtes ließ M. Picquié zwei der ärgsten Verbrecher und Rädelsführer guillotinieren, was aber den dem Gouverneur beigegebenen Colonialrath leider wieder mit Besorgnissen erfüllte. Letzterer legte daher, als der Gouverneur in der Folge sich neuerlich für den Vollzug der Todesstrafe an einem Verbrecher, der schon sechs Morde begangen und schließlich an einem der Wächter einen Mordversuch verübt hatte, entscheiden wollte, sein Veto ein, so dass sich der Gouverneur gezwungen sah, an die — zur Zeit unserer Anwesenheit noch nicht erflossene — Entscheidung des Präsidenten der Republik zu appellieren.

Unsere Fahrt wendete sich nun gegen das Innere der Insel, einer schönen Straße folgend, die einige mit Mangrove-Gebüsch dicht bedeckte Sümpfe überquerte und dann in östlicher Richtung den Fuß der Berge entlang durch blaugrünliche Niauli-Waldungen zog, in denen sich einzelne Araucarien und Cocospalmen vorfanden. Der Niauli-Baum (Melaleuca viridiflora), eine Myrtaceenart mit verkrüppeltem Stamme, bedeckt beinahe die ganze Insel und verleiht ihr einen Charakter, der sehr an jenen Australiens erinnert. Aus dem Niauli-Baume wird ein Öl gewonnen, welches dem aus Melaleuca leucodendron producierten Kajeputöl in der chemischen Zusammensetzung ähnlich ist.

Längs des Weges findet man überall kleine Gendarmerie-Kasernen und Posten, deren Besatzung die Ordnung unter den arbeitenden Sträflingen aufrechtzuerhalten hat, sowie die Häuser oder, besser gesagt, Hütten der Polizisten, welch letztere aus der eingeborenen melanesischen, jedoch mit polynesischen Elementen durchsetzten Bevölkerung recrutiert werden. Entweicht ein Sträfling in die unermesslichen Wälder der Colonie, was ziemlich häufig vorkommt, so sind es diese eingeborenen Polizisten, die mit ihrem feinen Spürsinne den Flüchtling finden und — freilich zumeist nur mehr als Leiche — einbringen. Flüchtige Sträflinge fallen in der Regel entweder dem Hungertod oder der mordenden Hand der Eingeborenen anheim; denn die Regierung zahlt für jeden, sei es lebend oder todt eingebrachten Flüchtling eine Prämie von 25 Francs, und dass die Eingeborenen es viel bequemer finden, den abgeschnittenen Kopf eines entwichenen Sträflings als diesen selbst in lebendem Zustand einzuliefern, liegt ebenso nahe wie die sich hieraus ergebende Consequenz. So unglaublich dies bei der etwa 1600 Seemeilen betragenden Entfernung der Colonie von dem nächsten Punkte des Festlandes — Brisbane —

scheint, sind doch einige, allerdings sehr wenige Fälle zu verzeichnen, in welchen es Sträflingen gelungen ist, von Neu-Caledonien glücklich zu entweichen.

Auch an netten Ansiedelungen von Libérés kamen wir vorbei; doch sind Niederlassungen europäischer, freier Colonisten, trotz aller Bemühungen der französischen Regierung, diese Art der Besiedelung zu fördern, gar spärlich auf der Insel vertreten, da sich begreiflicherweise jeder unbescholtene Mann scheut, auf dieser dem Verbrecherthume gewidmeten Insel seinen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen oder beizubehalten, wenn er die auf derselben herrschenden Verhältnisse kennen gelernt hat. Der Gouverneur sprach auch sein Bedauern darüber aus, dass das schöne Eiland mit dem guten und gesunden Klima, dem productiven Boden und den reichen mineralischen Schätzen — Gold, Kupfer, Antimon, Kobalt und insbesondere Nickel — thatsächlich der Besiedelung durch freie Colonisten entzogen ist und deshalb in so großem Umfange brach liegt. Obwohl die Bedingungen, sowohl für die Entwickelung tropischer Pflanzen — die Cultur von Baumwolle, Mais und Kaffee hat auch schon Raum gewonnen — als für das Gedeihen von Gewächsen gemäßigter Himmelsstriche vorhanden sind, steht der Ackerbau kaum auf viel höherer Stufe, als die recht lässig betriebene Viehzucht, so dass die Insel noch heute in vielen Beziehungen auf den Import aus Australien angewiesen ist. Größere Sorgfalt wird dem Landbaue von den Eingeborenen, welche sich vorzugsweise von Vegetabilien nähren, behufs Gewinnung von Taro (Colocasia antiquorum), Yamswurzeln, Zuckerrohr u. dgl. m. gewidmet. Übrigens lässt die Entwickelung der Insel, auch was den Straßenbau und andere öffentliche Arbeiten betrifft, nach dem Urtheil unbefangener Beobachter noch vieles zu wünschen übrig. In Frankreich sollen die Gründe, welche gegenwärtig dem Emporblühen Neu-Caledoniens entgegenstehen, wohl bekannt sein, und es soll daher die Absicht vorliegen, künftighin alle zur Deportation Bestimmten nach Cayenne zu bringen, Neu-Caledonien aber der Colonisation durch anständige Bevölkerungselemente zuzuführen.

In einem kleinen Thale passierten wir eine unweit von Numea gelegene katholische Missionsstation, die, von französischen Schwestern geleitet, sich die Erziehung von Kindern der Eingeborenen zur Aufgabe gestellt hat; sie leistet, wie die übrigen zwölf Missionsstationen der Insel, viel für die sittliche und materielle Hebung der Eingeborenenstämme, die noch vor kurzem der Menschenfresserei

gehuldigt haben. Das Missionswesen scheint in dieser französischen Colonie sehr ausgebreitet und von segensreicher Wirkung zu sein; denn auf Neu-Caledonien bekennt sich von den Eingeborenen alles, was den christlichen Glauben angenommen hat, zum Katholicismus, während auf den Loyalty-Inseln, wo seit 1840 evangelische Missionäre gewirkt haben, die Zahl der protestantischen weitaus jene der katholischen Eingeborenen überwiegt.

Der Stadt uns zuwendend, schlugen wir einen steilen Weg ein, der schöne Fernblicke auf die Küste, den Mont Dore und die kleinen Inseln in der Bulari-Bai bot.

Die unserem Wagen vorgespannten Artilleriepferde der Batterie von Numea schienen nicht besonders eingefahren zu sein; denn bald nach der Abfahrt hatten sie bereits Ermüdung gezeigt und waren, als wir nun die Höhe emporfahren wollten, am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, so dass sie durch keinerlei Mittel mehr vorwärts gebracht werden konnten und wir unseren Wagen verlassen mussten, um die Fahrt in einem anderen Vehikel fortzusetzen.

Die regelmäßig angelegten Straßen der Stadt schneiden sich im rechten Winkel; die Häuser sind klein, unansehnlich und sichtlich in aller Eile erbaut; das Gesammtbild der Stadt ist im wesentlichen ein melancholisches. Allenthalben begegnet man den langen Zügen der paarweise zu der Arbeit oder von derselben marschierenden Sträflinge, deren so manche wegen Fluchtversuchen, Disciplinarvergehen u. dgl. m. Ketten tragen; in den Straßen herrscht wenig freies Leben, nur einige Europäer und hin und wieder Eingeborene sind sichtbar. An größeren Gebäuden besitzt Numea außer dem Gouvernementshaus noch ein großes Truppenspital, zwei Kasernen, deren eine mit einem Marine-Infanterieregimente, die andere mit Artillerie belegt ist, sowie mehrere Schulen und Lagerhäuser; eine schöne, große Kirche ist im Baue begriffen und bereits der Vollendung nahe.

An Bord zurückgekehrt, genoss ich einen prächtigen Abend bei herrlichem Vollmonde, der sich glitzernd in der ruhigen See spiegelte; angenehm kühle Luft umfächelte die Stirne; ab und zu drangen die Rufe der Wachen von den Kriegsschiffen zu uns. Von der Place des Cocotiers aber, wo die Musikkapelle concertierte, tönten die hehren Klänge unserer Volkshymne herüber, die auf stürmisches Verlangen des zahlreich versammelten Publicums nicht weniger als dreimal wiederholt werden musste. Lange blieb ich, meinen Gedanken nachhängend, auf dem Verdecke.

Heute sollte eine Hirschjagd stattfinden; jedermann versicherte, dass das Gebiet überaus reich an Wild sei, weshalb die Jagd ein vorzügliches Resultat ergeben werde. Obgleich in fremden Ländern immer etwas skeptisch gegenüber solchen Erzählungen und Versprechungen, trug ich mich doch mit der Hoffnung, wenigstens ein Exemplar der hier eingeführten und acclimatisierten Hochwildart zu erbeuten. Bei Tagesanbruch stießen wir von Bord ab und fanden an der Landungsstelle die Adjutanten des Gouverneurs sowie einen der höchsten Beamten, der vormals Resident in Tongking gewesen und vom Gouverneur mit dessen Stellvertretung bei der Jagd betraut worden war. M. Picquié konnte an dem Jagdausfluge nicht theilnehmen, da er kürzlich bei einem Gartenfeste, das er gegeben, mit jungen Damen »Fangen« spielend, ausgeglitten war und sich ein Bein verrenkt hatte; doch schien der Gouverneur diese Ursache seiner Verletzung für zu wenig würdevoll zu halten, um sie mir mitzutheilen, sondern hatte mir erzählt, dass er bei einer Dienstreise mit dem Pferde gestürzt sei und sich hiebei beschädigt habe.

Die Gesellschaft des früheren Residenten von Tongking war mir übrigens sehr willkommen, da er während der Fahrt viel Merkwürdiges über dieses für die europäische Orientpolitik bedeutsam gewordene Land berichtete, in dem er durch viele Jahre geweilt hatte. Wir hatten zwar nur 21 *km* zurückzulegen, brauchten jedoch hiezu, weil die Pferde sich durch besondere Langsamkeit auszeichneten und der Weg bald bergauf, bald bergab gieng, drei Stunden.

Das Wetter war günstig, die Temperatur angenehm frisch; befanden wir uns doch im Juni, also nahe an der kältesten Epoche dieses Himmelsstriches, während welcher — im Juli und August — die durchschnittliche Jahrestemperatur von 22 bis 23° C. am Tage um 5 bis 7° C., in den kühlen Nächten aber bis auf + 9° C. sinkt.

Die Gegend, welche wir durchfuhren, trägt einen landschaftlich meist monotonen Charakter an sich, da der Weg fast immer durch die einförmig wirkenden Niauli-Wälder zieht; gleichwohl fehlt es nicht an wechselnden und interessanten Eindrücken, ja in der Nähe eines Bergsattels, den wir zu überschreiten hatten, zeigte sich inmitten von Niauli-Wäldern eine Oase mit fast tropisch prächtiger Vegetation. Wir kamen an zahlreichen, von großen Gemüsegärten umgebenen Ansiedelungen und weiterhin an Hotels, besser gesagt an Straßenkneipen vorbei, welche

sich mit stolzen Namen, wie »Au rendez-vous des chasseurs«, »Hôtel beau site« u. dgl. m., geschmückt haben und den Libérés willkommene Gelegenheit bieten, ihre geringen Ersparnisse zu vertrinken.

Der Orangenbaum gedeiht hier prächtig; doch faulen leider die goldenen Früchte auf den Bäumen, da es sich, bei der Unmöglichkeit, Orangen zu exportieren, nicht lohnt, Ernte zu halten.

Während der Fahrt erblickten wir nur wenig Vögel, was mir um so auffallender war, als 45 Arten von Vögeln speciell auf Neu-Caledonien indigen sind. Ich konnte nur einen kleinen Raubvogel, ferner einen Fischer sowie Mainas und einige Sänger beobachten. Noch ärmer scheint das Land an Säugethieren zu sein; denn außer Hirschen soll es nur noch eine Art fruchtfressender Handflügler, große Flederhunde (Pteropiden), aufweisen. Aus diesem Mangel an größeren Thieren und aus dem zeitweise fühlbaren Bedürfnisse nach substantiellerer Nahrung, als Fische, Flederhunde, Ratten, Würmer und Schnecken bieten können, wollen die Ethnographen die seit noch nicht allzu langer Zeit unterdrückte Vorliebe der Eingeborenen für Menschenfleisch erklären.

Der letzte Theil des Weges gestaltete sich überaus schlecht, da hier eine große Wasserleitung für Numea im Baue begriffen war und eben der Transport eiserner Röhren besorgt wurde.

Nächst einer kleinen Ansiedelung erwarteten uns zwei Herren, die uns zu Fuße durch ein breites Thal an den Jagdplatz führten. Hier hatte ich zum erstenmale Gelegenheit, eine größere Anzahl Kanaken zu sehen, die aus dem Innern der Insel berufen worden waren, um als Treiber zu fungieren, — schön gebaute, muskulöse Männer von dunkelkaffeebrauner Farbe, mit ganz krausem, dichtem, echt papuanischem Haare, das sie hoch emporgekämmt trugen; ihre Gesichtszüge sind unschön und roh, verrathen aber doch im Ausdruck eine gewisse Intelligenz. Die Kleidung beschränkt sich auf schmale Leibriemen; hingegen sind die Kanaken um so reicher mit allerlei Schmuck ausgestattet, den sie in Form von Halsketten und Armbändern aus Muscheln sowie von Fußringen, die aus den Haaren eines Flederhundes gedreht werden, tragen. Als Waffen dienen lange Lanzen mit sehr originellen Spitzen, ferner Keulen, verfertigt aus dem schweren Eisenholze, welches auf der Insel gefunden wird.

Die Ausdauer der Eingeborenen beim Schwimmen und ihre Geschicklichkeit beim Fischfange sind angeblich hervorragend. Meine Gewährsmänner wollen als Augenzeugen beobachtet haben, dass Insulaner häufig zwei bis drei Meilen weit ins Meer hinausschwimmen und

dort »wassertretend« eine Angel auswerfen, um so zu fischen, worauf sie die solcherart erworbene Beute unter den Arm nehmen und den Fischfang fortsetzen, bis sie mit einer genügenden Anzahl von Fischen ans Land zurückkehren. Die Kanaken sollen es auch meisterlich verstehen, ihre Canoes zu lenken und beim Fischfange zu verwenden, aber die eben beschriebene Angelfischerei weitaus vorziehen. Es wäre übrigens auch möglich, dass meine Gewährsmänner etwas mehr gesehen haben, als sich wirklich ereignet hat, und dass die Fischer auf Riffen oder Klippen, die sich — dem Beobachter nicht wahrnehmbar — unter der Meeresfläche hin erstrecken, Fuß fassen, um dann von diesem festen Standpunkt aus dem Fange zu obliegen.

Im ganzen gibt es auf Neu-Caledonien noch ungefähr 40.000 Eingeborene, deren Rasse jedoch im Aussterben begriffen ist, da diese infolge zahlreicher endemischer und mancher eingeschleppter Krankheiten sowie des numerischen Missverhältnisses der Geschlechter von Jahr zu Jahr abnimmt. Das Tödten der neugeborenen Mädchen soll hier üblich sein; auch werden die Frauen überaus schlecht behandelt und zu allen schweren Arbeiten angehalten. Früher trug zur Verminderung der Bevölkerung auch der Umstand bei, dass die einzelnen Stämme in fortgesetzten Fehden miteinander standen und die Gefangenen sowie die Erschlagenen stets verzehrt wurden; jetzt sind die Eingeborenen friedlicher gesinnt, ziehen sich aber vor den Weißen zurück.

Der Beamte, welchem die Eingeborenen unterstehen, war mit den Treibern ausgerückt und stellte uns zur Jagd am Fuß eines nur mit Gras bewachsenen Hügels auf, hinter welchem sich eine mit dichtem Walde bedeckte Berglehne hinzog, die von den Insulanern mit ihren Hunden abgetrieben werden sollte, um die Hirsche zu zwingen, über den Hügel zu wechseln. Dieser Schlachtplan entzückte mich gar nicht und in der That benahmen sich die Treiber auch so wie fast alle Eingeborenen, die bisher bei unseren Jagden verwendet worden waren. Sie giengen regel- und planlos im Trieb umher, nahmen auf kleinen Anhöhen oder an Rändern von Schluchten Stellung, um die längste Zeit vor sich hin zu brüllen, während nur sehr wenige Treiber mit den Hunden in die Dickungen drangen. Die Hunde gaben zwar einigemale Laut, die Jagd nahm aber eine von uns abgewandte Richtung, wie dies von vorneherein zu erwarten stand, weil das Wild gewiss auch in Neu-Caledonien keine Neigung verspürt, in ein offenes Thal zu wechseln, und dies umsoweniger, als hinter uns an der Wasserleitung mit all dem hiebei unvermeidlichen Lärme gearbeitet wurde.

So saß ich drei volle Stunden da, als plötzlich, jedoch auf ziemliche Entfernung, ein Spießer flüchtig an mir vorbeiwechselte. Ich roulierte ihn, anscheinend mit einem Tiefblattschuss, im Feuer, doch wurde der Hirsch wieder hoch und zog sehr krank einige Schritte weiter, um sich in dem hohen Grase niederzuthun. Kaum hatten die Treiber dies gesehen, als sie im vollen Sinne des Wortes wie die Wilden mit gewaltigem Geschrei auf den Hirsch zustürzten, der natürlich abermals hoch wurde und von den Wilden und Hunden verfolgt, in einen sehr dichten Wald flüchtete, wo man noch einige Zeit Laut geben hörte, bis der Hirsch für immer verschwunden war. Von einer regelrechten Nachsuche konnte selbstverständlich keine Rede sein, und auch die an die wilden Kerle recht inständig gerichtete Bitte, das angeschweißte Stück wenigstens nach ihrer Manier zu suchen und zur Strecke zu bringen, blieb vergeblich.

So war denn der erste Trieb vollständig verunglückt, obwohl das Wild, nach der uns beim Beginne der Jagd gegebenen Versicherung, in Wald und Flur einer Landplage gleich nur so wimmeln sollte. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, wollten nun angesichts des Misserfolges der Jagd die Arrangeure ganz genau wissen, dass die Jagd, um zu einem Ergebnisse zu führen, entweder zu früherer Stunde oder als Pürschjagd hätte abgehalten werden sollen — eine Erkenntnis, die aber etwas zu spät kam; denn bei mir hätte der Vorschlag, die Jagd früher beginnen zu lassen, keinen Widerstand erfahren, ich wäre nöthigenfalls auch um Mitternacht aufgebrochen.

Leider war an eine unmittelbare Fortsetzung der Jagd nicht zu denken, weil der Gouverneur, welcher später gefolgt war, unser bereits in dem nahegelegenen Haus eines Ansiedlers mit einem opulenten Frühstücke harrte, welches durch zwei volle Stunden währte, da Haushofmeister und Bediente in glänzender Livree eine unabsehbare Reihe von Speisen und Weinen servierten. Wie wohlgemeint dieses Festmahl auch war, so empfand ich — auf Nadeln sitzend — dasselbe doch nur als Verschwendung der Zeit und hätte vorgezogen, letztere zur Jagd oder zum Sammeln von Käfern und Schmetterlingen, mit einem Worte zu einem nützlicheren Zwecke zu verwenden, da ich ja doch nicht für wenige Tage zum Besuch einer interessanten, mitten in der Südsee gelegenen Insel, die ich mein Leben lang nicht wieder betreten werde, erschienen war, um mich stundenlang den Freuden der Tafel hinzugeben! Nach Beendigung des Frühstückes hoffte ich der Erlösung nahe zu sein — aber mit nichten; denn es lief die Hiobspost ein, dass die

Hunde der Treiber sich verlaufen hätten und die Jagd erst fortgesetzt werden könne, bis diese Köter wieder eingefangen seien. Mit Ausnahme meiner Herren schienen alle Theilnehmer der Jagd über diese Nachricht sehr erfreut zu sein und zechten weiter, bis es endlich am späten Nachmittage gelungen war, die Hunde zur Pflicht zurückzurufen.

Endlich begann ein neuer Trieb an einem Hügel, der dicht mit Farnen bewachsen war. Die hiesigen Insulaner mögen recht ehrbare Leute sein und allerlei gute Eigenschaften besitzen, aber vom Treiben und Jagen verstehen sie absolut nichts. Die Hunde gaben bald Laut, und unmittelbar danach sah ich ein Stück Hochwild in großer Entfernung durch die Büsche wechseln; leider aber hatten die Unglückstreiber den Hirsch auch schon bemerkt und rasten nun sofort von allen Seiten mit Geheul auf das Wild zu, welches selbstverständlich in entgegengesetzter Richtung ausbrach, worauf die Treiber sich vergnügten, vor meinem Stande schreiend und gestikulierend umherzustreifen und eine Art Kriegstanz aufzuführen.

Da mir die Möglichkeit fehlte, meine Ansicht durch einige eingeborene Kraft- und Kernworte zum Ausdrucke zu bringen, nahm ich in ohnmächtigem Ärger meinen Stutzen auf den Rücken und wandte mich von dieser »wilden, verwegenen Jagd« ab, dem Wagen zu, wo ich von einem mir eiligen Laufes folgenden Jagdarrangeur die Nachricht erhielt, dass eben vier Hirsche über den von mir verlassenen Stand gewechselt hätten. Ich bezweifelte nicht im geringsten, dass es mit diesen, wenn auch vielleicht nur zur Ehrenrettung der Jagdleitung erschienenen Hirschen seine Richtigkeit haben mochte, ließ mich aber gleichwohl nicht mehr bestimmen, auf meinen Stand zurückzukehren und trat mit aller Seelenruhe die Heimfahrt an.

Diese entschädigte einigermaßen für die so misslungene Jagd. Zwischen den hohen, das Thal einsäumenden Bergen dahinfahrend, erfreuten wir uns an den lebhaften Farbeneffecten, welche die Strahlen der sinkenden Sonne auf den Bergabhängen hervorbrachten; bläulich schimmerten die Niauli-Bäume neben den Erdrissen und kahlen Flächen, welche metallisch glitzerten und infolge des reichen Eisengehaltes der Gesteine insbesondere in leuchtendem Roth erglühten.

Zu später Stunde waren wir wieder an Bord der »Elisabeth«, welche der Commandant, von meinen Herren und einer Anzahl von Officieren gefolgt, bald darauf verließ, um einem Diner beizuwohnen, welches die Officiere des französischen Panzerschiffes »Thétis« an dessen Bord gaben, während ich daheim blieb.

Numea, 3. Juni.

Auf der heutigen Tagesordnung stand ein reichhaltiges Programm. Des Morgens um 8 Uhr holte mich der Gouverneur in seinem Boote zur Besichtigung der Strafanstalt ab, welche auf der Insel Nu dort errichtet wurde, wo sich 1864 das älteste Strafdepot befunden hatte. Hier werden, wie schon erwähnt, die schwersten Verbrecher sowie vorzugsweise solche angehalten, die sich während der Haft auf der Insel eine Handlung zuschulden kommen ließen, welche eine Verschärfung oder Verlängerung der Strafe nach sich zieht; außerdem sind in dieser Anstalt die aus Frankreich oder aus den Colonien neu ankommenden Sträflinge jeweils bis zu dem Zeitpunkt untergebracht, in welchem sie nach den verschiedenen Plätzen der Insel abgeführt werden können.

Nach einer halben Stunde landeten wir bei dem Garten, welcher dem Director der Anstalt eingeräumt ist. Dieselbe besteht aus einer großen Anzahl umfangreicher, zerstreut liegender Etablissements, die wir unter Führung des Directors der Besichtigung unterzogen. Wir begannen mit der kleinen Militärkaserne, welche durch eine Abtheilung von 100 Mann Marine-Infanterie unter Commando eines Capitäns belegt ist, und besahen dann mehrere Werkstätten, in welchen Sträflinge verschiedene Handwerke betreiben, so die Bäckerei, Schlosserei, Tischlerei u. dgl. m. Auch in dieser Strafanstalt sind, wie in Montravel, die Häuser, worin die Gefangenen nachts untergebracht werden, in langen Reihen nebeneinander angeordnet; nur sind hier die Gebäude mit hohen Umfassungsmauern umgeben. Die Mitte des Gebäudecomplexes nimmt der Richtplatz ein, auf dem gegebenenfalls die Guillotine errichtet wird; den Hinrichtungen müssen alle Sträflinge kniend beiwohnen, während hinter ihnen Soldaten mit geladenen Gewehren Stellung nehmen.

Oberhalb der Sträflingshäuser erhebt sich ein mächtiges, fensterloses Gebäude, in welchem kleine, zur Aufnahme der schwersten Verbrecher und namentlich der Rückfälligen bestimmte Zellen angeordnet sind; diese enthalten hölzerne, mit je einer Decke ausgerüstete Lagerstellen, an welche die Sträflinge mit Eisenbarren gefesselt werden können. Zu meinem Erstaunen fand ich bei einzelnen Sträflingen in jenen Zellen Bücher. Die Strafhaus-Direction trägt sich gegenwärtig mit dem Plane, für die schwersten Verbrecher andere Räume, und zwar solche ohne Lagerstelle in Anwendung zu bringen, in welchen der Sträfling daher auf nacktem Boden ruhen muss und überhaupt keinerlei Begünstigung genießt.

Die erste Zelle, deren eiserne Thüre mir geöffnet wurde, war jene des sechsfachen Mörders, dessen Schicksal von der noch ausständigen Entscheidung des Präsidenten der Republik abhieng. Als der Gouverneur in meiner Gegenwart an den dem Tode geweihten Sträfling einige Fragen richtete, legte dieser ein freches Benehmen an den Tag und gab recht unverschämte Antworten. Der Missethäter war an einem Fuße gefesselt; das andere Bein, welches bei dem letzten, von ihm gegen einen Wächter unternommenen Attentate durch einen Revolverschuss verletzt worden ist, stak in einem Verband. Ein noch junger Mann von kräftigem, fast herkulisch erscheinendem Körperbaue, hatte der Deportierte seine Verbrecherlaufbahn mit der Ermordung seiner Geliebten begonnen.

Ich ließ mir fast alle Zellen des Gebäudes öffnen und machte die Wahrnehmung, dass die Insassen sich ausnahmslos durch unverschämtes Verhalten auszeichneten, welches in ihren Antworten zum Ausdrucke gelangte; wahre Galgenphysiognomien, von welchen Verbrechen und Laster herabzulesen waren, verriethen, dass wir dem Auswurfe der Menschheit gegenüberstanden.

Ein Theil der Bewohner dieses Hauses reift hier wohl der Guillotine entgegen, welche uns nun gezeigt wurde. Ich hatte dieses ernste Rüstzeug irdischer Gerechtigkeit noch nie gesehen und konnte mich bei seinem Anblick eines peinlichen Gefühles nicht erwehren, nicht zum wenigsten deshalb, weil alle die Greuel der großen Revolution, welchen die grässliche Maschine gedient, an meinem Geiste vorbeizogen. Der Scharfrichter, ein ehemaliger Sträfling, ein recht widerlicher Kerl, demonstrierte das Anbinden des Delinquenten an das schauerliche Brett und erklärte den Mechanismus der Maschine. Endlich ließ der Nachrichter das Fallbeil auf ein Bündel Schilf herabfallen, welches durch das wuchtig niedersausende Richtschwert scharf durchgehauen wurde. Hiezu machte das Scheusal recht cynische Witze und überreichte mir schließlich lachend seine Photographie, unter welcher der Name des Conterfeiten sowie die Worte standen: »Exécuteur des hautes oeuvres«.

Wir besahen noch das Magazin mit allen Vorräthen und Werkzeugen für den Straßenbau und schritten dann dem einige Kilometer entfernten Spitale zu, welches, unter Aufsicht barmherziger Schwestern stehend, etwa 150 Kranke birgt und, in schöner, gesunder Lage am Rande des Meeres erbaut, musterhaft gehalten ist, insbesondere was Reinlichkeit und Ordnung anbelangt.

An das Spital schließt sich eine Anstalt für Geisteskranke mit einem großen Garten, in welcher für diese unglücklichen Menschen so gut als möglich gesorgt zu sein schien. Bei meinem Besuche spielten sich daselbst Scenen ab, wie in anderen Irrenhäusern; denn die armen Kranken kamen auf uns zu und hielten Ansprachen, stellten sich als Könige von Spanien und von anderen Ländern vor, erklärten, dass sie hier unrechtmäßigerweise als Irre zurückgehalten würden, und gaben dergleichen Äußerungen trauriger Geisteszerrüttung mehr kund. Ein Mann, der mitunter an Tobsuchtsanfällen von solcher Intensität leidet, dass er Eisenstangen von der Dicke eines Daumens zu brechen vermag, schenkte mir eine von ihm sehr nett und gefällig gewobene Decke.

Diesen düsteren Ort verlassend, fuhren wir in der Barkasse und dann mit Wagen zu dem eine halbe Stunde Weges von Numea entfernten Landhause des Gouverneurs, um hier einem mir zu Ehren von M. Gallet, dem Chef des Dienstes für die Angelegenheiten der Eingeborenen, arrangierten Pilu-Pilu, das ist einer musikalisch-choreographischen und kriegerischen Production Eingeborener, anzuwohnen. Unter einem Zelte, das auf einem sonst dem Lawn tennis-Spiele gewidmeten Platz aufgeschlagen war, genossen wir das ebenso fremdartige als anregende Schauspiel.

Zwei Gruppen, aus je etwa fünfzig Eingeborenen von Montfaue und von Huaïlu bestehend, führten gemeinsam unter Gesangsbegleitung einen Todtentanz auf. Diese Gruppen wechselten in der Vorführung einer Reihe von Tänzen ab, um hierauf das Feld den Eingeborenen von Baï zu räumen, welche sich gleichfalls durch Tänze und Gesänge hervorthaten, worauf die Eingeborenen von Montfaue noch einen Gesang anstimmten, der Episoden und Erinnerungen aus 1878, dem Jahre des Aufstandes und Krieges, zum Gegenstande hatte. In diesen Kämpfen stand der Stamm der Unua auf Seite der Franzosen. Einer des Stammes, der Häuptling namens Dui, errang hohe Berühmtheit dank der Tollkühnheit, welche ihn im Kampfe gegen die aufständischen Eingeborenen auszeichnete.

Die Angehörigen jedes Volksstammes unterschieden sich in ihrem Äußeren von jenen der anderen Stämme nur durch unwesentliche Merkmale; auch ihre Tänze und Gesänge glichen einander. Alle Darsteller, schön gewachsene und große Männer, waren in vollem Kriegsschmucke mit langen Speeren und schweren Keulen erschienen, während die Häuptlinge, um etliche Centimeter an Kleidung mehr als

bei der gestrigen Jagd an sich tragend, überdies mit Beilen aus Serpentinstein bewehrt waren. Weiße Hahnenfedern sowie Kämme, ins dichte krause Haar gesteckt, dienten als Kopfputz.

Die Tänze, deren Präcision jedem wohlgedrillten Corps de ballet zur Ehre gereicht hätte, wurden mit wildem, immerhin aber rhythmischem Gesange begleitet, in dessen Verlaufe die Sänger Thierstimmen und Naturlaute täuschend nachahmten. Die choreographischen Productionen — jede einzelne Bewegung wurde von allen Tänzern zugleich ausgeführt — waren theils Todtentänze, also religiös-ceremoniellen Charakters, theils Kriegstänze, theils Darstellungen von Gefühlen, Verrichtungen, Gebräuchen, Maschinen u. dgl. m. Da gab es, in kühnen Pas und Bewegungen ausgedrückt und vorgeführt, zu sehen: Fledermäuse, Hunde, Rinder, die Liebe, Kriegscanoes, ein Taro-Erntefest, die Jagd, die Fischerei, das Pferd in Freiheit, die Schiffsschraube, den Europäer, wie er mit dem Finger droht, den am Arme Verkrüppelten, ja selbst die Signale des Semaphors und die Vornahme einer Landvermessung — für einen Balletmeister eine wahre Fundgrube überraschender, neuer Effecte.

In ihren Liedern bringen die wilden Künstler theils harmlose Anschauungen und Aufforderungen, theils energischere, feindselige und kriegerische Gedanken, ja sogar Blüten einer anthropophagen Lyrik zum Ausdrucke; letzteres ist namentlich in den aus den Episoden des Jahres 1878 geschöpften Gesängen der Montfaue der Fall. Was aber auch im einzelnen der Inhalt dieser Ergüsse sein mochte, immer war er in seiner ganzen Ursprünglichkeit dem Gesichtskreis eines Naturvolkes entnommen und in die naivste Form gekleidet: »Bereitet Euch zum Tanze (Nipagüeü-nipagüeü)! — Zahlreich seid Ihr, beginnet alle! Tanzet den Nequipin! — Setzet ein Canoe im Fluss aus! — Lasset von der Überschwemmung Magêre und sein Schiff hinwegtragen! — Bereitet Euch zum Kampfe! — Stoßet den Kriegsruf aus! — Wir wollen den Häuptling Dui tödten! — Ich will seinen Bruder Meïno in zwei Stücke schneiden! —« u. dgl. m.

Die Productionen erregten hohes Interesse, nicht bloß weil sie einen Einblick in die Bedeutung von Tanz und Gesang für den Naturmenschen gestatteten, dem sie ein nie versagendes Ausdrucksmittel seiner Strebungen, Stimmungen und Gefühle sind, sondern auch, weil aus den Aufführungen scharfe Beobachtungsgabe und ausgesprochenes Talent zur Wiedergabe des Aufgefassten sprach und daher ein Schluss auf die nicht gewöhnliche Intelligenz der wilden Künstler gezogen

werden konnte. Höchst bemerkenswert war auch die Ausdauer und die Verve, mit der getanzt und gesungen wurde, sowie der Ingrimm, welcher mitunter aus den Physiognomien der Tänzer leuchtete.

In dem hierauf folgenden Speerewerfen leisteten die Eingeborenen nichts Hervorragendes, wohl weil sie vom Tanz erschöpft und erregt waren, so dass mancher Speer sein Ziel verfehlte; hingegen war das Schleudern von Steinen sehr originell. Die Insulaner legen harte Steine, die sie mit großer Mühe an beiden Enden konisch zuspitzen, auf einen aus Fasern gewundenen und in eine Schleife gedrehten Strick, welchen sie einmal scharf im Kreise schwingen, so dass der Stein abschnellt und dem Ziel auf weite Entfernung mit Vehemenz zufliegt; sausend kommt das Geschoss geflogen und schlägt selbst ziemlich dicke Bretter durch. Diese Schleuder wurde früher in den unaufhörlichen Kämpfen der einzelnen Stämme wider einander als gefährliche Waffe verwendet.

An diese Production reihte sich ein Pilu-Pilu Eingeborener von Lifu, der größten der Loyalty-Inseln. Die Gesichtszüge dieser ebenfalls mit polynesischem Blute vermischten Insulaner sind schöner als jene der Eingeborenen der Insel Neu-Caledonien; auch sollen erstere intelligenter und dem Verkehre mit Europäern zugänglicher sein, als letztere. Zum Unterschiede von den Neu-Caledoniern waren die Lifuesen in den schreiendsten Farben, meist zinnoberroth und lichtblau bemalt; selbst die Gesichter hatten sie ganz beschmiert, und einzelne der Künstler trugen fratzenartige Masken. Die Lifu-Insulaner producierten sich in zwei Gruppen, deren eine unter Gesangsbegleitung einen Tanz der Krieger in drei Figuren aufführte, während die andere ebenfalls mit Gesang und Tanz eine Episode aus dem Familienleben eines alten Dämons darstellte. Letztere Production, anfänglich von einförmigem Gesange begleitet, gieng plötzlich in wilde, pantomimische Bewegungen über, die aber nur von einigen Künstlern ausgeführt wurden, während die übrigen sich niederkauerten und schreiend in die Hände klatschten.

Diese Aufführung trug erotischen Charakter an sich, da sie die Entführung des Weibes eines alten Dämons durch mehrere junge Dämonen behandelte. Diese treten auf und suchen das Weib durch allerlei verlockende Schilderungen dem alten Dämon abwendig zu machen, dessen warnende Stimme fruchtlos verhallt. »Komm mit uns, unser Land ist schön, und die Wege dahin sind gut« singen die jungen Dämonen. Auf das »Schenke jenen nicht Gehör« des ängstlichen Alten singt das lockere Weib »Ich folge Euch nach«, so dass dem verlassenen

Alten auf die etwas überflüssige Frage »Wo ist jetzt mein Weib?« nur die traurig resignierte Antwort bleibt »Ich habe es verloren . .!« Die Schaustellung hätte sich für Damen nicht sonderlich geeignet, denn die wilden Künstler erfreuten sich einer recht üppigen, ja geradezu zügellosen Phantasie und manche Wechselgesänge, so insbesondere jener des Weibes mit den jungen Teufeln, ließen an Komik und Drastik nichts zu wünschen übrig.

Hiemit war das Programm des Vormittages gänzlich erschöpft. Ich kehrte daher an Bord zurück, während meine Herren die Stadt durchwanderten und daselbst für mich den Ankauf einer ganzen Serie ethnographischer Objecte besorgten.

In dem durch Lampions und Gasflammen taghell beleuchteten Regierungsgebäude, an dessen Eingang ein großer Triumphbogen erglänzte, gab mir der Gouverneur ein Gala-Diner, dem etwa dreißig Würdenträger von Numea zugezogen waren, hierunter der Bischof, der Conseilspräsident, die Schiffscommandanten, der Oberst des Infanterieregimentes, verschiedene Räthe und andere Beamte. Ganz im Einklange mit der langen Dauer des Jagdfrühstücks, währte auch das Diner geraume Zeit, so dass dessen Ende nach zwei Stunden noch nicht abzusehen war. Als der Champagner credenzt ward, erhob sich der Gouverneur, um einen zwar langen, aber recht guten, warm empfundenen Toast auf Seine Majestät und mich auszubringen, worauf ich mit einigen Worten erwiderte. Die Tafelmusik wurde durch eine aus Sträflingen zusammengesetzte Kapelle besorgt; als Aufwärter hatten, so schien es wenigstens, ebenfalls Deportierte Verwendung gefunden, die wohl nur zu leichteren Strafen verurtheilt waren und, der festlichen Gelegenheit entsprechend, an Stelle des Sträflingskleides tadellose Livreen trugen.

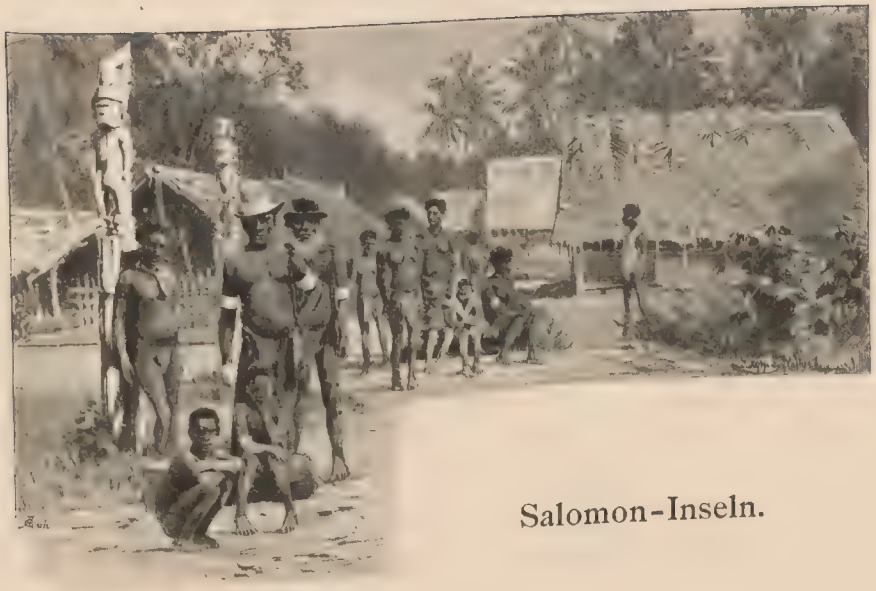
Nach dem Gastmahle, von dem wir uns erst in später Nachtstunde erhoben, geleitete mich M. Picquié in ein Nebengemach, um mir eine hier aufgelegte Sammlung kanakischer Waffen und Fetische zu zeigen und, zu meiner angenehmen Überraschung, anzubieten, eine Liebenswürdigkeit, für welche ich dem Gouverneur umsomehr Dank weiß, als diese Sammlung einige durch ihre Seltenheit kostbare Stücke enthält und so eine äußerst wertvolle Bereicherung meiner bisherigen Erwerbungen darstellt.

In dem hellbeleuchteten Garten folgte noch eine Tanzproduction der Loyalty-Insulaner, welcher ein zahlreiches Publicum beiwohnte, weil der Gouverneur auch den Stab der »Elisabeth« sowie die Stäbe

der französischen Kriegsschiffe geladen hatte. Die Schaustellung ähnelte jener des Vormittages, nur begleiteten die Wilden ihre Tänze mit den Klängen recht primitiver Musikinstrumente, einer Art von Trommeln, die aus Blättern und Pflanzenfasern gefügt waren.

Dann nahmen wir vom Gouverneur Abschied, versicherten ihn unseres lebhaften Dankes für den höchst zuvorkommenden, geradezu herzlichen Empfang, welchen er uns bereitet, sowie für seine erfolgreichen Bemühungen, unseren Aufenthalt auf Neu-Caledonien, der Kürze desselben ungeachtet, so angenehm und so lehrreich als möglich zu gestalten, und gaben nochmals dem hohen Interesse Ausdruck, das wir an dieser Insel genommen hatten.

Salomon-Inseln.



Salomon-Inseln.

In See nach den Salomon-Inseln, 4. Juni.

Trotz des programmäßigen Vorhabens, die Anker schon um 7 Uhr morgens zu lichten, mussten wir die Stunde der Abfahrt von Numea etwas verschieben, da außer der mir geschenkten Sammlung noch eine Reihe von Gegenständen einzuschiffen war, die mir vom Gouverneur und dessen Adjutanten zugesendet wurden, so mehrere Stämme edlen Holzes, welche der Aviso »Loyalty« eine Tagreise weit hergebracht hatte, ferner eine theils lebende, theils ausgestopfte Exemplare umfassende Collection der auf Neu-Caledonien vorkommenden Vogelarten u. dgl. m.

Unter den Vögeln verdienen der Schopfpapagei, sowie der nur auf Caledonien vorkommende Kagu (Rhinochetus jubatus) besondere Erwähnung.

Beim Unterbringen der Thiere in die Käfige entkamen leider drei der schönen rosenrothen Kakadus, die wir in Sydney eingeschifft hatten, und die Flüchtlinge strichen, der wiedererlangten Freiheit froh, sofort dem Lande zu. So sehr wir diesen Verlust bedauerten, hatten wir doch die Genugthuung, Neu-Caledonien möglicherweise um eine reizende Vogelart bereichert zu haben, weil die Kakadus hier bei den ihnen völlig entsprechenden klimatischen Verhältnissen auch andere günstige Bedingungen zur Vermehrung finden werden.

Nach dem Gottesdienst — es war Sonntag — dampften wir aus dem Hafen von Numea, während von den französischen Schiffen mit der Flagge, mit Wantensalut und mit dreifachem Hurrahrufe gegrüßt wurde, was wir ebenfalls mit Flaggengruß und Hurrahrufen sowie mit Salut längs der Reeling erwiderten. Auf der Insel Nu war eine Musikkapelle postiert, welche die Volkshymne intonierte, worauf wir, um der internationalen Höflichkeit zu genügen, mit der Marseillaise antworten mussten — ein drastisches Widerspiel: die hehren Klänge des »Gott erhalte« und als Echo das revolutionäre Lied!

Wir nahmen den Curs längs der Südwestküste und den vorgelagerten, kleinen Inseln südostwärts, so dass die Korallenriffe steuerbord blieben, und durcheilten die Woodin-Passage zwischen der Insel Ouen und dem Festlande hindurch. In dieser schmalen Wasserstraße, welche an manchen Stellen kaum die Breite einer Seemeile erreicht, zieht eine Reihe malerischer Bilder an dem Auge des Seefahrers vorbei; steuerbord ragt die Insel Ouen in zackigen Umrissen empor, lange rothe Streifen verrathen den Reichthum derselben an eisenhältigem Gesteine; backbord erhebt sich die Küste von Neu-Caledonien, mit reicher, zumeist tropischer Vegetation bedeckt, in deren dichtem Gewirr, als Kennzeichen der besonderen Pflanzenregion dieses Theiles von Melanesien, Araucarien schlank und hoch aufstreben; auch einzelne Hütten und ein kleines Haus kommen in Sicht, und bringen einen belebenden Zug in die Scenerie.

Weiter geht die Fahrt durch die Prony-Bai, um die südliche Spitze Neu-Caledoniens herum an dem scharf vorspringenden Cap Ndua vorbei, dann mit einer Wendung nach Nordost durch den Havannah-Canal und endlich aus dessen zahlreichen Korallenriffen und Strömungen heraus in die offene See. Mit nördlichem Curse steuern wir auf die Loyalty-Inseln zu. Abends gestaltete sich die Navigation durch diese Inseln zwischen den Eilanden Molard und Hamelin hindurch recht schwierig; denn der Himmel hatte sich umwölkt, eine heftige Regenböe gieng nieder, so dass wir auf wenige Meter vor uns hin keinen Ausblick mehr hatten und daher die Fahrgeschwindigkeit umsomehr herunterzusetzen mussten, als noch keine genaue Aufnahme der Loyalty-Inseln durchgeführt ist und die Seekarten wenig verlässlich sind. Endlich aber kam der Mond wieder zum Vorschein, und nun konnte man die Inseln ohne Anstand passieren. Der Wind war den ganzen Tag von Nord und Nordost gegangen und versetzte das Schiff in starke Rollbewegungen.

In See nach den Salomon-Inseln, 5. und 6. Juni.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni hatte die »Elisabeth« bei den Loyalty-Inseln den östlichsten Punkt ihrer Reise — 167° 36′ östliche Länge von Greenwich — erreicht, und konnte zur selben Zeit in den Curs auf San Cristoval der Salomon-Gruppe gesetzt werden. Der Wind blieb am 5. ziemlich constant, so dass wir noch stark rollten, ließ aber am 6. nach. Die Temperatur auf Deck, vor allem aber in den Cabinen verkündete die nahende Tropenregion, und nahm auch das Wetter am 6. entsprechenden Charakter an; der Himmel trübte und umwölkte sich häufig, und Regenböen, die gegen Abend an Intensität zunahmen, giengen nieder.

Während des heftigsten Regens umstrich ein großer Schwarm von Seeschwalben (Hydrochelidon fuliginosa) das Schiff, deren sich einige auf die Raaen des Großmastes setzten und durch ihr Gekreische die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Als ein Matrose emporgeklettert war und trotz der großen Dunkelheit einen dieser Segler der Lüfte ohne Hilfsmittel mit der bloßen Hand gefangen hatte, kreisten die Seeschwalben, hiedurch aufgeschreckt, wieder umher und stießen gegen das Focklicht sowie gegen die beiden Positionslichter. Zwei der Vögel, offenbar sehr ermüdet, ließen sich auf Deck nieder und wurden hier ohne Mühe gefangen.

Wir verwendeten die beiden Tage, so gut dies bei Wind und Wetter eben gieng, zur Verpackung unserer Erwerbungen aus Neu-Caledonien sowie zur Ergänzung unserer Tagebücher.

Owa raha, 7. Juni.

Die tropische Regenzeit, in die wir jetzt wieder eintreten, macht sich in unangenehm fühlbarer Weise immer mehr geltend; sehr heftige Böen wechseln mit kurzen Phasen schönen Wetters ab. Gegen Mittag tauchten aus einer Wolkenwand, die sich bisher vor unsere Blicke gelagert hatte, die Höhen der Insel San Cristoval und die der Südostspitze dieser Insel vorliegenden Eilande Owa raha (Sta. Anna) und Owa riki (Sta. Catalina) empor.

Die Gruppe der Salomon-Inseln zieht sich in der Richtung von Nordwest nach Südost durch 10 Breitegrade; der nördlichste Punkt der Salomonen, das Cap North der Insel Buka, liegt unter 5° südlicher Breite und 154° 35′ östlicher Länge, der südlichste, die vorerwähnte

Insel Owa riki, unter 10° 54′ südlicher Breite und 162° 30′ östlicher Länge. Der gesammte Flächeninhalt der Salomonen wird auf etwa 43.900 *km²*, die Zahl der Einwohner auf beiläufig 180.000 geschätzt.

Die zahlreichen Inseln dieses Archipels sind zum größten Theile von einer spanischen Expedition unter dem Befehle Alvaro Mendaña de Neyras entdeckt und von ihm in dem Glauben, ein neues goldreiches Ophir vor sich zu haben, dem biblischen Könige Salomo zu Ehren Salomon-Inseln benannt worden. Diese Expedition, aus zwei Schiffen, »Almirante« und »Capitano«, bestehend, war von Lope Garcia de Castro, Gouverneur von Peru, ausgesandt worden, um Entdeckungen im Stillen Ocean zu machen. Sie hatte 1567 den Hafen von Callao verlassen, das Jahr 1568 der Entdeckung der Salomonen gewidmet und war 1569 wieder nach Callao zurückgekehrt. Im Jahre 1768, also genau zweihundert Jahre später, hat Bougainville auf seiner Weltreise die Salomonen neu entdeckt und die beiden großen nordöstlichen Inseln, Bougainville und Choiseul, neu benannt.

Wiewohl im Lauf unseres Jahrhunderts einigemale besucht, bilden die Salomon-Inseln doch auch heute noch, namentlich was die vielen, kleinen Inseltrabanten anbelangt, ein fruchtbares, weil nahezu noch unbekanntes Gebiet für den Forscher und ganz speciell für den Ethnographen.

Die Salomonen sind in zwei Reihen angeordnet. Der nordöstlichen Reihe gehören vier größere Inseln an: Bougainville, Choiseul, Ysabel — diese drei sind deutsches Schutzgebiet — und Malaita, welch letztere Insel nebst den die südwestliche Reihe bildenden drei größeren Inseln, Neu-Georgia, Guadalcanar und San Cristoval, britisches Schutzgebiet darstellt. Beide Reihen sind, wie bereits bemerkt, von zahlreichen kleinen, mitunter geradezu winzigen Eilanden begleitet.

Das Ziel der Reise bildete zunächst das Eiland Ugi, nördlich von San Cristoval. Da uns am Mittage des 7. noch 70 Seemeilen von der Küste von Ugi trennten, das Anlaufen bei Dunkelheit jedoch, zumal zahlreiche Regenböen Schwierigkeiten beim Landen voraussehen ließen, nicht räthlich erschien, beschloss der Commandant, eine näher liegende Bucht (Port Mary) auf der Südwestseite der östlich von San Cristoval gelegenen Insel Owa raha aufzusuchen.

Weil die Lothungen und Küstenaufnahmen im ganzen Gebiete der Salomonen noch sehr unverlässlich sind, gestaltete sich unsere Einfahrt in die kleine, aber durch Randriffe gegen Seegang gut geschützte Bucht ebenso schwierig als interessant. Zwei Jollboote wurden vor-

ausgesandt, um die schmale, zwei Kabel breite Einfahrt auszulothen und in derselben als Markierungspunkte zu dienen, zwischen welchen hindurchgesteuert wurde.

Die Bucht selbst, in der wir uns dann verankerten, hat nur wenige hundert Meter im Durchmesser und ist von der Seeseite überall von Korallenriffen umgeben, die bei Ebbe sogar zutage liegen. Von der Landseite geht dichter Wald, in welchem zahlreiche Palmen sichtbar waren, bis hart an das Ufer heran, und wir konnten die Hütten einer Ansiedelung Eingeborener unter den Bäumen wahrnehmen. Schöne, friedliche Natur lag schlummernd ringsum, nur gestört von den ob unseres Erscheinens in Aufregung versetzten Wilden von Owa raha.

Schon während der Einfahrt in die Bucht hatten wir ein kleines Canoe, in welchem Eingeborene ihre primitiven Ruder gebrauchten, vom Land abstoßen gesehen, und entdeckten, als das Fahrzeug nahe gekommen war, in demselben einen Weißen, der sofort an Bord kam und vorerst, da er die »Elisabeth« für ein französisches Kriegsschiff hielt, Misstrauen bezeugte. Sobald ihm über die Nationalität unseres Schiffes Aufklärung geworden war, wurde der Weiße gesprächiger und berichtete, dass er auf Owa raha erst seit einigen Monaten sich aufhalte, hier Handel treibe und mit den Eingeborenen, welche übrigens seinen Vorgänger wegen einiger Meinungsverschiedenheiten erschlagen hätten, auf freundlichem Fuße stehe.

Wir waren sehr erstaunt, hier einen Europäer zu finden, da sich nach allen Aussagen dermalen nur in dem südöstlichen Theile der Salomon-Inseln, und zwar in Ugi, zwei oder drei Weiße aufhalten sollen. Über die Nationalität des sich der englischen Sprache bedienenden Mannes konnten wir nicht recht klar werden, da er in dieser Beziehung keinerlei Andeutungen machte und sich überhaupt wortkarg zeigte, was den Verdacht rechtfertigte, dass derselbe ein Deserteur oder ein entsprungener Sträfling aus den Colonien sei.

Die noch ganz wilden und anthropophagen Bewohner der Salomon-Inseln sind äußerst heimtückisch, hinterlistig und besonders den Weißen gefährlich, wie wohl aus der Thatsache hervorgeht, dass vom Juni 1889 bis Anfang 1890, also in wenigen Monaten, nicht weniger als sechs Weiße an verschiedenen Plätzen von den Eingeborenen der Salomonen ermordet worden sind.

Behufs Landung auf Owa raha wurde unverzüglich eine Expedition organisiert, die in zwei Partien abgieng; die eine derselben, unter meine Führung gestellt und aus einigen Herren sowie dem Weißen

bestehend, dem die Aufgabe zufiel, als Dolmetsch zu fungieren, bezweckte die Erforschung der Ansiedelung, während die andere, Mallinarich und zwei Matrosen umfassend, möglichst viel Korallen und andere Seethiere fischen sollte.

Wenige Ruderschläge brachten unser Boot in der Nähe der Ansiedelung ans Land, doch hatten wir dieses kaum betreten, als ein wahrhaft tropischer Regenguss niedergieng, der uns in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnässte. Weil die wilden Bewohner der Südsee die liebliche Gewohnheit haben, Weißen, welche eine Landung bewerkstelligen, ohne die Boote zu schützen, diese zu rauben und dann den Gelandeten den Rückzug abzuschneiden, ließen wir bei dem Boot einen Theil von dessen Bemannung unter Commando eines Cadetten zurück, während vier Matrosen, mit Mannlicher Gewehren bewaffnet, uns ans Land begleiteten.

Zunächst besichtigten wir die Behausung des Weißen, eine recht nett eingerichtete und ganz wohnliche Hütte, rings um welche sich eine kleine Veranda zog, an deren Rückwand Käfige mit bunten Papageien hiengen. Das Innere zeigte mehrere Räume, die theils als Wohnung, theils zur Aufbewahrung von Vorräthen dienten. In der Küche begrüßte uns mit freundlichem Händedruck eine Melanesierin von rußschwarzer Hautfarbe, angeblich die Gattin des Ansiedlers, der wir galant eine Cigarre anboten, welche sie entgegennahm, sofort anzündete und zu rauchen begann. Die Gewandung der dunklen Dame war dem Klima und der Landessitte gemäß eine sehr dürftige und bestand im wesentlichen aus einem Schurze der kleinsten Gattung. Dank dieser Toilette vermochten wir die Gestalt der Melanesierin in Augenschein zu nehmen; sie war von mittlerer Statur und ebenmäßig, schlank gebaut; die Gesichtsbildung machte jedoch keineswegs einen anziehenden Eindruck, da diese flache, vorspringende Stirne, breite, semitisch geformte Nase, großen, dicklippigen Mund zeigte. Auch war das ohnehin schon hässliche Gesicht durch Nasenringe sowie dadurch entstellt, dass die Melanesierin, putzsüchtig, wie die oceanische Race überhaupt zu sein pflegt, in den durchbohrten Ohren Gehänge trug, welche aus runden, an langen Nadeln befestigten Stücken Holz von ansehnlicher Größe bestanden.

Unsere ethnographischen Studien über den weiblichen Theil der Bevölkerung beschränkten sich auf jene, welche wir an der Frau des Ansiedlers anstellen konnten; diese war nämlich das einzige weibliche Wesen, das wir hier zu Gesichte bekamen; denn als wir in dem Dorf

angelangt waren, versteckten sich die schwarzen Schönen in das tiefste Innere ihrer Hütten, verrammelten die Thüren mit Matten und ließen sich durchaus nicht mehr blicken.

Neben der Hütte des Weißen erhob sich eine größere Hütte, eine Heilige Stätte, Tabu genannt, in welcher die Eingeborenen ihre Kriegscanoes aufbewahren und zugleich die Häuptlinge und Vornehmen ihres Stammes begraben. Solcher Stätten trafen wir vier im Dorf, und sind dieselben originell genug, um einer näheren Beschreibung wert zu erscheinen. Jede dieser Hütten bildet eine Art hoher Scheune, deren Stirnseite offen ist; das Dach ist mit Rinde gedeckt, und die Trag- sowie die Strebepfeiler und Sparren, mit einem Worte das ganze Gebälke, sind mit Schnitzerei geschmückt und bunt bemalt, wobei roth, weiß und schwarz vorherrschen. Dieser Zierat stellt fratzenartige Götzenbilder in den erschrecklichsten Formen und in höchst realistischer Auffassungsweise dar, zumeist Menschengestalten mit sehr kurzen Füßen, langen, geraden Leibern und scheußlichen, von der üblichen hohen Kopfzier umgebenen Gesichtern. Eines dieser Holzbilder, das aus einem Pfeiler herausgeschnitzt war, erweckte meine besondere Aufmerksamkeit, da es sich als Caricatur eines englischen, die Bibel in Händen haltenden, mit Tropenhut und Schleier versehenen Missionärs erwies. Diese Fetische sollen von besonderen, im Ahnencultus eine Rolle spielenden Dämonen, Ataro, bewohnt sein. Als Schmuck dienten hier ferner, zu Hunderten, Unterkiefer des Schweines. Auf dem Boden der Scheune und auf Gestellen lagen die Kriegscanoes, die sich durch ihre schlanke Form, durch Leichtigkeit und reiche Verzierung auszeichnen; insbesondere der Bug der Fahrzeuge, doch auch deren Seiten sind mit vielen Schnitzereien, vor allem aber mit Intarsiatura aus Perlmuscheln, von wahrhaft künstlerischem Geschmacke versehen, deren Motive Thiergestalten sowie Blumen bilden. Die Boote, aus dünnen Brettern zusammengefügt und mit Harz verklebt, sind bis zu 7 *m* lang und kaum $^1/_2$ *m* breit, doch findet man auch ganz kleine, anscheinend nur für einen einzigen Mann bestimmte Fahrzeuge.

In der Mitte der »Heiligen Halle« erhebt sich ein Gerüst oder eigentlich ein Katafalk, auf dem in einer hölzernen Kiste die Gebeine des letztverstorbenen Häuptlings ruhen. Rings um diesen Katafalk sind bis zur Decke der Hütte gar sonderbare Särge angebracht, nämlich große, aus Holz geschnitzte Delphine von täuschender Naturtreue, die, innen hohl, die Schädel und Knochen der Angesehenen des Stammes zu bergen haben. Jeder dieser Holzdelphine ist in einem anderen

Niveau befestigt, damit durch den Abstand des Sarges von der Decke der Hütte die Anzahl der Menschen markiert werde, welche der in dem Holzdelphine Beigesetzte zeitlebens getödtet hat. Je höher, das heißt je näher der Decke der Sarg hängt, desto größer ist die Zahl der von dem Beigesetzten erschlagenen Feinde; je niedriger der Sarg Platz gefunden, desto kleiner ist dieselbe.

Die Eingeborenen der Salomon-Inseln gelten als leidenschaftliche Cannibalen, so dass die Erbeutung von Menschenleichen, um deren Fleisch gekocht zu verzehren, den Hauptzweck der unaufhörlichen Kämpfe und Kriegszüge der Insulaner bildet. Da die Einwohner jedes der Eilande und auf diesen wieder die einzelnen Stämme, ja sogar regelmäßig die Insassen benachbarter Dörfer untereinander in steter Fehde leben, lässt sich denken, wie häufig hier den Anthropophagen Gelegenheit geboten sein mag, ihrem scheußlichen Gelüste zu fröhnen. Schon Mendaña, dem Entdecker der Salomonen, wurde am 15. März 1568 auf Santa Ysabel zubereitetes Menschenfleisch angeboten. 1872 und noch später fanden englische Seefahrer gekochte Leichen und Reste solcher auf Santa Ysabel und San Cristoval, und selbst heute noch dauert dieser entsetzliche, jedem besseren Gefühle Hohn sprechende Barbarismus in gleichem Maße fort. Unsere Freunde von Owa raha fahren, wie uns versichert wurde, ziemlich häufig insbesondere nach dem benachbarten San Cristoval hinüber, um dort Feinde zu überfallen und zu tödten, deren Leichname hieher zu führen und daheim mit Behagen zu verzehren!

Die zwischen den Heiligen Stätten liegenden viereckigen Hütten der Eingeborenen sind klein, aber verhältnismäßig gut gebaut; jede derselben ist mit einem hohen, weit vorspringenden, aus Rinde, Palmenblättern oder Gräsern gefügten Dache versehen. An einer der aus Rohr construierten Wände erhebt sich stets ein Vorbau, auf dessen meterhohem Sockel die hier hausende Familie sich zur Zeit der Ruhe, in hockender Stellung gelagert, dem Rauchen von Tabak hingibt, welches Genussmittel die Europäer auf den Salomon-Inseln verbreitet haben. Die Rückwand des Vorbaues oder Söllers ist mit den Keulen, Speeren, Bogen, Pfeilen und Schilden der Bewohner geschmückt, und auch die geschnitzten Stöcke, welche die Eingeborenen bei ihren Festtänzen in den Händen zu tragen pflegen, sind hier verwahrt. Unter dem Söller findet sich eine Art Stall für die zahmen Schweine, welche in keiner Hütte fehlen dürfen und wie Hausgenossen betrachtet werden. Solch ein Söller mit seinem Schmucke, den lagernden, schmauchenden Ein-

geborenen, wobei die im Unterbaue verwahrten Schweinchen ab und zu die Unterhaltung ihrer »Herrschaft« durch Gegrunze beleben, liefert ein Genrebild seltsamer Art.

Das Innere der Hütte, welche durch eine niedrige, mit Bastmatten verdeckte Thüre abgeschlossen ist, besteht, soweit wir von außenher sehen konnten, aus einem großen Raum, an dessen Wänden allerhand Geräthschaften hängen, und in dem an offener Feuerstelle, einer runden, mit großen Steinen ausgelegten, muldenartigen Vertiefung, gekocht wird. Eine Art spanischer Wand, aus rohem Geflechte, theilt in manchen der Hütten diesen Raum in kleinere Abtheilungen, in welche sich die Frauen bei unserer Ankunft geflüchtet zu haben schienen, während die Männer bei unserer Wanderung von Hütte zu Hütte entweder uns ungescheut entgegenkamen oder doch auf der Schwelle ihrer Behausung standen und erstaunt auf die fremden Eindringlinge blickten.

Wie in Neu-Caledonien zeichnen sich auch die Bewohner von Owa raha durch ihre muskulöse, kräftige Gestalt aus, die Gesichtszüge aber, besonders bei älteren Leuten, sind durchwegs sehr hässlich; das krause, ungemein dichte Haar wird hier hinaufgekämmt und in einen Schopf gebunden. Im allgemeinen jedoch pflegen die Bewohner der Salomonen das Haar zu scheren oder herabhängend und zu kleinen Zöpfen geflochten zu tragen; bei einzelnen Leuten bemerkte ich hingegen als Eigenthümlichkeit das Vorkommen von schlaff herabhängenden Haaren, die sich büschelweise zusammenlegen, so dass das Ganze der Decke eines Schnürlpudels vollkommen ähnelt. Manche der Eingeborenen haben eine etwas lichtere Hautfarbe und sind dadurch von ihren Genossen unterschieden, deren Farbe dunkelkaffeebraun, beinahe schwarz ist. Die Kleidung beschränkt sich fast allgemein nur auf Schmuckgegenstände; vor allem stecken die Eingeborenen von Owa raha die verschiedenartigsten Dinge in die Ohren, deren Läppchen durchstochen und künstlich derart vergrößert sind, dass Holzstücke, die mehrere Centimeter im Durchmesser haben, hineingezwängt werden können. Als weitere Zier sehen wir den Hals- und Stirnschmuck, der aus Glasperlen oder aus Hundezähnen oder aus ganz kleinen, aneinandergereihten Muscheln besteht. Arm- und Fußringe sind meistentheils aus Geflecht, in das ebenfalls Muscheln oder Schnecken eingewoben sind, Nasenringe nicht selten aus Schildpatt hergestellt. Sehr beliebt sind europäische Hüte, und es gewährt einen äußerst komischen Anblick, so einen schwarzen Kerl nur mit einem alten Cylinder oder einem Strohhute bekleidet aus seiner Hütte treten zu sehen.

Die Natur bietet hier freiwillig so Vieles, dass die Eingeborenen fast gar nicht bemüssigt sind zu arbeiten; denn ihren Lebensunterhalt liefert ihnen die fischreiche See und das unerschöpfliche Pflanzenkleid des Landes; Schweine, Geflügel, Fische, Schildkröten, Muscheln bilden die Fleischnahrung der Eingeborenen. Doch sind diese im wesentlichen Vegetarier und nähren sich von allerlei Wurzeln, die ihnen Feld und Garten gewähren, so von der Yamswurzel und dem Taro, die hier auf Stellen, welche durch Feuer gerodet sind, cultiviert werden, ferner von den Früchten der Areca- und Sagopalme, der Musa sapientium und der Musa paradisiaca u. s. w. Als Genussmittel dienen, wie schon Mendaña berichtet, Betel und ein aus den Wurzeln von Piper methysticum bereitetes, nicht nur stimulierendes, sondern auch berauschendes Getränk, Kawa genannt.

Das größte Vergnügen der Insulaner ist Rauchen und Betelkauen; nie sieht man die männlichen Eingeborenen ohne Tabak, den sie sich durch Tauschhandel verschaffen, noch ohne Betelbüchse, ja auch die meisten Frauen pflegen aus kurzen Pfeifen zu rauchen. Das Geschenk von einigen Cigarren machte die Männer, die wir zu Gesicht bekamen, sofort vertrauter, die ursprüngliche Scheu wich, und einer von ihnen zeigte sich, dank der angebotenen Cigarre, so vergnügt, dass er, mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, eine Art Tanz begann, den er mit Geschrei und den komischesten Gesticulationen begleitete.

Wir baten nun unseren europäischen Führer, uns ein wenig in das Innere der Insel zu führen, wozu er sich nach längerem Parlamentieren bereit zeigte, und wurden von ihm zuerst einige Zeit die Küste entlang und dann auf einem schmalen Saumpfad in den Wald geleitet. In diesem Augenblick entfuhr uns allen ein Ruf des Erstaunens; denn die Pracht der Pflanzenwelt, in die wir uns mit einem Schlage versetzt sahen, war geradezu überwältigend: die schmale Schlucht, die uns aufnahm, wurde zu beiden Seiten von porösen, aus Tuffstein gebildeten Mauern eingefasst, und diese sowie der Boden zeigten sich über und über mit den herrlichsten Palmen, namentlich Elfenbeinpalmen (Phytelephas), Pandanen, Farnbäumen, besetzt, zu deren Wipfeln sich, Ast und Stamm umschlingend, hunderterlei wuchernde Blattgewächse emporrankten.

Jeder Schritt ließ vor unseren entzückten Blicken neue Formen erstehen, noch nie geschaute merkwürdige Pflanzen auftauchen und Gewächse erscheinen, die keines unserer Warmhäuser birgt, kein Buch zu nennen weiß. Ich bedauerte lebhaft, nur unsere heimische, nicht

aber auch die Flora der tropischen Länder zu kennen, um doch mindestens einen Theil der Ordnungen, Familien und Gattungen der mir hier entgegentretenden Pflanzen bestimmen zu können.

Die in phytologischer Beziehung noch so wenig bekannten und mangelhaft durchforschten Salomon-Inseln scheinen in Bezug auf Mannigfaltigkeit, Formenreichthum und Üppigkeit geradezu einzig dazustehen; ja zuweilen war hier selbst das herrliche Vegetationsbild Javas in den Hintergrund gedrängt. Feuchtigkeit, Wärme und Boden vereinen sich hier, um in den undurchdringlichen Urwäldern der Niederungen bis hoch empor zu den höchsten Gipfeln der Bergzüge tropische Pflanzen aller Arten in größter Üppigkeit zur Entfaltung zu bringen, so dass eine Wanderung durch die märchenhafte Pflanzenwelt Owa rahas jeden Freund der Natur mit aufrichtigem Entzücken erfüllen muss. Jedes Fleckchen, zu dem wir kamen, schien dem allerreichsten unserer Warmhäuser zu entstammen; was wir daheim als köstlichste Gaben des Glashauses, Glaskastens oder Blumentisches en miniature anstaunen, gedieh hier als mächtiger Baum, als Strauch, Kraut, Gras, Blüte gigantischer, üppigster Form. Der Boden — geologisch junge, eruptive Gesteine bilden die Hauptmasse der Salomon-Inseln — bietet eben in den humosen Zersetzungsproducten der so reichen Pflanzensubstanzen im Vereine mit der tropischen Wärme und den nicht beständigen, aber doch häufigen, großen Niederschlägen dieses Gebietes den Gewächsen einen unvergleichlichen Keim- und Wurzelgrund.

Hier stehen Ficus-Bäume, welche Stämme von wohl mehr als 80 *m* Höhe in die Lüfte emporsenden und mit ihren Riesenästen einen mehr als 100 m^2 umfassenden Raum bedecken. Daneben erheben sich riesige Dracaenen, Araliaceen, Gummibäume, dazwischen die schönsten Fächerpalmen, und jeder der pfeilgeraden Stämme ist mit hunderterlei Schmarotzerpflanzen und Orchideen bedeckt, von Lianen aller Arten umfangen. Alles wächst, gedeiht, wuchert. Wo ein Baum von der Last der Jahre oder vom Windbruche gefällt zu Boden liegt, erstehen auf seinem Stamm in kurzer Frist wieder armdicke Bäume, und Luftwurzeln werden, sobald sie wieder die Mutter Erde erreicht haben, aufs neue zu selbständigen pflanzlichen Individuen. Jedes Gewächs trägt Frucht, jeder Same keimt, jeder Keim treibt Knospen und Blätter; überall sprießt junges Leben aus der Wiedergeburt der Pflanze. Nie hat die Hand eines Menschen an die Stämme dieses Urwaldes gerührt; schier unermesslich ragen sie empor gegen die Wolken. Um die Höhe eines dieser Riesen des Waldes annähernd zu bestimmen, bedienten wir

uns des einzigen Hilfsmittels, das hier zugebote stand, wir feuerten nämlich aus unseren besten Gewehren einen Schrotschuss nach Vögeln ab, die auf einem Wipfel aufgebaumt hatten, ohne diese jedoch mit der Ladung erreichen zu können.

Immer wieder behinderten in diesem jungfräulichen Walde die glatten Wurzeln und das zerrissene Tuffgestein unsere Schritte; doch kamen wir heute rascher fort als in anderen der bereits betretenen tropischen Wälder, weil die Lianen hier den Boden nicht allzu dicht überwuchern; ja selbst die sumpfigen Stellen, die häufig unseren Weg kreuzten und von den schönsten Blattpflanzen aller Größen und Arten erfüllt waren, konnten wir ausnahmslos unschwer überschreiten. So drangen wir, unaufhörlich bewundernd und beobachtend, vor, bis wir plötzlich am Gestade eines reizenden Sees standen, dessen Uferbäume, mit Stamm und Ästen zum Wasser niederhängend, so dicht aneinandergereiht waren, dass wir seinen Spiegel nur durch die Spalten der grünen Blätterwand übersehen konnten. Zu Ehren der »Elisabeth«, als des ersten Kriegsschiffes unserer Marine, welches die Salomon-Inseln besucht hat, gab ich dem weder in den Segelhandbüchern noch in den Karten verzeichneten, schönen Wasserbecken den Namen »Elisabeth-See«. Seine Breite beträgt etwa 400 *m*; die Länge war, da uns hiezu die Zeit mangelte, nicht zu ermitteln.

Die jagdliche Ausbeute dieser Expedition gestaltete sich zu einer sehr geringen; denn einerseits scheint Owa raha wenig faunistische Besonderheiten zu besitzen, und andererseits hatten sich die Vögel, des strömenden Regens halber, fast sämmtlich in den Baumkronen verborgen. Nur am Rande des Elisabeth-Sees gelang es mir, zwei Tauben (Ptilopus richardsi und Carpophaga pistrinaria) zu erlegen.

Allmählich war der Abend hereingebrochen, so dass wir den neugetauften See verlassen mussten, um nach dem Dorfe von Owa raha zurückzukehren, wo sich, da der Regen zum Glücke nachgelassen hatte, bald ein lebhafter Tauschhandel entwickelte. Nach Tabakfabrikaten, besonders Virginia-Cigarren, war die Nachfrage seitens der Eingeborenen eine äußerst lebhafte, während Toiletteartikel flauer blieben. Für zwei Cigaretten erhielt ich einen schönen Speer, hingegen nur einen geflochtenen Beutel, der als Betelbehälter gedient hatte, für ein farbiges Taschentuch. So ist denn das auf dem Wiener Graben erkaufte zarte Batisttüchlein als Schmuck und einziges Kleidungsstück an den Hals einer dunklen Anthropophagin gewandert! Auch mehrere der Herren vom Stabe vermochten dem regen Angebote von hölzernen

Speeren, Harpunen und Schmuckgegenständen nicht zu widerstehen und gaben dafür allerlei heimatliche Artikel hin, so dass wir mit reich gefüllten Booten endlich an Bord zurückkehrten.

Weniger gut als unserer Expedition war es aber Mallinarich ergangen. Dieser hatte sich mit den ihm beigegebenen zwei Matrosen schon nächst dem Dorfe von uns getrennt und war, indessen wir gegen Osten wanderten, westwärts ausgezogen, um, meinem Wunsche folgend, Korallen und Muscheln zu sammeln.

Alles hatte gemessenen Befehl erhalten, bei Sonnenuntergang an Bord zu sein, doch war dieser Zeitpunkt schon lange verstrichen, ohne dass jemand von der Expedition Mallinarich sich hätte blicken lassen, und Stunde um Stunde verrann, bis endlich allgemeine Aufregung auf der »Elisabeth« herrschte. Die abenteuerlichsten Vermuthungen über das Ausbleiben der Expedition wurden hörbar, da die einen dieselbe in Gefangenschaft gerathen sahen, die anderen gar behaupteten, nun werde Mallinarich gewiss schon als Leckerbissen in einem großen Kessel geschmort. Die meisten unter uns jedoch waren, gleich mir, der Ansicht, dass sich die Expedition verirrt habe und vor Anbruch des Morgens nicht an Bord zurück sein könne. Der Commandant ließ mit den großen elektrischen Projectoren die ganze Küste beleuchten, und ein Boot mit Bewaffneten spähte am Strand aus, aber nichts zeigte sich. Endlich wurde eine größere Abtheilung, mit Laternen und Raketen versehen, unter Commando von Officieren auf die Suche ausgesandt und wollte eben in das Innere der Insel vordringen, als von einem Cap wiederholt Signalschüsse ertönten. Sofort wurde ein Boot dahin dirigiert, und nach 10 Uhr abends waren Mallinarich sowie die beiden Matrosen ganz ermattet, aber gesund an Bord zurück.

Den Strand absuchend, waren sie im Eifer des Sammelns allzuweit abgekommen, so dass sie vom Einbruche des Abends überrascht und plötzlich, als es eben zu dunkeln begann, etwa fünfzehn Eingeborene gewahr wurden, welche den Weg nach dem Strande hin absperrten. Rasch entschlossen wenden sich die Drei wieder der Richtung zu, aus welcher sie gekommen waren, doch auch auf dieser Seite treten Eingeborene, fünf an der Zahl, aus dem Wald, und so ist unsere Trias von bewaffneten Wilden, die eine immer drohendere Haltung annehmen, förmlich umzingelt. Eine Lücke in dem ihn und die beiden Matrosen umgebenden Kreise erspähend, beschließt Mallinarich hier die Reihe der Feinde zu durchbrechen, feuert einen Schuss gegen dieselben ab, wirft den nächststehenden Wilden zu Boden und entkommt so sammt

den Matrosen der feindlichen Schar. Da diese jedoch ihren Posten zwischen den Bedrohten sowie den Booten beibehält und daher den Rückzug zu den Fahrzeugen abschneidet, sehen sich unsere Leute genöthigt, die Runde um die ganze Insel herum zu machen, wobei natürlich die Mehrzahl der am Strand aufgelesenen Objecte als gefährlicher Ballast zurückgelassen werden muss.

Vielleicht war Mallinarich, da sich möglicherweise die Wilden hätten durch Parlamentieren beschwichtigen lassen, etwas zu energisch vorgegangen; andererseits aber mag die Situation, in welcher er sich befunden hatte, eine recht peinliche und auch der Nachtmarsch nicht eben angenehm gewesen sein. Jedenfalls war Grund genug vorhanden, die Heimgekehrten und uns selbst zu beglückwünschen, dass alles glatt abgelaufen war.

Die Eingeborenen im Dorfe hatten sicherlich rasch Kunde von dem Vorfall erhalten; denn wiewohl sie, als ich am Abende dort eingetroffen war, bestimmt zugesagt hatten, mit neuen Tauschobjecten an Bord zu erscheinen, ließ sich keiner mehr blicken.

Ich benützte den Abend, um in der schönen, ruhigen Bai einen mir ganz neuen Sport, Fischestechen bei Licht, zu versuchen, worin unser braver Bootsmann Zamberlin Meister war. Dieser rüstete mit der vollen Fertigkeit, welche die Bewohner unserer Küste in derlei Übungen auszeichnet, das Jollboot aus, indem er an dessen Spitze den erforderlichen, höchst einfachen Beleuchtungsapparat anbrachte. Letzterer bestand lediglich aus einem pfannenartigen Rost, in welchem mittels Theers und trockenen Fichtenholzes ein so intensiv brennendes Feuer unterhalten wurde, dass die See bis zu beträchtlicher Tiefe hinab hell beleuchtet war.

Langsam fuhren wir über die Korallenbänke hin, niederblickend zu den mannigfaltigen, phantastisch geformten Gebilden, die im Schein unserer Lichtquelle röthlich schimmernd auftauchten. Hier erhoben sich liliputanische Wälder und Blumenbeete, dort starrte ein Korallen-inselchen von Stacheln, Spitzen und Armen; dann bildete die kalkige Masse Grotten und Höhlen, in welchen allerlei kleine, lichtrothe, himmelblaue, grasgrüne, silberglänzende Fische auf und nieder schossen. Dazwischen lagen träge Seesterne, Seeigel und Holothurien oder Seegurken, und alles das leuchtete, schimmerte, strahlte, sobald das Licht einfiel, in den buntesten Farben, in den zartesten Nuancen, wie sie eben nur das Seewasser mit seinem eigenthümlichen Brechungsvermögen hervorzurufen vermag.

Größere Fische sahen wir nur zu Beginn der Fahrt, dann aber waren sie, vom Schalle der Ruder und vom Scheine des Lichtes erschreckt, scheu in die Tiefen entschwunden. Dennoch gelang es unserem Bootsmanne, der, Neptun gleichend, mit der Harpune bewehrt am Buge stand, einzelne merkwürdige Stücke zu erbeuten, so einen ganz weißen Rochen, eine Art Mondfisch, mehrere aalähnliche Fische mit reiherartigem Schnabel und spitzen Zähnen, eine selten schöne Languste mit schwarzgelb geränderten Extremitäten und grünen Rückenschildern. Wo die See Wellen warf, wurde geölt, was die Sicherheit des Fischestechens wesentlich erhöhte.

Der Blick in die nächtlichen, jäh erleuchteten Tiefen des Meeres, auf die Korallengebilde und auf all die seltsamen Bewohner der See, das Fischestechen, der eigenthümliche Zauber der ganzen Fahrt — alles hat sich meiner Erinnerung lebhaft eingeprägt.

Owa raha — Ugi, 8. Juni.

Wieder giengen, als wir zeitig morgens die Anker lichteten, um Owa raha zu verlassen, heftige Regenböen nieder. Die Ausfahrt, besonders aber das Wenden des Schiffes in dem von den Korallenriffen so beengten Hafen war, wie bei der Ankunft, schwierig. Zum Glücke besserte sich das Wetter, als wir mit nordwestlichem Curse längs der Küste von San Cristoval dahinfuhren, so dass wir freie Aussicht auf diese dichtbewachsene Insel mit ihren bis zu 1250 *m* aufsteigenden Bergen hatten. Nach Doublierung des Cap Kibeck oder Mahua kamen steuerbord die Inselgruppe Three Sisters, deren größtes Eiland Malan paina ist, und bald darauf die Insel Ugi, unser heutiges Reiseziel, in Sicht. Zahlreiche Delphine und einzelne Seevögel belebten die ruhige See, welche, dem schönen Tag entsprechend, eine intensiv blaue Färbung angenommen hatte.

Die Selwyn Bay, an der Westseite von Ugi, wo wir vor Anker giengen, ist eigentlich nur eine ziemlich offene Rhede in landschaftlich schöner Umgebung. Wir mussten an die das Ufer umsäumende Korallenbank ganz nahe heranfahren, welche so plötzlich abfällt, dass die Bai sich rasch vertieft und die Lothung, nachdem der Anker in 20 Faden Tiefe gefallen war, beim Fallreep schon 32 Faden zeigte.

Auf Ugi lebt ein Engländer mit einem Gehilfen, welche hier ein kleines Kohlendepot bewachen, das zur Zeit unserer Ankunft eben durch einen Segelschoner ergänzt wurde. Außerdem bestehen auf

Ugi nur noch, zwischen Bäumen lauschig verborgen, einige Ansiedelungen von Eingeborenen, welche demselben Stamm angehören, wie jene auf Owa raha.

Mit einem Boote sofort ans Land eilend, suchte ich die beiden Europäer auf. Diese Kohlenwächter, die wohl mit Recht als einsame Menschen bezeichnet werden dürfen, führten mich in das Innere der aus Brettern hergestellten Hütte, in der nur die Menge von Waffen bemerkenswert erschien, mit welchen die beiden ausgerüstet sind, um sich etwaiger Überfälle seitens der Eingeborenen zu erwehren.

Hodek photographierte die Gruppe Wilder, welche neugierig die Station umstanden, und dann drangen wir in das Innere der Insel ein, wobei als Führer einige Eingeborene fungierten, die uns von den beiden Engländern als halbwegs verlässliche Begleiter bezeichnet worden waren.

Das sich unseren Blicken darbietende Vegetationsbild war nicht minder herrlich als jenes, welches uns auf Owa raha so sehr entzückt hatte; doch bemerkten wir zu Gunsten der landschaftlichen Reize Ugis hier überdies eine große Anzahl kleiner Bäche, die als krystallklare Gewässer rauschend und plätschernd zwischen den prächtigen Bäumen hindurch der Küste zueilten. Den Ufern der Bäche entlang erstanden im Schatten der Baumriesen, von zahllosen, bunten Schmetterlingen umgaukelt, märchenhaft schöne Plätzchen vor unseren Augen.

Auch die Vogelwelt war hier in lieblichster Weise vertreten, wiewohl der eine der beiden Stationswächter, welchen wir eingehend über das Vorkommen von Wild und insbesondere von Vögeln befragt hatten, uns versicherte, dass es auf Ugi nur eine Art von großen Tauben, aber keine Papageien u. dgl. gäbe.

Ich war kaum 100 Schritte in den Wald eingedrungen, als mir der erste Schuss schon einen prachtvollen, ganz rothen Papagei (Eos cardinalis) brachte, und ich gleich darauf eine wunderschön gefärbte Taube (Ptilopus eugeniae) mit schneeweißem Kopfe, carminrothem Brustflecke, gelbem Bauch und grün und violett gestreiften Flügeln schoss. Unmittelbar nachher strich von einer hohen Dracaene ein größerer Vogel ab, den ich erlegte. Es war dies das männliche Exemplar eines Edelpapageis (Eclectus pectoralis); derselbe ist grün, mit blauen Flügelenden; unter den Flügeln befinden sich hellrothe Federn, der Schnabel ist orangegelb. Die Größe dieses Papageis entspricht jener einer starken Haustaube. Das Weibchen ist ganz abweichend gefärbt, nämlich intensiv scharlachroth, auf dem Nacken, dem Bauch und den

Flügeln aber himmelblau. Im weiteren Verlaufe meines Umherstreifens schoss ich noch eine scharlachrothe Nectarine (Mysomela pulcherrima), eine ganz kaffeebraune Taube von der Gestalt einer Turteltaube und zwei große Fruchttauben (Carpophaga pistrinaria), ferner ein Paar der prachtvollen Banda-Papageien (Lorius chlorocercus), die an ihrem Gefieder alle Farben des Regenbogens tragen und zu den schönsten Papageien überhaupt zählen dürften. Die Vögel waren, obschon sie sich unablässig hören ließen, in den dichtlaubigen, riesenhaften Bäumen des Urwaldes äußerst schwer zu erblicken.

So mochte ich, die tropische Waldes- und Blütenpracht bewundernd und ab und zu nach bunten Vögeln auslugend, ungefähr eine Stunde lang fortgeschritten sein, als ich zu einem klaren Bache gelangte, den ich, ein bei der großen Hitze angenehm kühlendes Bad nehmend, durchwatete. Jenseits desselben befand ich mich unvermuthet mitten in einem Dorf, Ete-Ete genannt, und traf hier auf eine größere Anzahl der Herren vom Stabe, welche mit Eingeborenen schon im regsten Tauschhandel begriffen waren. Nach und nach fanden sich auch meine Herren ein, deren jeder interessante Jagdbeute, namentlich an Papageien, gemacht hatte. Wie die Officiere berichteten, hatten sich bei ihrer Ankunft die gesammten Einwohner des Dorfes, allen voran die Weiber, geflüchtet und im Walde versteckt und waren erst nach geraumer Zeit die beherzteren, da sie sich nicht bedroht gesehen, wieder erschienen, worauf sie nach längerem Parlamentieren Speere und andere Tauschobjecte herbeibrachten. Der Wert geprägten Geldes schien den Leuten geläufig zu sein; denn während sie Tabakfabrikate, Gewebe oder Perlen gleichgiltig betrachteten, gaben sie für eine Münze, namentlich für amerikanische Dollars, welche besonderen Anwert fanden, alles hin, was sie besaßen, bis auf den aus Muscheln oder Hundezähnen bestehenden Halsschmuck, der ihnen um keinen Preis feil war. So erstanden wir hier Waffen und Fischereigeräthschaften, worunter eigenthümlich geformte, mit sechstheiliger Zahnung versehene, hölzerne Harpunen, ferner Haarkämme u. a. m.

Als Vermittler bei dem Tauschhandel dienten uns neben einem der Stationswächter, welcher die Herren vom Stab als Dolmetsch begleitet hatte, zwei seltsame Käuze, Rora und Belingi mit Namen, die Häuptlinge der zwei Stämme umfassenden Dorfschaft. Roras höchst abschreckendes Äußere war durch das Abzeichen seiner Würde, einen alten, lichtgrauen, des Deckels entbehrenden Filzhut von abnormer Höhe, der gleichzeitig auch sein einziges Kleidungsstück bildete, keines-

wegs verschönt; das cylindrische Ungethüm soll aus dem Besitz eines erschlagenen und sodann verspeisten Missionärs herrühren. Die rechte Hand Roras stak, da er beim Fischfange Wunden davongetragen hatte, in einem Sacke. Belingi, der Mitregent, schien in hohem Alter zu stehen und mochte manchen harten Strauß mitgemacht haben; denn der Körper dieses Häuptlings war mit tiefen Narben bedeckt, und wir konnten insbesondere auf der Brust deutlich die Stelle wahrnehmen, wo ein schwerer Speer eingedrungen und quer durch den Leib gefahren war.

Selbst diese alten Herren zeigten sich ängstlich und misstrauisch, da sie durch die große Anzahl Weißer, das Schießen und Jagen in der Nähe des Dorfes nicht wenig erschreckt waren. Endlich brachten wir die Beiden dennoch so weit, dass sie mir selbst zwei jener großen, mit Perlmutter eingelegten, hölzernen Kochgeschirre, deren sich die Insulaner bei großen Festmählern, namentlich beim Schmause von Menschenfleisch, zu bedienen pflegen, überließen. Es sind dies aus ausgehöhlten Stämmen verfertigte, 1 *m* lange Tröge, die an der Außenwand mehr oder minder reich verziert sind. Ja, mit der Zeit erklärten sich die Häuptlinge sogar bereit, ihre Frauen und Mädchen herbeizurufen und sie, malerisch gruppiert, von Hodek photographieren zu lassen; nur wurde die Bedingung gestellt, dass, den Photographen ausgenommen, kein Weißer das Antlitz der Damen beschaue. Infolge dessen mussten wir, während Hodek die Aufnahme durchführte, hinter eine Hütte treten und konnten erst dann das Dorf weiter durchstöbern. Hier zeigten sich in der Nähe ihrer Hütten einige der sehr decolletierten Damen denn doch unseren Blicken; sobald wir aber diese neugierigen Schönen von Ete-Ete in Augenschein genommen hatten, wünschten wir, dass auch diese verborgen geblieben wären.

Die Hütten Ete-Etes ähnelten in Anlage und Ausschmückung so ziemlich jenen von Owa raha, doch waren die Heiligen Stätten auf Ugi ärmlicher ausgerüstet. Es mangelten hier die Delphinsärge, die Schnitzereien waren dürftiger und die Fetische schmuckloser. Dafür fanden wir in Ete-Ete Kriegscanoes vor; doch war es unmöglich, eines derselben oder einen Fetisch zu erwerben, da weder Geld noch gute Worte fruchteten, obgleich ich schließlich für die Überlassung dieser mir interessanten, den Insulanern aber geheiligten Gegenstände sogar mehrere Sovereigns anbot.

Die Bewohner von Ete-Ete glichen ebenfalls jenen von Owa raha, litten jedoch zum Theil an einem garstigen Hautausschlage, der sich bei einzelnen Individuen recht unangenehm bemerkbar machte. In den

Schmuckgegenständen fanden sich nur kleine Unterschiede; so waren die Halsketten reicher, die meisten Armringe aber aus weißem Steingute, somit offenbar europäischer Provenienz.

Der Erwähnung wert ist noch eine Begräbnisstätte, welche zur Aufbewahrung der Reste Vornehmer dient und in einer kleinen, mit Palmenblättern gedeckten Hütte besteht, in der eine Estrade die zum Bleichen ausgelegten Schädel trägt. Unweit von hier, zum Theile verborgen, lagen Bruchstücke menschlicher Knochen, die wohl keinen Zweifel daran gestatteten, dass wir hier die traurigen Überbleibsel scheußlicher Gastereien vor uns hatten.

Meinen Weg durch den Wald fortsetzend, erlegte ich noch einige Vögel, musste aber nach kurzer Zeit der Küste zuschreiten, da wir alle hier bei Sonnenuntergang einzutreffen hatten. Der Ausflug schloss damit, dass wir dem Strand entlang langsam und fast stets in der See watend nach Ete-Ete zurückwanderten und die harrenden Boote bestiegen, welche uns an Bord brachten.

Ugi, 9. Juni.

Um den zweiten und leider letzten Tag unseres Aufenthaltes auf Ugi gehörig auszunützen, das heißt um noch anderweitiges Material für meine Sammlungen aufzubringen und die Insel näher kennen zu lernen, sollten heute schon bei Anbruch des Tages mehrere Expeditionen ausgehen und erst am Abend an Bord zurückkehren. Die Disposition war die folgende: ich wollte mit Prónay und Regner längs der Südküste jagen und zwar bis zu dem Cap Panna nihi, wo unser einige Boote warten sollten, mit deren Hilfe wir den Nachmittag über die interessanten Korallenbänke zu durchforschen beabsichtigten; Wurmbrand und Clam stellten sich die Aufgabe, unter Führung eines Eingeborenen rund um die ganze Insel zu gehen, was sie in acht Stunden zu leisten hofften, während Bourguignon, Sanchez und Preuschen beschlossen, bis zu einem Dorf an der Nordküste vorzudringen, um dort für mich ethnographische Gegenstände zu sammeln, Mallinarich aber sollte mit zwei Unterofficieren Schmetterlinge fangen.

So stießen wir denn von der »Elisabeth« ab, nicht ohne dass der um seine Schutzbefohlenen besorgte Commandant uns noch ans Herz gelegt hätte, bei Sonnenuntergang ja wieder an Bord zurückzukehren. Auf dem Lande trennten sich die einzelnen Expeditionen mit herzlichem »Waidmannsheil«. Jede derselben hatte Matrosen zur Begleitung und führte den nöthigen Proviant mit sich.

Ich wandte mich zunächst wieder gegen das Dorf Ete-Ete, unterwegs nach Vögeln spähend, doch sah es, da kurz vor Tagesanbruch ein Regen niedergegangen war und auch jetzt noch Regen mit Sonnenschein abwechselte, mit der Vogelwelt, deren Vertreter in den dichten Laubkronen versteckt waren, übel aus, und ich konnte daher nur einen großen, grünen Papagei erlegen, während Prónay eine selten schön gefärbte Taube mit gelben, violetten und grünen Federn zur Strecke brachte. Der Boden war durch den Regen fast grundlos geworden, und bei jedem Schritte sanken wir bis über die Knöchel in die durchweichte Humusschichte ein, welche hier den Boden bedeckte. Im Walde fand ich einen eben verendenden Eber des Hausschweines, der mir durch seine kolossalen, spiralförmig nach rückwärts gebogenen Waffen auffiel. Einige Zeit hindurch verweilten wir im Dorf, um das Leben und Treiben der Wilden noch genauer zu beobachten, da sich diese heute weit weniger scheu und misstrauisch zeigten als tagszuvor.

Bei den Bewohnern der Salomon-Inseln herrscht eine Art »Zweikindersystem« vor, so dass angeblich ein namhafter Theil der Neugeborenen umgebracht wird; thatsächlich fiel uns auf, dass wir nur eine geringe Zahl Kinder sahen. Polygamie ist hier die Regel; doch pflegt die Zahl der Frauen in einem und demselben Haushalte selten mehr als zwei zu betragen. Die Stellung des Weibes ist eine gar trübselige, da dieses dem Gatten völlig untergeordnet, mit jeglicher Arbeit in Haus und Feld belastet und der rohesten Behandlung seitens des Mannes überhaupt preisgegeben ist. Letzteres erklärt wohl, weshalb die Frauen uns gegenüber anfänglich noch mehr Scheu an den Tag legten als die Männer, obwohl es heute schien, als hätte unser Auftreten in Ete-Ete am vorhergehenden Tag auch die Frauen zutraulicher gemacht; ja ein junges Weib, das in paradiesischem Costüme vor einer der Hütten stand, ließ sich sogar herbei, mit freundlichem Grinsen eine Cigarette anzunehmen, welche ich ihr angeboten hatte.

Weiterschreitend kam ich nach einer halben Stunde Weges zu einer Lichtung, auf welcher ich eine Anzahl aus Holz geschnitzter Götzenbilder und Fetische vorfand. Die Figuren, sowie die ringsum wahrnehmbaren Überbleibsel von Hütten schienen darauf hinzudeuten, dass auf dieser Lichtung sich einst ein Dorf sowie eine Heilige Stätte befunden hatten, und ich beschloss sofort, auf dem Heimwege mit den Booten an der Küste unweit der Lichtung anzulegen und mich der anscheinend herrenlosen, interessanten Fetische zu bemächtigen. Um nun späterhin die Lichtung wieder zu finden, markierte ich von dieser

bis zur Küste hin einen Weg, indem ich eine zum Meeresufer reichende Reihe von Bäumen anplätzte, an der Küste aber den Beginn dieses Weges durch Markierung zweier der größten Palmen bezeichnete. Dieser Vorgang mochte den Wilden aufgefallen sein und ihnen mein Vorhaben kundgethan haben; denn als einige Herren des Schiffsstabes, bald nachdem ich die Lichtung verlassen, hier vorbeikamen, fanden sie, wie ich später erfuhr, vor jedem der angeplätzten Bäume bereits einen bewaffneten Eingeborenen als Schildwache vor, so dass ich den Plan, in den Besitz der genannten Fetische zu gelangen, wohl oder übel aufgeben musste.

Gegen 10 Uhr endlich war ich in der Nähe von Panna nihi, wanderte jedoch, da die Sonne nun schon intensiver zu brennen angefangen hatte und infolge dessen alle Vögel in den dichtesten Baumkronen verborgen waren, der Küste zu, wo zwei Jollboote und die Putzjolle warteten.

Korallen fischend, fuhr die kleine Flotille dem Ufer entlang auf und nieder. An jeder der Stellen, wo derartige Gebilde zum Vorscheine kamen, wurde halt gemacht, vier der Matrosen sprangen ins Wasser und holten tauchend allerlei Korallen hervor. Während wir im Bereiche der Küste verweilten, kam plötzlich die Expedition Wurmbrand-Clam an der Küste in Sicht und stieß, unseren Spuren folgend, bald zu uns; die Herren hatten sich ihrem eingeborenen Führer nicht verständlich machen können, so dass er sie stundenlang in dichtem Wald umhergeführt und schließlich an den Ausgangspunkt ihrer Wanderung zurückgebracht hatte. Da es inzwischen Mittag geworden war, gaben sie ihren ursprünglich gefassten Plan nothgedrungen auf und beschlossen, mindestens unsere Expedition aufzusuchen, was ihnen auch unschwer gelang.

Die Putzjolle war bald mit Korallen so ziemlich vollgefüllt, und hielten wir dann in kühlem Schatten Mittagsrast, ein keineswegs schwelgerisches Mahl einnehmend, dessen Hauptbestandtheil die von Sydney mitgebrachten Conserven bildeten.

Während der Rast sprach der Bootsmann die Vermuthung aus, dass wir an dem westlichen Strande der Rhede, also jenseits des Ankerplatzes der »Elisabeth«, noch weit schönere Korallen finden dürften als in der Nähe des Ortes, an welchem wir uns eben befanden. Diesem Winke folgend, ruderten wir, sobald unser Mahl beendet war und auch die Mannschaft abgegessen hatte, die vier Seemeilen betragende Strecke bis zur »Elisabeth« zurück, gaben die bisher

gemachte Beute an Bord ab und steuerten ohne weiteren Aufenthalt dem bezeichneten neuen Reviere zu, das sich in der That als ein ausnehmend reicher Fundort erweisen sollte. In einer Entfernung von etwa 20 *m* von der Küste lagen hier die herrlichsten Korallen in einer Tiefe von 1 bis 2 *m* unter dem Wasserspiegel; weiterhin fiel die Bank zwar in bedeutendere Tiefen ab, allein auch da schimmerten durch das blaue Wasser die schönsten Gebilde empor. Wir sprangen sämmtlich sofort aus dem Boote, tummelten uns, theils watend, theils schwimmend, rings um die Bank umher und holten jede besonders schöne Koralle, die wir in dem klaren, bis auf den Grund hinab durchsichtigen Wasser ersahen, tauchend hervor; größere Stücke, insbesondere massige Formen, waren jedoch nicht einfach mit der Hand abzulösen, so dass wir uns, um solcher habhaft zu werden, einer eisernen Brechstange bedienen mussten, welche von einem der Taucher angesetzt wurde, während die anderen drückten und schoben, bis das begehrte Stück absprang.

Hier stand Koralle an Koralle; wir zählten deren an dieser Stelle nicht weniger als vierzehn von einander verschiedene Arten, und nirgends auf diesem Riffe berührte der Fuß etwas anderes als immer wieder Korallengebilde. Zwischen diesen aber schwammen allenthalben rothe, blaue und grüne Fischchen, lagen prachtvoll gefärbte Holothurien, Seesterne, Muscheln und andere Seebewohner, deren wir eine größere Anzahl erbeuteten.

Die unter Wasser befindlichen Korallen schillern in den herrlichsten Farben, deren Gewirre schon von obenher, insbesondere jedoch beim Tauchen aus nächster Nähe betrachtet, den Eindruck hervorruft, als seien hier alle nur erdenklichen Abtönungen in einer unendlichen Scala der feinsten, aufs zarteste abgestuften Nuancen kunstvoll aneinandergereiht.

So immer von neuem angeregt, schwammen, tauchten, fischten wir in dem lauen Seewasser mehrere Stunden lang mit größtem Eifer, wobei jeder den anderen durch seine Funde zu überbieten, jeder die allerschönsten Exemplare aus der Tiefe zu holen suchte. Endlich waren zwei Boote bis an den Rand mit Beute vollgefüllt, worauf wir noch die Küste in einer Länge von etwa 500 *m* eingehender Untersuchung unterzogen, um auch hier eine große Anzahl von Muscheln, Schnecken und Krabben zu finden. Der ganze Strand ist fußhoch mit weißglänzenden Muschel- und Korallenstückchen bedeckt, so dass es aus der Ferne den Anschein hat, als sei jener mit weißem Sande bestreut. Diese Trümmer sind durch die zerstörende Gewalt der Bran-

dung entstanden und durch die Flut an die Küste geworfen; ab und zu erscheinen zwischen den Bruchstücken eingeklemmt auch noch völlig unversehrt gebliebene Muscheln oder Schnecken. Weiterhin wimmelte es von Krabben, während an den Stämmen der am Rande des Ufers stehenden Bäume Landschnecken hafteten, deren Gehäuse mitunter Einsiedlerkrebsen als Wohnung dienten. Nachdem wir den Strand durchsucht und mit der gewonnenen Beute zwei Baljen vollgefüllt hatten, traten wir im Scheine der sinkenden Sonne die Heimfahrt an, welche jedoch nicht ganz glatt ablief, da unsere Boote wiederholt auf hoch emporragenden Korallenriffen aufsaßen und nur mit Mühe wieder flott gemacht werden konnten; zudem ereilte uns eine heftige Regenböe, welche wir aber, von dem Korallenfischen ohnehin völlig durchnässt, wenig beachteten.

An Bord der »Elisabeth« wurde das ganze Achterdeck von der Beute des heutigen Tages in Anspruch genommen; bis in die späte Nacht hinein wurde hier gestaut, um die Korallen zu bergen und zu schichten.

Inzwischen war auch die dritte Expedition, jene, welche die Insel durchquert hatte, heimgekehrt. Die Herren waren von ihrem Ausfluge ganz entzückt; in Begleitung des Häuptlings Rora und einiger seiner Unterthanen hatten sie, stets im Walde weiter schreitend, nach ziemlich mühevollem Marsche in drei Stunden die Nordküste erreicht und dort auf einer höchst einladenden, mit feinem Sande bedeckten Plage ein erquickendes Bad genommen. Weiterhin an das Ziel der Wanderung, in das an der Nordküste gelegene Dorf gelangt, hatten sie dessen Bewohner anfangs noch weit scheuer gefunden als jene von Ete-Ete; doch wurden dieselben bald dadurch zutraulich gemacht, dass die Herren ihre Waffen ablegten und ihr Frühstück mit den Eingeborenen theilten. Auch der würdige Rora hatte im Vollbewusstsein seiner Wichtigkeit nach Kräften dazu beigetragen, die Eingeborenen zu beruhigen, so dass es den Herren sogar gelungen war, nebst einer großen Menge anderer Objecte zwei Fetische und einzelne Schmuckgegenstände für mich zu acquirieren.

Als die Expedition die von ihr erworbenen Gegenstände auf die »Elisabeth« bringen wollte, zeigten sich drei junge Eingeborene bereit, die Dinge zu den Booten zu tragen, und ließen sich sogar bewegen, an Bord zu kommen. Die Wilden erschraken aber ganz gewaltig, als eben beim Einholen der Flagge die Musikkapelle einschlug und der Flaggenschuss abgefeuert wurde.

Den ganzen Tag über hatte schon eine größere Anzahl von Canoes das Schiff umfahren, auch ließen sich die Wilden, die nun einsahen, dass ihnen keine Gefahr drohe, in eifrigen Tauschhandel ein, wobei hauptsächlich kleine Geldstücke, Virginia-Cigarren und Cigaretten anziehende Kraft äußerten. Nur wollten die Eingeborenen um keinen Preis eines ihrer Canoes hergeben; und gerade um ein solches war es mir zu thun, da diese Fahrzeuge mit ihrem leichten, eleganten Bau und ihrem Schmuck — aus Muscheln und Seegras hergestellten Zieraten — die schönsten Canoes der Südsee darstellen sollen. Erst als unser Artillerieofficier mit zwei Werndl-Carabinern herausrückte und diese zum Tausch anbot, wurden zwei Canoes unser Eigenthum.

Die vierte, von Mallinarich geführte Expedition kam mit reichen Funden an Schmetterlingen und Hautflüglern aller Art heim.

Neu-Guinea.

Neu-Guinea.

In See nach Neu-Guinea, 10. Juni.

Obgleich um 6 Uhr dampfklar, verließen wir die Selwyn-Bai doch erst um 8 Uhr, da noch ans Land um Süßwasser geschickt werden musste, welches wir in größerer Menge zum Reinigen der gestern erbeuteten Korallen brauchten.

Der Küste von San Cristoval entlang giengs, bis wir gegen Mittag deren nordwestlichsten Punkt, das Cap Recherche, erreichten, worauf wir südwestlichen Curs auf das Südostcap des Louisiaden-Archipels nahmen und uns unserem nächsten Ziele, Port Moresby an der Südküste Neu-Guineas, zuwandten.

Den ganzen Tag hindurch hatten wir die beiden großen Inseln Malaita und Guadalcanar mit den auf letzterer bis zu 2442 *m*, auf Malaita bis zu 1304 *m* emporsteigenden Bergen und den üppigen Urwäldern in Sicht. Diese Eilande sind ebenfalls noch wenig durchforscht und von zahlreichen, ganz wilden Stämmen bewohnt, welche durchwegs Anthropophagen sind. In dieser Hinsicht sind namentlich die Bewohner von Malaita berüchtigt, die sogar, von der Gier nach Menschenfleisch getrieben, in ihren leichten Canoes die Fahrt über

den Malaita von San Cristoval trennenden, etwa 30 Seemeilen breiten Meeresarm wagen, um Bewohner der letztgenannten Insel zu überfallen und dieselben nach Malaita zu bringen. Insbesondere zu der Zeit, wo auf Malaita religiöse Feste gefeiert werden, pflegen die Eingeborenen nach allen Richtungen hin auf die Menschenjagd auszugehen; doch gelang es den Cristovalern in jüngster Zeit, einen Überfall seitens zahlreicher Malaiten glücklich und unter empfindlichen Verlusten für die Angreifer abzuschlagen. Das Schicksal der so auf Cristoval in Gefangenschaft gerathenen Malaiten dürfte freilich ein nicht minder schreckliches gewesen sein als jenes, welches den Cristovalern bevorstand, wenn diese unterlegen wären. Das Fleisch der Erschlagenen wird in Würfel zerschnitten, in eine Art Pasteten, aus Yamswurzeln hergestellt, verbacken und in dieser Zubereitung verzehrt!

Das Wetter war heute ausnehmend schön, ein leichter Nordwind brachte angenehme Kühlung, deren insbesondere die Inhaber der Steuerbordcabinen, also auch ich, theilhaftig wurden. In außerordentlicher Farbenpracht flammte die Sonne bei ihrem Untergang am Himmel auf.

In See nach Neu-Guinea, 11., 12. und 13. Juni.

Am 11. waren wir auf ganz offener See, am 12. kam der Archipel der Louisiaden in Sicht, und zwar zunächst Rossel Island mit dem Cap Deliverance, dann die große Insel Tagula, die in einem Kranze kleinerer, grüner Eilande liegt. Auch über die Louisiaden hat Großbritannien seine Schutzherrschaft ausgedehnt.

Früh morgens am 13. nahmen wir die Umrisse von Neu-Guinea, nämlich die südöstlichste Spitze bei South Cape, wahr. Wir steuerten auf ungefähr 40 Seemeilen längs der Küste gegen Port Moresby zu; doch verschwand die Küste unseren Blicken wieder, um nur ab und zu auf Augenblicke aufzutauchen; denn schwere Regenwolken lagen über der Insel und verhinderten jede Aussicht. Das Wetter war, abgesehen von der zunehmenden Temperatur in den Cabinen, sehr gut; die ersten zwei Tage herrschte zwar Wind aus Norden, also aus einer für diese Zeit ungewöhnlichen Richtung, der aber am dritten Tag in den normalen Südostmonsun umsprang.

Die ganze Fahrt über zeigten sich auffallend viele fliegende Fische, theils in Schwärmen, theils einzeln; manche derselben flogen auch an Bord, wurden gefangen und wanderten gleich in die Spiritusbehälter. Zahlreiche Möven verschiedener Arten umschwärmten uns, besonders

große, ganz dunkelbraune Vögel, — eine Art von Tölpeln (Sula piscator) — deren ich sechs Stück erlegte; drei hievon fielen auf Deck. Einen solchen Vogel fiengen die Matrosen auch in der Nacht, als er sich, müde vom langen Flug und angezogen von den vielen Lichtern, auf einen Bootskrahn niedergelassen hatte. Die Anzahl und Verschiedenartigkeit der Möven und Sturmvögel in den tropischen Meeren ist übrigens nicht zu vergleichen mit jener der nördlichen Meere, welche durch zahlreiche Flüge belebt werden.

Schwere Arbeit verursachte das Waschen, Putzen, Trocknen und Verpacken unserer Korallenausbeute von Ugi; denn die erfischten Stücke mussten zuerst 24 Stunden lang in Süßwasser liegen, womit wir drei Boote, um in diesen die Korallen zu stauen, gefüllt hatten, und dann unter der Dampfspritze von den abgestorbenen Weichtheilen und aufsitzenden Algen gereinigt werden, worauf die Formen im schönsten Weiß erglänzten. Abermals durch 24 Stunden hatten die Korallen endlich in freier Luft zu trocknen und wurden zum Schlusse, von Sägespänen umgeben, in Kisten verpackt. Leider gieng der Vorrath an Sägespänen bald zu Ende; doch hatte unser leitender Ingenieur in Gemeinschaft mit Clam bald eine Art Circularsäge erfunden, die mittels einer Transmission an die Aschenhissmaschine gehängt wurde und, gut functionierend, aus zerschlagenen Kisten, gebrochenen Riemen u. dgl. Sägespäne erzeugte. Die Procedur gieng zwar langsam vor sich; trotzdem waren wir über die Erfindung sehr erfreut, da sie uns aus der Verlegenheit half.

Die Expeditionen in Ugi, namentlich das Durchwaten sumpfiger Stellen und in Verbindung hiemit wohl auch das Korallenfischen, hatten leider mehrere Fieberfälle unter der Mannschaft zur Folge.

Port Moresby auf Neu-Guinea, 14. Juni.

Eine dichte, dunkle Wolkenwand, aus welcher strichweise Regengüsse herniederströmten, verbarg am Morgen die Küste Neu-Guineas völlig, und wir vermochten daher, weil die Orientierung über das Fahrwasser vor Port Moresby angesichts der Unvollkommenheit der Seekarten dieses Gebietes ohnedies große Schwierigkeiten bietet, die äußerst schmale Passage in den Hafen erst anzulaufen, nachdem an der Küste orientierende Punkte in Sicht gekommen waren.

Die See erglänzte schon längst im Schimmer des strahlenden Tageslichtes, als endlich, gegen 8 Uhr morgens, das über der Küste lagernde Gewölk emporstieg und das Land erblicken ließ, dessen in weiter

Ferne liegende Berge und Hügel mit sattem Grün bekleidet erschienen. Port Moresby selbst ist fast gänzlich von Kalksteinhügeln umgeben, deren baumlose Hänge vielfach mit hohem Grase bedeckt sind; kaum ein Fleckchen ebenen Landes ist ringsum zu sehen. Es war, im ganzen genommen, ein freundliches Bild, welches hier vor unseren Augen erstand; doch blieb es hinter den tropisch üppigen Veduten, welche uns die Salomon-Inseln geboten hatten, weit zurück.

Unsere Aufmerksamkeit wurde bald wieder durch Anderes, Näherliegendes in Anspruch genommen, nämlich durch die Schwierigkeiten der Passage. Der Hafen von Moresby ist gegen die offene See zu von einer langgestreckten, aus Korallen bestehenden Barrière begrenzt, die für größere Schiffe nur eine ganz schmale, beiderseits von Riffen begleitete Durchfahrt freilässt; mächtig schlug die Brandung an diese Korallenbänke, welche aus der Ferne schon durch die hellgrüne Färbung des angrenzenden Wassers kenntlich waren. Zu den Fährlichkeiten der Navigation in dieser Passage an und für sich gesellte sich ein neues Moment; denn seitdem die Wolkenwand geschwunden war, hatten wir die Sonne voll im Gesichte, daher wir, von ihr und dem glitzernden Wasser geblendet, die Einzelnheiten der Passage nur undeutlich wahrzunehmen vermochten. Doch gelang es, allen Hindernissen zum Trotze, dem Commandanten und dem vortrefflichen Navigationsofficier der »Elisabeth«, diese um $10^1/_2$ Uhr morgens glücklich durch die Basilisk-Passage zu führen. Um 11 Uhr fiel endlich der Anker in Port Moresby.

Von Captain Moresby, dem Erforscher des südöstlichen Gebietes und der Südküste von Neu-Guinea, 1873 entdeckt und nach ihm benannt, ist Port Moresby gegenwärtig der Sitz der Administration Britisch Neu-Guineas, und wird von hier aus die der britischen Krone gehörende, Queensland unterstellte Colonie durch einen besonderen Gouverneur verwaltet. Die Insel Neu-Guinea, einschließlich der Prinz Frederick-Insel, der Papua-Inseln, der Inseln des Louisiaden-Archipels und anderer Eilande ist heute unter drei Mächte getheilt. Den größten Theil dieser 807.956 km^2 betragenden Fläche nimmt die niederländische Besitzung Westlich-Neu-Guinea mit 397.204 km^2 ein; der nordöstliche Theil der Insel mit 181.650 km^2 ist ein Schutzgebiet des Deutschen Reiches; über den südöstlichen Theil endlich, Britisch Neu-Guinea mit 229.102 km^2, wurde im Jahre 1884 ein formelles Protectorat Englands verkündet und am 4. September 1888 in feierlicher Weise die Souveränität der Königin ausgesprochen. Die Grenzen dieser Besitzungen erscheinen

nun zwar auf den Landkarten festgesetzt, die staatliche Verwaltung aber erstreckt sich vorläufig nur auf aliquote Theilchen des Gebietes, da Neu-Guinea, einige Küstenstriche, Flussthäler und Inseln ausgenommen, im ganzen und großen heute noch eine Terra incognita ist und es schon in geringer Entfernung von der Küste Eingeborenenstämme gibt, welche noch nie einen Weißen erblickt haben.

Der Hafen ist sehr geräumig, er zieht sich mit vielen, kleinen Buchten 9 *km* von Süd nach Nord ins Land und dehnt sich westlich bis Fairfax Harbour aus, bietet jedoch keinen guten Ankergrund. Im Nordosten der Küste steigt eine Bergkette auf, deren höchste Erhebung der Mount Astrolabe (1166 *m*) ist.

Port Moresby trägt völlig das Gepräge einer jungen Schöpfung und macht dabei einen ziemlich trübseligen Eindruck. Das Government House, ein kleines, ebenerdiges, auf einem Hügel postiertes Gebäude, ist von einer geringen Anzahl aus Wellblech erbauter, recht elender Bungalows, den Wohnhäusern der wenigen hier ansässigen Weißen, umgeben. Unweit davon, in einer geschützten Bucht, liegen drei von Eingeborenen bewohnte Dörfer, nämlich Elewara, auf einer zur Zeit der Flut vom Festland abgeschnittenen Halbinsel, dann Tanubada und Hanuabada. Oberhalb Tanubadas erheben sich die Häuser einer anglikanischen Missionsstation.

Bei unserer Ankunft war der ganze Außenhafen innerhalb des Barrier-Riffes, da die Eingeborenen eben auf den Fischfang auszogen, mit Canoes übersät, welche äußerst schmal, zum Theile mit Auslegern für die Ruder, durchwegs aber mit viereckigen, aus Strohmatten gebildeten Segeln versehen sind. Ungeachtet dieser höchst primitiven Ausrüstung lenkte die Bemannung die stark besetzten Canoes mit großer Geschicklichkeit rasch über die ziemlich bewegte See hin.

Neben uns lag ein kleines Kohlenschiff, welches wir von Sydney aus hieher dirigiert hatten, um unsere Heizvorräthe zu ergänzen. Der Capitän desselben kam sofort an Bord der »Elisabeth« und berichtete, er sei etwa 30 Seemeilen vor Moresby auf ein Korallenriff aufgefahren, ohne jedoch wesentlichen Schaden erlitten zu haben, da es gelungen war, das Schiff nach Eintritt der Flut wieder frei zu machen. Auch überbrachte der Capitän die Poststücke, welche bis zu seiner Abfahrt von Sydney dort für uns eingelaufen waren. Unter anderem enthielt diese Sendung auch Zeitungen mit Illustrationen der »Elisabeth« und einiger Episoden unseres Aufenthaltes in Sydney — Bilder, deren manche darnach angethan waren, unsere Heiterkeit zu erregen.

Wer aber nicht an Bord kam, war der Gouverneur, Sir William Macgregor, den wir lebhaft herbeisehnten, da nur er die von uns projectierte Expedition nach dem Innern der Insel ins Werk setzen konnte. Endlich erschien jedoch in Vertretung desselben der Hafenmeister und meldete, Sir W. Macgregor habe sich auf seiner Dampf-Yacht tagszuvor nach Yule Island, etwa 80 Seemeilen nordwestlich von hier, begeben, um Besitzstreitigkeiten zwischen der dort befindlichen Missionsstation und den Eingeborenen zu schlichten, und werde voraussichtlich entweder noch heute abends oder den nächsten Morgen nach Moresby zurückkehren. So fassten wir uns denn in Geduld und beschlossen, das Eintreffen des Gouverneurs abzuwarten.

Betreffs eines Ausfluges in das Innere des Landes vermochte uns der Hafenmeister allerdings nur mangelhaft zu orientieren, doch erklärte er sich schließlich bereit, uns nachmittags in eine der nahe gelegenen Buchten führen zu wollen. Hinsichtlich ethnographischer Objecte wies mich derselbe an das einzige Handelshaus der Ansiedelung, welches solche Dinge sammle, und thatsächlich fanden sich hier eine reichhaltige Collection schöner Schilde, Speere und anderer Waffen sowie Bälge von allerlei Arten der auf Neu-Guinea bekanntlich einheimischen Paradiesvögel vor. Ich brachte diese Sammlung an mich und stieß dann mit der Barkasse, dem Jollboot und der kleinen Putzjolle unverzüglich wieder vom Land ab, um den Hafen der Länge nach zu durchfahren und in die nördlichste, zwischen dem Festland und der Insel Tatana gelegene Bucht zu gelangen.

An dem Ufer von Tatana erblickten wir zwei größere Dörfer, deren Hütten auf Pfählen hoch über dem Wasser errichtet waren.

Das Landen in der Bucht stieß wegen der inzwischen eingetretenen starken Ebbe auf große Schwierigkeiten. Die Dampfbarkasse musste bald stoppen, worauf wir versuchten, uns mit dem Jollboote der Küste zu nähern, aber binnen kurzem auf Korallenriffen festsaßen, so dass nun die Putzjolle an die Reihe kam. Als auch diese nicht von der Stelle rückte, mussten wir uns bequemen, in das Wasser zu springen und an das Ufer zu waten; hier trafen wir in der Nähe einer kleinen Ansiedelung auf einen daselbst ansässigen malayischen Händler, welcher sich willig zeigte, uns an Stellen zu führen, wo Aussicht sei, Vögel zu erbeuten.

Wir formierten zwei Abtheilungen: ich drang mit Clam und dem Malayen in westlicher Richtung vor, während Wurmbrand und Prónay, von einem Papua geführt, gegen die im Norden befindlichen Hügel

zogen. Der Weg war sehr beschwerlich; denn hohes Gras wechselte mit kleinen Gruppen von Bäumen und Gebüschen ab, in dem Gras aber lagen zahlreiche morsche Stämme umher.

Sobald die Regenzeit beendet ist und das Gras abzusterben beginnt, zünden die Eingeborenen dieses an, stellen Netze vor und fangen auf diese Weise die vor dem Feuer flüchtenden Wallabies und Wildschweine; natürlich leidet dadurch der Baumwuchs in so hohem Maße, dass eine üppige Entwickelung desselben nur an den Wasserläufen der Thäler stattfindet.

Die Angabe des Hafenmeisters, dass die Umgebung von Port Moresby kein Haarwild und auch nur wenige Vogelarten aufweise, überdies von den Eingeborenen sowie von Sammlern stark ausgeplündert sei, bewahrheitete sich völlig; unsere Ausbeute betrug nur wenige unbedeutende Exemplare. Überdies schien unser Führer, der Malaye, wenig Interesse für diese Art Sport zu hegen, da er uns immer im Kreise spazieren führte und wiederholt erklärte, dass man viele Meilen weit ins Innere der Insel dringen müsse, um Erfolg zu haben. Die anderen Herren waren etwas glücklicher als wir, da sie Papageien einer mir noch neuen Art (Geoffroyus aruensis) zur Strecke brachten.

Dieser Malaye, dessen Haus wir besahen, soll ein sehr wohlhabender Mann sein, der die Küsten Neu-Guineas in kleinen Segelbooten befährt und gegen Tabak von den Eingeborenen Cocosnüsse, Sandelholz sowie andere Producte eintauscht, welche er an die in Port Moresby einlaufenden Schiffe verkauft.

Der Südostmonsun hatte stark aufgefrischt, ja sogar im Hafen war der Seegang so bedeutend, dass wir See um See in das Boot bekamen.

An Bord wurde uns die Nachricht zutheil, dass der Gouverneur Macgregor noch nicht eingetroffen sei, und es hieß daher neuerdings geduldig warten.

Port Moresby, 15. Juni.

Das Ende der Regenzeit machte sich in unangenehmer Weise bemerklich, da morgens ein tropischer Gussregen herabströmte und die See, der Brandung am Barrier-Riffe nach zu schließen, vom Winde stark aufgeregt war. Nebel lag auf den Bergen, und eine Böe trieb, während fleißig an der Einschiffung von Kohle gearbeitet wurde, die andere, so dass das nasse Wetter zwar die Arbeit erschwerte, aber uns

doch den lästigen, in alle Räume dringenden Kohlenstaub ersparte. Der Regen und der hohe Seegang vereitelten auch unser Vorhaben, dem Rathe des Hafenmeisters folgend, in der fischreichen Bucht mittels Dynamites zu fischen, und so blieb uns denn nichts anderes übrig, als weiterhin auszulugen, ob sich die Yacht des Gouverneurs noch immer nicht zeige. Da diese bis 10 Uhr vormittags nicht in Sicht gekommen war, fuhr ich, des Wartens müde, in einem Boote nach dem nahegelegenen Dorfe Hanuabada.

Die Wohngebäude in Hanuabada waren, gleich den meisten Behausungen Eingeborener im Gebiete Neu-Guineas, auf Pfahlwerken ruhende Hütten. Diese Gepflogenheit, die Wohnungen hoch über dem Erdboden oder, wo ein Dorf im Wasser steht, — sei es an der Seeküste, sei es in Wasserbecken oder an Flussufern im Innern des Landes — hoch über dem Wasserspiegel zu errichten, hat den Zweck, den Bewohnern solcher Pfahlbauten Schutz wider menschliche und thierische Feinde zu bieten.

Auch hier sowie in den anderen Dörfern bei Moresby sind die Pfähle, auf welchen die eigentliche, zumeist aus zwei Stockwerken bestehende Hütte ruht, aus Mangroveholz und 3 bis 4 *m* hoch. Die Wände und das Dach der Hütte sind aus gut getrockneten Palmenblättern oder aus verflochtenem Grase hergestellt; die Bedachung springt weit vor und beschattet an der Stirnseite der Hütte einen laubenartigen Vorbau.

Jene Hütten, die zwei Stockwerke betragen, haben auch zwei übereinanderliegende Aufbaue, welche durch Leitern miteinander verbunden sind, während der Zutritt in das Innere der Hütten ebenfalls mittels dünner Leitern ermöglicht wird. Hier werden allerlei Geräthschaften, so insbesondere das Fischzeug verwahrt, und hängen an Palmenfaserschnüren als Trophäen die Schädel erschlagener Feinde, Schwanzflossen großer Fische u. dgl. Diese Aufbaue bilden tagsüber die Ruhestätte für einen Theil der Bewohner, namentlich für die älteren Familienglieder, welche daselbst nach gut papuanischer Art hockend zu verweilen pflegen und fast unbeweglich auf das Leben und Treiben zu ihren Füßen herabsehen.

Das Innere der Hütten ist unsauber und ziemlich dunkel, weil das Tageslicht, da Fenster unbekannt sind, nur durch die an beiden Enden des Raumes angebrachten Thüröffnungen sowie durch das Rauchloch an der Decke eindringen kann. In einer der Ecken des Innenraumes steht der Herd, eine rudimentäre Feuerstätte, deren Unter-

lage eine auf Flechtwerk ruhende, dicke Thonschichte bildet; bei zweistöckigen Hütten jedoch ist der Raum mit dem Kochherd im unteren, die Schlaf- und Wohnstätte im oberen Stockwerke.

Die Einrichtung der Wohnräume ist nicht minder einfach als jene der Hütten auf den Salomon-Inseln; Sitzgeräthe und Tische sind den Eingeborenen unbekannt und, weil diese die hockende Stellung bevorzugen, überhaupt nicht erforderlich; bloß einige Matten und dicke Bambusstücke als Kopfkissen bilden die Schlafstätte; irdene oder aus Bambus hergestellte Gefäße, Beutel aus Flechtwerk und die unentbehrlichsten Handwaffen vervollständigen die armselige Ausstattung. Der Gesammteindruck dieser primitiven Behausungen ist für den Culturmenschen ein wenig erfreulicher, stehen dieselben ja doch auf keiner höheren Stufe als die prähistorischen Wohnungen der europäischen Pfahlbauzeit.

Gleich beim Eintritt in Hanuabada wurde mir ein merkwürdiges Schauspiel zutheil — ein Freudentanz, ein »Erntefest«. Tanzen ist auch hier, wie begreiflich, das Ausdrucksmittel für allerlei Stimmungen und Lustgefühle, und heute gab die Freude über eine ausnehmend reichliche Bananenernte den Bewohnern Hanuabadas besonderen Anlass, den Tag festlich zu feiern. Während die älteren Männer und die verheirateten Weiber, in trautem Beisammensein mit Hunden und Schweinen auf den Veranden der Hütten hockend und rauchend, die Zuschauer abgaben, umtanzte die Jugend beiderlei Geschlechtes die langen Stangen, an welchen Bananenbüschel in Form von Guirlanden recht zierlich befestigt waren.

Jeder der Tänzer trug eine hölzerne Trommel, auf die er im Takte schlug. Rhythmischer Gesang begleitete die Bewegungen der Tanzenden, welche eine Art Quadrille zur Ausführung brachten, indem die Paare sich zuerst in zwei Colonnen aufstellten, wonach eine ähnliche Figur wie jene, die bei uns auf das Commando »Traversez« erfolgt, executiert wurde. Hiebei wiegten die Tänzer den Oberkörper in den Hüften, dann tanzten die Paare der Reihe nach zwischen den immer wieder neu formierten Colonnen durch, bis sich schließlich diese in eine große Ronde auflösten.

Die Paare, wie bei uns aus »Herr« und »Dame« bestehend, indem stets ein junger Mann eines der hübschen Mädchen an der Hand führte, gaben sich dem Tanzvergnügen mit seltener Ausdauer und Leidenschaftlichkeit hin, in vollem Farben- und Federnschmucke, geschmeidig und mit natürlicher Grazie schreitend und springend.

Besonders anmuthig erschienen die jungen Mädchen; denn von Jugend auf an ungezwungene, durch keinerlei lästige Kleidungsstücke beengte Haltung gewohnt, schwebten diese Schönen, sich graziös in den Hüften wiegend, den Oberleib ein wenig zurückgeneigt, leicht beschwingten Fußes einher, dass die aus Gras geflochtenen Röckchen lustig flatterten.

Farbige Bemalung, Halsketten und Armspangen bildeten den Schmuck der Mädchen, die mit ihrem Krauskopf und den schelmisch blitzenden, schwarzen Augen allerliebst aussahen. Gleich den Mädchen waren auch die Jünglinge sorgfältig blauschwarz tätowiert und mit rother, schwarzer und weißer Farbe bemalt. Die Tätowierung erstreckte sich, mit Ausnahme der Gesichter, die nur sehr wenig von dieser Zier aufwiesen, über alle Theile des Körpers und namentlich über die zart geformten Beine. Auf der unbedeckt zur Schau getragenen Brust der heiratsfähigen Mädchen von Port Moresby pflegt ein Herz eintätowiert zu sein, durch welches ausgedrückt werden soll, dass nunmehr die Trägerin dieses Symbols umworben werden dürfe.

Als Schmuck finden hier, wie dies angeblich in ganz Neu-Guinea der Fall ist, Blumen und Blätter vielfach Verwendung; sehr beliebt sind zu gleichem Zwecke Federn von greller Farbe, welche die Eingeborenen mit großer Geschicklichkeit untereinander zu verbinden und zu Kronen oder Stirnbändern zu gestalten wissen oder auch lose ins krause Haar stecken. Ich fand zumeist Federn des großen Nashornvogels, des Helm-Kasuars, des weißen Kakadus, insbesondere aber jene verschiedener Arten des Papageis und des Paradiesvogels in der gedachten Art verwendet. Halsschmuck ist hier ungemein geschätzt und wird, da derselbe meist Erbstücke bildet, nur in äußerst seltenen Fällen verkauft oder eingetauscht. Muscheln und Zähne, dann Korallen, Federn u. dgl. bilden das Material, aus welchem die zuweilen mit Amuletten gezierten Halsketten verfertigt werden; die Armbänder und Beinringe bestehen zumeist aus geflochtenem Stroh oder aus durchbohrten Muscheln, während glänzende Metallstückchen und kleinere Muscheln die Ohrgehänge darstellen.

Die ganze Erscheinung dieser Tanzpaare, der kräftige, hohe, wohlgestaltete Wuchs, die anmuthige Beweglichkeit, die angenehmen, ja hübschen Gesichtszüge, die lebhaften Augen — alles dies vereint bildete einen lebhaften Contrast zu den eingeborenen Völkern und Stämmen, welche ich die letzten Monate über zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Wie schmächtig und weichlich erschienen mir dagegen die Hindus, wie matt und unschön die schlitzäugigen Javanen!

Allerdings stehen die zum Motusstamme gehörenden Papuas des Gebietes von Port Moresby in physischer wie in psychischer Hinsicht den Polynesiern weit näher als den Melanesiern; auch sprechen zu Gunsten der Papuas von Moresby noch insbesondere die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Gefühlsäußerungen, die lachende Heiterkeit und die offenkundige, durch Neugierde, stetes Fragen und Imitationstalent zutage tretende Bildungsfähigkeit jener Individuen, welche ich hier beobachtete.

Weitere Proben dieser Eigenschaften gewährte mir, nachdem das Erntefest zu Hanuabada beendigt war und ich mich von den Tänzern verabschiedet hatte, der Rundgang durch das Dorf, wobei wir von Jung und Alt geradezu umlagert wurden, da alle, namentlich die Kinder, die neuen Ankömmlinge sehen und betrachten wollten. Jedermann bestürmte uns mit Fragen, lächelte freundlich, winkte mit der Hand und drängte sich heran, um uns aus nächster Nähe in Augenschein zu nehmen. Einige ahmten unsere Bewegungen nach, andere schüttelten sich vor Lachen, da ihnen augenscheinlich manches an uns überaus komisch vorkam.

Endlich streckte die holde Jugend uns bittend die Hände entgegen, um irgend eine Gabe zu erlangen, und die Kleinen kletterten, sobald sie eine Münze, eine Cigarette oder dergleichen erhalten hatten, mit affenartiger Behendigkeit die Leitern zu den Hütten hinan und lieferten, was sie eben bekommen, pünktlich den Eltern ab, um dann sofort wieder zu uns zurückzueilen und abermals ein Geschenk zu erbetteln. Wir konnten uns dieser Kinderschar, die im Gegensatze zu den an früheren Punkten meiner Reise gemachten Erfahrungen keine Spur von Scheu vor Fremden zeigte, kaum erwehren.

Ich versuchte es, einige Schmuckgegenstände zu erhandeln, doch kannten die Leute bereits den Wert des Geldes; denn die üblichen Tauschobjecte verfehlten jeden Effect und immer wieder wurde für jedes Stück lediglich »Money» oder »Shilling« verlangt. Sobald die Leute merkten, dass wir uns für das eine oder andere Stück interessierten, stieg es sofort bedeutend im Preise. Die guten Wilden scheinen mit Europäern traurige Erfahrungen gemacht zu haben, da sie vor Ablieferung ihrer Ware jedes Geldstück zu den Dorfältesten trugen, um von diesen die Echtheit der Münze bestätigen zu lassen; ja selbst dann noch weigerten sich einzelne der Verkäufer, uns die erworbenen Dinge herauszugeben, oder verlangten plötzlich das Doppelte des zuvor bestimmten Preises.

Bessere Geschäfte machte ich in dem anscheinend armen, weiterhin in der Bucht gelegenen Dorfe Elewara, wo ich eine große Anzahl ethnographischer Gegenstände erwarb, darunter zierliche Behälter, in welchen die Eingeborenen den Kaubetel, mit Korallenkalk gemischt, verwahren. Ebenso beraubte ich ungefähr zwanzig Damen ihres einzigen Toilettestückes, nämlich roth und gelb gefärbter Röckchen aus Grasgeflecht, die zu einem Shillinge das Stück gerne hergegeben wurden. In Elewara entwickelte sich nun nach und nach ein förmlicher Markt, indem die Leute alles Erdenkliche herbeischleppten und selbst ganz kleine Kinder Muscheln sowie Korallenstückchen feilboten; das Hauptgeschäft wurde von Weibern und jungen Männern besorgt, während die älteren Männer ruhig rauchend auf den Veranden hockten.

In Neu-Guinea raucht alles, Männer, Weiber, selbst kleine Kinder, und in jenen Gebieten, wo Geld noch ein unbekanntes Ding ist, kann man für Tabak alles erhalten. Für diesen gibt der Eingeborene Land, Bodenproducte, Schweine, Waffen, mit einem Worte sein Letztes her. Zum Rauchen bedient man sich langer Bambusstöcke, die mit schönen, eingebrannten Zieraten versehen sind, und an deren Ende sich eine kleine Öffnung befindet, in welche der Tabak, von einem Palmenblatt eingehüllt, gesteckt wird; ist derselbe entzündet, so geht die Pfeife von Mund zu Mund. In Ermangelung einer Pfeife wird der Tabak in ein Blatt eingewickelt und wie eine Cigarette geraucht.

Nachdem ich mein Boot mit den erhandelten Gegenständen ziemlich gefüllt hatte, machte ich trotz des noch immer niederströmenden Regens einen kleinen Streifzug auf den umliegenden Höhen und passierte zunächst die niedrigen Gebäude der anglikanischen Mission, welche sich jedoch keines nachhaltigen Erfolges zu erfreuen scheint, da die Wilden, wie man sagt, nur durch Geschenke bestimmt werden können, den Gottesdienst zu besuchen. Dann durchquerten wir mehrere Bananengärten, die eben abgeerntet wurden, und begegneten hier einer Schar Weiber, welche auf dem Kopfe große Bündel Bananen heimtrugen.

Weiters erklommen wir noch die nächst dem Government House aufsteigende Anhöhe, wurden aber von dem mit erneuerter Wucht niederstürzenden Regen an Bord zurückgetrieben.

Hier hatte sich ebenfalls ein lebhafter Handel entwickelt; die Eingeborenen waren mit Weib und Kind in ihren schlanken Canoes herbeigekommen, um Pfeile, Bogen, Äxte, Schmuck und anderes zum Kauf anzubieten, und fanden an den Officieren und der Mannschaft

willige Käufer — wollte doch jedermann an Bord ein Zeichen der Erinnerung aus dem Lande der Menschenfresser mit in die Heimat nehmen. Ich glaube kühn behaupten zu können, dass die »Elisabeth« an diesem Tage viele Hunderte von Pfeilen, Bogen, Speeren u. dgl. als Cargo aufgenommen hat. Auch die Mannschaft des Kohlendampfers versah sich mit einer bedeutenden Ladung ethnographischer Gegenstände, offenbar in der Absicht, sie nach der Rückkehr in Sydney zu bedeutend höheren Preisen loszuschlagen.

Die Insassen der Canoes zeigten sich gar nicht scheu, mehrere Mädchen kamen sogar an Bord, wo sie neugierig alles besahen und kleine Geschenke annahmen. Allgemeinen Jubel erregte es bei den Eingeborenen, als wir eine der Schönen mit einer violetten Jacke und einem Beinkleid aus lichtgrüner Seide bedachten und auf der Stelle damit bekleideten; die Leute konnten sich vor Freude nicht fassen, und stolz glitt die Beschenkte wieder über die Bordwand in ihr Canoe.

Da von dem Gouverneur noch immer nichts zu sehen war, fuhr ich nachmittags abermals nach Hanuabada, in der Absicht, von dort aus eine kleine Felseninsel zu erreichen, wo, wie mir gesagt worden war, jeden Abend Tauben einzufallen pflegen.

Leider aber hatte ich den Zeitpunkt für diesen Ausflug nicht richtig gewählt, da inzwischen Ebbe eingetreten war und ich mit dem Boote nirgends anlegen konnte, so dass ich nun wieder einige hundert Schritte durch Wasser und tiefen Schlamm waten musste, bis ich Hanuabada erreichte.

Eine Unzahl nackter Jungen trieb sich mit kleinen Netzen in dem Schlamm umher und sammelte verschiedene Muscheln und Seethiere, welche die Ebbe ausgeworfen hatte. Der Sammler ist immer unersättlich, und so feilschte ich mit den heute morgens erworbenen Freunden wieder um eine Menge Gegenstände, vorzüglich um Amulette und Hausgeräthe.

Mittlerweile war es schon 4 Uhr geworden und stand ich auf dem Punkte, von Hanuabada gegen die Taubeninsel hin abzustoßen, als am Eingange des Hafens eine Dampf-Yacht in Sicht kam, welche Curs auf Moresby nahm. Da kam also endlich der langersehnte Gouverneur! Die Expedition auf Tauben wurde sofort aufgegeben, und ich eilte an Bord zurück, um dort die Ankunft des Gouverneurs zu erwarten. Die kleine Yacht lief ein und vertäute sich an einer Boje, aber nichts regte sich, so dass ich schließlich einen Officier absandte, um den Gouverneur zu ersuchen, sich bei mir einzufinden.

Die Verhandlungen mit diesem hatten zur Folge, dass zunächst principiell eine auf drei Tage berechnete Expedition in das Innere des Landes, an den Laroki-Fluss, festgesetzt wurde; die Bestimmung der näheren Details erfolgte noch im Laufe des Abends an Bord der Yacht.

Port Moresby — Jagdlager am Laroki, 16. Juni.

Der Verabredung gemäß sollten wir um 7 Uhr morgens zur Expedition an den Laroki-Fluss aufbrechen, jedoch erst von Bord abstoßen, sobald ein bestimmtes Signal, das Hissen einer rothen Fahne auf dem Government House, angezeigt haben würde, dass alles bereit sei. Endlich, um die neunte Morgenstunde, erschien die rothe Flagge, worauf wir uns ans Land begaben, wo mich der Gouverneur und vier seiner Beamten erwarteten, welche die Absicht hatten, an der Expedition theilzunehmen.

Der Beamtenkörper, über den der Gouverneur verfügt, umfasst nur wenige Personen, und das Aufgebot der militärischen Landmacht besteht in einer bewaffneten Polizeitruppe, welche 70 Mann zählt und gegenwärtig hauptsächlich aus Eingeborenen der Fidschi- sowie der Salomon-Inseln zusammengesetzt ist. Als Befehlshaber dieser Truppe fungiert der Commandant of Armed Constabulary. Die Policemen gelten als verwegene, gewandte Leute und rücken, sobald irgend ein innerhalb Britisch Neu-Guineas angesiedelter Stamm Eingeborener sich etwas zuschulden kommen lässt, aus, um die Ordnung wieder herzustellen. Ist von den Eingeborenen ein Weißer ermordet worden, so werden die Schuldtragenden hingerichtet, und zwar, da die Eingeborenen das Erschießen als weniger schmählich ansehen, mit dem Strange; die Ermordung Eingeborener hingegen wird in der Regel weniger streng geahndet und mit Verurtheilung zu Zwangsarbeit bestraft, zu welchem Zwecke die Verbrecher auf eine nahegelegene Insel deportiert werden.

Zum Marsche nach dem Laroki waren für mich und die Herren, welche an der Partie theilnehmen wollten, Pferde bereit, während unsere Leute gehen mussten. Das Gepäck, der Proviant und die Munition wurden von Eingeborenen getragen, keineswegs aber von Männern, da sich diese zu solch knechtischem Dienste nicht herbeilassen, sondern von jungen Mädchen, welche die schwere Last mit bewundernswerter Ausdauer schleppten. Die Verwendung von ungefähr dreißig Mädchen zum Tragdienste verlieh selbstverständlich unserer Karawane ein ganz absonderliches Gepräge.

Als Führer für die schwierige Route zum Laroki-Flusse diente uns ein von einem Samoaner und einer Engländerin abstammender Mischling, namens George Bedford, der sich durch kräftige, untersetzte Gestalt auszeichnete. Dieser verbringt, ein echter Waldläufer, den größten Theil seiner Lebenszeit jagend und für Forscher sammelnd in den Urwäldern der Insel, um ab und zu in Port Moresby vorzusprechen und die auf seinen Streifzügen erworbenen Bälge an den in der Colonie ansässigen Kaufmann zu veräußern.

Die Pferde, welche wir ritten, treiben sich, wenn man ihrer nicht bedarf, frei im Busch umher und wurden erst des Morgens mittels eines Lassos eingefangen; sie stammen alle von einigen australischen Pferden her, welche vormals von Goldgräbern an die Küste gebracht worden waren.

Der Tag war heiß und schwül. Wir überquerten zunächst die kahlen Kalksteinhügel, die zu Häupten Port Moresbys ansteigen, und gelangten nach Überwindung eines steilen Abstieges in das jenseits dieser Hügelkette gelegene Thal; dort erblickten wir Bananen- und Yamspflanzungen, umgeben von starken Zäunen, deren Pfähle in regelmäßigen Abständen befestigt und durch Fibern einer Rebe, Sei genannt, untereinander verbunden sind.

Das Thal, welches wir nun, stets in nördlicher Richtung vordringend, durchritten, brachte mir in seinem Pflanzenkleide das Vegetationsbild des Tafellandes von Neu-Süd-Wales in Erinnerung; denn hier wie dort war der Boden von einzeln stehenden Büscheln hoher, bis zu 2 *m* aufstrebender Gräser übersäet; zwischen den Grasinseln der einer Savanne ähnlichen Fläche aber erhob sich ab und zu ein immergrüner Eucalyptus-Baum. Unregelmäßig angeordnete Hügelreihen verschiedenster Form und Größe begrenzten das Grasland.

Am nördlichen Horizonte tauchten in zartem Blau die Contouren des Owen Stanley-Gebirges und die Spitzen des zu 4002 *m* aufragenden Mount Victoria auf, dessen majestätisches Haupt am 11. Juni 1889 zum erstenmale von einem Europäer, dem Gouverneur Macgregor, bestiegen worden ist.

Die Besteigung war mit den größten Schwierigkeiten verbunden, und die ganze Tour hatte 64 Tage in Anspruch genommen. Macgregor sowie seine Begleiter waren am 22. April 1889 in eine der Mündungen des Vanapa-Flusses und in diesem 6 Tage lang stromaufwärts gefahren, hatten dann hier, während Träger und Lebensmittel aus Port Moresby herbeigeholt wurden, campiert und waren am 17. Mai zu Fuße weiter-

gezogen. Unwetter, Sümpfe, Abgründe, schroffe Höhen, Hindernisse aller Art hemmten das Vorschreiten der Expedition, welche sich zumeist den Pfad Schritt für Schritt, die Axt in der Hand, durch Urwald bahnen musste, bis endlich am 11. Juni die Höhe erklommen war, welcher Macgregor den Namen Mount Victoria beilegte. Der Rückweg nahm die Zeit vom 13. bis zum 25. Juni in Anspruch. Verzögert und erschwert wurde die mühsame Partie auch dadurch, dass Macgregor nicht besonders gut zu Fuß ist.

Große Unternehmungslust scheint eine der Eigenschaften Macgregors, welchen die geographische Welt zu den hervorragenden Forschungsreisenden zählt, zu bilden, da er den größten Theil der Zeit hindurch auf Entdeckungsexpeditionen und Inspectionsreisen in das Innere des ihm unterstellten Gebietes begriffen ist, wobei er sich durch ebensoviel Ausdauer als Muth auszeichnet. Manches noch unerschlossene Gebiet, zahlreiche Eingeborenen-Dörfer hat er als der erste Weiße betreten und war freilich mitunter, wenn die Wilden ihn überfielen oder bekämpften, auch bemüssigt, seine Angreifer die verheerende Wirkung moderner Schusswaffen fühlen zu lassen.

Eine Expedition, welche Macgregor stets mit einem gewissen Selbstgefühl zu schildern liebt, ist jene den Fly River aufwärts. Dieser, im Centrum Neu-Guineas entspringend und in einem ungeheuren Delta in den Golf von Papua mündend, ist 1845 von Captain Blackwood entdeckt und später von L. M. d'Albertis sowie von dem Missionär Mac Farlane auf dem Dampfer »Ellengowan« 800 *km* aufwärts befahren worden. Macgregor nun ist es gelungen, den mächtigen, in unzähligen Krümmungen strömenden Fluss noch 168 *km* über den Endpunkt der Fahrt d'Albertis hinaus, bis an die Grenze Britisch Guineas und des Deutschen Territoriums zu befahren, wobei zunächst der Dampfer »Merrie England«, weiterhin ein Walfischboot benützt wurde.

Der Bericht über Macgregors Forschungsfahrten ließ in mir eine wahre Sehnsucht erstehen, gleichfalls in jungfräuliche Gebiete vorzudringen, Flüsse, die weder gelothet noch vermessen sind, zu befahren, Landstriche, die vor mir noch kein Europäer betreten, zu schauen, als Sammler und Jäger kostbare, reichliche Beute heimzuführen.

So sinnend, ritt ich bei glühend heißem Sonnenbrande durch das eintönige Land fort, in dem wir drei Stunden lang ringsum nichts als die mit Gräsern und Gummibäumen bestandene Fläche erblickten, worin die Thierwelt gar spärlich vertreten war. Ab und zu fielen, wenn wir unter Eucalypten dahinritten, rothe Ameisen auf uns nieder, die uns

recht quälten. Nächst einem von Bäumen umschlossenen Sumpfe flogen mit lautem Gekreische Kakadus und große Papageien auf, während von anderen lebenden Wesen in diesen Gefilden keine Spur zu entdecken war.

Im Bereiche des Laroki-Flusses endlich wurde die Vegetation üppig und mannigfaltig; mächtige Bäume, wie der Eisenrindenbaum (Notelaea ligustrina), Casuarinen, Mangroven und Ficus, traten hier an die Stelle der durch ihre Einförmigkeit ermüdenden Gräser und Eucalypten, und bald nahm uns schattiger, schöner Urwald auf, welcher, wie wir, am Südufer des Laroki angelangt, beobachten konnten, diesen Fluss zu beiden Seiten weithin begleitet. Da erschienen zwischen den hohen Stämmen allerlei Farne, rankende Rotangpalmen (Calamus Rotang), Orchideen, Misteln und andere parasitische Gewächse.

Der Laroki entspringt im Osten von Port Moresby jenseits der Astrolabe-Kette am westlichen Fuße der Richardson-Hügelreihe, nimmt anfänglich einen westlichen Lauf, um sich nach Aufnahme des Goldie River nordwestlich zu wenden und schließlich in die Redscar-Bai zu münden. An der Stelle, wo wir den Fluss erreichten, hatte dieser bei beträchtlicher Tiefe eine Breite von etwa 30 *m*, doch beträgt diese weiterhin 60 *m* und darüber; er beherbergt angeblich, wie alle anderen Gewässer dieses Gebietes, zahlreiche Krokodile, deren wir aber keines zu Gesichte bekamen.

Wir hielten an einer freieren Stelle des Ufers unter mächtigen Bäumen, um das Eintreffen der uns folgenden Karawane abzuwarten, mit welcher auch die ortskundigen Führer marschierten, die uns in den Urwald am Nordufer geleiten sollten.

Nach anderthalb Stunden kam die Karawane, von dem in den heißesten Tagesstunden zurückgelegten Wege vollkommen erschöpft und einer längeren Ruhepause bedürftig, an, während der wir in aller Eile unser aus Conserven bestehendes Mahl einnahmen, um sodann in Begleitung der Führer den Fluss zu überschreiten und uns der Jagd zu widmen. Mittlerweile richteten die Zurückgebliebenen auf dem Rastplatze das Lager auf.

Von dem Nordufer des Laroki aus schlugen wir verschiedene Directionen in dem Urwald ein, und zwar drang ich, von dem Mischlinge Bedford sowie einem Papua begleitet, in nordwestlicher Richtung vor, wobei ich immer wieder, langsam vorwärtsschreitend, die Pracht und die feierliche Stille des von Baumriesen erfüllten Urwaldes bewundern musste.

Der Zweck, den ich hier verfolgte, war, eine möglichst große Zahl von Exemplaren der verschiedenen, auf Neu-Guinea so mannigfaltigen Arten der Vogelfauna zu erlegen, wobei ich es hauptsächlich auf Paradiesvögel, auf den großen Nashornvogel, auf Kronentauben (Goura albertisi) und auf Talegallahühner (Buschhühner) abgesehen hatte. Doch stieß, da ich weder englisch noch papuanisch spreche, die Verständigung mit meinen Begleitern auf einige Schwierigkeiten, die ich durch die Zeichensprache zu beheben suchte.

Die erste Beute war ein schön gefärbter Papagei, der, von weitem gesehen, auf dem Wipfel eines mächtig hohen Baumes nicht größer erschien als ein Zaunkönig. Bald darauf blieb mein Führer stehen und deutete auf eine Stelle im Unterwuchse, wo ich auf 80 Gänge weit einen großen, hühnerartigen Vogel entdeckte und schoss. Es war zu meiner Freude ein Talegallahuhn (Talegallus cuvieri).

Nur mit Aufwand aller Energie vermochte ich in dem dichten Urwalde vorwärts zu kommen; denn fast unablässig musste ich mich wie eine Schlange durch das Gewirre der Ranken und Schlinggewächse winden, welches die mächtigen Stämme mit einander verkettete, zu den herabhängenden Ästen emporlief, von den Zweigen niederfiel, die Büsche verfilzte, den Boden bedeckte. Dornen und mit Widerhaken besäete Blattspitzen, dicke, kreuz und quer liegende, von Ranken überwucherte Stämme umgestürzter Bäume vermehrten die Hindernisse auf Schritt und Tritt. Des Schattens ungeachtet, welchen das dichte Blätterdach des Urwaldes spendete, war ich mit Schweiß bedeckt; doch staunte ich nicht wenig, in der Nähe des Flusses keine Moskitos vorzufinden, und so blieb mir mindestens diese Qual erspart.

Plötzlich vernahmen wir laute Vogelrufe, und es bemächtigte sich meiner, als Bedford mir bedeutete, es seien die Rufe des Paradiesvogels, eine gewisse Aufregung; denn wie der Tiger in Indien, so bildet in dem Gebiete der Südsee das erlesenste Ziel, die kostbarste Beute des Jägers der Paradiesvogel! Ist doch dieser ein ganz besonders scheuer Vogel, und vermag man seiner, da ihn in der Regel das leiseste Geräusch erschreckt und verjagt, meist nur durch Leimruthen oder Schlingen, selten durch einen Schuss, habhaft zu werden. Die Schwierigkeit, Paradiesvögel zu erjagen, die Farbenpracht ihres Gefieders, insbesondere der Schwungfedern der Männchen, der Zauber auch, den Sage und Märchen um diese Bewohner der Lüfte gewoben haben — alles dies vereint erklärt wohl zur Genüge meine Begier, solche Beute zu erringen.

Mit äußerster Vorsicht schlichen wir zu den Bäumen hin, von welchen herab der Ruf ertönt hatte und schauten uns fast die Augen aus, bis uns endlich klar wurde, dass da droben nur Hennen saßen. Die schmucklosen Hennen aber waren mir kein erstrebenswertes Ziel; denn umgekehrt wie beim Menschen hat die Natur in der Thierwelt vorwiegend das männliche Geschlecht durch Schönheit begünstigt, so dass auch beim Paradiesvogel nur das Männchen den herrlichen Federnschmuck trägt, während das Weibchen ganz unauffällig gezeichnet ist.

Da kein Männchen den zärtlichen Rufen der Weibchen folgen wollte, musste ich nach einiger Zeit den Platz unverrichteter Dinge wieder verlassen. Auf einer kleinen, mit Gras bedeckten Lichtung sprangen plötzlich zwei kleine Wallabies zu meinen Füßen auf, deren eines ich, das andere Bedford erlegte.

Meine nächste Beute waren zwei sehr große Fruchttauben (Carpophaga pinon) und ein Exemplar einer mir ganz neuen, schwarz, gelb und weiß gefärbten Maina-Art (Eulabes dumonti), welches auf einem Eucalyptus-Baume saß. Ein Nachtreiher (Nycticorax caledonicus), den ich schoss, als er über meinen Kopf strich, ließ mich die Nähe von Wasser ahnen, und in der That kam ich bald an einen mit Röhricht überzogenen Tümpel, in dem sich allerhand Wasserwild umhertrieb. Die Enten schienen hier ihre gewohnte Scheu vergessen zu haben oder die Anwesenheit des Menschen nicht zu spüren; denn sie fielen, selbst nachdem ich bereits einige Schüsse abgefeuert hatte, immer wieder in den Tümpel ein, und so gelang es mir, zwei Baumenten zu erlegen, deren jede einer mir bisher unbekannten Art (Dendrocygna arcuata und guttata) angehörte. Von solchen Enten sah ich einen ganzen Flug von etwa 30 Stücken in meiner Nähe auf einem großen Ficus aufbaumen; auch Taucher und Rohrhühner gab es hier. Ferner schoss ich eine prächtige Ralle, vermochte aber leider den Vogel nicht zu bekommen, da der mich begleitende Papua um keinen Preis zu bewegen war, die Ralle aus dem sumpfigen Wasser herauszuholen.

Sehr erstaunt war ich, in dieser Einsamkeit plötzlich Rindvieh zu begegnen, welches mich eine Zeitlang anglotzte und dann scheu die Flucht ergriff. Auf meine Fragen wurde mir die Erläuterung zutheil, dass diese Rinder einer Herde entstammten, die vormals in Port Moresby gehalten, jedoch, da sie den Gärten der Eingeborenen argen Schaden zugefügt hatte, in diese Wildnis verbannt worden war, wo sich nun das Vieh in halbwildem Zustand umhertreibe. So oft man ein Stück Rindvieh brauche, werde es aus der Herde herausgeschossen.

An dem Rande des Tümpels standen zwei schneeweiße Reiher, an welche ich mich eben anpürschen wollte, als sie, von einem flüchtenden Zwergkänguruh verjagt, mit heiserem Geschrei abstrichen. Ungeachtet der Dämmerung, die schon hereingebrochen war, bemerkte ich, wenn auch nur undeutlich, noch einen weißen Vogel dasitzen; ich gebe Feuer, und vor mir liegt eine wunderschöne Ente (Tadorna radjah) mit schneeweißem Leibe, Kopf und Schnabel und mit metallisch schillernden, dunkelbraunen Flügeln.

Mittlerweile war vollkommene Dunkelheit eingetreten, so dass es dringend geboten war, in das Lager zurückzukehren. Von Leuchtkäfern umschwirrt, tappte ich nach dem Ufer des Flusses zurück, passierte diesen und fand am jenseitigen Gelände unweit des Lagerplatzes bereits meine Herren vor, welche gleichfalls einige Beute mit sich führten.

Das am Laroki unter riesenhaften Bäumen installierte Lager bot ein wahrhaft malerisches Bild; denn es war ein echtes und rechtes Waldläufer- oder Goldgräbercamp, keineswegs ein mit comfortablen Schlaf- und wohlausgestatteten Küchenzelten versehenes Lager, wie jene, welche mir auf meinen Expeditionen in Indien allerorten bereitet worden waren. Jeder von uns verfügte nur über eine an Bäumen befestigte Hängematte, oberhalb welcher zum Schutze gegen Regen ein etwa 2 m^2 großes Stück Wachstuch aufgespannt war, während man unterhalb das nothwendigste Handgepäck und die Gewehre gestaut hatte. Gekocht wurde an offenem Feuer, und die Abendmahlzeit, aus Risotto und dem Inhalt einiger Conservenbüchsen bestehend, war einfach genug; sie mundete uns aber nach den Mühen des Tages weit besser, als die feine Küche Bussattos. Neben uns hatten sich rings um das große Feuer die papuanischen Führer und die Gepäckträgerinnen gelagert, welche von Zeit zu Zeit ihren einförmigen Gesang ertönen ließen; weiterhin standen die gefesselten Pferde. Zu unseren Füßen rauschte der Fluss und durch die dichten Laubkronen der Baumriesen flimmerten die goldenen Sterne, glänzte der silberne Mond.

Lange Zeit lag ich, in eine Decke gehüllt, am Ufer des Flusses, und wie ich so zum nächtlich strahlenden Himmel, auf die flackernden Lagerfeuer und die gespenstisch über die Stämme und Ranken des Urwaldes huschenden Schatten blickte, traten aus der Tiefe meiner Seele Erinnerungen aus meinen Kinderjahren hervor. Ja, so hatte ich einst, den »Letzten der Mohikaner« in der Hand, das Lagerleben der Cooper'schen Helden in den endlosen Wäldern Nordamerikas träumend geschaut . . .

Als ich endlich meine Hängematte aufgesucht hatte, begannen die Eingeborenen abseits zu tanzen und zu singen. Ihr Gesang und die einzelnen Freudenrufe, die sie ausstießen, gemahnten mich zuweilen an die Lieder und Juchezer, mit welchen in unseren Alpen die Burschen ihre »Diandln« begrüßen, weckten manch schöne, heimatliche Erinnerung in mir und wiegten mich in Schlaf, in dem mich Traumbilder einer fernab von Laroki und von Neu-Guinea liegenden Landschaft umgaukelten.

Jagdlager am Laroki, 17. Juni.

Schon nach 5 Uhr war Tagreveille. Unseren Schlaf hatten nur unzählige Ameisen einigermaßen gestört, die, theils winzig klein, theils, wie die rothen Ameisen, welche während des gestrigen Rittes von den Bäumen auf uns niedergefallen waren, von ansehnlicher Größe, mit ihren bösartigen Stichen den Wanderer auf Neu-Guinea bei Tag und Nacht plagen, ja fast rasend machen können. Einer der Herren hatte zu seiner nicht eben freudigen Überraschung in der Hängematte überdies einen großen Scorpion vorgefunden.

Die Stunde des Aufbruches zur Jagd war so frühzeitig angesetzt worden, da jedenfalls der Morgen die günstigste Zeit war, um Vögel zu erlegen, und eben begann der Tag zu grauen, als wir aus den Hängematten sprangen, um Thee zu kochen sowie die zur Jagd nothwendigen Vorbereitungen zu treffen; denn jeder von uns wollte den ganzen Tag über ausbleiben und die kurze, uns in Neu-Guinea noch gegönnte Zeit gründlich ausnützen.

Eine originelle Scene stellte die Morgentoilette der Gepäckträgerinnen dar, welche diese ohne jegliche Scheu, beständig lachend und miteinander schäckernd, in Evas Costüme vor unseren Augen im Flusse besorgten. Dieser Nymphenreigen gab unwillkürlich Anlass, die Verschiedenheit der Hautfarbe der Eingeborenen zu beobachten; die Nuancen des Teints variierten zwischen dunkelbraun und hellbraun, vorherrschend war indessen der kaffeefarbene, goldbronzene Ton mit einem Stich ins Olivengrün, also jene Hautfarbe, welche gerade für polynesisches Blut als charakteristisch gilt. Allen gemeinsam war die auffallende Schönheit der dunklen Augen und die Gutmüthigkeit, ja Freundlichkeit der Physiognomie.

Wir marschierten in fünf Partien aus, welche sich jenseits des Laroki mit dem Rufe »Waidmannsheil!« trennten und in verschiedenen Richtungen im Dunkel des Urwaldes verschwanden.

Ich wandte mich mit Bedford, meinem Borddiener Biaggio sowie mit einigen Eingeborenen zuerst dem Nordufer zu und verfolgte dann den Flusslauf in westlicher Richtung. Lautes Vogelgezwitscher aus Hunderten von Kehlen scholl uns entgegen, was ich als gute Vorbedeutung für den Erfolg des Tages ansah.

Man macht sich keinen Begriff, wie schwer es ist, in dem undurchdringlichen Gewirre von Baumkronen, Ästen, Zweigen, Lianen und Schmarotzerpflanzen eines solchen Urwaldes die Vögel zu entdecken, insbesondere da diese zumeist auf den höchsten Stellen riesiger Bäume sitzen, zu welchen man vom Boden aus bloß durch einzelne Lücken emporsehen kann. Nur ein scharfes und zugleich geübtes Auge vermag da endlich die Vögel zu finden; zuweilen gelingt dies erst nach langem, geduldigem Warten. Überbaumt der Vogel, dann ist alles vergeblich. Bedford und die Wilden legten, als ständige Bewohner des Waldes, eine erstaunliche Geschicklichkeit im Erspähen von Vögeln an den Tag, und jeder der Eingeborenen wollte hiebei der erste sein, so dass alle umherliefen und mehr Lärm als nöthig verursachten. Wir hatten große Mühe, diesen Übereifer zu zügeln; endlich befahl ich meinem Diener, die Eingeborenen insgesammt in seiner Nähe zu halten und uns die ganze Schar auf 100 Schritte folgen zu lassen, während ich mit Bedford und einem Papua vorsichtig weiterschleichen wollte. Doch so oft wieder eine Vogelstimme ertönte, stand auch schon die ganze Bande knapp hinter uns, bis es Bedford gelang, sie mit Hilfe kerniger Flüche in papuanischem Idiome definitiv zurückzutreiben. Dass der Vogel im Laufe der jedesmaligen Auseinandersetzungen das Weite gesucht hatte oder verstummt war und infolge dessen auch nicht mehr wahrgenommen werden konnte, ist selbstverständlich.

Worauf ich heute in erster Linie ausgieng, war, eines der prachtvollen Königsparadiesvögel (Cincinnurus regius) habhaft zu werden. Wir fanden auch, dem Rufe nachgehend, einen Baum, auf dem sich solche Vögel aufhielten; doch leider war kein Männchen dabei, so dass ich bloß ein Weibchen schoss, welches von schlichter Farbe war und die charakteristischen himmelblauen Ständer aufwies.

An mehreren Stellen des Waldes sah ich die Riesennester des Talegallahuhnes. Dieser merkwürdige Vogel scharrt auf dem Boden liegende Blätter, Zweige, Erde, mit einem Worte die ganze Waldstreu zu einem großen Haufen von 6 bis 8 *m* Länge und 2 bis 3 *m* Höhe zusammen, in welchen er seine Eier legt, um sie durch die Bodenwärme oder vielmehr durch die Wärme, die sich bei dem Verwesungs-

processe dieser angehäuften vegetabilischen Stoffe entwickelt, ausbrüten zu lassen. Die Mühe, welche das verhältnismäßig kleine Huhn aufwenden muss, um solch eine große Menge Materiales für sein Wallnest zusammenzuscharren, lässt sich darnach ermessen, dass im Umkreise des hügelartigen Nestes der Boden auf Hunderte von Schritten hin wie glattgefegt erscheint. Meine Wilden gruben in einem dieser Nester nach, fanden aber leider keine Eier vor.

Aus einem dichten Busche strichen vor mir drei Riesenchwalme (Podargus papuensis) auf, deren einen ich erlegte; knapp daneben schoss ich eine Rohrdommel (Zonerodius heliosylus), welche sich an einen Zweig des Baumes, auf dem sie gesessen, gedrückt hatte.

Oft hörte ich Töne im Walde, die an das Melden einer Auerhenne erinnerten und zum Schluss in ein lautes Geschrei ausklangen; auch vernahm ich über mir das starke Flügelrauschen eines anscheinend sehr großen Vogels. Bedford erklärte mir auf meine Frage, dass das der Horn-Bill, ein großer Nashornvogel, welcher ungemein scheu sei, wäre und es schwer sein würde, ein Exemplar zu erlangen. Vergeblich versuchten wir es, diese Vögel dem Melden nach anzuschleichen, aber jedesmal strichen sie, noch bevor wir sie erblicken konnten, mit großem Geschrei ab, hiedurch alle ihre Genossen avisierend, so dass bald im ganzen Walde die Warnungsrufe hörbar wurden. Ich hatte die Hoffnung auf ein günstiges Ergebnis bereits aufgegeben, als ich zwei selten schön purpurroth und citrongelb gefärbte Tauben (Ptilopus iozonus) entdeckte, die ich erbeutete. Die Schüsse schienen nun unter den Horn-Bills eine große Aufregung verursacht zu haben, denn ich hörte überall ihren Flügelschlag, bis endlich einer zufällig über mir auf einem hohen Wipfel aufbaumte, so dass es mir gelang, ihn herabzuschießen. Es war ein Rytidoceros (Buceros) plicatus, ein altes Männchen und ein wunderbares Exemplar, charakterisiert durch den Riesenschnabel, den rothbraunen Hals, das metallisch glänzende, schwarze Gefieder und den schneeweißen Stoß. Das Alter des Vogels wurde unter Zugrundelegung der Schnabelwülste auf sieben Jahre taxiert, da die Eingeborenen rechnen, dass er auf seinem Schnabel jedes Jahr eine neue Hornwulst aufsetze. Der Wilde, welcher mir das Thier brachte, führte einen äußerst drolligen Freudentanz auf, indem er beständig in excentrischer Weise mit den Füßen ausfeuerte; sobald sich der Mann einigermaßen beruhigt hatte, schickte ich ihn mit dem Vogel direct ins Lager zurück, damit dieser ehestens in die Hände des Präparators gelange.

Allmählich hatten wir bergigeres Terrain erreicht, in welchem sich die Scenerie änderte. Der Wald wurde lichter, hohes Gras bedeckte den Boden, und die steinigen Stellen sowie die Felsblöcke waren ringsum von Eucalypten umgeben. Hier schoss ich noch ein Wallaby und einen schönen Falken (Accipiter cirrhocephalus).

Es gieng gegen Mittag, und da die Hitze sehr drückend, in der Vogelwelt aber Ruhe eingetreten war, proponierte mir Bedford, Rast zu halten. Wir lagerten uns mit den Papuas zwischen Felsblöcken im Schatten einiger Bäume, verzehrten unsere Conserven und versuchten dann ein wenig zu schlafen, was aber leider durch eine Unzahl quälender Ameisen unmöglich gemacht wurde.

So ließ ich mich denn mit Bedford in ein »englisches« Gespräch ein, dem ich schließlich entnahm, dass dieser von dem Gouverneur gewählte Jagdplatz ein ungünstiger, die beste Jagdgelegenheit aber im ganzen Gebiet eine von Moresby etwa 40 *km* entfernte Niederung am Vei Maori River sei, wohin auch der Gouverneur Jagdzüge zu unternehmen pflege. Allein, fügte Bedford hinzu, er hoffe mir nachmittags in einem nahen Thale doch noch Paradiesvögel zum Schusse zu bringen.

Die Papuas verbrachten die Rastzeit in einer ihnen sicherlich ganz angenehmen Weise; denn sie rauchten Tabak, welchen sie von mir erbettelt hatten, brieten das frischgeschossene Wallaby und verzehrten den seltsamen Braten mit Behagen.

Ungeachtet der starken Hitze brachen wir schon vor 2 Uhr auf und erkletterten eine steile Berglehne, was ebenso schwierig als ermüdend war, da wir keinem bestimmten Pfade folgten, sondern, wie es eben kam, über Steinblöcke und mit Gras überwucherte Felsspalten emporklimmen mussten, kaum wissend, wo den Fuß hinsetzen, und jeden Augenblick ausgleitend. Athemlos und in Schweiß gebadet kamen wir auf der Höhe an, wo wir uns ins Gras warfen, um ein wenig Athem zu schöpfen und neue Kräfte zu sammeln; denn jetzt hieß es die andere Seite der Berglehne hinabklettern, was womöglich ein noch schwierigeres Beginnen war. Der Abstieg gieng nur ganz langsam vonstatten, da wir bloß allmählich vorwärts kommen konnten; auf halbem Weg ermatteten nach und nach selbst die Eingeborenen, die sich niedersetzten und nicht weiter gehen wollten. Erst einige nachdrückliche Ermahnungen Bedfords sowie der Umstand, dass wir die Strikenden jetzt vor uns gehen ließen und sie vorwärts trieben, brachten sie von der Stelle.

Zerschunden und zerrissen kamen wir schließlich in das kleine, dichtbewachsene Thal, in dem Bedford Paradiesvögel zu finden hoffte. Zum Überflusse begann aber eben jetzt ein heftiger Gussregen niederzugehen, so dass alle Hoffnung auf Jagdbeute schwand; denn sobald es regnet, verstecken sich die Paradiesvögel, um ihr Gefieder besorgt, in die dichtesten Baumkronen, drücken sich an den Stamm und sind dann absolut nicht zu erblicken. Ich stieg zwar trotz des Regens noch den jenseits des Thales aufsteigenden Hügel hinan und erblickte da auch eine Paradieshenne, aber ein Männchen war nicht zu erspähen.

Da Bedford nun weiteres Suchen nach Paradiesvögeln für unnütz erklärte, wir überdies eine bedeutende Strecke Weges bis zum Lagerplatze zurückzulegen hatten, wurde die Direction dahin genommen.

Das Thal war so dicht bewachsen, dass uns nichts anderes übrig blieb, als in dem Bache vorwärts zu dringen, welcher in der Thalsohle dahinlief. Von dessen Ufer aus stürzten sich die Eingeborenen sofort in die Flut, um in langen Zügen ihren Durst zu löschen, fanden aber in dem warmen Wasser wenig Erquickung.

In dem Bache weiter watend, merkten wir gleich zu Beginne, dass sich unsere Schuhe mit feinem Sande füllten, was insbesondere mir peinlich war, da ich mich wundgegangen hatte. Wo der mit zahlreichen tiefen Stellen durchsetzte Bach das Waten verwehrte, mussten wir den Wasserlauf umgehen, indem wir uns zwischen den am Ufer stehenden Bäumen durchzwängten oder über umgestürzte Stämme kletterten. Endlich langten wir am nördlichen Ende des Thales an, woselbst ich am Vormittage gejagt hatte, und von wo es nun heimwärts gieng, das heißt dem Lager zu, welches ich spät abends ganz durchnässt und herzlich müde erreichte. Eine derartige, zehnstündige Expedition im tropischen Urwalde bei drückend schwüler Atmosphäre wirkt erschöpfender als ein doppelt so langer Marsch in unseren Breiten.

Die übrige Jagdgesellschaft war vor mir eingetroffen und jeder der Herren hatte etwas Interessantes mitgebracht, so Clam einen herrlichen Paradiesvogel und drei Kronentauben, Wurmbrand zwei Fischreiher (Ardeiralla flavicollis), eine schneeweiße Weihe mit lichtbraunen Flügeln (Haliastur girrenera) sowie zwei eigenthümliche, rallenartige Vögel, sogenannte Blätterrallen (Parra gallinacea), Prónay endlich einen Kakadu, eine violette Taube u. a. m.

Nach dem ursprünglichen Plane sollte den nächsten Tag über noch im Ufergebiete des Laroki gejagt werden, doch bewogen mich die Angaben Bedfords, den Gouverneur zu bitten, eine Expedition

nach dem mir so sehr gerühmten Jagdgefilde am Ufer des Vei Maori zu inscenieren. Um die Bedenken zu beheben, welche der Gouverneur unter Hinweis auf die Kürze der mir zugebote stehenden Zeit diesem Plan entgegenstellte, und um diese Excursion zu ermöglichen, erklärte ich mich bereit, meinen Aufenthalt in Neu-Guinea um zwei Tage zu verlängern. Diese Fristerstreckung entschied die Sache. Sir William war mit dem Jagdausfluge zum Vei Maori unter der Voraussetzung einverstanden, dass ihm die zur Ausrüstung nöthige Zeit gewährt würde, worauf wir einhellig den Beschluss fassten, schon am kommenden Morgen nach Port Moresby zurückzukehren.

An diesem Abende ließ trotz Ameisen und Scorpionen der Schlaf nicht lange auf sich warten; denn selbst die Eingeborenen waren von den Mühen des Tages so erschöpft, dass sie Gesang und Tanz vergaßen und daher schon zu früher Stunde völlige Ruhe im Lager herrschte.

Jagdlager am Laroki — Port Moresby, 18. Juni.

Zeitlich morgens wurde vom Ufer des Laroki aufgebrochen und bei schönem, heiterem Wetter der Ritt nach Port Moresby angetreten. Unsere Leute, der Präparator, welcher mit der gestrigen Beute noch vollauf zu thun hatte, und das Corps der Gepäckträgerinnen sollten eine Stunde später nachmarschieren. In der Kühle des Morgens gestaltete sich der Heimritt rascher und angenehmer als der Marsch ins Jagdlager; schon nach Verlauf von drei Stunden hatten wir die Höhen oberhalb Moresbys erreicht, welche uns eine herrliche Rundschau auf den Hafen, die Niederlassungen der Eingeborenen, das Barrier-Riff und die blaue See boten. Das Gemälde war um so wirkungsvoller, als wir uns aus der Einförmigkeit stundenlangen Rittes durch die Ebene mit einem Schlag in das entzückende Panorama versetzt sahen.

In Port Moresby trafen wir unsere Dispositionen für den bevorstehenden Ausflug zum Vei Maori-Flusse. Zunächst hatte mich die »Elisabeth« an dessen 46 Seemeilen von Port Moresby abliegende Mündung in der Redscar-Bai zu bringen, von wo dann die Jagdgesellschaft mit kleineren Fahrzeugen den Vei Maori aufwärts dringen sollte. Mittlerweile hatte die »Elisabeth« den nordwestlich davon gelegenen, nautisch sicheren Ankerplatz vor Yule Island aufzusuchen, um daselbst über Nacht vor Anker zu liegen und mich am 20. Juni wieder in der Redscar-Bai abzuholen. In Yule Harbour sollte die »Elisabeth« auch die dort befindliche katholische Mission, in welcher

ein holländischer und mehrere belgische Missionäre sowie einige fromme Schwestern von der Congregation des Göttlichen Herzens eine segensreiche Thätigkeit entwickeln, in meinem Namen begrüßen. Ich hatte nämlich schon während unseres Aufenthaltes in Thursday einen der Missionäre von Yule Harbour kennen gelernt, war von dem Pater auf das freundlichste eingeladen worden, gelegentlich meiner Reise in Neu-Guinea die Mission zu besuchen, und wollte, da ich dort nicht persönlich vorsprechen konnte, die Missionäre wenigstens durch die »Elisabeth« aufsuchen lassen.

Da die Küste Neu-Guineas wie fast überall so auch im Süden und Südwesten der Insel reich an Klippen, Riffen und Untiefen ist und die Seekarten dieses Gebietes noch ziemlich ungenau und Lothungen nicht in genügender Anzahl durchgeführt sind, war der Rest des Tages durch Besprechungen des Gouverneurs und seiner Beamten mit den Herren des Stabes über die einzuschlagende Route vollauf in Anspruch genommen. Der Seemann, welcher für die Aufgabe eines Piloten ausfindig gemacht wurde, ein schon bejahrter Mann, der als Capitän eines Schooners im Dienste eines Handlungshauses steht und seit 28 Jahren an den Küsten Neu-Guineas umhernavigiert, war zwar etwas leidend, allein infolge der Stärkungsmittel, welche unser Chefarzt dem Patienten zu administrieren wusste, erholte sich dieser so weit, dass er die Fahrt mitmachen konnte.

Die Vorräthe wurden durch Ankauf von Conserven und anderem Proviant ergänzt, und schließlich war alles so weit klar, dass die »Elisabeth« am kommenden Morgen auslaufen konnte.

Der Nachtrab der Expedition an den Laroki kam, vom Marsche ganz abgemattet, erst um 5 Uhr nachmittags an Bord zurück. Die Leute mussten den Weg auch diesmal während der heißesten Stunden des Tages zurücklegen; einige Mitglieder der Karawane hatten sich bei dem Jagdausfluge Fieber geholt. Auch an Bord hatte dieses böse Übel Opfer auserkoren; denn ein Theil der Mannschaft sowie fast alle unsere Diener lagen krank darnieder.

Mallinarich hatte die Zeit unserer Abwesenheit dazu benützt, eine sehr hübsche Collection von Schmetterlingen und eine solche von Korallen zusammenzubringen; in der letzteren kamen wieder neue, von den bisher gefischten ganz verschiedene Formen vor. Auch waren, dank der Thätigkeit Mallinarich', aus dem an Fischen ausnehmend reichen Hafen von Moresby Vertreter der originellsten Arten in den Spiritusbehälter gewandert.

Die Kohleneinschiffung war längst beendet und auch der Kohlendampfer bereits tagszuvor mit dem Curse nach Sydney ausgelaufen. Der Zustand unseres Schiffes hinderte sonach den Commandanten nicht mehr, die Mitglieder der kleinen europäischen Colonie von Moresby des Abends an Bord zu empfangen, wo die Musikkapelle ihre heiteren Weisen erklingen ließ.

Port Moresby — Jagdlager am Vei Maori, 19. Juni.

Wieder war es die Basilisk-Passage, durch die wir gleichzeitig mit der Yacht »Merrie England« des Gouverneurs, welcher sich ebenfalls an der Partie betheiligte, den Hafen von Port Moresby verließen, um die offene See zu gewinnen. Dann dampfte die »Elisabeth« mit nordwestlichem Curs auf 10 bis 15 Meilen von der Küste und stets den kleinen Inseln und Korallenriffen ausweichend weiter, an der Caution Bay vorbei, bis wir die Redscar-Bai in Sicht bekamen. Die kleinen Eilande an der Küste sind der Lieblingsaufenthalt zahlreicher Tauben; auch besuchen nachts Riesenschildkröten die sandigen Ufer der Inseln, um hier ihre Eier zu legen, während der Dugong (Halicore dugong), auch Seekuh genannt, ein dem Delphin ähnliches, von Pflanzenkost lebendes Säugethier, häufig in dem seichten, mit Seetang (Sargassum) durchwachsenen Wasser zu finden ist. Leider gebrach uns die Zeit, um auch diesen interessanten Eilanden einen Besuch abzustatten. Die Einfahrt in die Redscar-Bai ist ziemlich schwierig, weil sich dort Riffe befinden, welche in die Seekarten noch nicht eingezeichnet, sondern lediglich dem Piloten und selbst diesem nur beiläufig bekannt sind. Vor der Mündung des Vanapa Rivers gieng die »Elisabeth« um $11^1/_2$ Uhr vor Anker.

Da der Gouverneur mittlerweile auf seiner Dampfbarkasse mit einer Anzahl eingeborener Führer vorausgefahren war, wurde alsbald auch unsere Expedition zusammengestellt und für dieselbe die Dampfbarkasse mit zwei Jollbooten im Schlepp ausgerüstet. In der Barkasse, die für zwei Tage mit Kohlen versehen war, saßen wir, ferner Bedford als Flusspilot und als Convoi-Commandant Bourguignon, welcher selbst das Steuer führte, in den Jollbooten aber unsere Diener, Hodek mit zwei Gehilfen und ein Cadet mit acht Matrosen. Hier waren auch die photographischen Apparate, der Proviant und die Munition verladen. Kaum waren wir abgestoßen, als auch die »Elisabeth« die Anker lichtete und in der Richtung auf Yule Harbour zu unseren Blicken entschwand.

Wir passierten zunächst eine vor der Flussmündung liegende Barre und fuhren dann den Vanapa aufwärts in den Vei Maori, an der großen, unter Bäumen versteckt liegenden papuanischen Ansiedelung Manumanu vorbei, aus welcher unsere Führer requiriert wurden. Begreiflicherweise war es für uns von höchstem Interesse, einen noch so gut wie unbekannten Wasserlauf zu beschiffen. Dichte Wälder bedecken die Ufer, deren Ränder vorzugsweise mit niedrigen Palmen besetzt sind, die so nahe an den Fluss herantreten, dass ihre breiten Blätter bis in das Wasser hinabhängen. Die Fahrt bot jeden Augenblick neue, immer malerische Bilder; denn bald zur Rechten, bald zur Linken wurden tief ins Land ziehende Buchten sichtbar, die zumeist mit Inselchen besäet sind, auf welchen hoch über den lauschigen Wasserbecken stolze Nipapalmen und Eisenholzbäume ihre Häupter erheben. Den Hintergrund des Strombildes stellt die hohe, in mattes Blau getauchte Owen Stanley-Kette dar.

Die Windungen, welche der Fluss beschreibt, wurden immer schärfer und verwickelter, so dass die Barkasse, die ja obendrein zwei Boote im Schleppe führte, eine recht schwierige Fahrt hatte. Um den zahlreichen, beinahe zutage liegenden Schlamm- und Sandbänken auszuweichen, musste unaufhörlich die Strommitte verlassen und von einem Ufer zum andern gesteuert werden. Die Breite des Flusses nahm rasch ab und betrug schließlich kaum mehr 20 *m*. Hier ist die Vegetation noch üppiger, hängen die Uferbäume noch häufiger über als zuvor, so dass wir in einem dichtbewachsenen Laubgang auf dem Wasser weiterglitten.

Plötzlich gibt es einen heftigen Stoß — wir sitzen auf einem unter dem Wasser liegenden Holzstamme fest. Das größte Hemmnis für die Schiffahrt bilden hier solch mächtige, querüber liegende, von dem trüben Gewässer überdeckte Stämme; förmlich zu Stein geworden, setzt deren hartes Holz den Versuchen, das Hindernis mit Haken zu erfassen und bei Seite zu schieben, den allergrößten Widerstand entgegen. Wir ließen die Maschine der Barkasse mit ganzer Kraft zurückarbeiten, doch vergebens; denn das Fahrzeug rührte sich umsoweniger, als ein dicker Ast den Propeller verlegt hatte. Da mehrere Leute, die ins Wasser gesprungen waren, die Barkasse nicht von der Stelle bringen konnten und Schaukeln unsererseits auch nichts half, entschloss ich mich, weil es schon 3 Uhr und somit sehr spät war, die Barkasse einstweilen ihrem Schicksale zu überlassen und mit einem Boote weiterzurudern, um die Nachmittagsjagd beginnen zu können. Gesagt,

gethan. Doch waren wir nicht weit gekommen, als sich uns ein neues Hindernis entgegenstellte, eine vollkommene, aus übereinandergestauten Holzstämmen gebildete Flussperre, die ein weiteres Vordringen ganz unmöglich machte. Hier lagen auch die kleine Barkasse und die Boote des Gouverneurs, welchen allen die Sperre ebenfalls halt geboten hatte. Da unser Lagerplatz noch eine Seemeile weiter flussaufwärts und der Gouverneur mit seinen Leuten bereits dahin aufgebrochen war, standen wir um so rathloser da, als uns auch die Wächter der Boote, einige Papuas, die in aller Ruhe Fische brieten, keinerlei Aufschluss zu geben vermochten. Aus dieser Verlegenheit half mir endlich Bedford, indem er vorschlug, mich auf die Pürsche zu führen, während meine Begleiter versuchen sollten, zu Fuße nach dem Lagerplatze zu gelangen; war dieser einmal erreicht, so könnten von dort aus Leute hiehergesendet werden, um Proviant und Bagage abzuholen und ins Lager zu schaffen.

Eben als wir diesen Plan entworfen hatten, kam unsere Dampfbarkasse, welcher es endlich gelungen war, sich frei zu machen, herbeigefahren und gieng unterhalb des Holzstoßes vor Anker. Über einen Baumstamm balancierte ich nach dem jenseitigen Ufer und drang nun, um die Zeit möglichst für die Jagd auszunützen, nur von Bedford und Janaczek begleitet, in den dichten Urwald ein, der beinahe denselben Typus aufwies, wie jener am Laroki. Der einzige Unterschied lag hier in beinahe undurchdringlichen Dickungen, die aus dornigem und mit Widerhaken bewehrtem Baum- und Strauchwerke gebildet waren, durch welches wir uns nur mühsam mit Hilfe des Standhauers einen Weg bahnen konnten.

In diesem Walde war meine erste Beute wieder ein großer Nashornvogel und zwar diesmal ein Weibchen, welches ich von einem Ficus-Baume herabschoss; dasselbe unterscheidet sich vom Männchen nur durch die Färbung der Halsfedern, welche bei dem letzteren rostbraun, beim Weibchen dunkelschwarz sind. Weiterschreitend hörten wir plötzlich mehrere Stimmen der großen rothen Raggiana-Paradiesvögel, und bald waren wir unter dem Baum angelangt, in dessen Krone reges Leben herrschte. Überall schwirrte und flatterte es hin und her, dazwischen scholl das laute Gekreische der Vögel; zuerst sahen wir nur Weibchen und junge Vögel, die einander in neckischem Spiele von Ast zu Ast jagten, bis Bedford plötzlich in die Höhe deutet und ich ein herrliches Männchen mit langen, buschigen Schmuckfedern erblicke, wie es, im Glanze der Sonne erstrahlend, vor

einem Weibchen umherspringt und dieses unter den komischesten Drehungen und Evolutionen zärtlich an sich lockt. Ein glücklicher Schuss bringt mir die schöne Beute. Wir hatten, vom Zufall begünstigt, zweifellos einen der berühmten Tanzbäume der Paradiesvögel gefunden; diese Thiere wählen nämlich bestimmte, sehr hohe Bäume aus, auf welchen sie sich in den Nachmittagsstunden vereinigen, um ihre Tänze aufzuführen, die sich unter großem Geschrei und Geflatter abspielen. Unaufhörlich huschen die Vögel durch die Äste, bis sich endlich die Weibchen zusammenscharen und die Männchen dann wie Birkhähne, Schwingen und Schmuckfedern ausspreizend, einen regelrechten Tanz producieren, indem sie beinahe taktmäßig in die Luft springen, sich drehen, ja wie toll geberden.

Der Schuss, den ich abgegeben hatte, störte die Vögel in ihrer Tanzlust gar wenig; der Gesang verstummte zwar für einen Augenblick, einige Männchen strichen auf die benachbarten Bäume, die übrigen versteckten sich tiefer in dem Dunkel des Laubes; aber wenige Minuten später kamen sie wieder herbei, gieng der Lärm von neuem los. Das Bild, welches die tanzenden Paradiesvögel bieten, ist, namentlich wenn die Sonne das bunte Gefieder bescheint und dieses in den grellsten Farben leuchtet, ein äußerst anziehendes. Am häufigsten kommen die jungen, noch schmucklosen Männchen und die Weibchen zu Gesicht, während die alten Hähne vorsichtiger sind. Dennoch erlegte ich im Verlauf einer Stunde vier der schönsten Exemplare, schoss auch vier Stücke an, die, schwer getroffen, leider doch noch abstrichen und im Dickichte des Urwaldes verschwanden. Diese acht Hähne waren stets in kurzen Zwischenräumen herangeflogen oder aus der Baumkrone, in der sie sich verborgen gehalten hatten, tanzend herausgehüpft. Die Höhe der Bäume ist so enorm und zudem der Paradiesvogel so hart, dass diesen nur ein in die edelsten Theile dringendes Schrot herabwirft, während er sonst, obwohl getroffen, noch weit wegstreicht.

Endlich waren keine alten Männchen mehr zu sehen und schlichen wir deshalb weiter, da Bedford die Stimme von Paradiesvögeln einer anderen Art aus Kakadu- und Papageiengekreisch heraus vernommen hatte. Doch befand sich leider der Standplatz dieser Paradiesvögel auf einem Baume, der von einem beinahe undurchdringlichen Dornendickicht umgeben war, so dass wir trotz unserer Messer nur Schritt für Schritt, ganz langsam kriechend, vorwärts kamen. Beim Baum angelangt, sah ich zu meinem großen Ärger die Vögel abstreichen, ohne dass ich sie früher erblickt hätte.

Im Jagdeifer hatte Bedford übersehen, dass die Sonne bereits untergegangen war, so dass ich ihn aufmerksam machte, es sei nun höchste Zeit, das Lager aufzusuchen. Mir fiel sofort auf, dass er über die einzuschlagende Richtung nicht ganz im klaren zu sein schien, und ich fragte daher wiederholt, in welcher Direction das Camp sei, worauf er jedesmal erklärte, er kenne sie ganz genau. Es wurde nun immer dunkler und dunkler, die Dickung immer undurchdringlicher, so dass wir, während Dornen uns die Haut zerrissen, jeden Augenblick über umgestürzte Baumstämme sowie über Lianen, die wir nicht mehr auszunehmen vermochten, fielen. Die Nacht war hereingebrochen, wir sahen gar nichts mehr, und nun gestand mir Bedford, dass er, was ich schon längst geahnt hatte, irre gegangen sei, sich absolut nicht mehr auskenne und nicht wisse, wo wir uns befänden. Es waren nicht gerade die freundlichsten Worte, die ich ihm spendete; aber Schimpfen und Jammern half gar nichts, und so musste wenigstens versucht werden, das Lager zu avisieren, dass wir verirrt seien. Zu diesem Behufe schossen wir in bestimmten Intervallen unsere Gewehre ab; da jedoch nach ungefähr 25 Schüssen noch immer keine Antwort erfolgte, ergab ich mich in mein Schicksal und wollte eben auf dem feuchten Boden des Urwaldes ein halbwegs trockenes Plätzchen suchen, um die Nacht in Gemeinschaft mit all dem Ungeziefer, welches da umherkroch, zu verbringen, als mich Bedford beschwor, ich möchte doch noch einen Versuch wagen, weiter zu kommen.

Ich war zwar eigentlich dagegen, weil der im Wald Verirrte erfahrungsgemäß in so finsterer Nacht meist im Kreis umhergeht, doch gab ich nach und so krochen wir, mit den Messern in dieses Labyrinth von Ästen und Lianen einen Tunnel hauend, die Augen mit den Händen gegen die Dornen schützend, vorwärts. In dieser Weise kamen wir in einer halben Stunde kaum zwanzig Schritte weiter und mussten endlich, erschöpft und von Dornen verletzt, innehalten.

Ein abermaliger Kriegsrath mit Bedford wurde plötzlich durch eine Gewehrsalve unterbrochen, deren kaum vernehmbarer Knall aus weiter Ferne zu uns gedrungen war — jedenfalls ein Zeichen der im Lager Befindlichen. Ich antwortete sofort. Allmählich vernahmen wir die Signalschüsse immer deutlicher, nach einer halben Stunde auch Rufe der auf die Suche Ausgezogenen und schließlich den Schall der Äxte, mit deren Hilfe unsere Retter sich den Weg zu uns bahnten. Endlich stand an der Spitze eines mit Äxten und Laternen ausgerüsteten Corps Eingeborener der Gouverneur vor mir und gab seiner Freude, mich

gefunden zu haben, Ausdruck; ich war begreiflicherweise auch nicht ungehalten darüber, die Nacht nicht in diesem Dickichte zubringen zu müssen, und begab mich mit dem Gouverneur in das etwa 2 *km* entfernte Lager. Auf dem Wege dahin begegnete ich noch anderen Mitgliedern der Expedition, die sich ebenfalls auf die Suche begeben hatten.

Das Lager am Flusse war rings um die kleine Hütte eines Samoaners errichtet, der seit Jahren hier am Ufer des Flusses sein Heim aufgeschlagen hat und mit den Eingeborenen Tauschhandel treibt. Die Hütte bestand eigentlich nur aus einer mit einem Dache bedeckten Plattform, auf der unter Benützung der umstehenden Palmen unsere Hängematten gespannt waren. Auch Proviant und Gepäck hatte man mittlerweile in einem Boote des Gouverneurs glücklich zur Stelle geschafft, da es gelungen war, einige Stämme der Holzbarre wegzuräumen. Unsere Boote konnten jedoch die Barre nicht passieren und blieben unterhalb derselben vor Anker. Nach dem kleinen Abenteuer, das ich bestanden, schmeckten Nachtmahl und Schlaf vorzüglich, nur umschwärmten uns Myriaden von Moskitos, die so bösartig waren, dass wir alle am ganzen Körper gestochen wurden und einige der Herren kein Auge schließen konnten.

Jagdlager am Vei Maori — Varivari-Insel, 20. Juni.

Bei Morgengrauen schon zogen wir aus, und zwar zunächst alle zusammen bis zu einem beiläufig 3 *km* entfernten Eingeborenen-Dorfe, wo die Führer für die einzelnen Herren abgeholt werden sollten. Die Temperatur war, da in der Nacht starker Thau gefallen war, leidlich, und in allen Zweigen hörte man das Gekreische der Kakadus und Papageien. Gegen 7 Uhr waren wir im Dorf angelangt, wo sich die Papuas über unsere frühe Ankunft allerdings etwas erstaunt, aber bald bereit zeigten, Führerdienste zu leisten; merkwürdigerweise ist der Papua kein Freund der Morgenstunden und, selbst wenn man ihn weckt und drängt, vor 8 Uhr schwer zu einer Arbeit zu bewegen.

Da sich die besseren Jagdplätze, der Erklärung der Führer gemäß, am jenseitigen Ufer befinden, musste der hier tief dahinstürmende Fluss überquert werden. Ein Boot war nicht zur Stelle, so dass wir uns gezwungen sahen, nach Art der Eingeborenen auf einem Baumstamme, der unter Wasser quer über dem Flusse lag, hinüberzuschreiten, was sich nicht gerade leicht bewerkstelligen ließ, weil der Stamm durch das stetig über ihn rinnende Wasser abgeschliffen und daher sehr glatt war;

doch gieng zum Glücke der Übergang ohne Unfall vonstatten. Übrigens hatten wir im Laufe des Tages noch einigemale unsere equilibristischen Fähigkeiten zu bethätigen, da hier alle Wasserarme, worunter manche von beträchtlicher Tiefe, nur mit solchen glatten Baumstämmen überbrückt sind.

Am jenseitigen Ufer theilten wir uns wieder in Partien und schlugen verschiedene Richtungen mit der Bestimmung ein, um 11 Uhr vormittags beim Lager zusammenzutreffen. Bedford gieng mit mir; doch gab uns der Gouverneur, der offenbar Bedfords Ortskenntnis nicht völlig vertraute, zwei der Gegend kundige Eingeborene mit.

Bedford und die Papuas wollten mich auf einen Paradiesvogel einer neuen Art, den zwölffederigen Paradiesvogel, zu Schusse bringen. Wir gelangten fünfmal in die Nähe eines solchen Vogels, hörten auch schon seinen Ruf; aber jedesmal fiel, eben als wir uns anschleichen wollten, in der Nähe ein von einem der Herren abgefeuerter Schuss, welcher den überaus scheuen und vorsichtigen Vogel zur Flucht bewog. Die einheimischen Führer begiengen eben den großen Fehler, uns alle zu nahe aneinander umherzuführen, so dass ein Schütze den anderen störte. Dafür kam ich wieder unter einen Baum, der mit Raggiana-Paradiesvögeln besetzt war, von welchen ich zwei junge Männchen und ein Weibchen herabschoss.

Zahlreiche Nashornvögel strichen umher, und jeden Augenblick hörte ich ihren schweren Flügelschlag; doch war es unmöglich, einen derselben zum Schusse zu bekommen. Meine weitere Strecke bildeten noch ein Papagei und ein prachtvoller Fischer, der himmelblaue Seidenliest (Tanysiptera galatea) mit seinen zwei langen, weißen Stoßfedern, die am Ende leierförmig geschweift sind.

Die Führer hatten, wie gewöhnlich, die Zeit nicht richtig veranschlagt und erklärten mir, als es schon 11 Uhr vorbei war, dass wir noch eine gute Strecke bis zum Lager zu gehen hätten. Der Gouverneur, durch das gestrige Abenteuer gewitzigt, ließ auch bereits Signalschüsse erdröhnen, doch kam ich endlich ohne weitere Fährlichkeit mit einer kleinen Verspätung im Lager an, wo sich nach und nach auch die anderen Theilnehmer einfanden, jeder mit interessantem Wilde. Wurmbrand hatte zwei der so seltenen schwarzen Ara-Kakadus (Microglossus aterrimus) und eine Taube uns neuer Art, Clam einen Königsvogel und einen prachtvoll schillernden sogenannten Rifle Bird (Ptilorhis magnifica), Prónay zwei Raggiana-Paradiesvögel und Bourguignon ebenfalls einen Königsvogel nebst einem Weibchen erlegt.

Nachdem ich dem Gouverneur und den übrigen Herren aus Moresby, welche bis zum Nachmittag im Lager bleiben wollten, Lebewohl gesagt hatte, wanderten wir bis zur Barre, um hier wieder die Barkasse und die Boote zu besteigen. Wir steuerten den Fluss hinab, mit der Absicht, sobald als möglich die Redscar-Bai zu erreichen, da ich noch auf der Varivari-Insel jagen wollte, wohin abends vom Festland aus Tausende weißer Tauben mit schwarzen Flügelspitzen, eine Specialität Neu-Guineas, zustreichen.

Aber leider hatten wir nicht mit Ebbe und Flut gerechnet, die sich flussaufwärts weit fühlbar machen und einen Niveauunterschied von $1^1/_2$ *m* bewirken; denn als wir an den verhängnisvollen Baumstamm kamen, mussten wir vor Anker gehen und geduldig das Steigen des Wassers abwarten. Inzwischen bereiteten wir uns in unseren Booten ein frugales Mittagsmahl.

Gegen 3 Uhr war endlich das Wasser so hoch gestiegen, dass unsere Barkasse mit einem ordentlichen Anlauf über den Stamm gelangte und nun freies Fahrwasser vor sich hatte. Wir fuhren mit aller Kraft, leider brach aber, da wir den Fluss verließen, ein Maschinenventil der Barkasse, was deren Geschwindigkeit wesentlich beeinträchtigte; hiezu gesellten sich ziemlich hoher Seegang sowie der Umstand, dass wir bis zur Varivari-Insel noch sechs Meilen in offener See zu hinterlegen hatten.

Als wir in der Nähe der unweit der Varivari-Insel verankerten »Elisabeth« anlangten, war es fast 7 Uhr und bereits dunkel geworden, weshalb wir definitiv auf die Tauben verzichteten.

An Bord der »Elisabeth«, welche tagszuvor 40 Seemeilen nordwestlich von der Vanapa-Mündung im Hall Sound, östlich von Yule Island, vor Anker gegangen war und daselbst die Nacht verbracht hatte, fand ich eine außerordentlich reichhaltige und interessante ethnographische Sammlung vor, welche mir die freundlichen Patres der Mission auf Yule Harbour geschickt hatten. Der Commandant sowie die Officiere zeigten sich von der zuvorkommenden Aufnahme, die sie dort gefunden, ganz entzückt und berichteten, welche Freude die Patres über die europäischen Gäste empfunden hätten, mit denen sie einige Stunden verkehren konnten.

Nachdem die Barkasse und die Boote gehisst sowie alle unsere Trophäen von der Flussexpedition eingeschifft waren, lichteten wir um 8 Uhr abends die Anker und fuhren, Neu-Guinea verlassend, mit Curs auf Thursday Island durch den Papua-Golf der Torres-Straße zu.

Der Eindruck, welchen Neu-Guinea auf uns gemacht hatte, war ein überaus günstiger, und wir danken der Insel manches anregende Erlebnis. Wenngleich nur in flüchtigster Weise, hatte ich dennoch einen Einblick in das Leben und Treiben der Eingeborenen gethan und diese von einer günstigen Seite kennen gelernt. Auch hatten mir in meiner Eigenschaft als Naturfreund, Sammler und Jäger der Küstenstrich und das, was ich von dem Innern gesehen, allerlei geboten: den Anblick seltsamen Terrains und exotischer Vegetation, sowie dichten Urwaldes und zweier Uferlandschaften, ferner ethnographische und zoologische Ausbeute, und nicht zum wenigsten spannende Jagd auf die Vertreter der Vogelwelt Guineas, dies alles ohne mehr Fährlichkeiten als Dornen-, Ameisen-, Moskito- und jene kleinen Nadelstiche, die uns Erdgeborenen nie und nirgends völlig erspart bleiben.

Aru-Inseln — Amboina.

Aru-Inseln — Amboina.

In See nach den Aru-Inseln, 21. Juni.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni durchquerten wir die Papua-See und bekamen den 21. mittags das kleine Riff Bramble Cay in Sicht. Dieses zwischen dem Großen Nordost-Canal und dem Bligh-Canal liegende Riff gilt als der nördliche Anfangspunkt der gefürchteten Torres-Straße, welche wir bereits auf der Fahrt von Java nach Sydney passiert hatten. Nun steuerten wir abermals zwischen den zahllosen, theils aus Vulcanen und Granitmassen, theils aus Korallengebilden bestehenden Inseln, Riffen und Bänken hindurch, welche diese Verbindungsstraße der Südsee mit dem Indischen Ocean erfüllen; alle die Eilande und Inselchen, Riffe und Bänke stellen im allgemeinen nur zwei charakteristische Typen dar, indem jene entweder lediglich weiße Korallenriffe oder Dünen, die in der See als helle Streifen erscheinen, oder aber mit Vegetation bedeckte Inseln sind. Auf manchen der größeren Eilande kamen hie und da von Palmen beschattete Hütten Eingeborener zum Vorscheine.

Während der Fahrt durch die Torres-Straße sichteten wir nur einen kleinen Dampfer, welcher, wie anzunehmen war, Curs auf Numea hatte, und einige der Segelschooner, deren sich die Perlmuschelfischer

in diesen Gewässern bei Ausübung ihres oft ebenso gewinnbringenden als gefahrvollen Gewerbes zu bedienen pflegen, so dass die See recht verödet, ja todt erschien und die »Elisabeth« einsam ihres Weges zog.

Da manche der flachen Inseln und Riffe dieses Theiles der Torres-Straße nur äußerst schmale Durchfahrten bieten und bei Dunkelheit gar nicht wahrzunehmen sind, dem Schiffer daher jeder Orientierungspunkt mangelt, sahen wir uns veranlasst, nachdem wir um 9 Uhr abends Rennel Island erreicht hatten, in Lee hievon Anker zu werfen.

Tagsüber erfreuten wir uns prächtigen Wetters; die See erglänzte in auffallend lichtem Grün.

Der Gesundheitszustand an Bord war leider kein guter. Wurmbrand lag an den Folgen der letzten anstrengenden Excursionen krank darnieder, und die Nachwirkungen des Aufenthaltes auf den Salomon-Inseln wie auf Neu-Guinea machten sich durch zahlreiche Fälle von Fieber geltend. Anfänglich betrug der tägliche Zuwachs an Fieberkranken 5 bis 6, später 12 bis 15 Mann, und jetzt sind 5 Officiere des Stabes, mein Diener, die Ordonnanzen, mein Schreiber sowie nahezu 80 Mann von dem Übel ergriffen; namentlich erscheint das Heizer- und Maschinenpersonale stark in Mitleidenschaft gezogen. In der Batterie, wohin die Fieberkranken gebracht wurden, sieht es wie in einem großen Spital aus!

Eine weitere Unannehmlichkeit lag in dem Mangel an Proviant; wir hatten weder in Ugi, noch in Port Moresby frische Lebensmittel zu fassen vermocht, die Vorräthe aber an Fleisch, Geflügel u. a. m., welche die »Elisabeth« noch besessen hatte, waren schlecht geworden und mussten über Bord geworfen werden. Kein einziges Ei war mehr vorhanden und das Fleisch der wenigen Öchslein, welche wir noch besaßen und nun schlachteten, gieng innerhalb weniger Stunden in Fäulnis über. Aber auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, würden wir als Beefeaters daran nur wenig Genuss gehabt haben, weil den Thieren die letzte Zeit hindurch ausschließlich Palmblätter und das Stroh, womit die Weinflaschen umwickelt gewesen waren, als »Kraftfutter« verabreicht werden konnten.

Unser Vorrath an Eis war schon vor Numea erschöpft und konnte, wie sich von selbst versteht, an keiner der Stationen, welche wir in der letzten Zeit angelaufen hatten, ergänzt werden.

Kurz — ob krank, ob gesund — jedermann an Bord hatte unter dem Einflusse des Klimas zu leiden oder zu entbehren und so Prüfungen zu bestehen, die bei langen Seereisen unvermeidlich sind.

In See nach den Aru-Inseln, 22. Juni.

Am Morgen des 22. wurde die Fahrt wieder aufgenommen. Nach mannigfachem Wechseln des Curses, welches sich als nothwendig erwiesen hatte, kamen gegen 2 Uhr nachmittags die nördlich von dem australischen Festlande gelegenen Adolphus-Inseln, bald darauf die Inseln bei Thursday Island und steuerbord die Banks-Insel mit dem hohen Mount Augustus in Sicht.

Da der Vorrath der Schiffsapotheke an Chinin infolge der zahlreichen Fieberfälle zur Neige gieng, auch der Proviant ergänzt werden musste und überdies die »Elisabeth« seit der Abfahrt von Sydney nicht in der Lage gewesen war, Nachricht über ihr Wohl und Wehe in die Heimat zu senden, entschloss sich der Commandant, Thursday anzulaufen. So passierten wir denn den uns von der ersten Fahrt durch die Torres-Straße her bekannten Prince of Wales-Canal zwischen Hammond Island und dem North West Reef, giengen um 3 Uhr nachmittags unweit von Thursday Island, vor der Lotsenstation von Goode Island im Normanby Sound, vor Anker und sandten die Dampfbarkasse nach Thursday, um Chinin und Proviant zu kaufen und um nach Hause zu telegraphieren.

Der Tag war nicht mehr so schön wie der vorhergehende, da Nebel und Regenböen wiederholt den Horizont trübten.

Ich sah, während wir vor Anker lagen, an derselben Stelle, wo ich bei unserem ersten Aufenthalte nächst der Lotsenstation einen Seeadler beobachtet hatte, wieder einen solchen um das Schiff kreisen; er stieß auf Küchenabfälle, kam vier oder fünfmal nahe an uns heran und strich endlich, als die Dunkelheit hereingebrochen war, nach Goode Island, um dort aufzubaumen.

Nach einer Abwesenheit von drei Stunden kam die Barkasse zurück, — leider ohne das Postpaket, welches uns der Commandant in Aussicht gestellt hatte — worauf die Fahrt um 8 Uhr abends wieder fortgesetzt wurde. Wir dampften aus dem Normanby Sound, das Leuchtschiff am Proudfoot Shoal steuerbord lassend, aus dem Inselbereiche der Torres-Straße hinaus und gelangten in die Arafura-See, welche sich auch diesmal als sehr ruhig erwies, uns aber sofort den Eintritt in eine Region drückender Hitze empfinden ließ. Keine erfrischende Brise war zu verspüren, kerzengerade stieg der Rauch in die Luft empor; ermattende Schwüle lagerte über dem Schiff, und in den Cabinen schwankte die Temperatur zwischen 28° und 30° Réaumur.

In See nach den Aru-Inseln, 23. und 24. Juni.

Am 23. kamen auf der See lange Streifen einer gelbfarbigen Masse zum Vorscheine, welche an Dichtigkeit immer mehr zunahm und endlich auf weite Strecken hin alles bedeckte. Da sich das Wesen der Masse von Bord aus während der Fahrt nicht feststellen ließ, wurde eine Probe dieser Substanz herausgefischt, worauf wir mit Hilfe der Lupe und schließlich des Mikroskops constatierten, dass die Masse, welche zuvor von vielen an Bord als Fischlaich angesprochen worden war, Blütenstaub sei.

Land bekamen wir auch in diesen Tagen nicht zu sehen, weil die in unserem Gesichtsfelde liegende Südwestküste Neu-Guineas zu flach ist, als dass sie auf große Entfernungen hin noch wahrgenommen werden könnte. Als Boten vom Land aber erschienen, vermuthlich durch das Unwetter verschlagen, fünf allerliebste Schwalben, welche, sichtlich ermattet, das Schiff umkreisten, dann an Bord flogen, sich hier auf Raaen und Taue setzten und da ausruhten. Diese zierlichen Thierchen gaben uns bis zu den Aru-Inseln das Geleit und wurden bald so zahm, dass sie selbst in die Officiersmesse flatterten und dort auf dem Speisetisch oder auf der elektrischen Lampe des Kronleuchters Platz nahmen.

Die Fieberepidemie an Bord wollte in den Tagen des 23. und 24. durchaus nicht abnehmen; sie steigerte sich im Gegentheil noch numerisch, und an beiden Tagen wurden bisher gesund Gebliebene vom Fieber befallen, während die Zahl der Reconvalescenten nur eine geringe Steigerung aufwies.

Dobo, 25. Juni.

In der Nacht wurde der Südtheil der Aru-Inseln umschifft und dann auf die Insel Wammar gesteuert. Morgens verhüllten heftige Regenböen den Ausblick, die so stark waren, dass die Fahrgeschwindigkeit vermindert werden musste. Endlich ließ das Unwetter nach und kamen einzelne ganz flache Inseln der Aru-Gruppe in Sicht, zunächst Trangan, hierauf Maikoor und Kobroor, dann Wokam sowie das kleine Eiland Wammar, an dessen Nordwestküste die Handelsstation Dobo liegt, die unser nächstes Ziel war.

Der Aru- oder westliche Papua-Archipel, zu der niederländischen Residentschaft Amboina gehörig, begreift 22 größere und 73 kleinere, zum Theil unbewohnte, ja selbst unbenannte Inseln, welche sich um das Hauptland von Aru, von den Eingeborenen Tanah Besar genannt,

gruppieren. Dieses besteht aus einer Reihe von durch schmale Meeresarme getrennten Inseln, deren größte in der Richtung von Nord nach Süd die schon genannten Wokam, Kobroor, Maikoor und Trangan sind. Der Gesammtflächeninhalt der Gruppe wird mit 8613 km^2 angegeben; die Inseln werden in Vorwall- und Hinterwall-Eilande unterschieden, je nachdem sie mehr gegen Westen oder gegen Osten gekehrt sind. In den Zeiten der Holländisch-Ostindischen Compagnie wurde mit Voorwal die den großen Handelswegen zugewandte, mit Achterwal die von diesen abgewandte Seite der Inseln bezeichnet.

Die Gesammtzahl der Bewohner der Aru-Inseln wird auf etwa 25.000 geschätzt; weitaus die meisten derselben sind Heiden, zum Theile mit stark entwickeltem Fetischdienste. Der Rasse nach erscheinen die Arunesen, wenn auch mit fremden Elementen durchsetzt, vorwiegend als ein Gemisch papuanischer und malayischer Elemente.

Der Boden der Inseln besteht hauptsächlich aus korallischen Gebilden; hie und da felsig, mit Sandschichten bedeckt oder sumpfig, zumeist aber, besonders an den Ufergebieten, aus Korallen zusammengesetzt, zeigen die Eilande fast durchwegs eine wellenförmige, nur ab und zu von kleinen Erhebungen unterbrochene Oberfläche. Urwald und humose Strecken wechseln miteinander ab. In reichster Fülle kommen allerorten Palmen vor, neben der Cocos-, der Sago-, der Nipapalme finden sich hier Vertreter seltenster Arten; prachtvoll entwickelt sind die Baumfarne, zahlreich die Canarien, und an manchen Gestaden umschließen seltsamerweise Kasuarinen den Hochwald. Feldbau ist im allgemeinen wenig verbreitet, da nur gepflanzt wird, was hier neben den Früchten des Waldes zur vegetabilischen Nahrung dient: Mais, Pisang, Bataten, Yamswurzeln und, wo der Boden dies begünstigt, Zuckerrohr. Den hervorragendsten Betriebszweig bilden Fischerei und Jagd, welche den Arunesen auch die wichtigsten Tauschartikel liefern. Erstere bietet Fische, Trepang, Perlen und Perlmuscheln, Schildpatt, letztere essbare Nester der Salangane, einer Gattung von Mauerschwalben, Salanganen, Kasuare, Paradiesvögel, Papageien und zahlreiche Vögel anderer Arten, Tüpfelcuscus (Cuscus maculatus), Beuteldachse (Perameles doreyana), Wildschweine, Wallabies u. s. w.

Der Einfahrtscanal in den Hafen von Dobo bietet großen Schiffen nur eine schmale Passage, und die Tiefe des Fahrwassers wechselt hier so rasch, dass zum Beispiele bei mehreren, unmittelbar aufeinanderfolgenden Lothungen steuerbord 6 Faden und backbord 22 Faden gemeldet wurden.

Einen im Hafen liegenden kleinen Dampfer hielten wir anfangs für das Regierungsfahrzeug, welches der Resident von Amboina dem Programme gemäß hieher zu dirigieren hatte, erfuhren jedoch bald, dass dies ein Mercantilschiff und auf einer Rundfahrt zu den verschiedenen Häfen der Residentschaft Amboina begriffen sei. Außer diesem Handelsdampfer waren im Hafen von Dobo von größeren Fahrzeugen nur zwei Perlfischer-Schooner, deren einer die englische Flagge trug, sichtbar; dagegen wimmelte es hier von Praus, welche in diesen Gewässern der Küstenschiffahrt dienen.

Das Dorf Dobo — mehrere Reihen dicht nebeneinander befindlicher Gebäude — liegt auf einer schmalen, mit Sand bedeckten Landzunge, an deren Südende, bereits auf dem Gestade der eigentlichen Insel, üppiger Hochwald sichtbar ist.

Die Gebäude, große, nach Art von Schoppen errichtete, mit steilen Dächern versehene Hütten, sind im vorderen Tracte zu Wohnungen bestimmt, während die rückwärtigen Räume als Vorrathskammern und Warenmagazine benützt werden.

Der Handelsverkehr ist in den Monaten Jänner bis August ein namhafter, weil zu dieser Zeit Fahrzeuge aller Art, von großen Praus an bis zu kleinen Booten aus Macassar, von Ceram, Goram, den Banda-Inseln u. s. w. hieher zu kommen pflegen; dann entwickelt sich ein lebhafter Tauschhandel mit den Eingeborenen.

Der Charakter Dobos als eines Handelsplatzes gelangt auch in dem Typus der etwa 500 Köpfe starken Bevölkerung — einem Gemische papuanischer, malayischer, javanischer, selbst chinesischer Elemente — zum Ausdruck, und dürfte unter den ständigen Einwohnern kaum ein einziger Arunese reinen Blutes zu finden sein; denn die eigentlichen Arunesen, die Urbewohner dieses Archipels, leben, wie auf anderen Inseln dieser Gruppe, so auch auf Wammar, zumeist verborgen im Innern, in kleinen Dörfern, welche sie nur verlassen, um in Dobo Tauschhandel zu bewerkstelligen.

Die Eingeborenen sind dem Reize berauschender Getränke, namentlich des 50 Procent Alkohol und darüber enthaltenden und daher seiner Stärke halber besonders beliebten Arraks, so sehr ergeben, dass sie ohne Bedenken oft ihre ganze Ware, die Beute vieler mühevoller Wochen, für ein Paar Fässchen dieses Gifttrankes an die Händler geradezu verschleudern. Unter allen Breitegraden haben Feuerwaffen weniger zur dauernden Unterwerfung der Eingeborenen beigetragen als Feuerwasser!

Da nun Dobo an und für sich nichts Bemerkenswertes bietet und lediglich von Händlern niederster Kategorie und übelsten Rufes besiedelt ist — der Genius des Handels ist hier ein gar unsauberer Geselle — so verzichtete ich darauf, diese Factorei weiter in den Kreis meiner Beobachtungen zu ziehen, und wollte die kurze Frist, welche mir in diesen Gewässern gegönnt war, zu Expeditionen nach anderen Theilen der Inselwelt von Aru benützen. Mehrere Herren aber und auch die nach frischen Lebensmitteln fahndenden Schiffsköche ließen sich nach Dobo überführen, wo letztere über die fabelhaften Preise in Entsetzen geriethen. Hatte man doch zum Beispiele für ein Schwein 60 fl., für 5 Eier 1 fl. verlangt! Auch hatten die Herren nicht einmal ethnographische Ausbeute zu machen vermocht, weil die ihnen von Händlern angebotenen Gegenstände zumeist europäischer Provenienz und insgesammt unverschämt theuer waren.

Möglicherweise wurden übrigens die exorbitanten Preise nur uns zu Ehren verlangt; denn officiell hatte Dobo, als Theil der Residentschaft Amboina und seiner Stellung als Handelsstation eingedenk, von unserer Ankunft dadurch Act genommen, dass es mit Einmüthigkeit geflaggt hatte und alle Hütten, ja selbst die zahlreichen, am Strande vertäuten Praus mit Wimpeln in den Farben der niederländischen Tricolore geschmückt waren.

In einer kleinen Jolle kam der Posthalter von Dobo angefahren, ein Würdenträger, dessen Stellung in den niederländischen Residentschaften des Malayischen Archipels ungefähr jener eines unserer Bezirkshauptmänner entspricht.

Die Häuptlinge der einzelnen in diesem Archipel hausenden Stämme sind von der Regierung anerkannt, unterstehen jedoch deren Organen. Besagter Posthalter, ein komischer, dicker Malaye, der einzige im Dorfe, der ein paar Worte einer europäischen Sprache, der englischen, zu reden wusste, berichtete, der Resident von Amboina sei, nachdem er vom 12. bis zum 25. Juni das Einlaufen der »Elisabeth« in Dobo abgewartet habe, endlich tagszuvor abgereist.

Ich bedauerte lebhaft, dass der Resident unserer Ankunft hier so lange Zeit vergeblich geharrt hatte; doch war er offenbar das Opfer eines Missverständnisses geworden. Wenn es auch bei einer so langen Seefahrt, wie bei der unseren, schwer möglich war, den Tag der Ankunft im vorhinein genau zu präcisieren, so konnte andererseits der Umstand, dass der Resident uns schon vor 14 Tagen erwartet hatte, nur einem Irrthum entsprungen sein.

Die Mangelhaftigkeit, mit welcher sich der gute Posthalter in englischer Sprache ausdrückte, erschwerte und verzögerte die Entwerfung eines Programmes für die Zeit unserer Anwesenheit, so dass erst nach Verlauf einer vollen Stunde alles vereinbart war, worauf er sich sofort nach dem Dorfe begab, um die für unsere Expedition nothwendigen Vorbereitungen zu treffen. Gegen Mittag erschien er wieder an Bord, diesmal mit einem neckischen Jagdcostüm angethan und mit zwei überlangen Gewehren mittelalterlicher Construction bewaffnet, um mir auf meinem Ausfluge nach der Insel Wokam als Führer zu dienen.

Die Dampfbarkasse brachte uns rasch an die Westküste der Insel, wo das flache, mit Korallen durchsetzte Ufer unserer Ausschiffung einige Schwierigkeit bereitete, umsomehr, als eben ein heftiger Regen niederströmte, der uns auch zwang, in der Hütte eines am Ufer angesiedelten Mischlings-Malayen eine kurze Weile hindurch Unterstand zu nehmen. Hierauf gieng in gewohnter Art jeder von uns in Begleitung eines Führers nach einer anderen Richtung aus.

Der Urwald, der mich schon nach wenigen Schritten aufnahm, erinnerte mich durch die Pracht und Üppigkeit der Vegetation lebhaft an die Wälder der Salomon-Inseln und Neu-Guineas, jedoch mit dem Unterschiede, dass der Boden ungemein sumpfig war und sich an manchen Stellen breite morastige Wasseradern quer durch den Wald zogen, deren schwarzes, tiefes Moor die Luft ringsum mit Miasmen erfüllte. Die Farbe des stagnierenden Wassers war dunkles Schwarzblau, und bei jedem Schritte, den wir in dem Moraste thaten, wühlten wir eine Menge in Zersetzung begriffener organischer Substanzen auf, welche abscheuliche Gerüche verbreiteten. Anfangs versuchte ich, diese Moore auf umgestürzten Stämmen zu überschreiten, welche querüber lagen; doch versagte späterhin selbst dieses Auskunftsmittel, so dass ich mich, wollte ich vorwärts kommen, wohl oder übel entschließen musste, das Moor zu durchwaten, wobei es mir stets nur mit großer Anstrengung gelang, den Fuß, den ich in die zähe Masse gesetzt hatte, wieder hervorzuziehen. Dazu kam noch, dass das von Bäumen erfüllte Terrain mit allerlei üppigen Gewächsen überwuchert war und etwa jede halbe Stunde ein neuer heftiger Regenguss niedergieng.

Unmittelbar nach jedem dieser Güsse lugte die Sonne durch die Wolken und wurden auch, sobald sich jene zeigte, sofort wieder die verschiedenen Vogelstimmen hörbar, die während des Regens verstummt waren. Unter diesen Lauten waren insbesondere vernehmbar

jene des weißen Kakadus (Cacatua triton) und des schwarzen Ara-Kakadus, ferner die Rufe von Tauben, einzelner Papageien, eines Buschhuhns sowie von Fischern und Mainas verschiedener Arten. Die enorme Höhe der Bäume erschwerte, wie in Neu-Guinea, so auch hier meine Bemühungen, die Vögel, welche da riefen, zu entdecken.

Ich bemühte mich vor allem, einen der schwarzen Kakadus, welche sich durch ihr schönes, mit Weiß gleichsam überpudertes Gefieder, hellroth gefärbte Backen und den prächtigen, aufrecht stehenden Schopf auszeichnen, zu erlegen; doch blieb das Streben vergeblich, obschon ich stundenlang durch die Moore watete. Zwar sah ich einige Exemplare dieser Art, schoss auch eines derselben an, konnte aber selbst dieses nicht erbeuten. Dafür erlegte ich zwei aufgebaumte Buschhühner (Talegallus fuscirostris), mehrere Fischer einer mir neuen Art (Sauromarptis gaudichaudi) und drei große Tauben.

Auf einem dürren Ficus-Baume fand ich den unbesetzten, aber allem Anscheine nach frisch gebauten Horst eines großen Raubvogels. Clam hatte, wie er mir späterhin versicherte, in der Nähe dieses Horstes einen Fischadler gesehen, der an der Küste auf Fische stieß.

Die Angaben, welche Wallace in seinem Werke »Der Malayische Archipel« über die Fülle, Pracht und Mannigfaltigkeit der Schmetterlinge auf den Aru-Inseln gemacht hat, fand ich bestätigt; denn ungeachtet der häufigen Regengüsse flatterten während meiner Wanderung durch den Urwald überall die prachtvollsten, durch Größe ausgezeichneten Schmetterlinge der mannigfachsten Arten umher. So sah ich unter anderen einen gleich einem Vogel von Ast zu Ast streichenden Schmetterling, wahrscheinlich Ornithoptera aruana, dessen Flügel eine Spannweite von beiläufig 20 *cm* hatten!

Eine andere Eigenthümlichkeit der Aru-Inseln bildet das Vorkommen von Seethieren, insbesondere Muscheln und Schnecken, in größerer Entfernung von der Küste. Ein Theil der Schnecken dürfte von Einsiedlerkrebsen in das Innere vertragen, die übrigen Wesen und Gebilde aber von der Hochflut hieher verschlagen werden; denn das Innere der Inseln liegt an vielen Stellen tief unter dem Niveau des Meeresspiegels, was auch den sumpfigen Charakter der Wälder erklärlich macht.

Unter der schwarzen Humusdecke sind ausschließlich Muscheln und Korallen ganz neuer Bildung zu finden, und dank der schützenden Decke sind manche Formen noch ganz unversehrt und unverwittert erhalten geblieben.

Mein Führer, ein Mischlings-Malaye, erwies sich als fauler Schlingel, für den es nur ein Losungswort gab: immer zurück! Auch dünkte dem Wackeren das Waten in dem moorigen Terrain so wenig behaglich, dass ich ihn nur unter Anwendung aller erdenklichen Mittel weiterbrachte. Dieser Insulaner schien einen Beitrag zur Ansicht jener liefern zu wollen, welche den Mischlingen alle guten Eigenschaften absprechen und meinen, dass die Vermischung von Individuen zweier oder mehrerer verschiedener Rassen lediglich eine Vererbung der üblen physischen und psychischen Eigenschaften jeder der Rassen, welche in dem betreffenden Mischlinge vereinigt sind, begründe.

Bei Sonnenuntergang traf ich an der Küste wieder mit meinen Herren zusammen, deren einige glücklicher gewesen waren als ich — Beweis dafür, dass sie einen schwarzen Kakadu, zahlreiche Papageien und einen schönen, lichtbraunen Reiher erbeutet hatten.

Da inzwischen Ebbe eingetreten war, mussten wir, um zu der Barkasse zu gelangen, über eine ziemlich lange Strecke hin durch Schlamm und Wasser waten.

Dobo, 26. Juni.

Der dicke Posthalter hatte uns den Vorschlag gemacht, den heutigen Tag zu einer Excursion nach der nördlich von Wammar entfernten Insel Wassir zu machen, da sich, wie er angab, auf derselben Hoch- und Schwarzwild in so großer Anzahl befände, dass wir sicher eine reichliche Strecke erzielen würden.

Des Posthalters Mittheilung über die Jagdgelegenheit auf Wassir wurde uns durch den Capitän des englischen Perlfischer-Schooners bestätigt; jener war während des Berichtes des Posthalters eben an Bord der »Elisabeth« gekommen, um hier Salzfleisch zu kaufen, da der Schooner seit Wochen keine Conserven mehr besaß, die Holländer aber ihm solche unter keiner Bedingung ablassen wollten. Dieser »Conservenkrieg« hatte seinen Grund in der Eifersucht, welche hinsichtlich der Rechte, in den Gewässern von Neu-Guinea und insbesondere an dessen Westküste Perlen zu fischen, zwischen den Niederländern und den Briten beständig herrscht.

Doch, alle Angaben über den Wildreichthum Wassirs in Ehren, sprach auch das Wetter — dieser Hauptregulator aller menschlichen Bethätigung — sein Wörtchen drein. Die Aussichten für unsere Expedition waren gar nicht günstig; denn schwarze Wolken umhüllten das Firmament und es goss, als wir um 6 Uhr morgens von Bord abstießen,

unaufhörlich in Strömen, als habe der Himmel alle seine Schleusen aufgezogen. Der Regen wurde immer heftiger, so dass wir mitunter selbst die Inseln Wokam und Udjir, an welchen wir mit nördlichem Curs in der Entfernung von wenigen Kilometern vorbeisteuerten, kaum wahrnehmen konnten.

Meine Begleiter auf der »grauen Fahrt« waren der Posthalter, welcher heute ein geradezu gigerlhaftes Costüme zur Schau trug, meine Herren und vom Stabe Gratzl sowie Bourguignon.

Dank der Schnelligkeit der Barkasse währte unsere Fahrt nur zwei Stunden lang, und diesmal gieng das Landen leicht vonstatten, weil das tiefe Fahrwasser bis an den Strand heranreichte.

Hier lagen fünf Praus, deren Insassen, Bewohner der Insel Wassir, bestellt waren, um uns als Führer und Treiber zu dienen. Die Mehrzahl derselben trug malayisches Gepräge, die übrigen aber waren echte Arunesen, an Papuas erinnernd und doch wieder von diesen unterscheidbar; ihre Gesichtszüge sind weniger wohlgeformt und machen einen, ich möchte sagen, wilderen Eindruck als jene der Papuas. Das Haar, welches bei den eben Genannten in Büscheln steht, ist bei den Arunesen lang und nicht wie bei den Papuas kronenartig emporgebürstet; es wird schlaff herabhängend, in der Art einer Mähne getragen oder in einen Bund geknotet. Von Schmuck war an diesen Wilden wenig zu bemerken; dafür trugen sie schöne Waffen, nämlich Speere mit Eisenspitzen, welch letztere dem Tauschhandel entstammten, und krisartige Messer, deren Schäfte mit Ornamenten aus Zinn oder Silber geziert waren. Die Kleidung beschränkte sich natürlich nur auf einen Schurz.

Ich fühlte mich umsoweniger bewogen, angesichts einer so kleinen und selbst da wieder untereinander im Typus abweichenden Schar ethnologische Probleme zu lösen, als selbst die Gelehrten über die arunesische Rasse nicht einig sind. Dies hat seinen hauptsächlichsten Grund in der Thatsache, dass uns die Arunesen als ein Mischvolk erscheinen, dem in früheren Zeiten selbst der Einschlag portugiesischen Blutes zutheil geworden ist, was jedoch keinen verbessernden Einfluss auf die Rasse gehabt hat.

Trotzdem der Platzregen andauerte, entschlossen wir uns, es mit einer Pürsche zu versuchen, da uns der Wildstand in so glänzenden Farben geschildert worden war. Wassir zeigte einen wesentlich anderen Charakter als Wokam; denn überall trat zwar zwischen der reichen Humusdecke korallinischer Kalkstein zutage, hingegen fehlten Moore

sowie sumpfige Niederungen völlig. Die Vegetation war jener von Wokam ähnlich, doch nicht so üppig und dicht. Ich pürschte unter Leitung eines Malayen und gefolgt von dem dicken Posthalter, der heute tüchtig cantern musste, drei Stunden lang kreuz und quer über die Insel hin, ohne auch nur ein einziges Stück Wild zu Gesichte zu bekommen. Allerdings gab einmal ein kleiner Hund, der mit uns lief, in meiner Nähe Laut, doch, wie sich zeigte, ohne Ursache, wofür er von dem erbosten Malayen einen unsanften Stoß mit dem Speer erhielt; dann fand ich einige Fährten, späterhin die Waffe eines Keilers — das war aber auch alles.

Als wir, des langen Umherlaufens müde, zu Mittag an der Küste wieder mit den anderen Schützen zusammentrafen, berichteten diese, dass mit Ausnahme Clams, welcher drei Stücke Hochwild ausreißen gesehen, keiner von ihnen etwas Jagdbares erschaut habe. Bourguignon war nicht zur Stelle und stieß erst anderthalb Stunden später zu uns, weil sein Führer natürlich die Direction verfehlt und ihn lange Zeit hindurch, nach der uns schon geläufigen Art der Eingeborenen, immer wieder im Kreis umhergeführt hatte.

Wir hatten mittlerweile unter einem überhängenden Felsen Schutz vor dem unaufhörlich strömenden Regen gesucht und an dem offenen Feuer, welches wir entzündet hatten, um unser Frühstück zu bereiten, so gut es gieng, unsere Kleider getrocknet — eine Mühe, die im Grunde vergeblich gewesen; denn als wir aufbrachen, um nach dem Rathe der Eingeborenen noch einen Trieb zu versuchen, wurde unser Gewand binnen weniger Minuten aufs neue vollkommen durchnässt.

Von dem nun beginnenden Triebe versprachen sich die Eingeborenen sehr viel, indem sie erklärten, die eine Hälfte der Insel durchtreiben und uns auf diese Weise Wild zu den Ständen jagen zu wollen; was wir jedoch, fügten sie bei, nicht von den Ständen aus schießen könnten, würde die See annehmen und von der Bemannung der Praus gefangen genommen werden. Ich konnte über die Ansicht, dass sich Hochwild in die See stürzen werde, während ihm doch auf der anderen Hälfte der Insel hinlänglich Raum zur Flucht blieb, nur lachen, allein die Eingeborenen versicherten uns wiederholt, dass es ihnen oft gelungen sei, Hochwild auf diese Art zu fangen. So ließ ich denn der Sache ihren Lauf.

Nach langwieriger Berathung und unter unaufhörlichem Geschrei wurden wir im Wald angestellt und begann der Trieb, der selbstverständlich so wohl ins Werk gesetzt war, dass die Treiber, welche

unablässig einen wahren Höllenlärm schlugen, schließlich auf zwei bequemen Wechseln in langem Gänsemarsch aus dem Triebe wieder hervorkamen.

Ich hatte diesmal, ausgenommen zwei Buschhühner, wieder nichts gesehen, doch waren neben mir drei Schüsse gefallen, mit welchen Clam einen sehr flüchtigen Sechserhirsch erlegt hatte. So war doch immerhin etwas auf der Strecke und obendrein frisches Wildpret vorhanden, um die Schiffskost aufzubessern. Der Hirsch erwies sich als eine Varietät jener Art, welche wir in Java vorgefunden hatten (Rusa hippelaphus). Von diesem abgesehen, schien kein anderes Wild in dem letzten Triebe vorhanden gewesen zu sein, und ebensowenig hatte, wie ich vorausgesehen, irgend ein Stück die See angenommen.

Bei der Rückfahrt hellte sich zum Glücke der Himmel ein wenig auf. Wir schifften, nachdem der Regen völlig aufgehört, eine recht hübsche Sammlung von Vogelbälgen und anderen Objecten, welche mir der freundliche Posthalter zum Geschenke gemacht hatte, an Bord der »Elisabeth« ein und dampften dann unverzüglich gegen Amboina weiter.

Die Fieberepidemie hatte in Dobo ihren bisherigen Höhepunkt erreicht — der Rapport wies 153 Kranke auf!

In See nach Amboina, 27. Juni.

Bei ruhiger See wurden noch in der Nacht die in nordwestlicher Richtung von Wammar gelegenen, zu der Gruppe der Südoster-Eilande gehörenden Kei-Inseln passiert, die einen Theil der Molukken bilden. Am Morgen hatten wir die Watu (Watoe) Bella-Inseln, vor allem Tehor (Tivor), welche dem Anscheine nach denselben landschaftlichen Charakter haben, wie die Aru-Inseln, in Sicht.

Die Banda-See, die wir nun durchschifften, machte sich durch große Hitze bemerkbar. Gegen Mittag stellte sich Südostmonsun ein. Das Wetter war zwar regnerisch, immerhin blieben wir den Tag über von stärkeren Böen verschont; doch lagerten über all den Inseln, die wir passierten, schwere, dunkle Wolken, aus welchen unaufhörlich Blitze zuckten.

Sehr hübsch war abends der Blick auf die Banda-Inseln, welche vulcanischen Ursprungs, mit überaus dichter Vegetation bedeckt und insbesondere berühmt sind durch die intensive Cultur der Muscatnuss; diesem Betriebszweige soll gegenwärtig fast der ganze culturfähige Boden gewidmet sein. Von jenen lieblichen Eilanden wehten trotz der

Entfernung mehrerer Meilen süße, würzige Düfte zu uns herüber; ein Mond um den anderen reift dort Blüten und Früchte in trautem Vereine — wie mag es aber da erst blühen und duften, wenn der tropische Frühling die Kelche erschließt!

Mächtig ragt der Inselvulcan Gunung (Goenoeng) Api mit seinem spitzen, 670 *m* hohen Kegel aus dem Meer empor. Dieser Feuerberg ist, wenn auch nicht augenblicklich, doch noch immer thätig, und vor wenigen Jahren erst hat ein heftiger Ausbruch desselben auf den naheliegenden, bewohnten Inseln Banda Neira und Banda Lontar schreckliche Verwüstungen angerichtet, welchen zahlreiche Menschen zum Opfer gefallen sind.

Amboina, 28. Juni.

Officiell, das heißt seitens der niederländischen Regierung, wird die Insel, deren Hauptstadt wir nun anlaufen sollten, gleich der letzteren selbst, Amboina genannt, doch nennen die Eingeborenen und die hier ansässigen Europäer sowie auch die deutschen Geographen neuerer Schule die Insel stets Ambon oder Amboin. Dieses Wort soll in der Sprache der Alfuren, der Urbewohner der Molukken, zu welchen ja Amboina gehört, mit dem Worte »Nebel« gleichbedeutend und erst durch die Portugiesen in obiger Art umgelautet worden sein. Zurückgeführt wird diese Bezeichnung auf den Umstand, dass die Insel den größten Theil des Jahres über in dichte Nebel gehüllt ist, und in der That entsprach bei unserer Ankunft das Bild der Insel vollkommen ihrem so gedeuteten Namen; denn grauer, undurchdringlicher Nebel lag über ihr, als wir bei strömendem Gussregen um 7 Uhr morgens in die Bucht von Amboina einfuhren.

Die Insel, 998 km^2 umfassend und etwa 30.000 Einwohner, worunter 11.566 Christen, zählend, bildet einen Theil der gleichnamigen niederländischen Residentschaft, zu welcher die ganze Südgruppe der Molukken, die Banda-Inseln und andere Eilande gehören. Amboina, südwestlich von Ceram, östlich von Buru (Boeroe) gelegen, besteht aus zwei Halbinseln, einer größeren, langgestreckten, nordwestlichen und einer kleineren, südöstlichen; erstere führt den Namen Hitu (Hitoe), letztere Leitimor. Beide Halbinseln sind nur durch einen in seiner größten Breite $1^1/_2$ *km* nicht übersteigenden, mit Sand bedeckten Streifen Landes miteinander verbunden, zu dessen beiden Seiten Meeresbuchten liegen; die westliche derselben, die Amboina-Bai, dringt in nordöstlicher Richtung gegen den genannten Isthmus vor und birgt

an ihrem östlichen Ufer den vortrefflichen Hafen, an welchem die Hauptstadt Amboina gelegen ist; die zweite, gegen Südwest gerichtete Einbuchtung, Baguala- (Bagoeala-) Bai genannt, ist weitaus kleiner und weniger tief ins Land geschnitten.

Trotz des heftigen Regens war der Eindruck, welchen das Land an den beiden Seiten der langgestreckten Bucht auf uns machte, ein sehr guter, uns alle unwillkürlich an die Hügel und Berge der Donau bei Grein und in der Nähe des Strudels erinnernder. Wie dort, so erscheinen auch hier grüne, von scharf eingeschnittenen Thälern und Schluchten durchsetzte Berge, bildet jeder Hügel für sich ein Ganzes, sind Gehänge von freien Stellen unterbrochen, welche hier allerdings nicht mit dem Smaragdgrün unserer heimatlichen Wiesen, sondern mit Alang-Alang bedeckt sind. Dagegen hatten wir uns Amboina, und zwar sowohl den Hafen als die Stadt, den wichtigsten Handelsplatz und den Stützpunkt der niederländischen Herrschaft im Osten des Malayischen Archipels, etwas anders vorgestellt, als es uns bei der Einfahrt entgegentrat. Im Hafen lag mit Ausnahme des kleinen Regierungsdampfers »Arrant«, welcher die Polizei auf den Inseln der Amboina-Gruppe zu besorgen hat, kein einziges Schiff; die Stadt aber präsentierte sich auf den ersten Blick als ein kleines und unbedeutendes Emporium, so dass die Hoffnungen jener Herren, welche sich hier, nach den schlechten Zeiten, die sie auf den Salomonen, in Neu-Guinea und auf Aru verbracht, einige Tage angenehmen und genussreichen Lebens versprochen hatten, bedeutend sanken.

Das Sprichwort: »Morgenstunde hat Gold im Munde« schien den Amboinesen nicht geläufig zu sein; denn der Hafencapitän und der Pilot wollten durchaus nicht zum Vorscheine kommen, sondern begnügten sich damit, einen kleinen Malayen an Bord der »Elisabeth« zu senden, der sich aber in seinem Beruf als Unterpilot nicht gut zurechtfand. Eine Eigenthümlichkeit des Hafens ist dessen große Tiefe, so dass die Lothungen nahe am Rande des Ufers immer noch 20 bis 30 Faden ergaben; vorläufig wurde daher nicht geankert, sondern das Schiff an einer sehr schwachen Boje provisorisch vertäut und abgewartet, ob denn niemand an Bord komme, um uns nähere Daten in Bezug auf Ankerplatz, Kohleneinschiffung u. dgl. zu liefern. Nach und nach umschwärmte uns eine Menge ganz kleiner Canoes, mit Amboinesen und Chinesen bemannt, welche das Schiff neugierig anstarrten und als praktische Handelsleute sofort eine große Anzahl von Certificaten in den verschiedensten Sprachen emporhielten.

In Erwiderung des von der »Elisabeth« geleisteten Territorialsalutes donnerten die Geschütze des Forts über die See — Belagerungsstücke ältester Construction und riesiger Dimension, deren Bedienung nicht geringe Anstrengung der Mannschaft und geraume Zeit erforderte, so dass die Stücke uns nur in feierlichen Pausen aus ihrem ehernen Munde zu begrüßen vermochten.

Endlich erschienen der Hafencapitän und ein Beamter des Residenten, ersterer, um uns den Ankerplatz bei den Kohlendepots zu zeigen, letzterer, um den Besuch des Residenten Barons van Hoëvell anzumelden, der kurze Zeit darauf an Bord kam.

Wir besprachen vor allem das Programm der nächsten Tage, wobei ich den Vorschlag, einen Ausflug auf die Insel Buru zu unternehmen, mit Freuden begrüßte. Im weiteren Verlaufe des Gespräches ergab sich, dass Baron van Hoëvell bereits seit 25 Jahren in Niederländisch-Ostindien diente, die beiden letzten Jahre hindurch als Resident von Amboina, und nach Ablauf weiterer zwei Jahre in seine Heimat zurückzukehren gedachte, um dort an einer der Hochschulen eine Professur zu übernehmen. Dass ein Mann, der seit so langer Zeit im executiven Colonialdienste steht und in diesem ein hohes Amt bekleidet, den Wunsch hegt, eine Lehrkanzel einzunehmen und seinen Ruhestand im Dienste der Wissenschaft zu verbringen, ist unzweifelhaft ein seltener Fall. Diese Absicht des Residenten befremdete mich anfangs, erschien mir aber, je länger ich mit ihm sprach, um so erklärlicher; denn Baron van Hoëvell ist ein ungemein belesener und an Erfahrungen reicher Mann, der als Ethnologe eines bedeutenden Rufes genießt und in diesem Fache wie nach den verschiedensten anderen Richtungen hin als gründlicher Kenner der malayischen Inselwelt gilt. Diese hat er wiederholt kreuz und quer bereist, einzelne ihrer Theile, insbesondere die Molukken und die Aru-Inseln, auf das genaueste durchforscht und in sehr bemerkenswerten Monographien eingehend beschrieben. Den gediegenen Forscher kennen gelernt zu haben und von ihm viel Merkwürdiges, persönlich Beobachtetes erzählen zu hören, erfüllte mich mit besonderem Interesse.

Während des Besuches des Residenten war der Wind umgesprungen, so dass das Schiff mit dem Hecke gegen das Land schwaite und eine Berührung des Grundes durch das Steuer zu befürchten war. Die »Elisabeth« gieng daher unter Dampf vor die Stadt und wurde behufs Einschiffung von Kohlen an den hölzernen Molo der südwestlich von der Stadt befindlichen Kohlendepots, langer Lattenver-

schläge, gelegt. Dieses Manöver hatte seine Schwierigkeiten, besonders als sich die Trosse eines Ankers, welcher achter geworfen werden sollte, in den Propeller verfangen hatte und erst durch einen Taucher frei gemacht werden konnte; auch hatte das Schiff seines bedeutenden Tiefganges wegen bei Ebbe kaum einen halben Meter Wasser unter dem Kiele. Ziemlich primitiv erschienen die Einrichtungen zum Einschiffen der Kohle; denn in Ermangelung anderer Vorrichtungen musste dieselbe in Körben über eine hölzerne Brücke in die Batterie und auf Deck gebracht werden, weshalb auch, weil wir uns für die siebentägige Fahrt nach Sarawak mit 500 Tonnen Kohle zu versehen hatten, die Befürchtung laut wurde, dass die Einschiffung des Brennmateriales viele Tage in Anspruch nehmen werde.

Einer Einladung des Residenten folgend, landete ich nachmittags, als der Regen etwas nachgelassen hatte, bei dem Fort Victoria, wo mich Baron van Hoëvell mit dem Militär-Commandanten und einigen Beamten erwartete. Dieses Fort ist ein alterthümliches Bauwerk, dessen Wälle theils durch Erdbeben, insbesondere durch jenes vom Jahre 1705, theils durch den Zahn der Zeit arg gelitten haben; es stammt aus der ersten Zeit der Holländisch-Ostindischen Compagnie her, deren Wappen an allen Mauern des Forts noch ersichtlich ist. Als Besatzung liegt hier ein Theil eines Garnisonsbataillons Infanterie und ein Theil einer Compagnie Fußartillerie der niederländischen Colonialarmee. Die Adjustierung und Bewaffnung war die gleiche wie jene der Truppen, welche wir auf Java gesehen hatten.

Wir fanden uns angenehm enttäuscht, als uns eine Rundfahrt durch die Stadt belehrte, dass Amboina eine weit größere Ausdehnung besitzt, als uns dies der Blick vom Hafen aus vermuthen ließ; denn von dort aus hatten wir eben nur das Geschäftsviertel gesehen. Der jenseits des letzteren gelegene Stadttheil ist von geraden, breiten, mit Bäumen und Hecken eingefassten Straßen durchzogen; diese durchschneiden sich in rechten Winkeln und bilden so quadratische oder rechteckige Tafeln, auf welchen sich, von Gärten umrahmt, unter üppigen Bäumen die Villen und Häuser erheben, während im Hintergrunde dieser Gartenstadt Hügel emporragen.

Die Eingeborenen Amboinas werden in ethnographischen Werken oft Amboinesen genannt, zu den Ostmalayen gerechnet und stellen, den Forschern zufolge, ein Gemisch von mindestens drei Rassen, nämlich von Malayen, Portugiesen und Papuas oder Ceramesen bei gelegentlicher Kreuzung mit Chinesen oder Holländern, dar. Die Alfuren,

welche als Urbewohner der Molukken gelten, wurden lange Zeit für eine besondere, den Papuas ähnliche Rasse gehalten, aber neuerdings stellte es sich heraus, dass ein Theil der Alfuren ein Ergebnis der Mischung zwischen Malayen und Papuas ist, und dass die sogenannten Alfuren in großer Anzahl reine Malayen sind. Wie dem auch sei, mich erinnerten die Amboinesen mit ihrer kleinen, zierlichen Gestalt, ihrem gelben Teint und den geschlitzten Augen lebhaft an die Javanen.

Die Amboinesen bekennen sich zumeist zum Christenthume, zum Theil aber zum Islam; die Christen heißen Oran Sirani (Nazarenen). Die eingeborene christliche, stark mit portugiesischen Elementen versetzte Bevölkerung ist äußerlich dadurch leicht erkennbar, dass sie, Männer wie Weiber, schwarze Kleidung trägt; diese ist wohl ein Andenken an die Vorfahren, welchen das feierliche Schwarz der Gewänder, in denen die Portugiesen um die Wende des 17. Jahrhunderts hier aufgetreten sein dürften, ungemein imponiert haben mag. Der Einfluss seitens der Portugiesen, welche von der Entdeckung der Molukken an (1512) bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts Amboina beherrscht haben, gelangt auch in der Sprache der Amboinesen zum Ausdrucke, da diese selbst heute noch eine ganze Reihe portugiesischer Wörter zur Bezeichnung der Dinge des gewöhnlichen Verkehres verwenden.

Neben diesen Theilen der Bevölkerung sehen wir auf Amboina eine sehr starke chinesische Colonie, die es verstanden hat, auch hier den gesammten Handel zu monopolisieren, sowie eine große Anzahl von Arabern, die sofort an ihrem Turban, den langen Gewändern und dem würdevollen Gange kenntlich sind. Endlich besteht hier, wie selbstverständlich, eine holländische Colonie.

Die Gesammtziffer der Einwohner der Stadt beträgt 8063 Seelen; hierunter befinden sich 788 Europäer und 4529 eingeborene »Bürger«.

Von den Behausungen sind die Wohnhäuser der Europäer zu erwähnen, welchen ein ähnliches Gepräge wie jenes der Behausungen der Holländer auf Java eigen ist; es sind gleichfalls ebenerdige, luftige, mit Veranden versehene, von Gärten eingerahmte, weiß getünchte Bauten, die bis in den letzten Winkel hinein den Stempel größter Reinlichkeit tragen. Die Hütten der Eingeborenen gleichen jenen der javanischen Kampongs, wobei Bambus, Palmenfasern und Flechtwerk — alles dies ohne einen einzigen Eisennagel miteinander verbunden — fast durchaus das Baumaterial bilden und selbst das Dachgebälke nur ineinandergefügt sowie mit starken Faserstricken befestigt ist.

Das Regierungsgebäude in Batu (Batoe) Gadjah ist mit großer Raumverschwendung angelegt, und zwar in einem Stile, welchen ich den »holländisch-javanischen« nennen möchte; es ist ebenerdig, mit zahlreichen offenen Veranden ausgestattet und von einem wohlgepflegten Park umgeben, den viele Wasserläufe und ein Rudel Hochwild auf das angenehmste beleben.

Am Eingange war mir zu Ehren eine Triumphpforte errichtet, an der mir ein origineller Empfang zutheil wurde. Neben jener standen zunächst die chinesischen Honoratioren der Stadt mit großen, bunten Fahnen, auf welchen goldene Schriftzeichen prangten. Bis zu der Pforte der Residenz hin hatte ein eigenthümliches Corps Aufstellung genommen: eine amboinesische, phantastisch gekleidete Tänzerschar, welche, sobald wir an sie herangekommen waren, einen absonderlichen, von Pfeifenklang und Trommelschlag begleiteten Kriegs- und Freudentanz aufführte, der so schön und wild war, dass unsere Pferde sofort scheuten und zwischen den beiden lebhaft bewegten, lärmenden Reihen der Tänzer absolut nicht hindurchzubringen waren.

Jeder der Künstler trug rothgeblumte Beinkleider, ein weißes, faltiges Hemd, über der Brust eine mit Perlen und Goldschmuck verzierte Bandoulière en sautoir und als Kopfbedeckung einen ungeheueren, an der Stirnseite in einen Schnabel auslaufenden Papierhelm, auf dem sich ein riesiger, aus Paradiesvogel-, Tauben- und Hahnenfedern zusammengesetzter Busch erhob. Um Kinn und Ohren war ein weißes Tuch gebunden, was den Eindruck hervorrief, als seien die Tänzer sämmtlich mit Zahnschmerz behaftet. In den Händen trugen sie ganz schmale, konisch geformte Schilde.

So ausgerüstet, hüpfte und wirbelte die ernst dreinblickende und dadurch um so komischer wirkende Schar wie toll umher, so dass wir beim besten Willen uns eines Lächelns nicht enthalten konnten. Noch während die Amboinesen und die Chinesen vor mir defilierten, stellte mich Baron van Hoëvell seiner Gemahlin sowie deren Schwestern vor und geleitete mich unmittelbar darauf in sein überaus interessantes ethnographisches Museum. Der Inhalt desselben, durchwegs aus Objecten bestehend, welche der Resident während seines Aufenthaltes im Malayischen Archipel erworben hatte, verrieth in der Wahl der Gegenstände und in deren Anordnung sofort den Fachmann. Ich fand hier Curiositäten vor, welche selbst das Museum zu Batavia aufzuweisen nicht im Stande ist; besonders reich waren in der van

Hoëvell'schen Sammlung die Molukken und darunter wieder Ceram vertreten; Waffen, Schmuck, Fetische, Hausgeräth — alles war hier in seltenen und zum Theile kostbaren Exemplaren vorhanden. Was mir namentlich auffiel, waren die zahlreichen, bis in das kleinste Detail naturgetreu ausgeführten Modelle der malayischen Praus, Dschunken, Boote und Canoes. In großen Behältnissen war eine reiche Sammlung der in der Molukken-Straße und der Banda-See vorkommenden Muscheln ausgelegt. Zu meiner aufrichtigen Freude machte mir Baron van Hoëvell die gesammte Sammlung mit dem Bedeuten zum Geschenke, dass es ihn freuen würde, dieselbe in meiner Heimat aufgestellt zu sehen. Die Sammlung kann füglich ein Schatz genannt werden, ist genau katalogisiert und zählt mehr als 1000 Nummern. Der Resident fügte diesem Geschenk überdies eine große Anzahl von Exemplaren der schönsten, auf Neu-Guinea und den Aru-Inseln vorkommenden Paradiseiden bei, worunter ich Vertreter von Arten wahrnahm, welche ich bisher nur dem Namen nach gekannt.

Bis zum Beginn des im Regierungsgebäude stattfindenden Diners, und während die Damen hiezu Toilette machten, versuchte ich einen Spaziergang durch Amboina zu unternehmen, musste aber sehr bald davon abstehen und die Flucht ergreifen, da mich, zum allgemeinen Ergötzen der übrigen Bewohner, einige hundert Buben schreiend und johlend begleiteten und dabei ununterbrochen auf holländisch das bekannte Lied »Hoch soll er leben!« sangen. Bald betheiligten sich auch Erwachsene an diesem Festzug, und ich hielt es schließlich, da der Enthusiasmus der Jugend immer mehr zunahm, für gerathen, wieder in den Park einzuschwenken.

Vor dem Diner producierten sich einige Sänger, welche die Volkshymne und hierauf eine Reihe von Concertpièçen in gelungener Weise zum Vortrage brachten, wogegen mich eine aus einheimischen Künstlern zusammengesetzte Musikkapelle weniger entzückte, da ihre Vorträge zu viel Ähnlichkeit mit jenen von Zigeunern hatten, deren Weisen ich keinen Geschmack abzugewinnen vermag.

Erst in später Stunde endete das Diner, worauf wir und der Resident uns auf dem Regierungsdampfer »Arrant« einschifften, um die Nacht hindurch nach der Insel Buru zu fahren, wo wir zwei Tage zu bleiben gedachten. Der »Arrant«, ein kleiner Dampfer, der erst vor kurzem in Amsterdam gebaut worden war, macht von außen keinen günstigen Eindruck, da sein geringer Tonnengehalt nicht im Verhältnisse zu der Höhe des Schiffes steht; die innere Einrichtung ist jedoch

sehr praktisch, geräumig und, wie alles bei den Holländern, überaus reinlich. Da der Dampfer den Polizeidienst auf den Inseln zu besorgen hat, ist er das ganze Jahr fortwährend in Bewegung und nur selten mehrere Tage hindurch im Hafen von Amboina.

Der mittlerweile eingetretene Regen nahm noch, bevor wir den Hafen verließen, ein Ende, und freundlich lugte, als Amboina unseren Blicken entschwand, der schimmernde Mond durch die Wolken.

Kajeli, 29. Juni.

Eine achtstündige Nachtfahrt hatte uns an die Ostküste der Insel Buru gebracht, wo wir in der Bucht von Kajeli nächst der gleichnamigen Stadt vor Anker giengen.

Zu unserer Überraschung hatten wir heute keinen Regen, sondern schönen Sonnenschein, in dessen Glanze die Bai von Kajeli ein höchst anmuthiges Bild bot; in der Ferne erblickten wir einen mächtigen Berg, dessen Spitze fast unausgesetzt in Wolken gehüllt erschien, und welchen die Eingeborenen von Buru als »Heiligen Berg« bezeichnen, weil dessen Gipfel noch nie der Fuß eines Europäers berührt hat. Das östliche Vorgebirge Kajelis bildend, ragen zwei kegelförmige Berge, »Mutter und Tochter« genannt, empor, während das Gebirge gegen die Küste hin in sanften Linien abfällt.

Kajeli selbst liegt in einer sumpfigen, von kleinen Wasserläufen durchzogenen und mit dichten Mangrovebäumen besetzten Ebene, die sich bis nach der die Aussicht zu unserer Rechten begrenzenden Landzunge Lissaletta hinzieht.

Der Posthalter und der Commandant des Forts Defentie erschienen an Bord, um mit dem Residenten das Programm für die beiden nächsten Tage zu vereinbaren, welchem zufolge vorerst Kajeli besichtigt und dann auf Vögel gejagt werden sollte. Dies fand meinen besonderen Beifall, da Buru, wie alle Molukken, durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Vogelwelt ausgezeichnet ist. Für den zweiten Tag war ein Treiben auf Hirsche, Wildschweine (Sus celebensis) und Hirscheber (Babirussa alfurus) in Aussicht genommen. Der seltsame Babirussa wird außerhalb seines Stammlandes Celebes nur noch auf Sula (Soela), Manguli (Mangoeli) und Buru gefunden und stellt mit seinen doppelten, über dem Wurfe beinahe zusammenwachsenden Waffen ein ebenso merkwürdiges, als seltenes Wild dar. Begreiflicherweise sehnte ich mich darnach, ein solches Exemplar zu erlegen.

Nach Schluss der Besprechung fuhren wir ans Land und mussten hiebei, weil die Boote des schlammigen Ufers halber nicht anlegen konnten, in geschmückten Sesseln von Kulis durch das Wasser bis zu einer Triumphpforte getragen werden, vor welcher die Honoratioren von Kajeli uns einen feierlichen Empfang bereiteten.

Dem Posthalter, als dem höchsten Regierungsbeamten auf Buru, untersteht nicht nur der District Kajeli, sondern auch ein großer Theil der Insel überhaupt, welche in Râdschaschaften getheilt ist. Zu dem Amte von Posthaltern werden meistentheils Eingeborene berufen, wie dies in Dobo der Fall war, und auch der Commandant des kleinen, halbverfallenen Forts sowie der Bürgermeister von Kajeli waren Vollblutmalayen.

Unter der Menschenmenge fielen mir besonders zwei Alfuren auf, welche mit Tauschartikeln aus Ceram hiehergekommen waren und kräftiger sowie wohlgebildeter als ihre malayischen Verwandten erschienen; charakteristisch war die Wildheit, mit der sie herausfordernd um sich blickten. Sie trugen, im Gegensatze zu den Amboinesen, nur einen Schurz aus Palmenbast, auf welchem der Alfure durch farbige Ringe die Anzahl der Köpfe, die er erbeutet hat, zu markieren pflegt; denn bekanntlich gehen die Alfuren auf Ceram, mit ungemein scharfen Krissen und Speeren aus Eisenholz bewaffnet, auch heute noch auf die Kopfjagd aus. Durch die Gefälligkeit Baron van Hoëvells gelangte ich in den Besitz mehrerer charakteristischer alfurischer Schmucksachen und Waffen.

Da mir die Morgenzeit für die Jagd auf Vögel besonders günstig schien, verschob ich die Besichtigung der Stadt Kajeli auf späterhin und bat den Posthalter sowie den mit der Leitung der Expedition auf Buru betrauten Controlor von Amboina, mir die besten Jagdplätze anzugeben. Nach langem Hin- und Herberathen, welches unter Zuziehung des ersten Jagdkundigen von Kajeli — nebenbei gesagt, eines verdächtig aussehenden, mit schwarzem, abgetragenem Gehrock und schwarzem Hute bekleideten Individuums — erfolgte, wurde uns empfohlen, zu einer in der Bai befindlichen Landzunge zu fahren, da es dort Papageien von fünf verschiedenen Arten geben sollte.

Die Dauer der Fahrt bis zu jener Landzunge wurde auf zwei Stunden geschätzt; doch anstatt den Dampfer, sicherlich das schnellste und praktischeste Transportmittel, zu wählen, fanden die Arrangeure der Excursion es für angezeigt, sich einer Segel-Prau zu bedienen. Wegen vollkommener Windstille konnten die Segel nicht zur Ver-

wendung kommen, so dass die Prau nur mit Hilfe der Ruder weiterbewegt wurde, ein Umstand, welcher umso verzögernder wirkte, als die rasch zunehmende Hitze die Ruderer bald ermatten ließ.

Trotz alledem erreichten wir endlich nach langwieriger Fahrt unser Ziel und dachten, dass nun die Jagd alsbald beginnen würde — allein auch hier gab es allerlei Deliberationen. Schließlich übernahm der Jagdkundige die Führung und gieng ungefähr 400 Schritte weit längs der Küste fort, bis wir an einen Punkt kamen, wo an einer seichten Stelle des Meeres große Holzstämme lagen. Hier tummelten sich einige Möven, Strandläufer und Regenpfeifer umher, allein in so bedeutender Entfernung, dass es unmöglich war, die Vögel zu beschießen, und nur Clam, der näher hinzugewatet war, als einzige Beute eine harmlose Seeschwalbe zurückbrachte.

Alsbald erklärten uns die Leute, dass die Jagd hiemit beendet sei und wir wieder nach Kajeli zurückfahren könnten, Papageien gebe es hier nicht, ebensowenig sei auf die Pelikane zu hoffen, welche der Jagdkundige hier sicher anzutreffen vermeint hatte, und in den Mangrovewald einzudringen, sei ebenfalls, des Sumpfes wegen, unmöglich. Recht ungehalten darüber, dass uns in solcher Weise der Vormittag verloren gegangen war, mussten wir uns zwei Stunden lang, bei mittäglicher Hitze, gegen Kajeli zurückrudern lassen, landeten jedoch schon früher, da wir beschlossen hatten, auf eigene Faust die diese Ortschaft umschließenden Wälder zu durchstreifen.

Hier sah es zuerst gar todt und still aus; bei der drückenden Schwüle wollte sich kein Vogel rühren, nur prachtvolle Schmetterlinge aller Größen und Farben flatterten umher. Der Wald war nicht zusammenhängend und geschlossen, sondern wechselte mit freien, mit grobem Grase, Kusu-kusu genannt, bewachsenen Flächen ab; in den waldigen Partien dieses Terrains standen Palmen, namentlich die faserige Sagopalme (Pigafetta filaris), Ficus- und Eucalyptus-Bäume, in deren Schatten ich einige Zeit wartete, bis sich wieder Vogelstimmen vernehmen ließen. Obgleich ich dann bis zum Abend umherstreifte, war meine Ausbeute nicht eben eine reichhaltige; ich erlegte nur zwei Papageien verschiedener Arten, deren einer grün, der andere roth (Tanygnathus megalorhynchus und Eos rubra), ferner ein Exemplar der prachtvollen weißen, eigentlich lichtgelben Fruchttaube (Myristicivora melanura), endlich einen merkwürdigen Segler (Macropteryx [Dendrochelidon] mystacea) mit langen, weißen Bartfäden und einige kleinere Vögel. Meine Herren hatten nur zwei Tauben, eine große, graue

Fruchttaube mit metallisch grünen Flügeln (Carpophaga perspicillata) und eine kleine, grün und gelb gefärbte Gewürztaube (Osmotreron aromatica) mit grauem Kopfe zur Strecke gebracht.

Von der Art und Weise, in welcher die Eingeborenen dieses Gebietes die Wege anzulegen pflegen, sah ich in dem Jagdterrain ein sonderbares Beispiel. Ich hatte, da die Sonne schon tief am Horizonte stand, meinen Führer aufgefordert, mich auf dem kürzesten Wege nach Kajeli zurückzubringen, einem sehr betretenen Pfade, der allerdings die Linea recta einhielt, dafür aber vierundzwanzigmal einen kleinen Fluss kreuzte, welchen wir in Ermangelung von Stegen jedesmal watend übersetzen mussten. Doch fiel dies nicht allzusehr in die Wagschale, da ich mich während meines Aufenthaltes in den Tropen daran gewöhnt hatte, tagtäglich, sei es vom Regen, sei es bei Durchwatung von Bächen, Flüssen und Sümpfen einigemale durchnässt zu werden.

Die kurze Zeit, die mir bis zum Einbruche der Dunkelheit erübrigte, benützte ich dazu, Kajeli zu besichtigen und das Haus des Posthalters zu besuchen. Die Ortschaft bot, mit Ausnahme des halbverfallenen Forts, dessen niedere Mauern, wie behauptet wird, auf den Grundpfeilern einer zur Zeit der portugiesischen Herrschaft erbauten Feste stehen, nichts Bemerkenswertes. Der Posthalter machte mir in seinem Hause die Schädel zweier vollkommen ausgewachsener Babirussas zum Geschenk und schaffte drei lebende, mit ihren großen Glotzaugen komisch dreinsehende Cuscus herbei, welche ich sofort an Bord sandte. Die Cuscus (Phalanger), der austro-malayischen Region eigenthümliche Beutelthiere, kommen in fünf Arten vor.

Der Abend wurde an Bord verbracht, wo abermals ein Krankheitsfall zu verzeichnen war, da jetzt Hodek vom Fieber befallen wurde.

Kajeli—Amboina, 30. Juni.

Zu der für den heutigen Tag angesagten Treibjagd war unser Dampfer bereits um 4 Uhr morgens abgefahren und gieng nächst der Landzunge Lissaletta um 6 Uhr vor Anker. Einen Augenblick sah blauer Himmel auf uns nieder, aber bald verdüsterte und umzog sich das Firmament und strömte tropischer Regen, dem gegenüber der berühmte Salzburger Schnürlregen nur leichter Sprühregen ist, herab.

An der Landungsstelle, in der Nähe einiger Fischerhütten, erwarteten uns die »vorzüglichen« Leiter der gestrigen Jagd und eine Schar Treiber, welche Hunde mit sich führten. Wir bestiegen eine Anhöhe,

auf welcher die übliche große Berathung stattfand, nach deren Beendigung zuerst die Treiber und späterhin die Schützen nach verschiedenen Richtungen abgiengen.

Zu meinem großen Erstaunen zeigte sich die Anzahl der Schützen bedeutend vermehrt, da sich uns einige nicht näher bestimmbare, mit abenteuerlichen Flinten bewehrte Individuen angeschlossen hatten, welche, wie mir auf meine Frage bedeutet wurde, erschienen waren, um die Rolle der Abwehrer zu übernehmen. Trotzdem wir den Treibern auf das eindringlichste mit Worten und Geberden, Bitten und Befehlen eingeschärft hatten, die Hunde nicht auszulassen und sich auf dem Wege zum Triebe ruhig zu verhalten, hörten wir ihr Geschrei fortwährend durch den Wald klingen, ja bald gaben auch die Hunde jagend Laut und brachten ein Hirschkalb in unsere Nähe, welches ich aber leider fehlte.

Die Gegend trug ein von jenem des gestrigen Terrains grundverschiedenes, ich möchte sagen, australisches Gepräge; denn in dem hohen Grase ragten einzelne Bäume auf, hin und wieder wurden steile, besonders gegen die See hin jäh abfallende Lehnen, dann wieder dichtere Waldpartien mit lianenartigem Unterwuchse sichtbar.

Ein einstündiger Marsch brachte uns zu den Ständen, deren Linie ungefähr einen Halbkreis bildete, in dem wir kaum angestellt waren, als schon aus der Ferne das Geschrei der Treiber erscholl, welche uns Wild zujagen sollten. Ich nahm den äußersten Stand auf dem rechten Flügel ein; unter mir befand sich die Wehr mit den zahlreichen »wilden« Schützen. Lange wollte sich bei mir nichts zeigen, während oberhalb meines Standes schon mehrere Schüsse gefallen waren; endlich aber eräugte ich in kurzen Zwischenräumen einige Wildschweine, die auf sehr weite Distanz unterhalb meines Standes so durch das hohe Gras zogen, dass man die Thiere immer nur auf Momente erblicken konnte. Ich versuchte auf gut Glück einige Schüsse und traf auch einen starken Überläufer, der im nächsten Triebe verendet gefunden wurde. Ein einziges Stück kam mir gut; doch als ich dasselbe erlegt hatte, zeigte sich, dass es bereits von einem anderen Schützen einen Laufschuss erhalten hatte.

Nach Beendigung des langwierigen Triebes stellte es sich heraus, dass fast alle Schüsse von den eingeborenen Schützen abgegeben worden waren, welche in der That guten Anlauf gehabt und, freilich ohne jedes Resultat, viel Hochwild, darunter einen guten Hirsch, mit Schrot beschossen hatten. Auch die Wehr unterhalb meines Standes

hatte sich an der Jagd activ betheiligt, brachte aber unter lebhaften Gesticulationen und nichts weniger als geistvoll dreinsehend nur ein lebendes Hirschkalb herbei, welches durch die Hunde vor den Schützen gestellt worden war.

Die Holländer scheinen, wenn ich aus den auf Java und nun abermals gemachten Erfahrungen Schlüsse ziehen darf, für die Waidmannskunst und für das Arrangieren einer Jagd kein besonderes Geschick zu besitzen; wenigstens herrschte auch bei den drei Trieben, welche nun noch genommen wurden, wieder heilloses Durcheinander. Wir wurden zwar angestellt, aber meistens auf unrichtigen Plätzen oder erst, sobald die Treiber bereits vorbei waren; niemand leitete das Ganze, jeder der Eingeborenen wollte nur selbst schießen, und die Treiber giengen statt in den Dickungen, laut schreiend, in dem bekannten Gänsemarsche das Seeufer entlang. Zu dieser Verwirrung mag wohl auch der sündflutartige Regen beigetragen haben.

Ich bedauerte den durch die genannten Übelstände hervorgerufenen Misserfolg umsomehr, als in den bewachsenen Lehnen, nach den Spuren zu schließen, viel Wild zu sein schien und kein einziger Babirussa angejagt wurde.

Da wir sahen, dass die Treiber der Jagd schon überdrüssig waren und gar keine Ordnung mehr herrschte, wendeten wir unsere Aufmerksamkeit wieder der zahlreich vertretenen Vogelwelt zu und erlegten eine beträchtliche Anzahl großer, grauer und gelber Tauben, sowie mehrere Papageien. Ich war so glücklich, in kurzen Intervallen durch Zufall drei Raubvögel zu erlegen, und zwar einen mächtigen weißbauchigen Seeadler (Haliaëtus leucogaster) mit weißem Leibe, gebändertem Stoß und taubengrauen Schwingen, der auf einem hohen Ast aufgebaumt hatte, ferner einen Fischadler (Pandion leucocephalus), dem europäischen sehr ähnlich, und einen Falken (Falco moluccensis), der an unseren Thurmfalken erinnert, doch intensiver gefärbt ist; die beiden letzteren waren während der Triebe über mich gestrichen.

Der Regen nahm immer mehr zu, schließlich konnten die aufgeweichten Patronen nicht mehr in die Gewehrläufe gebracht werden, und so wurde zum Rückzuge geblasen und an Bord gegangen, um direct nach Amboina zurückzukehren.

Wir hatten die Bucht von Kajeli kaum verlassen, als uns in der Straße von Manipa hohe, unangenehme See empfieng, die unser kleines Dampfboot derart umherwarf, dass einer nach dem anderen von der Gesellschaft das Deck verließ und in der Kajüte verschwand, um

erst wieder zu erscheinen, als wir mit bedeutender Verspätung in Amboina einliefen. Ganz zerschlagen und durchrüttelt kamen wir wieder an Bord der »Elisabeth«, wo der Aufenthalt auch kein sonderlich angenehmer war, da noch immer Kohlen gemacht wurden und alles auf dem Schiffe von dem Gussregen troff.

Amboina, 1. Juli.

Als das Wetter sich aufgehellt hatte und die Sonne durch die Nebelschleier der Berge blickte, lud mich der Resident ein, vormittags die berühmten und von vielen Naturforschern gepriesenen Seegärten zu besuchen, welche etwa eine halbe Stunde nördlich von Amboina in der kleinen Bucht von Batu (Batoe) Mera knapp an der Küste liegen. Während zwei Herren ans Land giengen, um das Verladen der ethnographischen Sammlung zu beaufsichtigen, brachte die Barkasse mich, Wurmbrand und den Residenten rasch an Ort und Stelle.

Hier thürmten sich auf dem Meeresgrund, in einer Tiefe von 4 bis 5 *m*, wegen der Durchsichtigkeit des Seewassers vollkommen sichtbar, zahllose weiße und rothe Koralleninselchen auf, zwischen welchen allerlei bunte Strahlthiere, Muscheln, Algen und lebhaft bewegte, vielfarbige Fischchen erschienen. Die verschiedenartigen Formen, glänzenden Farben und zarten Nuancen all dieser Gebilde und Wesen riefen im Schimmer der Sonne und im Reflexe des Seewassers allerdings den Eindruck hervor, als schaue man da drunten einen Garten; aber so lieblich der Anblick desselben auch war, fühlte ich mich doch einigermaßen enttäuscht. Ich hatte zu viel über die Seegärten von Amboina gehört, gelesen und kürzlich auf den Salomon-Inseln und in Neu-Guinea die Wunder der unbekannten Korallenbauten in zu großem Maßstabe sowie in zu blendender Pracht gesehen, um den Seegärten von Amboina die Palme reichen zu können. Zudem waren hier viele Gebilde durch die häufigen Plünderungen seitens der Naturforscher und der Eingeborenen gebrochen oder zerstört, während dort alles noch ganz unberührt und, wie es die Natur geschaffen, vor dem entzückten Auge prangte.

Der Râdscha des in der Nähe liegenden kleinen Dorfes Batu Mera war in einer festlich geschmückten und mit vielen Ruderern bemannten Prau erschienen, um mich zu begrüßen. Während auf der Prau Trommler sowie Flötenspieler eine greuliche Musik verbrachen und wir vom Râdscha gespendete Ananas verzehren mussten, tauchten einige der Eingeborenen nach Korallen, die sie in mein Boot legten.

Auch einen Fischzug gab es zu sehen, welchen der freundliche Resident in der an Fischen der mannigfaltigsten Art ungemein reichen Bucht mir zu Ehren veranstalten ließ. Die Amboinesen gehen zumeist bei Nacht mit der Angel auf den Fang aus und bringen ihre Beute morgens um 6 Uhr auf den Amboinaer Markt. Bei Verwendung größerer Schlepp- oder Grundnetze vermöchte man hier gar interessante und lehrreiche Fischzüge zu machen, doch verfügen die Leute, welchen die Menge der Beute die Hauptsache ist, nebst der Angel auch noch über andere, inferiore Fangmethoden. Bei der einen ist ein labyrinthisches System von Rohr- oder Bambusstäben in Verwendung, welches an der Küste aufgestellt wird und in einen Sack mündet; bei Flut können nun die Fische in diesen Sack gelangen, sehen sich aber, sobald die Ebbe eintritt, darin gefangen. Bei der anderen Methode wird ein kleines Schleppnetz am Rande der Küste ausgeworfen, worauf man die Fische gegen das Land treibt und dann fängt. Natürlich erhält man auf diese Weise nur kleinere Exemplare, deren Arten aber so zahllose sind, dass ich ganz erstaunt war, hier eine solche Mannigfaltigkeit von Fischen vorzufinden; denn ich hatte bald zwei große Spiritusbehälter mit den seltensten Individuen vollgefüllt, die sich durch lebhafte Farben und oft abenteuerliche, viereckige, kugelrunde oder vollkommen lanzettartige Formen auszeichneten. Auch zwei giftige Fische befanden sich darunter, deren Stich binnen zehn Minuten den Tod herbeiführen soll; begreiflicherweise beförderten wir diese Exemplare mit der äußersten Vorsicht in die Gläser.

An Bord der »Elisabeth« fand ich die ganze herrliche Sammlung, welche der Resident mir geschenkt, bereits in meinem Salon aufgestapelt und das Schiff von Händlern umschwärmt, die lebende Papageien, Kasuare, Hirsche und Affen, dann Muscheln, Korallen und Nippes aus Muscatblüten zum Kaufe boten.

Das Wetter hatte sich ganz aufgehellt, und man konnte daher erst heute ermessen, wie schön die malerische Bucht von Amboina in günstigerer Saison sein müsse. Der klare Nachmittag lockte mich bald wieder ans Land, wo ich zum Glück unerkannt und ohne das Cortège von »Hoch soll er leben« singenden Buben einen Spaziergang durch die Stadt unternahm. Beim Diner erfreuten wir uns der Gesellschaft des Residenten, welcher von den Klängen unserer Bordkapelle und vom Champagner, dessen er lange entbehrt hatte, ganz entzückt war und bis zu später Stunde an Bord blieb, viel Interessantes über sein Leben auf den Inseln, über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen erzählend

Amboina, 2. Juli.

Heute morgens überraschte uns, nachdem wir uns gestern eines Sonnenblickes erfreut hatten, wieder so starker Gussregen, dass wir ruhig in unseren Kajüten bleiben mussten und das Land kaum zu erblicken war; so sehr wurde alles durch Nebel und Wolken verhüllt.

Wir standen nach der Messe in Gruppen vor den Cabinen und schauten zum grauen Himmel empor, ob denn der Regen gar nicht nachlassen wolle; aber für heute war keine Hoffnung mehr vorhanden. Trotzdem fuhr ich nachmittags nochmals zu den Seegärten, um mit meinen Leuten wieder einige Korallen zu fischen.

Dann machte ich noch einen Abschiedsbesuch bei der Familie des Residenten; der ganze Park beim Palais war in einen See verwandelt, und das Hauptgesprächsthema bildete natürlich der Regen.

Borneo — Singapur.

Borneo — Singapur.

In See nach Borneo, 3. Juli.

So verließen wir denn Amboina, — die Vertäuung bei Tagesanbruch lichtend — ohne eigentlich diese schönste Insel der Molukken in ihrer wahren Gestalt gesehen zu haben; der unaufhörliche Regen hatte jede Aussicht, jeden Naturgenuss zerstört. Ich hatte mich ganz besonders gefreut, die Aru-Inseln und Amboina zu sehen, da meine Erwartungen durch vielversprechende Schilderungen dieser Eilande auf das höchste gespannt waren. Nun aber möchte ich mich der Ansicht zuneigen, dass mir der Regen vielleicht eine gewisse Enttäuschung erspart hat; denn ich fand, nach dem zu schließen, was ich allerdings nur flüchtig und bei Ungunst der Witterung gesehen hatte, auf den Aru-Inseln wie auf Amboina Flora und Fauna lange nicht so reich und so schön, als es die Bücher, die ich gelesen, verheißen hatten, und weit übertroffen durch die Pflanzen- und Thierwelt anderer Haltepunkte meiner Reise. Doch darin war es mir ergangen, wie so manchem anderen Reisenden vor mir.

Länder, Gegenden und Orte, welche sozusagen gar nichts versprechen und von den Reisenden nur, weil es die Route vorschreibt, oder doch mit Voreingenommenheit besucht werden, überraschen oft in angenehmster Weise, ja heimeln an, wenn zu dem intimen Reize der Localität das Bekanntwerden mit sympathischen Persönlichkeiten tritt.

Dieser Erfolg verkannter Länder und Leute ist um so bedeutender dort, wo weder Reisewerke noch mündliche Berichte eine günstige Prognose gestellt haben. Derart war es mir zum Beispiele mit Sydney, mit allem, was ich von Neu-Süd-Wales gesehen hatte, ergangen, woselbst ich im Widerspruche mit meinem ursprünglichen Plane, nur auf die specielle Bitte des Marinecommandanten hin gelandet war — und nun erschien mir der Aufenthalt auf dem australischen Festland als ein unauslöschlicher Glanzpunkt meiner Reise. Eine analoge Erfahrung hatte ich auch in Bezug auf die Salomon-Inseln gemacht, welche nahe daran waren, von der Route gestrichen zu werden, und doch hatten gerade sie mir das Allerschönste geboten, was ich unter den Tropen überhaupt an üppigen Vegetationsbildern, an urwüchsiger, auf das freudigste gedeihender Natur gesehen hatte.

Dagegen hatten mich oft und laut gerühmte Landschaften, so jene auf den Aru-Inseln und auf Amboina und zuvor auch manche Punkte Britisch-Indiens einigermaßen enttäuscht, worauf zum Theil Einfluss gehabt haben mag, dass ich sie nicht im günstigsten Momente gesehen und in Reisewerken überschwänglich ausgemalt gefunden habe. Ich möchte dadurch jene, welche in anderer Weise als ich die von mir besuchten Länder geschaut und zu schildern getrachtet haben, keineswegs irriger Auffassung und Darstellung zeihen; denn ich bin mir wohl bewusst, dass einerseits nichts schwerer ist, als dort rein gegenständlich zu schildern, wo Wetter, Beleuchtung, Jahreszeit, hunderterlei äußere Umstände unwillkürlich auf den Beschauer Einfluss nehmen, und dass andererseits jede Darstellung zu sehr auf der individuellen Natur des Denkenden und Empfindenden fußt, um nicht von Subjectivität durchweht zu sein.

Wohl dem, der nicht auf fremde Schilderung so vieler herrlicher oder merkwürdiger Dinge angewiesen ist, sondern diese auf Grund eigener Anschauung an Ort und Stelle zu prüfen, zu ergänzen, zu berichtigen vermag!

Wir hatten nun, um Borneo zu erreichen, eine Fahrt von sieben Tagen vor uns. Gleich bei der Ausfahrt von Amboina, die unter strömendem Regen erfolgte, empfieng uns gekreuzte See und mussten wir die keineswegs angenehmen Stampfbewegungen des Schiffes geduldig ertragen.

An Bord sah es nicht vergnüglich aus; noch immer gab es ziemlich viel Fieberkranke, und alles litt unter der continuierlichen Nässe; die Monturen nahmen argen Schaden, da sie zum Auswinden durch-

tränkt waren; in den Cabinen zeigte sich jegliches Gewebe und Lederwerk in kurzer Zeit, oft schon nach wenigen Stunden, mit einer dichten Schichte von Schimmel bedeckt.

Wir fuhren mit südwestlichem Curse die Küste von Buru entlang und konnten jetzt erst die Größe dieser Insel und ihrer hochstrebenden Berge ermessen. Über Buru hiengen schwere Wolken, aus denen es manchmal unheimlich aufblitzte, und nicht minder mag es dort heute gewettert und gegossen haben, als an jenem Tage, wo wir bei Kajeli vergeblich auf Babirussas gefahndet hatten. Unaufhörlich schossen neue Wasserströme, vom Winde gepeitscht, auf unser Schiff hernieder.

Trotz solchen Unwetters bewahrt die See doch immer ihre Reize, auch bei Regen und beim Rollen des Donners zeigt sie sich majestätisch. Manchmal fährt das Gewölke jagend vorbei, zerreißt für Momente und gönnt insbesondere am Abende Lichteffecten Raum, deren großartigen Rahmen und bunten Wechsel der Landbewohner nicht kennt, des Seefahrers Sehen und Sinnen aber vollauf empfindet.

Des Abends weile ich bei solchen langen Fahrten in hoher See beinahe immer auf der Commandobrücke, welche als hochgelegene Stelle des Schiffes die schönste Aussicht bietet, und lasse mich hier von der frischen Seebrise umfächeln, weide mich an den Bildern des herrlichen Sonnenunterganges, der jeden Tag Neues bietet, und schicke meine Gedanken viel Tausende von Meilen weit in die ferne Heimat. Es sind dies Stunden der Ruhe und des Friedens, die so recht nur schätzen lernt, wer eine lange Reise unternimmt.

In See nach Borneo, 4. Juli.

Vormittags bekamen wir südöstlich von Celebes die Inseln Wangiwangi sowie Buton (Boeton) in Sicht und fuhren um 1 Uhr durch die zwischen diesen Inseln befindliche Buton-Passage. Das Wetter hellte sich auf, die Sonne strahlte mit tropischer Kraft herab, so dass das Schiff, da an Bord alles trocknete, förmlich dampfte; doch erübrigte bei der übermäßigen Sättigung der Luft mit Wasserdünsten noch immer ein hoher Grad von Feuchtigkeit.

Die Krankenliste an Bord erfuhr leider wieder einen Zuwachs, indem Clam und Bourguignon sowie mein Jäger vom Fieber befallen wurden. Die beiden Erstgenannten hatten hochgradige Temperatur und delirierten zeitweilig, ja bei Bourguignon gesellte sich dem Fieber

obendrein eine Complication hinzu, welche eine Rippenfellentzündung befürchten ließ. Begreiflicherweise wirkte der böse Gesundheitszustand drückend auf die sonst so gute Stimmung; hatten wir ja doch auf der »Elisabeth« fast nur mehr Kranke oder Reconvalescenten.

Abends kam Hegadis Island in Sicht.

In See nach Borneo, 5. Juli.

Um 5 Uhr morgens sichteten wir Celebes und die Saleijer-Inseln und passierten eine Stunde später die Saleijer-Straße, welche die langgestreckte Insel Saleijer von der Südostspitze von Celebes scheidet. Nachmittags fuhren wir auf acht Seemeilen Entfernung an dem Leuchtthurme von Taka Reva vorbei.

Das Wetter war wieder recht unbeständig geworden; bei Tage war es schön, gegen Abend und in der Nacht sprangen heftige Regenböen auf. Die See blieb glatt und ruhig.

In See nach Borneo, 6. Juli.

Unser Mittagspunkt fiel zwischen die Arends-Insel und die Solombo-Eilande, deren Position durch unsere Corvette »Erzherzog Friedrich« bei der Weltumsegelung in den Jahren 1875 und 1876 auf Grund des astronomischen Besteckes berichtigt worden war; es sind dies kleine, runde Inseln, die wie Maulwurfshügel aus der weiten See emporragen.

In See nach Borneo, 7. Juli.

Gegen Mittag wurde der bisherige Curs gewechselt und nordnordwestlich durch die Karimata-Straße, welche Sumatra und Borneo von einander trennt, dem Chinesischen Meere zugesteuert. Von Borneo konnten wir nichts sehen, da sich fortwährend dichte Wolkenwände vor die Küste lagerten.

In See nach Borneo, 8. Juli.

Die Navigation war, wie in den vorangegangenen, stockfinsteren Nächten, eine schwierige; doch boten immerhin einzelne hervorragende Inseln Anhaltspunkte, so Surutu (Soeroetoe) und Karimata, welche wir gegen 1 Uhr nachts passierten. Genau zu Mittag kreuzten wir zum zweitenmal den Äquator, und zwar in 108° 20′ 2″ östlicher Breite,

diesmal jedoch aus Rücksicht für die Kranken an Bord ohne Sang und Klang, obschon wir ursprünglich die Absicht gehabt hatten, den Tag durch ein Bestschießen zu feiern, das aber nun unterbleiben musste.

Bald nach Passierung des Äquators steuerten wir zwischen Direction Island und Pulo Datu (Datoe) hindurch, uns gegen Abend der Api-Passage nähernd.

Da die Insel Merunduny (Meroendoeny) und Cap Api sehr niedrig, überdies die Strömungen in der Api-Passage zuweilen recht stark sind und außerdem ein Regenguss jegliche Aussicht vollständig benahm, konnten wir die Fahrt durch diese Meerenge nicht wagen und mussten daher kurz nach 10 Uhr bei Tandjong Api vor Anker gehen.

Die Karten holländischer Provenienz, deren wir uns in diesen Gewässern bedienen mussten, waren zum Theile recht unverlässlich, weil die Küsten nur partienweise gelothet und Directionspunkte auf dem Lande lediglich in beschränkter Anzahl aufgenommen sind. So ist zum Beispiel in der Api-Passage zwischen der Gruppe der Nord- und jener der Süd-Natuna- (Natoena) Inseln der Name des Diana-Riffs eingezeichnet, doch weder dessen Lage genauer bestimmt, noch dessen Umgebung ausgelothet, vielmehr sind nähere Angaben recht lakonisch durch die warnende Bemerkung ersetzt: »Hier waarschijnlijk nog eenige Gevaaren.«

In See nach Borneo—Cap Po, 9. Juli.

Um 4 Uhr morgens wurden die Anker gelichtet, und nun steuerten wir, gefolgt von einem kleinen Dampfer, der ebenfalls die finstere Nacht über gewartet hatte und jetzt in unserem Kielwasser einherfuhr, durch die Api-Passage, die Insel Merunduny auf $2^1/_2$ Seemeilen passierend.

Die Nordwestküste Borneos lag in unserer unmittelbaren Nähe und bot ein eigenthümliches, von jenem der bisher gesehenen Inseln völlig verschiedenes Bild; denn längs der ganzen Küste und, soweit man sehen konnte, auch im Lande selbst erheben sich aus tiefliegenden Ebenen unvermittelt Hügel und Bergketten, deren ein Theil von ansehnlicher Höhe und dabei zumeist von grotesker Gestalt ist. So hatten einzelne Berge die Form — um mich bei aller Rücksicht für die geologische Wissenschaft der culinarischen Terminologie zu bedienen — eines »Gugelhupfs«, andere jene eines Zuckerhutes. Ein weiterer Theil der Höhenzüge erscheint, wie manche Bergketten der Alpen, als unregelmäßiges, mit steilen Lehnen und Wänden versehenes Bergland, dessen Theile keineswegs wie die Glieder einer regelrechten Kette

aneinandergereiht oder auch nur durch gemeinsame Linienzüge verbunden sind, sondern so vereinzelt dastehen, als wären sie über die Fläche ausgestreut worden. Eine Luftspiegelung ließ an Stelle der niedrigen Küstenstriche überall Wasser erscheinen, so dass die Bergkolosse gleichsam aus dem Wasser hervortraten und wir ein wahres Wirrsal hochragender Inseln zu sehen vermeinten — ein ebenso malerisches als originelles Trugbild. Unter den Höhen, welche wir von der Fata Morgana umgaukelt sahen, ragten die Caps Datu und Sipang ganz besonders hervor.

Beide Caps liegen bereits im Gebiete des als souverän anerkannten, seit 1888 unter britischem Protectorate stehenden Sultanates Sarawak, welches 106.200 km^2 mit 320.000 Einwohnern umfasst, wovon ungefähr die Hälfte Dajaks sind, während die übrigen zumeist anderen malayischen Stämmen angehören. Einen wichtigen Bruchtheil der Bevölkerung bilden Chinesen, welche auch hier wieder den namhaften Handel und die Urproduction beherrschen.

Das Reich von Sarawak ist zum großen Theil Alluvialland der zahlreichen, von der südlichen Grenze des Gebietes zur Küste strömenden Flüsse, worunter insbesondere der Rejang mit seinem reichverzweigten Delta, der breite Batang lupar und der Sarawak anzuführen sind, an dessen Westufer die Hauptstadt Sarawak oder Kutsching, wie sie auch genannt wird, liegt. An den Küstenstrich schließt sich mit Hügeln bedecktes Terrain, weiterhin gegen Süden erheben sich hochragende Gebirgszüge.

Sarawak wird seit 1868 von dem Sultan Charles Johnson Brooke, dem Neffen und Nachfolger des Râdschas Sir James Brooke beherrscht; letzterer — ursprünglich im Dienste der Britisch-Ostindischen Compagnie — hatte als Erbe eines bedeutenden väterlichen Vermögens auf eigene Faust ein Schiff, die Yacht »Royalist«, ausgerüstet und war, seiner Abenteurer- und Unternehmungslust folgend, nach Borneo gesegelt, wo sich ihm ein günstiges Feld der Thätigkeit darbot. Der Sultan von Brunei hatte eben einen Aufstand, dort, wo sich jetzt das Reich Sarawak befindet, zu unterdrücken, ohne diese Aufgabe mit den eigenen Machtmitteln allein lösen zu können. James Brooke stellte nun sich selbst und seine Schiffsbemannung in den Dienst des Sultans, worauf der Aufstand bald gebrochen wurde. Doch war Brooke als praktisch denkender Engländer nicht geneigt gewesen, seine Hilfe unentgeltlich zu leihen; er verlangte und erhielt auch zum Lohne das Gebiet von Sarawak eingeräumt.

Nach geschickten politischen Intriguen und Winkelzügen wurde Brooke den 24. September 1841 feierlich zum Râdscha von Sarawak oder Sindschawan ausgerufen und wusste durch Energie und kluges Handeln seine Herrschaft bald so zu befestigen, dass er ein verhältnismäßig mächtiger, ganz selbständiger Fürst wurde.

Seine vornehmste Sorge widmete er der Unterdrückung der Seeräuberei, die in den Gewässern um Borneo ungemein überhand genommen hatte, da die vielen Buchten und Flüsse des Landes den Hyänen des Meeres willkommene Schlupfwinkel darboten. Er organisierte eine kleine Armee nach englischem Muster, errichtete Schulen und öffentliche Gebäude, versuchte, so viel wie möglich, die äußerst wilden Dajaks, die Ureinwohner des Landes, welche der Sitte der Kopfjagd huldigten, zu zähmen, zu civilisieren, und begünstigte, vom Streben geleitet, den Handel und die Bodencultur Sarawaks zu fördern, vom Jahre 1850 ab die Einwanderung von Chinesen. Allerdings musste er später zu wiederholtenmalen energisch gegen dieselben einschreiten, — im Jahre 1867 gab es hier sogar einen allgemeinen Aufstand wider die gelben Menschen — aber trotzdem blieb ihre Thätigkeit, ihr Handelsfleiß für Sarawak nach wie vor unentbehrlich.

Das Aufblühen des Sultanats veranlasste England, auch dieses bisher unumschränkte Staatswesen, obschon es einem Briten seine Entstehung verdankte und unter James Brooke, wie seit 1868 auch unter Charles Johnson Brooke, zu Großbritannien freundliche Beziehungen unterhalten hatte, in das Gebiet seiner Machtsphäre einzubeziehen. Vermöge dieser Action ist Sarawak im Jahre 1888 in friedlicher Weise dem englischen Protectorat unterstellt worden, wobei gleichzeitig vertragsmäßig fixiert wurde, dass das Reich des Brooke'schen Regentenhauses, im Falle des Aussterbens desselben als Kroncolonie an England überzugehen habe. Der präsumtive Erbe des jetzt regierenden Sultans ist dessen dermalen neunzehnjähriger Sohn Charles Vyner Brooke.

Kutsching, die Residenz des Sultans, bildete zwar unser eigentliches Reiseziel, wir giengen aber, da diese Stadt ungefähr 25 Seemeilen stromaufwärts von der Mündung des Sarawak-Flusses gelegen ist, der Commandant dessen Fahrwasser als zu seicht für die »Elisabeth« bezeichnete und kein Pilot zur Stelle war, um 2 Uhr nachmittags an der Niederung des Sarawaks unter dem Leuchtthurme von Cap Po vor Anker. Der Punkt war malerisch gelegen, aber nichts regte sich, kein Pilot, kein Boot, kein Signal war zu sehen.

Wie nun erfahren, ob die Fahrt stromaufwärts, wenigstens bis zu der Kohlenstation, in der wir Heizmaterial einnehmen wollten, um nach Bangkok zu gelangen, möglich sei? Unsere Schiffe »Saida« und »Nautilus« waren seinerzeit allerdings den Fluss bis zu dem 15 Seemeilen stromaufwärts an dem Zusammenflusse des Sarawaks und des Quops gelegenen Ankerplatze Pindany hinaufgefahren, die viel tiefer tauchende »Elisabeth« aber konnte dies lediglich an der Hand der Karte unmöglich wagen, weshalb denn beschlossen wurde, einen Cadetten zu dem Leuchtthurme zu schicken, um allenfalls dort Erkundigungen einzuziehen, und den nächsten Morgen nur mit der Dampfbarkasse nach Kutsching zu fahren.

Wiewohl es schon ziemlich spät am Nachmittage war, ließ ich mich doch noch in einem Boot an das nahegelegene Ufer rudern, um die Vegetation näher zu besehen und allenfalls Vögel zu erlegen; denn sobald wir wo immer Land erblickten, überfiel mich stets aufs neue mein Sammel- und Forschungseifer, und in solchen Fällen hielt es mich nicht mehr an Bord.

Das Stückchen Borneo, das wir vor Augen hatten, war wirklich überaus anmuthig, ja einer der Herren vom Stabe verglich die Umrahmung der Bucht, die aufstrebenden Hügel und Berge, die Felsen, die wir sahen, mit der Umgebung des Gmundener Sees. Allein ich fand, obgleich stets geneigt, allerorten beim ersten Anblicke das Schöne hervorzusuchen und anzuerkennen, den Vergleich der Landschaft, die wir hier überschauten, mit der vielgepriesenen Perle des oberösterreichischen Gebirges denn doch etwas kühn.

Der Leuchtthurm liegt auf einem 150 *m* hohen Hügel, der steil in das Meer abfällt und von mächtigen, äußerst phantastisch geformten Felsen umgeben ist. Das Jahrtausende lang fortgesetzte Andringen der starken Flut und der Anprall der Brandung haben den Fuß der Felsen unterwaschen und eine zahlreiche Reihe von Höhlen und Grotten gebildet, an deren Wänden, hoch über dem Wasserspiegel, Mauerschwalben ihre Nester kunstreich befestigt hatten, während unter dem Niveau des Wassers Austern und andere Muscheln festsaßen. Auch weiterhin ziehen sich solche von den Flutwellen angenagte oder ausgehöhlte Felsen die Küste entlang, und hie und da springen kleine Buchten sowie Einschnitte landeinwärts, überall aber drängen sich in malerischer Weise Palmen, Farnbüschel sowie Nadelholz, das mich allerwärts anheimelt, zwischen den Felsblöcken und Steinen hervor. Wo die Felsen zurücktreten, machen sich Mangroven breit, deren

hundertfach verzweigte, in das versumpfte Wasser tauchende Luftwurzeln abscheuliche, fast undurchdringliche, Myriaden von Mücken bergende Dickichte bilden.

Da mir der mangelhafte Zustand meiner Fußbekleidung — die Goiserner Nagelschuhe, welche ich mir hatte nachsenden lassen, reisten bereits seit fünf Monaten hinter mir drein und befanden sich zur Zeit in Sydney — das Erklettern der Felsen verwehrte, versuchte ich durch ein solches Mangrovedickicht zu dringen; doch zwangen mich die verpestete, von Miasmen geschwängerte Luft und das faulige Wasser, das Dickicht nach wenigen Schritten wieder zu verlassen. Mit Ausnahme der Moskitos, dieser kleinen, aber zumal heute äußerst lästigen Blutsauger, war hier die Fauna spärlich vertreten, und nur einige schön gefärbte Nectarinen huschten durch die Zweige, während allerlei Taschen- und Einsiedlerkrebse sich im Schlamm umhertummelten.

Außerstande hier das Land zu erreichen, umfuhr ich Po Point in südlicher Richtung und acquirierte bei dieser Gelegenheit von zwei Dajaks, welche in einem kleinen Boote herbeigerudert kamen, einige Fische, worauf ich an Bord zurückkehrte.

Der Cadet, den wir zu dem Leuchtthurme gesandt, kam erst spät nach Sonnenuntergang an Bord zurück, da er geraume Zeit hindurch nach einem Aufstiege zum Leuchtthurme hatte suchen müssen und hiebei irre gegangen war. Die Nachrichten, welche der Cadet brachte, waren nicht eben erfreulicher Art: er hatte versucht, sich mit Hilfe eines Wörterbuches mit den Leuchtthurmwächtern, zwei eingeborenen Malayen, zu verständigen, aber nur so viel constatiert, dass es hier keine Flusspiloten gebe und dass von Po Point aus mit Kutsching weder eine telegraphische, noch auch eine optische Verbindung bestehe — so mussten wir denn am nächsten Morgen stromaufwärts unbedingt selbst auf die Suche gehen.

Cap Po — Kutsching, 10. Juli.

Sobald der heute keineswegs freundliche Morgen angebrochen war, lag die Barkasse mit dem Galaboot im Schleppe klar, so dass wir in Begleitung des Commandanten, welchen ich eingeladen hatte, die Partie mitzumachen, mit dem Frühesten abstoßen konnten, den Sarawak hinaufzufahren.

Die südlich von Po Point gelegene Bucht erwies sich als sehr seicht, weshalb ein ziemlicher Umweg gemacht werden musste, bevor wir zwischen Muwaratahas und Brook's Point die Mündung des

Sarawak-Flusses erreichten. In der Bucht waren überall Vorrichtungen für den Fischfang, die uns schon von Amboina her bekannten, aus Rohr oder Bambus hergestellten, von Auslugsitzen für die Fischer überhöhten Labyrinthe, sichtbar.

Die Fahrt selbst bot wenig Interesse; denn der Fluss zieht sich in starken Krümmungen durch flaches, eintöniges Land zwischen grünenden Baumwänden hin, welche weder schöne Palmen, noch andere hochragende Stämme aufwiesen. Die einzige Abwechslung boten dem forschenden Auge einzelne, kleine Eingeborenen-Dörfer, deren Hütten knapp am Ufer auf Piloten errichtet waren. Davor tummelten sich im Schlamm oder im Sande zahlreiche Kinder umher, welche die vorüberziehende Barkasse neugierig betrachteten.

Wir trafen eine beträchtliche Anzahl von Praus, welche sämmtlich das Einsetzen des Flutstromes abwarteten, um die Fahrt gegen Kutsching fortzusetzen; der Unterschied zwischen Flut und Ebbe und die dadurch bedingten Strömungen flussauf- und flussabwärts sind hier ungemein stark und bilden eine wesentliche Erleichterung für die Flusschiffahrt, so dass mit dem Einsetzen der Strömungen stets ganze Flotillen von Praus in kurzen Abständen von einander dahinsegeln. Können nun diese Boote die Fahrt von der Mündung bis zur Stadt nicht in einem Tage zurücklegen, so gehen sie vor Anker, um die nächste Strömung abzuwarten.

Je mehr wir uns Kutsching näherten, desto enger wurde der mäandrisch gewundene Fluss, desto mehr Boote ruderten oder segelten an uns vorbei; manche derselben waren von Chinesen dicht besetzt. Sobald wir bei Tanah Putik die letzte Krümmung des Flusses überwunden hatten, lag Kutsching vor uns, das sich als eine lange Reihe von Ziegelöfen, Brettsägen, Hütten und Häusern präsentierte, welche von einem in grellem Weiß leuchtenden, einen kleinen Hügel dominierenden, mit einem Signalthurme gekrönten Fort überragt wird. Stromaufwärts dringend, kommt man zu der eigentlichen Stadt, einem merkwürdigen Gemisch europäischer und einheimischer Bauwerke. Die Contraste der modernen und der malayischen Architektur platzen hier nicht jäh aufeinander, sondern scheinen, von der Ferne betrachtet, zu einem Bilde verschmolzen, das ganz anmuthig wirkt. Hier wird ein zweites Fort, oder besser gesagt, eine befestigte Kaserne sichtbar, deren mit Kalk getünchte Mauern schneeweiß glänzen, während die Glacis und die Außenwerke ringsum von parkartigen Baumanlagen und üppig grünen Rasenflächen umgeben sind.

Auf dem linken Ufer thront die Residenz des Sultans, ein Gebäude im Villenstil; auf dem rechten Ufer erheben sich die öffentlichen Bauten, der Gerichtshof mit dem Postamte, die Markthalle, eine kleine Kaserne, das Gefangenhaus, das Ufergelände selbst aber wird von chinesischen Wohnhäusern und den Hütten der Eingeborenen eingesäumt. Der Schmutz rings um diese Behausungen, die zahlreichen Fische, die hier in der Sonne trocknen oder verwesen, und allerlei unappetitliche Speisereste und Vorräthe lassen penetrante, recht üble Düfte ausströmen. Zahlreiche, fast sämmtlich mit der Flagge von Sarawak gezierte Fahrzeuge liegen dem Ufer entlang vertäut, darunter auch eine recht hübsche Dampf-Yacht, die dem Râdscha gehört.

Die erste Frage, die wir nach der Landung an die uns umdrängende Schar Neugieriger in englischer Sprache richteten, war die, wo sich das Clubhaus befinde, welches die »Saïda« bei ihrem Besuch in Kutsching vorgefunden und zu rühmen gewusst hatte. Unsere Fragen waren geradezu stürmisch, da wir vor allem einen Imbiss einnehmen und ein wenig Toilette machen wollten, bevor wir an weitere Punkte des Tagesprogrammes zu schreiten gedachten; doch erhielt ich zu meinem größten Leidwesen den Bescheid, dass jenes Clubhaus vor kurzem verkauft und demoliert, durch ein anderes aber noch nicht ersetzt worden sei. So blieb denn nichts anderes übrig, als über den Fischmarkt, bei dem wir gelandet, durch die Stadt zu schlendern, um dort Rath zu suchen. Zum Glücke stießen wir binnen kurzem auf einen blonden Sohn Albions, der sofort bereit war, uns zu orientieren und uns direct zu einem großen, mit einer offenen Säulenhalle geschmückten Gebäude führte, in welchem der Gerichtshof, das Post Office und andere Ämter untergebracht waren. In der Halle stand eine Anzahl alter Geschützmodelle, zumeist chinesischer Provenienz, auf Holzsockeln friedlich nebeneinander aufgestapelt; hier überantwortete uns der Brite dem in Tropenuniform gekleideten Generalpostmeister von Sarawak, welcher nach Nennung meines Namens hinwegeilte, um den Râdscha von meiner Ankunft zu verständigen.

Seine Hoheit Sultan Charles Johnson Brooke hielt, wie uns ein Blick durch die Säulen der halboffenen Halle belehrte, just selbst Gericht; denn da saßen neben dem Râdscha gähnend die Richter in ihren mit Leder gepolsterten Stühlen, standen Kläger, Geklagte, Zeugen, und hatten wir so Gelegenheit, Einblick in eine Sitzung des den Titel »The Datus Court« führenden Gerichtshofes zu thun. Dieser Oberste Gerichtshof des Reiches, in welchem der Râdscha den Vorsitz führt und

nur eingeborene Würdenträger Sitz und Stimme haben, bildet die höchste Instanz in allen bürgerlichen Rechtsstreiten der Eingeborenen. Die Untersuchung und Entscheidung solcher Rechtssachen erfolgt nach dem in Sarawak geltenden Gewohnheitsrechte.

Der Râdscha unterbrach die Gerichtsverhandlung und erschien vor mir, einen langen Stock, als äußeres Zeichen seiner Würde, in der Hand und umgeben von einigen Großen seines Reiches. Durch mein plötzliches, wiewohl, da mein Besuch in Kutsching vor längerer Zeit angesagt worden war, nicht unvermuthetes Erscheinen einigermaßen in Erstaunen versetzt, begann der Râdscha nach einer Pause zu erörtern, in welcher Weise er mir dienlich sein könne. Sein Vorschlag, mir eine aus Leuten seiner Truppen gebildete Leibwache zur Verfügung zu stellen, entsprach keineswegs meinen Wünschen; denn diese waren einfach darauf gerichtet, meinen Hunger durch consistentere Lebensmittel zu stillen als jene, welche der Markt von Kutsching bot, sodann die Stadt zu besichtigen und am kommenden Morgen einen Ausflug in das Innere des Landes zu unternehmen, um echte Dajaks und deren Dörfer in Augenschein zu nehmen und hiebei vielleicht persönliche Bekanntschaft mit einem sich noch seiner Freiheit erfreuenden Orang-Utan, diesem riesigen Menschenaffen, zu machen.

Wir legten dem Râdscha dieses Programm dar, die Aussichten aber, dasselbe zu realisieren, ließen sich allerdings übel genug an. Mir seine Residenz zu zeigen, war der Râdscha mit Vergnügen bereit; die Tour ins Innere aber, fuhr er fort, in so kurzer Zeit auszuführen, sei ein Ding der Unmöglichkeit, da ein solcher Ausflug mindestens zwei Wochen in Anspruch nehmen würde. So viel Zeit aufzuwenden war mir jedoch im Hinblick auf die fixierte Reiseroute sowie auf die herannahende Periode der Taifune in den chinesischen Gewässern leider unmöglich. Was nun die Dajaks betraf, so musste ich hören, dass die Dajaks des Territoriums von Sarawak schon mildere Sitten angenommen und gleich ihren Dörfern alle Originalität eingebüßt hätten. Eine Folge der auch in die Urwälder Borneos allmählich eindringenden Civilisation bildet eben das Verschwinden der als Seeräuber und Kopfjäger einst so berüchtigten Nordwest-Dajaks und ihrer vormals so originellen, mit Kriegstrophäen geschmückten Behausungen. So bereitet, was wir vom Standpunkte des Culturfortschrittes begrüßen, dem Ethnologen eine Enttäuschung! Auch die Jagd auf Orang-Utans fiel ins Wasser, da diese, wie der Râdscha erklärte, aus der Umgebung von Kutsching völlig verdrängt erscheinen.

Angesichts dieser wenig erfreulichen Mittheilungen beschloss ich, nach Besichtigung der Stadt an Bord zurückzukehren und dadurch unser Eintreffen in Bangkok zu beschleunigen.

Der Sultan wollte mir in seiner Haupt- und Residenzstadt persönlich den Cicerone machen und begann uns deren Sehenswürdigkeiten zu zeigen, wobei er eigenthümlicherweise mit den Gefängnissen den Anfang machte, welche sein besonderes landesherrliches Interesse in Anspruch zu nehmen scheinen; sie sind in einer Festung en miniature untergebracht und unleugbar gut gehalten.

Ein hochgewachsener, sehr magerer Mann, schlug der Sultan, wiewohl hoch in den Sechzigen, der großen Hitze ungeachtet, eine Art Laufschritt an, was uns manchen Schweißtropfen kostete und die Besichtigung einiger der Anstalten zu einer oberflächlichen gestaltete. So stürmten wir durch die im Regierungsgebäude befindlichen Bureaux, durch das Post- und Telegraphenamt, durch die Gerichtshalle, bis endlich das Gefährte, welches mittlerweile für mich herbeigeholt worden war, — ein kleiner, mit einem Pony bespannter Gig — herankam, um mich zu dem neuerrichteten Museum zu bringen. Auch hier wollte der Râdscha alles nur im Lauf erledigen, doch fand ich in dem zwar kleinen, aber reichhaltigen Museum zu viel des Interessanten vor, um nicht die Schritte Brookes zu zügeln. Die Sammlung enthält nur aus Borneo selbst stammende naturwissenschaftliche und ethnographische Objecte: Orang-Utans, die ich sonach auf Borneo leider nur in ausgestopftem Zustande zu Gesichte bekommen sollte; die merkwürdigen Nasenaffen (Nasalis larvatus); Vertreter der anderen auf Borneo vorkommenden, nicht eben zahlreichen Säugethiere; eine reiche Collection Vögel und Schmetterlinge zahlreicher, prachtvoller Arten u. s. w.

Die bedeutendste Abtheilung dieses Museums ist die ethnographische, welche nur von Dajaks herrührende Gegenstände in sich schließt. Der Geschmack und die Kunstfertigkeit, welche die Dajaks, ein in vieler Beziehung sehr tief stehender Stamm, bei der Anfertigung und Verzierung von Waffen, Schmucksachen, Hausgeräthen u. a. m. an den Tag zu legen wissen, ist staunenswert. Unter dem Materiale, das hier Verwendung gefunden hat, spielen Menschenhaare, Zähne, Knochen sowie ganze Menschenschädel eine hervorragende Rolle.

Von der Terrasse des Museums genießt man einen hübschen Überblick auf die Stadt, sieht die neugebaute Kirche, das Palais des Bischofs, die netten, mitten im dichten Grün der Gärten gelegenen Landhäuser der wenigen in Kutsching wohnenden Europäer.

Bei der Rundfahrt lernte ich die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit der Straßen kennen, überall zeigte sich, dass eine feste Hand und europäischer Cultursinn der angeborenen Trägheit und Indolenz der Bevölkerung steuert. Unleugbar hat das Haus Brooke während der kurzen Zeit seiner Herrschaft Hervorragendes geleistet; wie aber die Verhältnisse im Innern des Landes liegen und wie die Verwaltung dort functioniert, konnte ich natürlich nicht beurtheilen.

In kleinen Barken setzten wir über den Fluss, um die Residenz des Râdschas zu erreichen, die am linken Ufer auf einem Hügel erbaut und von einem Park umgeben ist. Das Äußere des Gebäudes ist völlig schmucklos, und im Innern fand ich eine Anzahl kahler, verwahrloster Gemächer; die Möbel und die übrigen Einrichtungsgegenstände der Empfangshalle sowie des Speisesaales, zweier Räume, in denen uns eine moderige Atmosphäre entgegenwehte, machten den Eindruck, als würden sie selten benützt. Es ist meine Gewohnheit, in einem Haus oder Palais, das ich zum erstenmale betrete, sofort alle Bilder zu besichtigen, wobei ich im stillen Schlüsse über den Charakter und die Passionen des Besitzers zu ziehen suche. Hier nun gab es wenig Bilder, und nur eines fesselte mich: ein lebensgroßes Porträt James Brookes, des Staatenbegründers, dessen kraftvolle, energische Züge völlig meiner Vorstellung entsprachen; dieser angenehme Eindruck wurde aber durch das Bild Garibaldis, welches in der Nähe hieng, ganz verwischt.

In dem Fremdenzimmer, das mir der Sultan anwies, hatten die Motten an den Möbeln und an dem Bett argen Schaden angerichtet, so dass nur unsichere Urtheile über die ehemalige Blüte dieser Einrichtungsstücke gebildet werden konnten; doch war es bei der waltenden Hitze immerhin angenehm, bis zu dem Lunch ausruhen zu können.

Der Lunch war nicht fürstlich zu nennen — der Hof von Sarawak führt eine nicht eben gute englische Küche, womit für jene alles gesagt ist, die je bei einem Sohn Albions gute englische Küche kennen gelernt haben und auch deren Producte nicht als gastronomische Kunstleistungen betrachten. Der Hofkeller schien nicht reich versehen zu sein, da nur mir Champagner serviert wurde, während die übrigen Herren leer ausgiengen. Nebst dem Sohne des Râdschas, dem Thronfolger Charles Vyner Brooke und dessen Erzieher vervollständigte unseren Kreis — Ihre Hoheit die Sultanin weilt seit längerer Zeit in England — eine Lady, die gekommen war, um den Rennen, welche demnächst hier stattfinden sollen, beizuwohnen. Der Beitrag dieser Dame zur Conversation beschränkte sich auf die von Zeit zu Zeit zum

besten gegebenen Worte »Yes« und »No«, die sie mit keiner Bewegung, nicht einmal mit einer Wendung des Kopfes begleitete, und ich konnte daher, weil der Râdscha etwas schwerhörig ist, überdies ausschließlich englisch gesprochen wurde, das Mahl in dem düsteren Speisesaale nicht zu den anregendsten geselligen Vergnügungen rechnen.

Vor meiner Abreise ließ der Râdscha noch eine Compagnie seiner Truppen mit der Musikkapelle vor dem Palais ausrücken. Die reguläre Truppenmacht besteht aus 300 Mann. Es ist nicht zu leugnen, dass die Soldaten, die ich zu sehen bekam, einen sehr guten, wahrhaft militärischen Eindruck machen; sie sind mit weißen Leinwandröcken, die schwarz, nach ungarischer Art, verschnürt sind, und mit Hosen aus gleichem Stoffe sowie mit runden, schwarzen Mützen bekleidet und mit Snider Gewehren bewaffnet. Die Mannschaft recrutiert sich ausschließlich aus den einheimischen Dajaks, die zwar von sehr kleiner Statur sind, sich aber gleichwohl durch Kraft, Ausdauer und Muth auszeichnen sollen. Die Compagnie salutierte, und die Musikkapelle — die Virtuosen waren Malayen — spielte unsere, offenbar im letzten Augenblick eingeübte Volkshymne, über deren ersten Theil die Künstler nicht hinauskamen, während eine in der Nähe postierte Batterie unzählige Schüsse abfeuerte. Dann nahm ich herzlichen Abschied von dem freundlichen Râdscha und fuhr mit unserer Barkasse flussabwärts, was dank dem günstigen Ebbestrome so rasch gieng, dass wir die 25 Seemeilen in $2^1/_2$ Stunden zurücklegten.

Im letzten Theile der Thalfahrt erstand vor unseren Augen ein schönes Schauspiel, da die Sonne, im Untergange begriffen, ihre letzten leuchtenden Strahlen auf die regnenden Wolken eines aufsteigenden Gewitters warf und hiedurch eine ganze Reihe entzückend schön gefärbter Regenbogen erscheinen ließ.

An Bord der »Elisabeth« wurde beschlossen, sofort die Anker zu lichten, directe Singapur anzulaufen und erst von dort aus nach Bangkok zu steuern. Der Gedanke an einen abermaligen Aufenthalt in Singapur hatte für mich zwar wenig Entzückendes, doch war das neuerliche Anlaufen dieses Hafens durch eine Reihe von Gründen geboten: der Kohlenvorrath musste erneuert werden, was in Sarawak wegen Umständlichkeit der Einschiffung und nicht entsprechender Qualität des Heizmateriales nicht thunlich war; ferner hatte sich das ethnographische und sonstige Material der Sammlungen so gehäuft, dass eine baldige Ausschiffung eines Theiles behufs Raumgewinnung geboten schien. Hauptsächlich war aber für das Anlaufen Singapurs

maßgebend, dass wir in den in letzter Zeit berührten Häfen unbestimmte Gerüchte über Verwickelungen zwischen Frankreich und Siam vernommen hatten, worüber Klarheit gewonnen werden musste, damit die Reise nach Bangkok nicht unter dem Risico erfolge, die Mündung des Menam blockiert zu finden.

In See nach Singapur, 11. Juli.

Das unvermeidliche Schicksal, welches beinahe alle an Bord ereilt hatte, ersah mich als eines der letzten Opfer aus; am Nachmittage bereits lag ich mit Fieber behaftet in meiner Cabine. Vermuthlich hatte ich mir den bösen Gast auf den Aru-Inseln geholt, deren tief unter dem Meeresniveau gelegene Sümpfe die Luft mit Miasmen verpesten. Dort war auch ein Theil der Mannschaft erkrankt; während aber bei den Matrosen das Fieber sofort zum Ausbruche gekommen war, hatte ich es als schleichende Krankheit in mir herumgetragen. Glücklicherweise war das Übel bei mir nur in geringem Grad aufgetreten, immerhin blieben aber auch mir die unangenehmen Begleiterscheinungen des Tropenfiebers, vor allem die große Schwäche, nicht erlassen.

Singapur, 12. Juli.

Morgens 4 Uhr kam das Leuchtfeuer von Horsburgh in Sicht, und um $8^3/_4$ Uhr fielen die Anker auf der Rhede von Singapur.

Der noch immer die Geschäfte unseres Consulates versehende belgische Generalconsul M. J. de Bernard de Fauconval, Vertreter der englischen Regierung und Lieferanten brachten alsbald Mittheilungen aus Europa an Bord, die mir auf meinem Schmerzenslager sogleich berichtet wurden.

Die letzten Nachrichten, die wir aus der Heimat, und zwar in Sydney erhalten hatten, stammten aus dem Beginne des Monates April, und die jüngsten Wiener Zeitungen, die uns zugekommen waren, trugen das Datum des 6. April. Seit dieser Zeit waren wir, offenbar infolge von Irrthümern bei Instradierung der Postsendungen, ohne Nachrichten geblieben. Während der langen Fahrt durch die melanesische Inselwelt bis nach Singapur hatten wir an Bord unablässig Combinationen darüber angestellt, wann und wo wir mit der für uns bestimmten Postsendung zusammentreffen würden, und vor dem Anlaufen eines jeden Hafens, in dem dieselbe möglicherweise für uns erliegen konnte, bildete unsere Erwartung das allgemeine Gesprächsthema, wurde der

Commissär mit Fragen über die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der Erfüllung unserer Hoffnungen bestürmt und im vorhinein für eine Enttäuschung verantwortlich gemacht. Leider blieb letztere nicht aus! Wir hatten mit Sicherheit darauf gerechnet, schon in Thursday Island oder etwa in Amboina ein Postpaket zu finden — aber jedesmal vergebens! Wie bitter es ist, vierthalb Monate reisen zu müssen, ohne die geringste Nachricht aus der Heimat zu erhalten, kann nur mitempfinden, wer die Freude nachzufühlen vermag, die in den Herzen jener, welche Tausende von Meilen ferne von der Heimat weilen, das Erscheinen eines voluminösen Postpaketes an Bord hervorruft — eines Postpaketes, welches Briefe und mit ihnen die Gewissheit bringt, dass manch liebes Wesen daheim des fernen Seefahrers nicht vergessen hat.

Einige Nachrichten, welche der Generalconsul an Bord gebracht hatte, waren keineswegs erfreulicher Natur. Außer dem Gerüchte, dass in Paris eine Revolution ausgebrochen, und der Mittheilung, dass das englische Admiralschiff »Victoria« untergegangen sei, wobei 400 brave Seeleute ihren Tod in den Wellen gefunden hatten, wurde uns hier die Botschaft zutheil, dass die politische Constellation in Siam mittlerweile eine solche geworden war, welche schon jetzt Zweifel wachrufen musste, ob es für uns räthlich sei, Bangkok anzulaufen. Man sprach von einer Blockade, welche die französische Regierung einzuleiten beabsichtige, davon, dass die Siamesen energischen Widerstand zu leisten gedächten und zu diesem Zwecke bereits den Fluss Menam mit versenkten Schiffen gesperrt hätten, dass mehrere französische Truppenschiffe und Kanonenboote dahingeeilt seien, und dass angesichts der gespannten Situation jeden Augenblick die Kriegserklärung zu gewärtigen sei. Ich telegraphierte sofort an Coudenhove, den in Bangkok weilenden Legationssecretär unserer Gesandtschaft in Tôkio, mit dem Ersuchen, uns über die eingetretenen Verwickelungen authentische Informationen zukommen zu lassen; doch lief von diesem die Antwort ein, dass der König von Siam meinen Besuch mit Bestimmtheit erwarte. Im Laufe des Tages kam ein siamesischer Officier Luang Visadh Parihar an Bord, um im Auftrage seiner Regierung Erkundigungen über meine Intentionen einzuholen, und diesem Boten wurde unsere Ankunft in Bangkok in Aussicht gestellt.

Tagsüber mussten wir auf der Rhede bleiben, da der Neue Hafen, in dem Kohlen gefasst zu werden pflegen, mit Schiffen so überfüllt war, dass wir nicht einlaufen konnten.

Singapur, 13. Juli.

Heute machte uns ein Dampfer im Neuen Hafen Platz und konnten wir mit dem Verladen der Kohle beginnen, was dank der Hilfe der chinesischen Kulis so rasch vor sich gieng, dass wir im Lauf eines einzigen Tages den nöthigen Vorrath an Bord gebracht hatten.

Singapur, 14. Juli.

Leider traf eine Hiobspost ein, indem ein Telegramm aus Bangkok meldete, dass die Ankunft zweier französischer Kreuzer an der Flussmündung große Aufregung hervorgerufen habe und Ungewissheit darüber vorliege, was sich infolge der französischen Action ereignen könne. Ich ließ nun sofort neuerlich an Coudenhove telegraphieren, um thunlichste Klarheit über die Möglichkeit unseres Besuches in Bangkok zu schaffen.

Nachmittags theilte uns der Commandant des königlich britischen Kreuzers »Pigmy« eine Depesche mit, laut welcher zwei französische Schiffe die Einfahrt in den Menam forciert hätten und ein Gefecht bei Paknam stattgefunden habe.

Wir lagen abermals auf der Rhede, um Lebensmittel einzuschiffen und neuere Nachrichten aus Siam abzuwarten, da sich die Hoffnung immer wieder regte, dass eine plötzliche Wendung der Dinge im letzten Augenblicke den Besuch Bangkoks doch noch gestatten werde.

Einige Zeitungen aus Österreich und aus dem Deutschen Reiche, die wir uns in einem Singapurer Club zu verschaffen gewusst hatten, wurden gierig verschlungen.

Singapur, 15. Juli.

Einem heute eingelangten Telegramme Coudenhoves entnahm ich, dass der siamesische Minister des Äußern erklärt habe, es werde zwar vorgesorgt werden, mich in der denkbar besten Weise zu empfangen, doch sei man in Siam über den weiteren Verlauf der vorliegenden Complicationen gänzlich im Unklaren. Im Hinblicke hierauf entschloss ich mich mit schwerem Herzen, den höheren diplomatischen Rücksichten Rechnung zu tragen und darauf zu verzichten, durch einen, wenn auch nur kurzen Aufenthalt in Bangkok Einblick in die Verhältnisse des Königreiches Siam zu gewinnen — eines Staates, den auch nur flüchtig kennen zu lernen von höchstem Interesse gewesen wäre.

Die Heimat einer mehr als tausendjährigen, autochthone Elemente mit indischen und chinesischen Formen verschmelzenden Cultur, hat Siam, das einzige noch unabhängige Reich auf der hinterindischen Halbinsel, den Charakter orientalischer Selbstherrschaft rein bewahrt. Das Gebiet des »Herrn der weißen Elephanten« wusste sich der Machtsphäre der Staaten Europas bisher zu entziehen und europäischen Einflüssen nur so weit zu erschließen, als dies unbeschadet seiner nationalen Eigenart zulässig gewesen ist.

Der Besuch des Königshofes von Siam, die Betrachtung des seltsamen, üppigen Architekturbildes, welches Bangkok, das »asiatische Venedig«, seine Tempel und Palastzimmer bieten, die Anschauung siamesischer Cultur, Kunst und Sitte und die meinem Sammeleifer gewiss förderlichen Jagden in den Hügelwäldern und Auen des Landes — alles dieses mit einer Reihe schöner, lehrreicher, jagdfroher Tage fiel einer internationalen Verwickelung leider zum Opfer.

Meines Tropenfiebers wegen konnte ich auch heute nicht ans Land; anfänglich genöthigt, das Bett zu hüten, was bei der furchtbaren Hitze in den Cabinen äußerst peinlich war, vermochte ich jetzt doch schon auf dem Achtercastell oder auf dem Eisendeck, auf einer Chaise longue hingestreckt, zu ruhen und so jede Abkühlung der hohen Temperatur zu genießen.

Die Genesung vom Tropenfieber und das Schwinden der mit diesem verbundenen Schwäche werden, so lange der Kranke auf dem Schiffe weilt, insbesondere durch zwei Dinge verzögert, und zwar einmal dadurch, dass der Kranke von der hohen Temperatur viel zu leiden hat, gegen welche an Bord noch weniger Abhilfe möglich ist als auf dem Lande, dann aber dadurch, dass die Bereitung einer entsprechend kräftigenden Nahrung an Bord auf Schwierigkeiten stößt. Das Tropenfieber hat, selbst bei sorgfältigster Wartung und Ernährung, völlige körperliche Ermattung im Gefolge, so dass die Rührigkeit des Kranken ungefähr jener einer Stubenfliege im Spätherbste gleicht. Äußert sich sonach das physische Befinden des dergestalt Erkrankten in einer totalen Erschlaffung der Körperkräfte, so ist andererseits sein psychisches Befinden ein solches, welches häufige Sprünge von vollständiger Passivität zu Perioden überreizter Nerventhätigkeit aufweist. Die sich einstellende Depression des Gemüthes erzeugt nach Intervallen absoluter Theilnahmslosigkeit oft eine Stimmung in dem Kranken, welche seiner Umgebung den Verkehr mit ihm manchmal wohl nichts weniger als kurzweilig erscheinen lässt.

Meine Herren hatten für mich in der Stadt Einkäufe besorgt und insbesondere die Menagerie wieder completiert, da hierin in der letzten Zeit der Tod bedeutende Lücken gerissen hatte und ein Theil unserer Thiere mit dem eben abfahrenden großen Lloyddampfer »Vindobona« heimgesandt werden sollte. Als Ersatz ließ ich 14 Affen kaufen, welche sofort in die Wanten und Raaen oder außenbords in die Batterie kletterten; ja zwei dieser Vierhänder benützten gleich die ersten Momente ihrer goldenen Freiheit, um in den Cabinen des ersten Lieutenants und des leitenden Ingenieurs einen Zustand der Dinge zu schaffen, der lebhaft an die Folgen eines heftigen Sturmes erinnerte. Einer der Übelthäter wurde dabei ertappt, als er sich nach vollendeter Verwüstung selbstgefällig im Spiegel betrachtete, wobei er reichlichen Gebrauch von den umherliegenden Toiletteartikeln machte.

Als die Sonne untergegangen war, hatte ich die letzte Hoffnung, Bangkok anlaufen zu können, in den Schoß der unendlichen See begraben.

Hongkong.

Hongkong.

In See nach Hongkong, 16. Juli.

Unter dem verstimmenden Eindrucke, welchen der nothgedrungene Verzicht auf den Besuch in Siam hervorgebracht hatte, verließen wir morgens die Insel Singapur, von deren Küste uns herrliche Palmen grüßend zuwinkten. Die südöstliche Spitze der Halbinsel Malakka und das Leuchtfeuer von Horsburgh passierend, fuhren wir durch die Straße von Singapur mit Curs auf Hongkong in die offene See hinaus.

Beim Auslaufen und in der Straße von Singapur hatten wir regnerisches Wetter, doch hellte sich nachmittags der Himmel auf, und der Wechsel von Sonnenschein mit Regenböen rief wirkungsvolle Farbeneffecte sowie Spiegelungen am Horizonte hervor.

Vor Anbruch der Dunkelheit sichteten wir Aor Island und etwas später einzelne Inseln der Anamba-Gruppe.

Des Nachts drehte der Wind nach Südost, blieb jedoch leicht. Die See war ruhig.

In See nach Hongkong, 17. und 18. Juli.

An Stelle des Südostwindes trat entschiedener Südwestmonsun bei anfänglich ruhiger See ein, doch verschlimmerte sich das Wetter zusehends, und allzuhäufig giengen heftige, lang andauernde Regengüsse nieder, welche den Aufenthalt auf Deck völlig verleideten. Die anhaltende Feuchtigkeit versetzte die Kleider und die Schuhe in den Cabinen in einen recht kläglichen Zustand.

In See nach Hongkong, 19. und 20. Juli.

Als wir in den Bereich des Golfes von Tongking gekommen waren, frischte der Wind merklich auf und verursachte starken Seegang; hiebei war das Wetter überaus unstet, und die Regenböen nahmen zeitweise drohenden Charakter an.

Viele Anzeichen sprachen dafür, dass ein Taifun im Anzuge sei; denn zerrissenes Gewölk, welches für das Herannahen dieses Sturmes charakteristisch ist, bedeckte den Himmel, bei Sonnenuntergang erschien der Horizont in abnormaler, fahlgelber Färbung und schwer gekreuzter Seegang schleuderte die »Elisabeth« gewaltig hin und her. Nur das Barometer kündigte die Geißel dieser Meere nicht an, da jenes, obzwar der Luftdruck rasch abgenommen hatte, die bedeutenden Schwankungen noch nicht aufwies, welche jenem gefürchteten Sturme vorherzugehen pflegen. Die verschiedenartigsten Wetterbeobachtungen wollten gemacht worden sein, und allerlei widerstreitende Vermuthungen wurden laut; ängstlichere Gemüther prophezeiten das Herannahen eines der schwersten Taifune, während die gewiegten Meteorologen sich anfänglich der Ansicht zuneigten, dass der Sturm hinter uns sei oder parallel zu unserer Fahrtrichtung, jedoch in einiger Entfernung von derselben, vorbeiziehen werde. Als aber der Wind fortwährend steifer wurde, die See immer stürmischer wogte und sich endlich heftige Gewitter entluden, war jedermann nahezu überzeugt, dass wir Hongkong nicht erreichen würden, ohne vorher einen Cyklon bestehen zu müssen.

Ein seltenes Schauspiel boten nachts die zahlreichen Blitze, welche, horizontal verlaufend, das aufgeregte Meer taghell, aber gespensterhaft beleuchteten.

Hongkong, 21. Juli.

Nachts war der Wind eingelullt, so dass wir, ohne von einem Taifun heimgesucht worden zu sein, morgens um 2 Uhr das Leuchtfeuer von Gap Rock sichteten. Damit die »Elisabeth« jedoch nicht vor Tagesanbruch in die Einfahrt des Hafens von Hongkong komme, wurde der dritte Kessel außer Betrieb gesetzt und liefen wir daher, erst als es lichter geworden, in den East Lamm Channel ein und an Green Island vorbei. Doch stieß dies auf Schwierigkeiten, da dichter Nebel über der See lag und wolkenbruchartige Böen niedergiengen, wodurch der Ausblick so behindert war, dass wir kaum auf 100 *m* vor uns sehen konnten und oft mit halber Kraft fahren mussten. Die Berge, welche

den Hafen umgeben, waren nicht zu ersehen; erst als wir den Mastenwald der vor Anker liegenden Schiffe und im Hintergrunde Häuser der Stadt erblickten, zweifelten wir nicht mehr daran, dass wir thatsächlich in den Hafen von Hongkong eingelaufen waren.

Trotz des schlechten Wetters bot dieser — der drittgrößte Hafen der Welt, was die Anzahl der ein- und auslaufenden Schiffe sowie deren Tonnengehalt betrifft — ein imposantes Bild. Wir sahen hier Fahrzeuge aus aller Herren Ländern: eine gewaltige Flotte mächtiger Dampfer, welche, den Verkehr von und nach allen Weltgegenden vermittelnd, hier Waren aus- und einladen und sich für die Weiterfahrt mit Kohlen versehen; dazwischen allerhand Segelschiffe vom gewaltigen Viermaster bis zum kleinen Küstenfahrer; eine Reihe von Kriegsschiffen, worunter mehrere englische, und zwar die Kanonenboote »Daphne« und »Plover« sowie als Hafenwachschiff das gehulkte Linienschiff »Victor Emanuel«, welches einst als imposantes Schlachtschiff die Flagge Großbritanniens über die Meere getragen hatte, jetzt aber, abgetakelt und mit einem hölzernen Dache versehen, seine Tage beschaulich im Hafen beschließt; das portugiesische Transportschiff »Africa«, welches das Ende der Taifun-Saison hier abwartet, um dann eine größere Reise anzutreten; einige kleinere chinesische Kanonenboote und Zollwachschiffe. Ein ähnliches Ungethüm, wie das Hafenwachschiff, das gleichfalls gehulkte Linienschiff »Melanie«, dient als Garnisonsspital.

In der Regel ist die Zahl der in Hongkong vor Anker liegenden Kriegsfahrzeuge eine bedeutend größere, aber infolge der Complicationen zwischen Frankreich und Siam waren mehrere Schiffe in den Golf von Siam beordert worden und wenige Tage vor unserer Ankunft dahin abgedampft.

Eine ebenso fremdartige als originelle Staffage bilden die vielen Hundert chinesischer Dschunken, welche mit dem unförmlichen Schiffskörper und den dreieckigen, meist schon sehr schadhaften und zerfetzten, dunklen Segeln den Hafen erfüllen, um sich vor dem Quai zu einem förmlichen Walle von Schiffen zu stauen. Mit dem unverhältnismäßig hohen Bug und dem verzierten, ebenfalls stark erhöhten Achtercastell erinnern diese Fahrzeuge an Abbildungen von Schiffen aus der Zeit der Armada. Die Geschicklichkeit, mit welcher die Dschunken trotz der scheinbaren Schwerfälligkeit durch das Labyrinth verankerter Schiffe lavieren und manövrieren, ist in hohem Grade bemerkenswert, und es gewährt viel Vergnügen, das lebhafte Treiben der Dschunken

zu beobachten; man meint, dass alle Augenblicke eine derselben an einen großen Dampfer anfahren oder ein anderes Schiff rammen werde, aber ein im letzten Moment unternommenes flinkes Manöver beseitigt die Gefahr, und unbehindert wird die Fahrt fortgesetzt. Die Dschunken, welche zunächst nur für den Handel an der Küste und für den Fischfang bestimmt sind, wagen sich gleichwohl auch weit in die offene See hinaus, obschon sie zufolge ihrer Bauart den schweren Taifunen nicht gewachsen sind, so dass, wenn plötzlich ein derartiger Sturm sich erhebt, die von ihm überraschten Dschunken meist auch zugrunde gehen.

Wie Mücken schießen unzählige kleine Sampans und »Pantoffelboote« im Hafen hin und her, während zahlreiche Dampfbarkassen eilfertig den Verkehr zwischen den Schiffen und dem Lande vermitteln. Am Quai liegen nebst der Legion von Dschunken auch die großen Raddampfer vertäut, welche täglich zweimal Passagiere nach Kanton befördern.

Daran gewöhnt, dass die Eingeborenen der Länder, die wir gesehen, jede Thätigkeit mit wüstem Geschrei begleiten, staunten wir nicht wenig über die lautlose Ruhe, mit welcher die Bemannung der chinesischen Schiffe ihren Dienst versah. Dank dem strömenden Regen, sahen wir zum erstenmal an den chinesischen Matrosen die eigenthümliche Regenkleidung, bestehend aus einem langen, bis zu den Knien reichenden »Waterproof« aus Schilfgras, an dem auch der stärkste Regen abfließt, und einem riesigen, runden Rohrhut, ungefähr von den Dimensionen eines Wagenrades, welcher die Dienste eines Parapluies versieht.

Die Kroncolonie besteht aus der Insel Hongkong selbst, den kleinen dazugehörigen Eilanden (Stone Cutters, Green, Applechow oder Aberdeen, Middle, Round Island etc.) — 1841 von China an England abgetreten — und aus dem im Norden der Insel Hongkong gelegenen, die südliche Hälfte der Halbinsel Kau-lung (Kowloong) bildenden Stückchen Festland, welches 1861 an England überlassen worden ist. Dieses ist von der Insel Hongkong durch einen etwa eine Seemeile breiten, an seinem Ostende, dem Lyemoon-Pass, aber auf kaum eine Viertelmeile sich verengenden Meeresarm getrennt, welcher eben den etwa sechs Seemeilen langen und ein bis drei Seemeilen breiten Hafen von Hongkong bildet.

Die Insel Hongkong ist ein von allen Seiten, insbesondere aber an der Südküste, wo die Buchten tief ins Land einschneiden, steil aufsteigender Granitstock mit engen Thälern und Schluchten. Die

höchste Erhebung der zumeist kahlen, zerklüfteten Insel ist der im Westen befindliche Victoria Peak (556 *m*); am Fuße desselben und am Nordrande der Insel liegt die Stadt Victoria, gewöhnlich Hongkong genannt.

Die commerzielle, finanzielle und politische Bedeutung Hongkongs, der östlichsten Besitzung Großbritanniens in Asien, insbesondere aber die Wichtigkeit, welche dieser Freihafen nicht nur für den chinesischen, sondern auch für den gesammten ostasiatischen Handel besitzt, zeugt neuerdings für den weiten Blick Englands in der Erwerbung von Stützpunkten für seinen maritimen Verkehr. Auch hier, wie in Gibraltar, haben die Briten sich einen Punkt zu sichern gewusst, dessen Gewinnung von weittragender Folge für die Entwickelung ihrer Handelsmarine begleitet war.

Ob Hongkong in landschaftlicher Hinsicht mit Gibraltar, ja wie manche wollen, mit Neapel vergleichbar ist, vermag ich nicht zu entscheiden, da mir diese beiden Häfen nicht bekannt sind, jedenfalls aber erschien mir der Hafen von Hongkong als einer der schönsten, welche ich bisher auf meiner Reise berührt hatte.

Die Stadt Victoria baut sich am Fuße des Victoria Peak amphitheatralisch auf; dem Strand entlang wird zunächst die etwa 7 *km* lange Linie des breiten, mit stattlichen Gebäuden besetzten, belebten Quais, der Praya, sichtbar; jenseits desselben ziehen sich terrassenförmig die übrigen Theile der wohlgebauten Stadt die Abhänge des Victoria Peak hinan. Die unteren Terrassen sind mit großen Häuserblocks erfüllt; weiter hinauf steigen Villen und Gartenhäuser empor. Der leider häufig in Nebel gehüllte Peak, welchen eine Bergbahn mit der Stadt verbindet, blickt majestätisch herab auf das Grün der Villenstadt, auf das glänzende Weiß der palastartigen Bauten, auf den breiten Quai und das Leben im Hafen.

Im Norden des Hafens, auf der Halbinsel Kau-lung, befinden sich weitläufige Schiffahrts-Etablissements, Docks, Marine-Depots, Werften, Werkstätten, Kohlenmagazine, Kabelhäuser und die Sternwarte mit der meteorologischen Station, welche hier eine ganz besondere Bedeutung dadurch hat, dass sie zugleich als Signalisierungsposten für die im ostasiatischen Meere so häufigen Taifune dient. Sie steht mit den Hauptpunkten der chinesischen Küste sowie mit Manila in telegraphischer Verbindung und zieht gegebenen Falles die weithin sichtbaren Sturmsignale auf, deren Gestalt und Farbe die Richtung des herrschenden Taifuns anzeigt, was für die auslaufenden Schiffe einen höchst

wichtigen Navigationsbehelf bildet. Bei unserer Ankunft fanden wir das Signal »Taifun Nordost« gehisst und sahen dadurch unsere während der Fahrt nach Hongkong ausgesprochene Vermuthung bestätigt.

Sowohl auf der Halbinsel Kau-lung als auch auf der Insel Hongkong umrahmen steile Höhen mit scharf ausgeprägten Formen das Bild. Auf dem Festlande springen sofort die kahlen, mit röthlicher Erde überzogenen Flecken ins Auge, welche, auf den Lehnen und Hängen der Berge unregelmäßig vertheilt, weithin leuchten. Der Gebirgsstock der Insel Hongkong ist bis auf das Gestrüpp und den niedrigen Graswuchs der Schluchten und Wasserrinnsale von Natur aus völlig kahl, doch haben es die Engländer verstanden, namentlich im Villenviertel und in dem östlich von Victoria gelegenen Thale »Happy Valley« einen Theil ihres Territoriums aufzuforsten und mit Parkanlagen auszustatten. Diese mit bedeutendem Arbeits- und Kostenaufwand hergestellte Melioration des Terrains ist durch die Wärme und Feuchtigkeit des Klimas während der Sommerszeit begünstigt, vielfach jedoch durch die Temperaturstürze im Winter beeinträchtigt gewesen. Aber auch hier hat systematische Culturarbeit alle Hindernisse zu überwinden gewusst, so dass heute ein reizender Kranz von Parks und Gärten das Villenviertel von Victoria schmückt. Die Schaffung einer, wenn auch jetzt noch wenig umfangreichen Vegetationsdecke innerhalb dieses Territoriums ist zum Theil auch auf die Absicht zurückzuführen, hier günstigere sanitäre Bedingungen zu schaffen; denn thatsächlich ist das Klima Hongkongs ein recht ungesundes, wie sich aus der verhältnismäßig bedeutenden Sterblichkeit ergibt.

Dass trotz der ansehnlichen Zahl von Sterbefällen die Einwohnerschaft der Kroncolonie stetig wächst, ist auf die Chinesen zurückzuführen, welche den größten Theil der Bevölkerung bilden, während diese im übrigen nur etwa 10.000 Europäer und eine geringe Zahl Mischlinge aufweist.

Bei unserem Einlaufen in den Hafen ereignete sich ein aufregender Zwischenfall; wir fuhren nämlich ziemlich rasch zwischen den zahlreichen Dschunken und Dampfern hindurch, als plötzlich eine Störung an der Dampfsteuertransmission eintrat und diese den Dienst versagte, so dass das Schiff nach steuerbord ausbrach und ohne jede Steuerung geradewegs auf eine Menge verankerter Dschunken zufuhr. Gleichwohl gelang es, obschon wir uns bereits in so bedenklicher Nähe der Dschunken befanden, dass deren Bemannung Hilferufe ausstieß, jeden ernsteren Unfall dadurch zu verhindern, dass rechtzeitig beide

Maschinen nach rückwärts arbeiteten und in voller Fahrt mit besonderer Schnelligkeit ein Anker geworfen wurde, der glücklicherweise Grund fasste und hielt.

Kaum war die Havarie des Steuerapparates beseitigt, so kam ein Seeofficier an Bord, um uns den Ankerplatz anzuweisen, woselbst die »Elisabeth« an die für das Flaggenschiff der englischen Escadre bestimmte Vertäuboje gelegt wurde.

Unmittelbar hierauf leisteten wir den Territorialsalut und, nach dessen Erwiderung, mit 13 Schüssen den Salut für den englischen Contreadmiral Palliser.

Nun begann ein förmlicher Sturm auf die »Elisabeth«, indem zahllose chinesische Geschäftsleute und Händler in ihren kleinen Booten an das Fallreep herandrängten, um so rasch als möglich an Bord zu gelangen; denn jeder wollte dem andern zuvorkommen, seine Waren anzupreisen und Geschäfte zu machen. Der gelbe Strom ergoss sich nach aufwärts, die finsteren Blicke und scheltenden Worte unseres ersten Lieutenants vermochten ihn nicht mehr einzudämmen. Die ersten, welche das Deck der »Elisabeth« genommen hatten, waren zumeist ältliche Besitzerinnen von Waschetablissements, und jede derselben hatte als Hilfstruppe sechs bis acht junge, hübsche »Wäschermädel« aufgeboten, die sich, wohl gewaschen, fein säuberlich schwarz gekleidet, recht niedlich ausnahmen und an Puppen erinnerten. Diese Dämchen entwickelten nun eine staunenerregende Fertigkeit in der Anpreisung der Leistungen ihrer Etablissements und überdies ebenso große Energie als Emancipation; sie drangen geradewegs in alle Cabinen und entrissen den Bewohnern derselben unter Lachen und Scherzen die Wäsche, um diese, in Bündel geschnürt, in den Sampans verschwinden zu lassen. Überall im ganzen Schiffe trippelte die Schar umher, und erst nach geraumer Zeit gelang es unserem gestrengen Profoßen, die Schönen zur Rückkehr ans Land zu bewegen.

Dann trat das männliche Geschlecht in die Bresche, da Verkäufer der verschiedenartigsten chinesischen Producte, Schneider, Schuster u. dgl. das Deck überschwemmten; diese eifrigen, bezopften Brüder erschienen mit einem ganzen Bündel belobender Zeugnisse versehen, worunter auch manche von Schiffen unserer Marine, wie von der »Fasana«, der »Saïda« und der »Zrinyi«, ausgestellt waren. Alle diese Geschäftsbeflissenen waren von einer fabelhaften Zudringlichkeit, die aber recht ergötzlich wirkte, weil sie von dem unglaublichsten Kauderwelsch der mannigfachsten Sprachen begleitet war. Einer der

Händler, dessen Physiognomie an jene eines Fuchses gemahnte und sich durch den Ausdruck großer Schlauheit auszeichnete, war sogar der deutschen Sprache, welche er durch den Verkehr auf deutschen Kriegsschiffen erlernt hatte, so ziemlich mächtig, und dieser sprachkundige Chinese dankte einem Spassvogel den Namen »Bismarck«, den er nun selbst mit Vorliebe führte.

Auch Künstler kamen an Bord — Maler, welche ihr Geschäft sozusagen fabriksmäßig betreiben, indem sie binnen kürzester Frist nach Photographien Porträts in Lebensgröße herstellen, welche zwar meist nur die allgemeine Heiterkeit erregen, aber mitunter in einzelnen Zügen doch eine überraschende Ähnlichkeit mit den Originalen zeigen. Wir alle machten natürlich sofort Bestellungen, und einige Matrosen folgten dem Beispiele, so dass in einiger Zeit mancher »Carlo« und »Beppo« in chinesischer Auffassung den künstlerischen Schmuck dalmatinischer Fischerhütten bilden dürfte.

Das rege geschäftliche Leben, welches sich an Bord entwickelt hatte, fand nur zu bald ein Ende mit Schrecken durch einen tropischen Platzregen, der mit großer Heftigkeit niedergieng und mit kurzen Unterbrechungen beinahe den ganzen Tag währte; auch hatte sich der Nebel wieder verdichtet und die Aussicht gänzlich benommen, so dass sich der Aufenthalt an Bord recht ungemüthlich gestaltete.

In diesem bösen Wetter kamen die Würdenträger, deren Uniformen und Cylinder durch den Gussregen arg mitgenommen wurden, um ihre Aufwartung an Bord zu machen, und zwar zuerst, da der Consulargerent selbst abwesend war, der interimistische Leiter unseres Consulates, Herr Ernst Goetz, dann der Contreadmiral Palliser und zum Schlusse der Gouverneur Sir William Robinson, welcher um mein Wohl nicht weniger besorgt zu sein schien als sein College in Singapur. Letzterer hatte seinerzeit angesichts der Cholera, die in Singapur herrschte, warnende Depeschen nach Calcutta gesandt, ersterer aber mir durch unser Ministerium des Äußern nach Sydney die Nachricht zukommen lassen, dass in Hongkong eine Blatternepidemie ausgebrochen und die thunlichste Abkürzung des Aufenthaltes räthlich sei. Ich war jedoch durchaus nicht geneigt, welcher Krankheit immer einen Einfluss auf meine Entschließungen einzuräumen und gar den Aufenthalt in Hongkong abzukürzen, den ich vielmehr zu verlängern beschloss. Andererseits lehnte ich aber im Hinblick auf das angeblich grassierende Übel, von dem thatsächlich nichts zu bemerken war, mit Dank alle Empfänge und Festlichkeiten ab, um niemand in Gefahr

zu bringen oder in der Ruhe zu stören. Ich war eben von dem Eindrucke nicht frei, als sei unsere Anwesenheit dem Gouverneur etwas unbequem, so dass wir durch Vorschützen der Blatternepidemie von dem Besuche Hongkongs abgehalten werden sollten.

Da Besuch Gegenbesuch bedingt, gieng ich trotz strömenden Regens ans Land, um Sir William Robinsons Visite zu erwidern, und war, nachdem ich einige Zeit hindurch im Palankin umhergetragen worden, — die Kulis, deren wir uns bedienten, hatten nicht sofort begriffen, wohin wir wollten — an Ort und Stelle. Ein wohlgepflegter Garten umgibt das Government House, von welchem sich ein prächtiger Ausblick auf Victoria und den mit Schiffen besäeten Hafen bietet. Hochgewachsene Sikhs hatten die Thorwache am Palais bezogen; von den Engländern werden zur Versehung des Wach- und insbesondere des Polizeidienstes in Hongkong mit Vorliebe Inder verwendet, welche, mit dem hohen Turbane versehen und dem Policeman-Stocke bewehrt, achtunggebietend in den Straßen stehen, uns lebhaft an unsere Freunde von Dschodpur gemahnend. Als wir einem dieser Policemen, der uns durch seine Erscheinung besonders aufgefallen war, erzählten, dass wir Dschodpur sowie Pratap Singh und Hardschi Singh kennen gelernt hätten, leuchteten seine Augen vor Freude.

Die Polizei in Hongkong scheint in Versehung ihres Dienstes sehr streng zu sein, da man die Stöcke der Polizisten häufig in unsanfte Berührung mit dem Rücken oder dem rasierten Kopf eines Chinesen gerathen sieht.

Eine der Hauptaufgaben der Polizei ist es, nachts an der Praya Aufsicht zu führen, weil es nicht selten vorgekommen sein soll, dass Europäer, welche, an Bord ihrer Schiffe zurückkehrend, sich hiezu der Sampans bedienten, spurlos verschwunden sind — wahrscheinlich von den chinesischen Ruderern ermordet, ausgeraubt und in die Tiefe des Meeres versenkt. Um die Wiederholung derartiger Verbrechen thunlichst zu verhindern, überwachen die Policemen den nächtlichen Verkehr am Quai und notieren die Nummer sowie die Abfahrtszeit jedes zu einer Fahrt gedungenen Sampans.

In den Straßen wimmelt es von den landesüblichen Verkehrsmitteln, deren es hier zwei Arten gibt, nämlich die uns von Singapur her schon bekannten Dschinrickschas, welche von Läufern fortbewegt werden, und Palankine oder Bambussessel, die vorzugsweise in steileren Straßen Verwendung finden und, auf den Schultern von Kulis ruhend, einherschwanken. Während die Läufer der Dschinrickschas an

Schnelligkeit und Ausdauer ihren Berufsgenossen in Singapur nachstehen, setzen die Träger der Palankine und Bambussessel durch ihre Leistungsfähigkeit in Erstaunen; denn Stunde um Stunde tragen sie, in einer Art Schnellschritt dahineilend, ihre schwere Last umher und befördern dieselbe leichtfüßig selbst auf die höchst gelegenen Punkte Hongkongs. Auffallend ist hiebei, dass diese Träger keine besonders kräftig entwickelte Musculatur zeigen, ihre Hälse hingegen eine oft komisch wirkende Länge erreichen, was mit der alltäglich viele Stunden währenden Belastung der Schultern zusammenhängen soll.

An jeder Landungsstelle wird der Bootsinsasse durch eine Horde von Kulis begrüßt, welche mit lautem Geschrei die Vorzüge ihrer Transportmittel anpreisen. Ist die Wahl zugunsten eines derselben getroffen, so setzen sich dessen Träger oder Lenker, meist ohne das Ziel der Wünsche des Fahrgastes begriffen zu haben, alsogleich in eiligsten Lauf, um den Passagier an einem beliebigen, entfernten Punkte der Stadt abzusetzen. Mühsam versucht sich hier der Fahrgast mit dem Kuli zu verständigen und letzteren über seinen Irrthum aufzuklären; endlich scheint dies gelungen, und in raschem Tempo geht es alsbald weiter, zuweilen freilich abermals in einer ganz falschen Direction, bis der Kuli endlich an den richtigen Punkt gesteuert ist. Die Bekleidung dieser Läufer und Träger ist stets die gleiche, aus weiten, blauen Kniehosen, Jacken dieser Farbe und großen Hüten bestehende; reiche Leute haben ihre eigenen, in ihren Diensten stehenden Läufer und Träger, welche zumeist weiß gekleidet und mit Schärpen in den Farben ihrer Herren geschmückt sind.

Die Stadt Victoria besteht aus zwei Theilen, dem östlichen, welcher sich als der europäische, und dem westlichen, welcher sich als der chinesische darstellt, eine Scheidung, die übrigens keine durchgreifende ist; denn es finden sich ebensowohl im europäischen Stadttheile Häuser und namentlich Kaufläden, die Chinesen gehören, als im chinesischen Theile Häuser und Geschäftslocale von Europäern. Dem Fremden fallen zunächst die breiten, schönen Straßen auf, welche die Stadt in paralleler Richtung zur Praya und in terrassenförmiger Anordnung durchziehen, während die Quergassen, welche die Verbindung zwischen diesen Hauptstraßen herstellen, mitunter recht steil geführt sind. Überraschend ist die allenthalben herrschende Sauberkeit, worin die von den Engländern gehandhabte strenge Polizei erkennbar wird, die um so nöthiger erscheint, als die Reinlichkeit nicht eben die Haupttugend der Chinesen bildet.

Im europäischen Viertel ist der Praya entlang eine ganze Reihe imponierender Gebäude erstanden, welche hauptsächlich der geschäftlichen Thätigkeit gewidmet sind, so die Comptoirs der Großhändler, die Banken, allerlei industrielle und commerzielle Unternehmungen und die meisten Consulate. In der Flucht dieser Bauten scheint sich mehr der Großhandel concentriert zu haben, während in der unabsehbaren Reihe von Läden zu beiden Seiten der Queens Road, der ersten Parallelstraße zur Praya, der Detailhandel mit Gegenständen des Luxus, der Kunstindustrie und Kunst blüht und in friedlicher Concurrenz Europäer mit Chinesen wetteifern. Dort wo die Peddar-Straße in die Queens Road einmündet, ragt der gewaltige Uhrthurm, ein Wahrzeichen Hongkongs, empor. Groß ist die Anzahl der Kasernen, in deren Hofräumen schneeweiß adjustierte Mannschaften allerlei Exercitien übten.

Dem Chinesen-Viertel, dessen Straßen mitunter so schmal sind, dass kaum zwei Menschen nebeneinander zu gehen vermögen, verleihen Tausende bunter Firmatafeln ein charakteristisches Gepräge; diese sind schmale, oft 3 bis 4 *m* lange Bretter, welche, in den grellsten Farben originell bemalt und decoriert, senkrecht herabhängen und in chinesischen Schriftzeichen Anpreisungen der Firma enthalten. Bunte, mit Flittergold und künstlichen Blumen geschmückte Hausaltäre fehlen in keinem Laden, und zahllose, großbauchige Laternen und Lampions sind bestimmt, helles Licht auf das nächtliche Treiben in dem Chinesen-Viertel zu werfen. Dieses Licht wird, seiner specifischen Beschaffenheit ungeachtet, durch das elektrische in den Schatten gestellt, welches in Hongkong allgemein eingeführt ist und im Chinesen-Viertel die durch die autochthone Beleuchtung hervorgerufene malerische Wirkung sehr empfindlich stört. Überall steht das Chinesenthum im Vordergrund und drückt der Öffentlichkeit einen eigenartigen Stempel auf; es hebt sich hier viel lebhafter und plastischer ab als etwa in Singapur, da es in Hongkong doch den Hauptstock der Bevölkerung ausmacht, wiewohl auch noch manch andere Volkstypen das Colorit des Straßenbildes vervollständigen.

Die wohlhabenden Chinesen sind in dem Gewühle leicht an den weißen Blousen mit den weiten, faltigen Ärmeln, sowie an den Beinkleidern von blauer Farbe, an den Strümpfen aus Leinwand und an den Schuhen aus Seide kenntlich. Die ärmeren Classen der chinesischen Bevölkerung begnügen sich mit einfacherer Kleidung, wozu meist dunkelvioletter Perkail verwendet wird; viele Männer der unteren Schichten tragen den Oberkörper entblößt und gehen, gleich den

Frauen der ärmeren Stände, barfuß. Der dem Chinesen unentbehrliche Fächer ist in steter Bewegung. Auffallend ist die große Anzahl von Söhnen des himmlischen Reiches, die sich mit Brillen bewehren, was seine Erklärung zum Theile darin findet, dass sich, wie man mir sagte, zahlreiche chinesische Elegants dieses Mittels bedienen, nicht etwa um ihrem Sehvermögen nachzuhelfen, als vielmehr um sich den Anschein von Literaten zu geben und so den Reiz des persönlichen Eindruckes zu erhöhen, also aus Stutzerhaftigkeit. Diese Erscheinungsform des Gigerlthums dürfte wohl nur in China möglich sein.

Vornehmere Chinesen lassen ihren langen, beinahe bis zur Erde reichenden Zopf frei herabbaumeln, während die ärmeren denselben aufbinden; bei allen jedoch ist stets das Haupthaar bis in die Mitte des Kopfes rasiert. Der Zopf bildet den Stolz jedes Chinesen, und diesen etwa im Scherze an dem »Pig-tail«, wie die Engländer das Haarschwänzchen nennen, zupfen, hieße den Zopfträger arg beleidigen. Hat Mutter Natur das zur Herstellung dieses Schmuckes erforderliche lange Haupthaar versagt, so wird — tout comme chez nous — künstlich nachgeholfen, und zwar durch das Einflechten langer Seidenfäden. Übrigens trägt jeder Chinese eine Schnur im Zopfe, die gewöhnlich von schwarzer, in Trauerfällen von weißer und bei Kindern von glückverheißender rother Farbe ist.

Chinesische Frauen sind, da sich deren Tagewerk vorzugsweise innerhalb der Mauern des Hauses abwickelt, auf der Straße nur in verhältnismäßig geringer Zahl zu sehen. An den Vertreterinnen höherer Stände kann man die eigenthümlich verkrüppelten Füße beobachten, welche den garstigen, entenartigen Gang verursachen.

Jedermann in Hongkong widmet sich dem geschäftlichen Leben, alle Welt eilt in den Straßen, namentlich im Chinesen-Viertel, dem Erwerbe nach; da herrscht ein ununterbrochenes Hin- und Hereilen der sich drängenden Menge, welches zuweilen durch festliche Aufmärsche, durch Hochzeits- oder Leichenzüge gehemmt wird, deren Nahen das erschütternde Lärmen auf den unvermeidlichen Gongs schon von weitem verkündet.

In den kleineren, die parallelen Hauptstraßen durchquerenden Gassen sind die Kaufläden förmlich aneinandergeklebt, und in der Mitte dieser Verkehrsadern ambulante Garküchen etabliert, welche für Spottpreise Früchte und allerlei undefinierbare Speisen feilhalten. Der Chinese isst eben alles, und man könnte ein Buch über die Mannigfaltigkeit chinesischer Lebensmittel und Speisen sowie über die Bewunderungs-

würdigkeit des Magens der bezopften Brüder schreiben, welcher Dinge verträgt, die sich nicht selten in einem der Fäulnis nahe verwandten Zustande befinden. Der Lebensunterhalt stellt sich angesichts dieser Genügsamkeit in Bezug auf die Qualität der Esswaren ungemein wohlfeil, was der so zahlreichen Bevölkerung sehr zustatten kommt; für etwa zehn Kreuzer unserer Währung kann sich ein erwachsener Mann täglich vollkommen ausreichende Nahrung verschaffen.

Je weiter der Wanderer gegen Westen vordringt, um so zahlreichere Schankbuden, Opiumkneipen, Spielhäuser und andere Unterhaltungsorte zweifelhaftester Natur findet er, in welchen sich, als Versammlungsorten der Matrosen und Kulis, als Tummelplätzen der wildesten Leidenschaften, abends und nachts wüste Scenen abspielen.

Wenn die ärgste Hitze des Tages vorbei ist, etwa gegen 5 Uhr nachmittags, nimmt das Gewimmel und Gedränge in den Straßen einen bienenschwarmartigen Charakter an, alles geht, schiebt, stößt, drängt, eilt, läuft durcheinander, und der Fußgänger kommt bei Überquerung von Straßen nicht selten in Gefahr, von einem der zahlreichen heranstürmenden Rickschaläufer umgestoßen zu werden. Obgleich die Kulis sehr geschickt im Wenden und Ausweichen sind, widerfährt hie und da doch ein kleines Malheur, wie unser ebenso beliebter als beleibter Chefarzt bestätigen kann; denn sein Rickschaläufer vermochte das Vehikel infolge des nicht unerheblichen Körpergewichtes des Fahrgastes an einer abschüssigen Stelle nicht mehr zu bremsen und fuhr full pace in einen chinesischen Laden hinein, wo unser würdiger Chefarzt etwas unsanft mitten zwischen allen Waren abgesetzt wurde.

Bald da, bald dort angeregt und gefesselt durch fremdartige, lebendige Bilder und Scenen, betrat ich endlich, meiner Kauflust zu fröhnen, mehrere Läden, in welchen Artikel chinesischen Ursprunges feilgeboten wurden und sich immer dasselbe Spiel wiederholte. Des Feilschens war kein Ende, da die Verkäufer exorbitante Preise forderten, um dieselben nach einer halben Stunde zähen Handelns auf ein Drittheil zu ermäßigen, worauf dann der Kauf perfect werden konnte. Endlich war auch das Problem der zu entrichtenden Gesammtsumme vermittels längerer Calculation unter Benützung der Rechenmaschine glücklich gelöst, ein Einverständnis wegen Übersendung der erstandenen Schätze an Bord erzielt, und befriedigt konnte ich meine Schritte weiter lenken.

Trotz des Regens herrschte tagsüber wahrhaft drückende Schwüle, welche unausgesetztes Transpirieren bedingte; die fortwährend hohe, kaum einen Augenblick nachlassende Temperatur verleidet mitunter

geradezu den Aufenthalt in diesen Breiten, da selbst die Nachtzeit häufig nicht bloß keine Linderung bringt, sondern die dumpfe Schwüle nur noch empfindlicher macht. Der Organismus fühlt sich ermattet, abgespannt; auch das lebhafteste Interesse für die sich darbietenden neuen Eindrücke erlahmt endlich unter dem Einflusse der Hitze, und wer sich verleiten lässt, Abkühlung im Genusse momentan erfrischender Getränke zu suchen, büßt dies nur zu bald durch eine gesteigerte Empfindlichkeit für die hohe Temperatur.

Die heißen Tage, deren auch wir in der Heimat während der »Hundstage« uns erfreuen, sind in ihrer abspannenden Wirkung auch nicht annähernd mit jener der glühenden und dabei während der Regenzeit wassergeschwängerten Atmosphäre der Tropen zu vergleichen, so dass es mir für Kinder der gemäßigten Zone eine harte Aufgabe zu sein scheint, dauernd in den Tropen leben zu müssen. Unsere Constitution, unser Wesen ist den tropischen Klimaten nicht angepasst; Geist und Körper verlieren die Spannkraft, deren wir für unser Wohlbefinden, für die volle Leistungsfähigkeit bedürfen; mich wenigstens würden die drückenden Temperaturen dieser Breiten auf die Länge melancholisch machen. Alles in der Welt lässt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von — heißen Tagen.

Den Abend verblieb ich an Bord, leider unter dem Eindruck einer argen Enttäuschung. Wir rechneten nämlich mit Sicherheit darauf, endlich in Hongkong, da wir ja doch schon fast vier Monate ohne Nachrichten aus der Heimat waren und alle unsere Hoffnungen auf diesen Hafen gesetzt hatten, die heiß ersehnten Postsendungen zu erhalten, erfuhren aber, dass Coudenhove auf der Fahrt nach Bangkok, wo er mit uns zusammentreffen sollte, die in Hongkong für uns bereits eingelangte umfangreiche Post in der löblichen Absicht mitgenommen hatte, uns ehestens in deren Besitz zu setzen.

Nun hieß es, sich bis zum Eintreffen Coudenhoves abermals in Geduld zu fassen, was jedoch leichter gesagt, als gethan war; denn der Unwille über das postalische Missgeschick, welches uns so chronisch verfolgte, brach durch die besten Vorsätze hindurch und machte sich in lauten Verwünschungen Luft. Namentlich einer der Herren des Stabes, das Muster eines zärtlichen Ehemannes, der tagtäglich einen Brief für seine junge Frau schrieb, war ganz unglücklich. Wir vertrösteten ihn in anerkennender Bewunderung seiner Ausdauer, so gut es gieng, mit der kühnen Versicherung, dass ihm die nächste Post eine Legion Briefe bringen werde.

Honkong, 22. Juli.

Morgens begrüßte uns der übliche Regen, welcher mich jedoch nicht abhielt, ans Land zu gehen, wo ich, vom Zufalle geleitet, in ein anatomisches Museum gelangte, um mich sehr bald zu überzeugen, dass diese Schaustellung ganz ebenso abstoßend, ja ekelerregend ist, wie Ähnliches in Europa. Die Betrachtung all der Scheußlichkeiten, die sich dem Besucher in derartigen Museen darbieten, bringt als unmittelbare Nachwirkung das erlösende Wohlbehagen an dem Anblicke selbst der gleichgiltigsten Dinge hervor, wenn dieselben nur nicht greulich und »grauslich« sind.

Um mein beleidigtes ästhetisches Gefühl so rasch als möglich durch wohlthuende Eindrücke zu versöhnen, betrat ich einen Laden, in welchem kunstindustrielle und allerlei sonstige Producte aus Japan feilgeboten wurden. Obschon der Besuch dieses interessanten Landes noch bevorsteht, erwarb ich schon hier eine recht hübsche Collection charakteristischer Objecte, worunter namentlich Vasen, Lackwaren und Bronzen vertreten sind, nicht zu vergessen natürlich die reizenden Kimonos, die wir in der Operette »Mikado« zu sehen gewohnt sind. Die Besitzer des Ladens, die Brüder Kuhn aus Ungarn, hatten sehr bald herausgefunden, wer wir seien, und erachteten es für nöthig, uns wiederholt zu versichern, dass sie uns nicht übervortheilen würden.

Das tief empfundene Bedürfnis nach etwas frischerer Luft bewog uns, den Victoria Peak zu erklimmen. Vorerst besuchten wir noch ein nach amerikanischem Vorbild eingerichtetes, von Chinesen geleitetes Bar und schwankten dann in Palankinen auf den rüstigen Schultern eilender Kulis der Station bei der St. Johns-Kathedrale zu, von welcher aus eine Drahtseilbahn auf den Victoria Peak führt.

Die Engländer scheuen, wo immer sie Colonien besitzen, weder Mühe noch Kosten, um den Comfort des Lebens zu steigern, den Aufenthalt so angenehm, mindestens so erträglich als möglich zu machen. Tausende der Söhne Albions ziehen alljährlich für lange Zeit, auch für immer hinaus in die Colonien, wo Ersatz für mitunter recht trostlose Gegend, Abhilfe gegen schlimmes Klima, die Möglichkeit der Erholung nach des Tages Mühen geboten werden muss. Englische Energie versteht auf dem Gebiete der Ameliorierung und Assanierung Triumphe zu feiern, wofür Hongkong in mehr als einer Richtung einen hervorragenden Beleg bietet, so auch durch die auf den Höhen des Victoria Peak entstandene Colonie, die ihre Anlage und Entwickelung jenem

gesunden Verständnis und praktischen Bestreben verdankt. Der Gouverneur und andere Notabilitäten schlagen während eines großen Theiles des Jahres hier in comfortablen Villen ihre Wohnsitze auf, Angehörige der bewaffneten Macht finden in einem seit dem Jahre 1883 bestehenden Militär-Sanatorium Unterkunft und Erholung, und große Hotels bieten den Bewohnern Victorias die Möglichkeit, während der heißen Jahreszeit in luftiger Höhe zu hausen oder doch des Abends nach gethaner Arbeit reinere, frischere Luft zu athmen. Wenn bleierne Schwüle über der Stadt lagert, fährt, wer immer nur kann, in den Abendstunden auf den Peak, um des Genusses theilhaftig zu werden, welchen ein Temperaturunterschied gegenüber Victoria von etwa 10° C. zu gewähren vermag.

Der Victoria Peak hat ungemein steile Lehnen und fällt schroff zur Stadt ab; die Drahtseilbahn ist dieser Situation entsprechend kühn geführt, und hat, wenn sie auch nicht solche Steigungen wie etwa die Pilatus-Bahn aufweist, doch große Terrainschwierigkeiten zu überwinden, so dass sie als ein gelungenes Werk der Technik bezeichnet werden kann. Die Bahn zieht an den Abhängen des Victoria Peak durch das Villenviertel hinan, wo sich die reicheren Europäer in geschmackvollen, von reizenden Gärten umgebenen Landhäusern angenehme Wohnstätten geschaffen haben. Von einer Station ab, nächst einem anglikanischen Kirchlein, ist die Trace äußerst steil bis auf den Peak geführt. Während der Fahrt bietet sich ein Rundblick von seltener Pracht, der in dem Maß, als wir höher steigen, an Umfang und malerischer Schönheit gewinnt. Fast scheint es, als läge das Häusermeer Victorias senkrecht unter uns, und gedämpft, endlich kaum mehr wahrnehmbar dringt der das pulsierende Leben der großen Stadt begleitende Lärm an unser Ohr.

Wir klommen immer weiter empor, bis die Stadt und der Hafen mit den zahllosen Schiffen wie eine liliputanische Welt unter uns lagen und die stolze »Elisabeth« die Dimensionen eines kleinen Schiffsmodelles angenommen zu haben schien. Von der Höhe schweifte der Blick weithin über das unendliche Meer, über alle Hongkong umsäumenden Eilande, über den Hafen, über die Stadt und das chinesische Festland, welches sich plastisch von einer dunklen Wolkenwand abhob. Die phantastisch-malerische Scenerie, die wir hier erschauten, glich in ihrer fesselnden Fremdartigkeit jenen kühn gedachten, den Reiz des Aparten athmenden Bildern, welche chinesische und japanische Künstler in Teppiche zu weben verstehen.

Leider konnten wir in dem Genusse des herrlichen Panoramas nicht lange schwelgen, da sich stürmischer Wind erhob, Nebel und Regen einherfegend, so dass die zauberhaften Bilder zu unseren Füßen bald verschwunden, wir selbst aber vom Unwetter umhüllt waren. Trotz dieser Unbill der Witterung fühlten wir uns da droben herrlich wohl, war es doch wieder einmal Bergesluft, die wir athmeten! Nur wer durch Monate in den tropischen Meeren gekreuzt hat, vermag die ganze Größe des Entzückens zu würdigen, das Bergeshöhe und frische Luft bieten. »Auf den Bergen wohnt die Freiheit« — die Freiheit von lastender, drückender, ermattender Schwüle der Niederung, der Städte. Doch auch das Heimweh, welches den Reisenden auf so langer Fahrt nie ganz verlässt, wohnt auf den Bergen, und stärker als seit langem überkam es mich hier in luftiger Höhe. Die Gebirge der Heimat erhoben sich vor mir aus dem Ocean, und mir dünkte es, dass keine landschaftliche Scenerie der Welt schöner, herrlicher sein könne, als unsere österreichischen Berge.

Die Drahtseilbahn endet bei Victoria-Cap, jedoch nicht auf dem höchsten Punkte des Peak, dessen Spitze noch 70 *m* höher liegt und von einer Signalstation gekrönt wird. Auf halbem Wege nach dieser liegt das Mount Austin Hotel, welches, in riesigen Dimensionen angelegt und mit allem Comfort ausgestattet, nicht nur ständige Bewohner beherbergt, sondern allabendlich auch zahlreiche Europäer aufnimmt, die früh morgens wieder hinab zur Stadt fahren, ihrem Berufe zu obliegen. Wir feierten hier unsere Bergfahrt mit einem lucullischen Mahle, welches, wenngleich aus englischer Küche hervorgegangen, doch ganz schmackhaft war, und traten in fröhlicher Stimmung die Rückkehr nach dem in einem Lichtmeer erglänzenden Victoria an.

In Singapur hatte ich infolge des Tropenfiebers, das mich befallen, unterlassen müssen, ein chinesisches Theater zu besuchen, und wollte daher hier in Hongkong dieses Versäumnis nachholen; doch fanden wir bei allen Kunsttempeln, wo wir der Reihe nach vorfuhren, leider verschlossene Pforten; wir hatten eben nicht bedacht, dass heute Samstag war, an welchem Tage die strengen englischen Polizeivorschriften jede theatralische Aufführung untersagen.

Wir benützten somit die Zeit, um eine der zahlreichen Opiumhöhlen zu besuchen. Im Gegensatze zu Indien, wo Opium meist in Form von Pillen oder in flüssiger Lösung genossen wird, bildet in China das Rauchen von Opium die Regel. Während man behauptet, dass der in Indien übliche Genuss von Opium im Stande sei, eine Steigerung

der körperlichen Leistungsfähigkeit nach sich zu ziehen, den Muth zu erhöhen und Krankheiten hintanzuhalten, — wenn überhaupt, so dürften diese Wirkungen wohl nur infolge geringer Dosen und bloß anfänglich eintreten — werden dem Rauchen von Opium nur üble Folgen nachgesagt. Bei unserem Eintritt in die auserwählte Höhle war es noch zu früh an der Zeit, um den eigentlichen Opiumrausch beobachten zu können; immerhin befanden sich die Raucher bereits im Vorbereitungsstadium. Der Opiumraucher braucht, um sich in den Zustand der ersehnten Betäubung zu versetzen, mehrere Pfeifen, die er in gewissen, durch Tabakrauchen oder träumerisches Nichtsthun ausgefüllten Pausen schmaucht.

Der enge Raum enthielt hölzerne Lagerstätten, — »Pritschen« — deren jede mit einem aus Holz oder aus Thon gefertigten niedrigen Gestell ausgestattet ist, welches als Kissen dient. Halbnackte Männer waren auf diesen nichts weniger als üppigen Ruhebetten hingestreckt, und jeder hatte die zum Opiumrauchen erforderlichen Utensilien neben sich, vor allem die Pfeife, welche stets aus einem Bambusrohr und dem conischen Pfeifenkopfe besteht, an dem eine kleine, zur Aufnahme des Opiums bestimmte Öffnung angebracht ist. Vor jedem Raucher steht ein mit einer kleinen Lampe versehenes und mit dem dickflüssigen Opium gefülltes Gefäß, aus welchem der Raucher eine Dosis auf die Öffnung der Pfeife legt, die er an der Lampe in Brand setzt, um den betäubenden Duft in langen Zügen einzusaugen. Dies wiederholt sich, bis die gewünschte Wirkung eintritt und der Raucher der Wirklichkeit mit allen Sorgen, allem Elend entrückt ist, ein Traumleben ihn umfangen hält, entzückende Bilder ihn umgaukeln, er in Genüssen aller Art schwelgt, jeglicher seiner Wünsche ihm in Erfüllung gegangen ist. Aber um welchen Preis vollzieht sich die kurze Flucht aus dem irdischen Jammerthal in ein Land süßen Träumens? Gespenstern gleich, mit abgezehrten Leibern, hohlem, stierem Blicke, bleichen Wangen und Lippen, wandeln die Opiumraucher einem frühen Ende entgegen. Die vor uns hingestreckten Raucher waren erst bei ihrer dritten oder vierten Pfeife angelangt, trugen aber ohne Ausnahme in ihren Gesichtszügen den Stempel ihrer schrecklichen Verirrung zur Schau, ja ein Unseliger war bereits in das ersehnte Elysium entrückt — er lag im Zustande vollkommener Bewusstlosigkeit auf dem Altane des Hauses.

Es findet sich übrigens auch die Ansicht vertreten, dass nicht bei allen Rauchern die Folgen des Opiumgenusses in jener verhängnisvollen Art eintreten, welche man als Regel anzunehmen gewohnt ist,

und die wir hier vor uns sahen; der Grad der nachtheiligen Wirkung soll wesentlich von der Leidenschaftlichkeit abhängen, mit welcher das Opfer des Opiums dem Genusse dieses narkotischen Mittels sich hingibt. Hieraus wird auch der Schluss gezogen, dass die Beförderung des Opiumhandels und die fiscalische Ausnützung des Opiums sich vor dem Forum der Moral als nichts Schlimmeres und als nichts anderes darstellen, denn die Begünstigung des Handels mit Brantwein und dessen Behandlung als Steuerquelle. Wie dem auch sei, was ich in dieser Höhle gesehen, ließ mir das Opiumrauchen als eine der beklagenswertesten menschlichen Verirrungen erscheinen. Die in dem dumpfen Raume herrschende Temperatur, die scheußliche Ausdünstung der zusammengepferchten Menschen, physischer Ekel und moralischer Abscheu trieben uns bald wieder ins Freie.

Ein weiterer Rundgang durch die Höhlen des Lasters in den Vierteln des blühenden Nachtlebens wirkte bald so anwidernd, dass ich schleunig an Bord zurückkehrte.

Kanton.

Kanton.

Hongkong — Kanton, 23. Juli.

Jeder in Hongkong befindliche Europäer trachtet, Kanton, die am Tschu-kiang oder Perlflusse gelegene Stadt, zu besuchen, welche ihren ursprünglichen, original-chinesischen Charakter noch vollständig bewahrt hat und daher eine Menge neuer und interessanter Eindrücke bietet. Die Erfüllung meines Wunsches, diese merkwürdige Stadt zu sehen, wurde durch die chinesische Seezollbehörde ermöglicht, welche so freundlich war, mir einen ihrer Dampfer, den Finanzkreuzer »Tschuen-tiao«, für die Fahrt zur Verfügung zu stellen; denn ohne diese Zuvorkommenheit hätte der Ausflug heute nicht angetreten werden können, da Sonntags die Passagierdampfer nicht verkehren. Bei strömendem Regen und dichtem Nebel schiffte ich mich mit unserem Commandanten sowie den Herren des Stabes, Scala, Ramberg und Dr. Plumert, ein.

Der Commandant des Finanzkreuzers, ein englischer Handelscapitän, durch welchen drei nach dem Typus des »Tschuen-tiao« gebaute Dampfer in der unglaublich kurzen Zeit von 28 Tagen von England nach Hongkong gebracht worden waren, — eine seemännische Leistung, auf die er mit Recht stolz sein darf — hatte sein Schiff so schmuck instandgesetzt, dass es sich »wie aus dem Schachterl« präsentierte; alles spiegelte, blitzte und glänzte, dass es eine Freude war. Die Finanzkreuzer, Fahrzeuge von 500 bis 700 *t* Gehalt, haben die

Aufgabe, den in den chinesischen Gewässern sehr schwunghaft betriebenen Schmuggel, besonders mit Opium und Salz, hintanzuhalten, und sind daher mit vorzüglichen Maschinen versehen, sowie entsprechend armiert. Unser »Tschuen-tiao« führte zwei 9·5 *cm* Armstronggeschütze und zwei Schnellfeuerkanonen. Ein recht hübscher Salon diente als Speisezimmer, während ich die Kajüte des Capitäns, die mir dieser abgetreten hatte, als Wohnraum bezog.

Bei der Durchquerung des Hafens von Hongkong kamen wir an einem vor wenigen Tagen gesunkenen Dampfer vorbei, dessen Masten und Rauchfang traurig aus dem Wasser ragten. Dieser Dampfer, »Amigo«, war von einem eigenthümlich tragischen Schicksal ereilt worden; er hatte vollbeladen Jokohama mit dem Curs auf Hongkong verlassen, und schon nach zwei Tagen lief hier die telegraphische Nachricht ein, der »Amigo« sei bei einem Taifune von einem anderen Schiffe gerammt worden und gesunken. Doch erwies sich die Nachricht als falsch; denn nach weiteren drei Tagen erschien das Fahrzeug wohlbehalten im Hafen von Hongkong und wollte sich eben vertäuen, um Ladung zu löschen, als es von einem anderen Dampfer mitten im Hafen thatsächlich gerammt wurde und binnen weniger Minuten sank. Dieser Unglücksfall zog überdies den Verlust von Menschenleben nach sich, da mehrere Kinder ertranken.

In der Nähe der Unglücksstelle lag auch ein sehr stark havariertes, großes Segelschiff, welches in einem schweren Taifun alle vier Masten verloren hatte und als Wrack auf dem Ocean herumgetrieben war, bis ihm glücklicherweise ein Dampfer begegnete, welcher es in den Hafen schleppte.

Der Curs führte zwischen dem Festland und Lantao, dann durch ein Gewirre von anderen Inseln hindurch, bis wir endlich die Mündung des Perlflusses erreichten, ohne jedoch von dieser oder von dem Festlande viel wahrnehmen zu können, da Regen und Nebel die Aussicht fast gänzlich verwehrten.

Bei der Mündung des Flusses, der Bocca Tigris, erheben sich auf beiden Ufern dunkle, kahle, nur stellenweise mit spärlicher Moosdecke überzogene Felsberge, welche mit Befestigungen versehen sind, die mit modernen, namentlich Krupp'schen Geschützen bestückt sein sollen. Ob diese Fortificationen gleichwohl einem energischen Versuche vorzudringen nachhaltigen Widerstand leisten können, will ich dahingestellt sein lassen, halte aber, nur nach dem Anblick aus der Entfernung urtheilend, die Anlage der Batterien für veraltet und vernachlässigt; den

gleichen Eindruck machte mir auch eine Reihe von weiter stromaufwärts liegenden Befestigungen, die auf Hügeln placiert sind, welche dem Boden entsteigen.

Hinter Bocca Tigris verflacht die Gegend, Reisfelder bedecken die Ebene — kein malerisches Bild. Von einem Hügel blickt eine sieben Stockwerke hohe Pagode — die erste, die wir zu Gesichte bekamen — auf den Fluss, und wir begrüßen in ihr ein uns von allen Chinoiserien her geläufiges Symbol des himmlischen Reiches. Ab und zu erschauen wir kleine Ortschaften.

An einigen Stellen ist der Fluss durch Barrikaden von Pfählen, in welchen nur eine schmale Passage frei geblieben ist, gesperrt — eine Frucht der Erfahrungen, die China in den Conflicten mit europäischen Mächten gemacht. Seit Errichtung dieser Flussperren hat Whampoa, in früherer Zeit der Ankerplatz aller Schiffe, später aber verödet und verfallen, wieder an Bedeutung gewonnen, da Fahrzeuge, deren Tiefgang und Tonnengehalt eine gewisse Grenze überschreiten, die Flusssperre nicht passieren können und gezwungen sind, in Whampoa vor Anker zu gehen.

Der Capitän wählte, um Kanton zu erreichen, nicht den in der Regel benützten Whampoa-Canal, sondern die südlichere Blenheim-Passage, und endlich lag, nachdem schon geraume Zeit vorher das häufigere Auftauchen von Ansiedelungen und der gesteigerte Verkehr auf dem Flusse die Nähe der großen Stadt deutlich genug angekündigt hatten, diese vor uns.

Kanton, Kwang-tschau (Goang-dschöu)-fu, in den Jahren 1859 bis 1861 bekanntlich in französisch-englischem Besitze, soll der Bevölkerungsziffer nach die erste Stadt des chinesischen Reiches sein, da die Zahl der Einwohner $1^1/_2$ Millionen übersteigt. An dem nördlichen Ufer des Whampoa-Canales, einem Arme des Perlflusses gelegen, ist Kanton die Hauptstadt der Provinz Kwang-tung (Goang-tong) und der Sitz des Generalgouverneurs der beiden Kwang (Goang)-Provinzen. In der Geschichte des Handels mit Ostasien nimmt Kanton eine hervorragende Stellung ein, und durch Jahrhunderte war in dieser Stadt der nach dem Westen gerichtete Handel Chinas concentriert, welchem die Portugiesen den Weg eröffnet, die Engländer einen hohen Aufschwung gegeben haben. Aber erst der Vertrag von Nanking vom 29. August 1842 hat den commerziellen Verkehr mit China von den auf ihm lastenden Beschränkungen und aus der eigenthümlichen Form, welche er in Kanton angenommen hatte, befreit und ihm eine neue

Verfassung verliehen; denn damals wurden mehrere Häfen — in der Folge traten noch andere hinzu — dem auswärtigen Handel eröffnet, die Ansiedelung fremder Kaufleute auf hiezu bestimmten »Concessionen« gestattet, Consuln zugelassen u. dgl. m. Seit dieser Zeit hat Kanton, eben nicht mehr der ausschließliche Platz für den Handel nach dem Westen, an Bedeutung verloren, und auch das immer steigende Aufblühen Hongkongs hat die commerzielle Wichtigkeit jenes Platzes nicht wenig beeinträchtigt.

Die Stadt ist von einer 16 *km* langen, 12 *m* hohen Ringmauer umschlossen, deren breite Krone mit zahlreichen Geschützen bewehrt ist; doch können diese Fortification und deren Zustand einem europäischen Soldaten kaum ernste Bedenken einflößen. Auf dem zwischen der Stadtmauer und dem Flusse gelegenen flachen Terrainstreifen erheben sich, theils auf festem Boden, theils auf Piloten ruhend, zahllose Hütten, einen Theil der Wasserstadt bildend, welche ihre Fortsetzung in einem schwimmenden Theile findet, in einer unabsehbaren Flotille eng aneinander liegender Boote. Man schätzt die Anzahl der Bewohner dieser Wasserstadt auf 80.000 bis 100.000.

Bietet Kanton von der Flusseite her ein höchst originelles und interessantes Bild, dem es an bestrickendem Reiz umsoweniger fehlt, als auf dem Flusse wegen des ununterbrochenen Hin und Her der denkbar verschiedensten Fahrzeuge das regste Leben herrscht, so ist andererseits der Blick auf die von der Zwingmauer umschlossene Stadt selbst wenig lohnend. Diese steigt im Norden gegen die daselbst liegenden Hügel zu an und zerfällt in zwei Theile, die durch eine dem Flusse parallel laufende, mit Wassergräben versehene Mauer getrennt sind: in die eine weitaus größere Fläche umfassende alte Tartarenstadt im Norden und in die auf kleinerem Raume sich entfaltende, dem Flusse zugewandte eigentliche Geschäftsstadt, Neu-Kanton. Die Umwallungsmauer wird von acht, die Quermauer von vier Thoren durchbrochen, während zwei Wasserthore für die Boote bestimmt sind, welche in dem die Stadt durchziehenden Hauptcanal ein- oder austreten; alle diese Thore sind nachts geschlossen, tagsüber geöffnet, doch militärisch besetzt.

Die Tartarenstadt enthält nur zum Theil eine Häusergruppierung von städtischem Charakter, im übrigen aber Ackerland und brach liegendes Gefilde, auf dem sich weithin zerstreut Tempel sowie große, öffentliche Gebäude erheben, unter diesen der Palast des Generalgouverneurs, jener des Tartarengenerals, die Prüfungshallen, der Tempel

der Fünf Genien und im aufsteigenden Theile die Fünfstock-Pagode. In der Nähe des Nordthores wurde im Jahre 1889 auch eine Münzstätte errichtet.

Im Gegensatze zur Tartarenstadt ist Neu-Kanton von dicht aneinandergereihten, selten ein Stockwerk übersteigenden Häusern erfüllt. Nächst den Pagoden ziehen schon vom Schiff aus die Godowns die Aufmerksamkeit auf sich, Bauwerke, welche die Wohnhäuser überragen und, entsprechend ihrer Bestimmung, als Magazine zu dienen, einbruch- und feuersicher hergestellt sind. Schmale Gassen durchziehen das Gewirre von Häusern.

Westlich der Stadt, außerhalb der Ringmauern, dehnen sich die neueren Vorstädte aus; südlich hievon liegt die Schlamminsel Scha-mien, der Sitz der Fremdencolonie, welche als Concession bestimmt und auf gemeinschaftliche Kosten des englischen sowie des französischen Staatssäckels in den Jahren 1859 bis 1861 mit bedeutendem Aufwande zur Ansiedelung geeignet gemacht worden ist. Drei Brücken, welche unter scharfer militärischer Bewachung stehen, verbinden die Insel mit dem Festlande, werden aber um 7 Uhr abends gesperrt, da nach dieser Stunde kein Europäer sich in der Stadt blicken lassen darf und auch den Chinesen, mit Ausnahme der Palankinträger, das Betreten von Scha-mien untersagt ist.

Gleich der erste Eindruck, welchen der Reisende — eben angelangt, noch an Bord — von Kanton empfängt, lässt jenem keinen Zweifel, dass er sich dem Chinesenthum in seiner ganzen Originalität und Urwüchsigkeit gegenüber befindet. Um so contrastierender, aber auch erhebender ist die Wirkung, welche der Anblick der römisch-katholischen Kathedrale hervorbringt, die mit ihren alle Bauten Kantons überhöhenden Doppelthürmen in dem südwestlichen Theile der Geschäftsstadt aufragt. Die Baukosten wurden zum Theil aus der Kriegsentschädigung, die China auf Grund des Pekinger Friedensvertrages vom 24. October 1860 gezahlt hat, zum Theil aus den Mitteln der französischen Mission gedeckt. Es liegt nahe, dass dieser stolze Bau den Chinesen ein Dorn im Auge ist, und es bleibt fraglich, ob es nicht politisch klüger gewesen wäre, sich mit einem minder auffallenden Bauwerke zu begnügen. Auch die gelben Brüder können, wie Erfahrungen zeigen, in recht bedenklicher Weise verstimmt werden, wenn sie die Absicht merken; doch sollen sie sich vorläufig in der ihnen eigenthümlichen Fähigkeit der Selbsttäuschung und in ihrem stark entwickelten Dünkel mit der Kathedrale dadurch abgefunden

haben, dass sie in den zwei Thürmen die Hörner des Widders, des Wappenthieres von Kanton, erblicken und auf diese Weise in dem Gotteshause nur eine Verherrlichung der Stadt Kanton durch die »fremden Teufel« sehen.

Mr. Drew, der Generalsecretär der chinesischen Seezollämter, kam an Bord, um mich einzuladen, während meines Aufenthaltes in Kanton sein Gast zu sein. Ich hätte zwar ein Hotel vorgezogen, einerseits um nicht zu stören, andererseits um nicht ein Dasein zu führen, welches durch die Nothwendigkeit getrübt ist, den Frack anlegen zu müssen; da aber Kanton kein europäischem Geschmack auch nur halbwegs entsprechendes Hotel aufzuweisen hat, nahm ich Mr. Drews freundliches Anerbieten mit vielem Dank an.

Bald waren wir in dem auf der Insel Scha-mien gelegenen Home unseres Gastfreundes, wo uns dessen Gattin, eine Amerikanerin, willkommen hieß und mit sehr heißem Thee bewirtete; leider konnte ich mit der Hausfrau, die eine sehr liebenswürdige Dame zu sein schien, nicht conversieren, da sie nur der englischen Sprache mächtig ist. Mr. Drew hingegen spricht nicht nur etwas französisch, sondern verfügt auch über einen kleinen Schatz deutscher Worte — eine Errungenschaft, welche dem längeren Verweilen in Wien zu danken ist, wo Mr. Drew anlässlich der Ausstellung des Jahres 1873 als Commissär Chinas fungiert und sich so wohl gefühlt hat, dass er von jener Zeit noch immer mit Befriedigung spricht.

Die Insel Scha-mien bietet dem Auge einen lieblichen Ruhepunkt: freundliche Villen, von Gärten mit schattenspendenden Bäumen umgeben, bedecken das kleine Eiland, schöne Alleen umsäumen das Ufer, und gut gehaltene Wege durchziehen die Ansiedelung, die mitten in dem Getriebe des Flusslebens den Eindruck vornehmer Ruhe bietet, obschon sich daselbst nicht nur die Wohnhäuser, sondern auch die Etablissements der großen Kaufleute befinden, deren Geschäfte Millionen in Umlauf bringen. Doch dringt das Knistern und leise Rauschen der Wechselbriefe, das Rollen und Klingen der Münzen nicht hinaus an das Ohr des Touristen.

Die Villa Mr. Drews liegt am Ufer des Flusses; zwei Eigenschaften zeichnen das Hauswesen vortheilhaft aus, nämlich eine sehr gute Küche und ein kühles Bad. Besonderer Erwähnung sind auch die Betten wert, die angenehme Ruhe versprechen, nicht zum wenigsten, weil dichte Netze den blutsaugenden Moskitos den Überfall auf den Schläfer verwehren.

Da es erst 5 Uhr nachmittags war, wollten wir noch den auf der Insel Ho-nan befindlichen Buddha-Tempel besichtigen. Hatten wir früher einen Gesammteindruck von der Wasserstadt empfangen, so fanden wir bei der Fahrt nach jener Insel Gelegenheit, wohl eine der merkwürdigsten menschlichen Ansiedelungen aus nächster Nähe kennen zu lernen. Boote aller Arten, Gestalten und Größen liegen hier enge aneinandergereiht; Dschunken, Sampans und Pantoffelboote wimmeln von Alt und Jung, von Männern, Weibern und Kindern, die in den schwimmenden Wohnstätten ihr Alles erblicken, hier geboren werden, leben, streben, lieben, sterben.....

Meine Neugierde ließ mich eine Anzahl der kleineren Fahrzeuge besehen, in welchen ich zu meiner Überraschung einer unerwarteten Reinlichkeit und Nettigkeit begegnete. Die Boote sind mit wasserdichten Matten überwölbt und bergen zwei Räume, eine Art kleinerer Kajüte und einen Vorraum, beide mit färbigem Papier und allerlei Bilderwerk schmuck ausgestattet; ein großer Stein oder eine Lehmschichte, wo das frugale Mahl, aus Reis, Bohnen und Thee bestehend, gekocht wird, vertritt die Stelle des Herdes. Die Tonne des Diogenes scheint mir durch diese Behausungen noch übertroffen; denn während jener Weise sich des Alleinbesitzes seines Heimes erfreute, sind die einzelnen Boote, wie wenig Raum sie auch bieten, meist zahlreich bevölkert, da die auf dem Wasser lebenden Familien nicht weniger Kindersegen genießen, als die auf dem Festlande hausenden. Der Erwerb, welchen die Bootsinsassen zu finden vermögen, soll ein äußerst dürftiger sein und reicht für eine ganze Familie oft kaum an die Grenze des europäischen »Hungerlohnes« eines Arbeiters heran.

Die Ausnützung des Raumes der Boote ist die denkbar vollkommenste. Abgesehen von den Säuglingen, welche gewöhnlich ihren Platz auf dem Rücken der Mutter finden, wird die heranwachsende Generation in kleinen, mit Deckeln verschlossenen, am Boden oder am Buge des Bootes befindlichen Verschlägen untergebracht, wo sie sich im Gegensatze zu unserer schreienden Jugend meist ruhig verhält. Lüftet nun der Eindringling den Deckel einer dieser »Kinderbewahranstalten«, so blicken ihn einige kleine, nackte, bereits mit dem Zöpfchen geschmückte Chinesen erstaunt an, um ihm sofort behende wie Affen entgegenzukriechen.

Nur chinesische Anspruchslosigkeit kann Lebensverhältnisse, wie wir sie hier finden, noch als genügende, ja, es scheint mitunter, sogar als behagliche betrachten.

Zwischen den verankerten Booten verkehren rastlos Schiffe aller Art, so dass es oft sehr schwierig ist, sich mit einem Boote durch das Getriebe hindurch den Weg zu bahnen. Unter allen Fahrzeugen, welche der Perlfluss trägt, sind die merkwürdigsten wohl die großen Passagierboote, welche, den Dampfschiffen nachgebildet, achter ein Rad haben, das aber nicht mit Dampf in Bewegung gesetzt wird, sondern durch menschliche Kraft, durch jene von etwa 25 Kulis, die in einem Tretwerk im Schweiß ihres Angesichtes arbeiten. Als die ersten Dampfboote der Europäer den Fluss heraufgekommen waren, versuchten die erstaunten Chinesen, so erzählt man, diese Erfindung nachzuahmen, was ihnen jedoch nicht vollständig gelang; denn die Construction der Maschine bot einige Schwierigkeiten. Die gelben Brüder wussten aber zu helfen, indem sie die Maschine durch Kulis ersetzten, deren Verwendung nicht nur einen einfachen Mechanismus gestattete, sondern auch den Vorzug der Wohlfeilheit hat, da ein Kuli, welcher durch acht Stunden täglich die ermüdende Arbeit der raschen und kräftigen Bewegung im Tretrade zu leisten hat, angeblich im Monate nicht mehr als 7·5 fl. ö.W. an Lohn erhält! Damit nun das Werk auch von außen der Erfindung der »Barbaren« vollkommen entspreche, wurde dem Schiff ein hoher Rauchfang aufgesetzt, welchem dichter Qualm entstieg, da unterhalb stark rauchende Holzarten entzündet wurden. Hiemit war der Dampfer chinesischer Erfindung vollendet; später ließ man zwar den dampfenden Schlot hinweg, das Rad aber mit dem Tretwerke blieb.

Mit einiger Anstrengung wurden etliche Sampans zur Seite geschoben, um das Anlegen unseres Bootes an der Insel Ho-nan zu ermöglichen, und nach wenigen Schritten standen wir vor dem Hoi-tschong-dsy (Hai-tschoang-sy), einem der 125 Tempel verschiedener Culte, welche Kanton zählt.

Diese Ziffer vermag wohl kaum Erstaunen zu erregen, da doch die Bevölkerung eine so zahlreiche ist und China drei religiöse Lehrsysteme besitzt: die Philosophie des Confucius, welche die Staatslehre repräsentiert und der daher der Hof, die Staatsbeamten und überhaupt die gebildeten Gesellschaftsschichten anhängen; den Buddha- oder Fôh-Dienst, zu dem sich die unteren Volksclassen, die große Mehrzahl der Chinesen, bekennen; endlich das wohl nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Bekennern zählende System des Lao-dsy, welches den einzelnen Menschen als Selbstzweck betrachtet, ihm die Aufgabe stellend, sich innerlich zur Vollkommenheit zu erheben, um hiedurch zu

dem höchsten Wesen, Dao genannt, zurückzukehren. Da das System des Confucius den Charakter einer staatlichen Institution trägt, erscheint dessen Bekennung für jeden Staatsbeamten obligatorisch; doch kann derselbe nebenbei auch Buddhist oder Daoist sein.

Der Hoï-tschong-dsy ist der größte Buddha-Tempel in Kanton und dehnt sich über eine bedeutende Fläche aus, die eine Reihe von Baulichkeiten und Höfen umfasst; Gärten und Begräbnisstätten vervollständigen die Anlage, und überdies steht mit diesem Gotteshaus ein Mönchskloster in Verbindung, wo sich angeblich 175 Priester dem Dienste Buddhas widmen. Der Eingang in den Tempel wird von vier fratzenhaften, überlebensgroßen Gestalten bewacht, deren Aufgabe es ist, dem frommen Pilger heilsamen Schrecken einzujagen, und die durch eine Anzahl von Votivzetteln, womit die Füße der Scheusale beklebt sind, offenbar milder gestimmt werden sollen. Einen mit Granitplatten gepflasterten, von schönen, alten Ficus-Bäumen beschatteten Gang durchschreitend, gelangt man in einen Pavillon, wo mystisches Halbdunkel herrscht; drei vergoldete Buddha-Figuren, aus Thon gefertigt, nehmen die Mitte des Raumes ein, während an den Wänden rechts und links etwas kleinere, aus dem gleichen Stoffe geformte Gestalten stehen, welche 18 Apostel Buddhas versinnbilden. Dieser wird hier in einer Art dargestellt, welche von der in Indien gebräuchlichen abweicht; denn der Buddha des Chinesen ist ein beleibter Gott, dessen wohlgenährtes, lächelndes Antlitz vollkommenes Wohlbehagen ausdrückt. Das bedeutende Embonpoint, mit welchem der Chinese seinen Buddha ausstattet, erklärt sich aus der Auffassung, wonach Beleibtheit auf Reichthum hinweist und daher dicke Leute in hohem Ansehen stehen. Vor den Götterbildern sind große Altäre mit Trommeln, Glocken und Opfergefäßen errichtet, welch letztere aus Silber oder aus minder edlen Metallen angefertigt, meist aber künstlerisch ausgeführt sind und die Form von hohen Leuchtern oder Urnen mit Drachenköpfen zeigen, die zur Aufnahme brennender Räucherkerzen bestimmt sind.

Der nächste Tempelraum enthält außer einem Bildnisse der Gottheit Kun-jem (Goang-in) eine sehr schöne Marmor-Pagode, vor welcher die heiligen Bücher liegen, deren sich die Bonzen bei dem Gottesdienste bedienen; die Pagode reicht bis zur Decke empor, ist an den einzelnen Absätzen durch reizende bronzene Glöckchen verziert und bringt vermöge ihrer schlanken Form und der eleganten Linienführung eine künstlerische Wirkung hervor. Als Intermezzo wurden uns hier heilige Schweine in Freiheit vorgeführt, die infolge des sorglosen

Daseins, welches ihnen beschieden, dermaßen fett sind, dass sie sich kaum zu bewegen vermögen. Einer der uns begleitenden Bonzen hieb, der Heiligkeit der Schweine ungeachtet, unter boshaftem Grinsen auf dieselben ein, ohne bei ihnen eine andere Wirkung als ein lebhaftes Grunzen hervorzurufen. Ein dritter Raum, der sich vor uns erschloss, birgt die Figur eines Gottes, über dessen seinerzeitigen Lebenswandel bei unseren Führern die widersprechendsten Ansichten herrschten. Jedenfalls hat sich die Kühnheit der chinesischen Phantasie bei der Darstellung der Gottheit keine Schranken auferlegt.

An die Tempelbauten sich anreihend und in deren Bereiche liegen die Behausungen der Priester, ein wahres Labyrinth schmutzerfüllter, kleiner Baulichkeiten, in welchen die Speiseräume und die Küche den Eindruck besonderer Verwahrlosung erwecken. Den Abschluss des Tempelgeheges bildet ein großer, in reichlichem Blumenschmucke prangender Garten, wo wir an das Grab eines heiligen Mannes sowie an jenes eines berüchtigten Tartarengenerals geführt wurden, der sich in Kanton dadurch ein trauriges Andenken gesichert hat, dass er ein Blutbad anrichten ließ, dem 60.000 Menschen zum Opfer gefallen sind.

Die uns begleitenden buddhistischen Priester trugen den Schädel glatt rasiert und zeigten ein verkommenes Äußere; in ihren Mienen lag ein schlauer, listiger Zug, und mit größter Zudringlichkeit, jeder Würde bar, bettelten sie um Almosen. Die religiöse Thätigkeit dieser Tempeldiener beschränkt sich auf die tägliche, dreimalige Verrichtung eines Gebetes, während der übrige Theil ihres Tagewerkes im Nichtsthun, im Umherlungern, im Betteln besteht. Es ist daher nicht zu verwundern, dass die gebildeten Chinesen den buddhistischen Priester verachten und in ihm einen Heuchler erblicken, der, Lastern ergeben, nur nach mühelosem Wohlleben sinnt. Auf mich haben die im Ho-nan-Tempel schaltenden Bonzen jedenfalls eine möglichst ungünstige Impression hervorgebracht.

Der Abend war dem Besuch einer Specialität Kantons, jenem der berühmten, oft beschriebenen, sogenannten »Blumenboote« gewidmet. Der Gestalt nach Dschunken und gleich den anderen Fahrzeugen der Wasserstadt im Flusse verankert, sind diese Boote Restaurants und Etablissements, in denen Kanton sich amusiert, die Träger des Zopfes fröhlich werden. Hier geht es oft hoch her; denn Gelage werden gefeiert, Musik erklingt, Lieder erschallen und das ewig Weibliche verleiht höheren Reiz. Die Blumenboote sind in großer Zahl vertreten, doch selbstverständlich je nach der Classe der Bevölkerung, aus welcher die

Besucher sich recrutieren, sehr verschieden hinsichtlich dessen, was sie bieten, und des Reichthums der Einrichtung. Die Boote, die wir besuchten, enthielten mehrere Räumlichkeiten, hierunter einen Salon, der für Opiumraucher bestimmt ist, und Gemächer, welche geschlossene Gesellschaften zum Mahle vereinigen, also chinesische Chambres separées. Die Ausstattung ist sehr reich, schön geschnitzte Möbel, mit gestickten Stoffen überdeckt, erfüllen die Locale; hier steht kostbares Service für Thee, dort sind Tischchen für Opiumraucher mit Perlmutter und Steinen zierlich ausgelegt; an den Wänden ziehen sich vergoldete, in mäandrischen Mustern geschnitzte Verzierungen hin, und helles Licht, das sich in zahlreichen Spiegeln und Gläsern bricht, flutet durch die Räume.

Während in den Speisezimmern heitere Symposien gefeiert werden, fröhnt so mancher dem verhängnisvollen Genusse des Opiums im Salon. Wir trafen auf einen Raucher, der sich bereits im Zustande der vollständigsten Bewusstlosigkeit befand, der also den Gipfel des Genusses erreicht hatte; doch der Mann wand und krümmte sich derart, dass es schwer war, hierin den Ausdruck der durch selige Träume hervorgerufenen Verzückung zu erblicken. Um mir ein eigenes Urtheil bilden zu können, rauchte ich zwei Pfeifen Opium, die mir ein alter Chinese mit freudvollem Eifer »stopfte«, wäre aber nicht im Stande, hieran Geschmack zu finden; denn der Rauch erinnerte an jenen stark parfümierten Tabakes und mundete mir in keiner Beziehung. Dadurch, dass ich mich an Opium versucht, stieg ich offenbar in der Achtungsscala der Chinesen um ein Bedeutendes, da sich alles beeilte, mir Thee, Früchte und die erdenklichsten Erfrischungen anzubieten. Leider kann ich mich mit dem Thee, wie er hierzulande genossen wird, — sehr heiß und ohne Zucker — nicht befreunden.

Eine Schar junger Mädchen besorgte die Bedienung sowie die Unterhaltung der Gäste durch Musik und Gesang. Einige dieser Damen sind nach unseren Begriffen so übel nicht, doch verunstalten sie sich — mögen sie immerhin glauben, hiedurch das chinesische Schönheitsideal zu erreichen — vollkommen, indem sie sich ganz weiß schminken, auf die Unterlippe einen rothen Fleck malen und die abrasierten Augenbrauen durch hochgeschwungene künstliche ersetzen. Diese Metamorphose verleiht den Mädchen einen ebenso unnatürlichen, als chronisch verwunderten Ausdruck, der sie Puppen aus Wachsfigurencabinetten ähnlich erscheinen lässt. Das Haar der Schönen ist in der kunstvollsten Weise geordnet; diese Frisur bedarf

großer Sorgfalt und erheischt bedeutenden Zeitaufwand, so dass die Mädchen, um sich diesem mühsamen Geschäfte nicht allzu oft unterziehen zu müssen, dem stilvollen Aufbau erhöhte Consistenz durch Anwendung eines Klebemittels geben, welches der Frisur eine mehrtägige Haltbarkeit sichert. Die Fingernägel, denen besondere Pflege gewidmet wird, lassen die Damen zu einer unförmlichen Länge gedeihen, auf welche Weise, wie durch lange Nägel bei beiden Geschlechtern überhaupt, angedeutet werden soll, dass der Träger der Fingerzier sich einer Wohlhabenheit erfreut, die ihn der Nothwendigkeit enthebt, durch der Hände Arbeit seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Mädchen sind in prächtige Gewänder gehüllt; selten schöne und geschmackvolle Stoffe haben bei den Toiletten der Nymphen des Blumenbootes Verwendung gefunden.

Die Püppchen, die uns umringten, waren recht nett und drollig anzusehen, so lange sie, ununterbrochen fächelnd, uns schweigend umtrippelten — doch »wehe, wenn sie losgelassen«, zu singen und zu musicieren begannen. Der Gesang bewegte sich in wahrhaft schwindelerregenden Höhen und konnte nur als jammerndes, ohrenzerreißendes »Quietschen« bezeichnet werden; die Instrumentalmusik aber war jenem vollkommen ebenbürtig, indem Gongs, Zithern und Guitarren grässliche Töne entlockt wurden. Dies hindert nicht, dass derartige Musik den Chinesen als Ohrenschmaus erscheint, dem sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sich hingeben, um dann ihrer Befriedigung über den Kunstgenuss lebhaften Ausdruck zu verleihen. Eine der Künstlerinnen trug mir ein als besonders schwärmerisch und hinreißend gepriesenes Liebeslied vor, das auf Chinesen immerhin einen solchen Eindruck hervorbringen mag; beglückte aber bei uns eine holde Schöne den schmachtenden Seladon in ähnlich lyrisch-melodischer Art, so würde sie unzweifelhaft eine mit ihren Gefühlen arg contrastierende Wirkung erzielen, da der Angesungene nur in der schleunigsten Flucht sein Heil suchen könnte.

Mein Ergötzen erregte in dem erstbesuchten Blumenboot ein bemoostes, aber sehr joviales Haupt — ein 72jähriger Chinese vornehmen Standes, dessen Lebenslust ihn allabendlich das heitere Local aufsuchen ließ, wo er Stammgast und ein hoher Mandarin sein würdiger Kumpan war. Der ergraute flotte Bursche zeichnete sich durch die Virtuosität aus, mit der er das Krähen des Hahnes und das Gackern der Hennen nachzuahmen verstand, eine Kunstfertigkeit, welche der alte Sünder zum höchsten Entzücken der Besucher des Blumenbootes

auszuüben pflegt. Offenbar hatte ich sein besonderes Wohlgefallen erregt; denn rastlos ließ er mich durch den Dolmetsch ersuchen, recht lange zu bleiben, wartete mir mit Thee auf, nahm in meiner Nähe Platz und krähte und gackerte, von dem schallenden Gelächter aller Anwesenden begleitet, frisch darauf los. »Der alte Drahrer« war in seiner Komik unbezahlbar und bat mich, als wir schließlich unter endlosen Begrüßungen und Bücklingen von einander schieden, dringend, in den nächsten Tagen ja gewiss wiederzukehren.

Die Wanderung nach anderen Booten erforderte einige equilibristische Fertigkeit, da die Verbindung nur durch schmale Stege hergestellt war, unterhalb welcher der Fluss rauschend dahinströmt. Anfänglich waren die Besucher dieser Etablissements über unser Erscheinen einigermaßen erstaunt; doch begrüßten wir sie mit dem freundlichsten »Tsing-tsing«, — der üblichen chinesischen Formel — womit das Eis gebrochen war, so dass die Habitués sich nicht nur beruhigten, sondern uns auch aufforderten, Platz zu nehmen und Thee zu trinken. In Kürze war so allenthalben eine vollkommene Entente cordiale hergestellt.

Sehr befriedigt von den Eindrücken des Tages kehrten wir in später Stunde nach Scha-mien in unsere gemüthliche Villa zurück.

Kanton, 24. Juli.

Ein Deutscher, Herr Lange, welcher schon viele Jahre in China weilt und auch Kanton genau kennt, hatte sich als Führer durch diese Stadt angeboten, was ich dankend annahm, da ein ortskundiger Cicerone gar nicht zu entbehren ist, wenn während eines kurzen Zeitraumes all das Interessante, woran Kanton so reich ist, besehen werden soll. Der Generalconsul Haas aus Schang-hai, dessen rechtzeitiges Eintreffen durch einen Taifun verhindert worden, schloss sich, heute morgens in Kanton eingelangt, uns ebenso an, wie Herr Goetz. Früh am Morgen brach die Karawane in Palankinen nach der Stadt auf.

Kaum haben wir die Brücke, welche Scha-mien mit dem Festlande verbindet, überschritten, so entrollt sich vor unserem erstaunten Auge ein Bild, womit die Straßenbilder von Singapur und Hongkong nicht zu vergleichen sind. Mit einem Schlage fühlen wir uns in eine uns völlig fremde, neue Welt, in eine echte, unverfälschte, von europäischer Cultur nicht berührte chinesische Stadt versetzt, die heute wohl noch genau so aussieht, wie in altersgrauen Zeiten. Die Treue,

mit welcher die Chinesen sich in den von den Altvordern beschrittenen Bahnen weiter bewegen, mit der sie das Bestehende erhalten und auf die kommenden Generationen vererben, erstreckt sich auf alle Gebiete des Lebens, auch auf die Wohnungsverhältnisse, auf die Städte; Erweiterung, Regulierung, Assanierung eines Gemeinwesens scheinen hier völlig unbekannte Dinge zu sein — Dinge, die für uns Barbaren gut sein mögen. In den Söhnen des Tschung-kuock (Dschong-koe), des »Reiches der Mitte«, ist, wenngleich sie, durch die eiserne Faust europäischer Staaten wiederholt gebeugt und in vielfachen Handelsbeziehungen mit der alten Welt stehend, die Überlegenheit abendländischer Cultur sehr genau kennen, die Abschließung gegen alle fremden Elemente und deren Einfluss so tief gewurzelt, dass von einer irgendwie nachhaltigen europäischen Einwirkung noch nichts zu verspüren ist und wohl auch noch lange nicht wird die Rede sein können. Die mir recht unsympathischen Chinesen blicken in dünkelhafter Verblendung auf eine uralte, verhältnismäßig hohe, jedenfalls aber eigenartige, nicht einem anderen Volk abgelauschte Cultur zurück, in deren Entwickelungsprocesse jedoch ein vollkommener Stillstand eingetreten ist; an den vor Jahrhunderten, ja, vor Jahrtausenden bereits gemachten Errungenschaften halten die Chinesen mit zäher Beharrlichkeit fest, und ihr an sich achtungswerter Conservativismus ist in dieser Richtung zur Verknöcherung geworden. Wohl nur ein Ereignis von elementarer Wirkung wird hier im Stande sein, Bresche zu legen und so europäischer Cultur Bahn zu brechen — ob zum Wohl Europas, bleibe dahingestellt.

Die Straßen der Stadt haben eine so geringe Breite, dass sie uns kaum möglich dünkt; in vielen Verkehrsadern können sich zwei Menschen nur mühsam aneinander vorbeidrücken, keines der Durchhäuser in unseren Städten ist so schmal wie diese Gassen. Der praktische und der Dichtigkeit der Bevölkerung Rechnung tragende Chinese ist eben ein Feind von Raumverschwendung; er zieht vor, sich durch enge Straßen hindurchzuzwängen und zu schieben, als sich zu einer breiteren Anlage derselben zu entschließen. Dennoch sind die Straßen Kantons hinlänglich geräumig, um eine solche Fülle von Erscheinungen zu bergen, dass es der Augen des Argus bedürfte, um alles zu sehen, zu beobachten, um alle die Eindrücke aufzunehmen, welche auf den Fremdling eindringen. Während der langen Dauer der Reise habe ich mich geübt und gewöhnt, Neues zu erfassen, hier aber wollte die Fülle, die Mannigfaltigkeit, die Buntheit, die Lebendigkeit

der Bilder, die allenthalben auftauchten, wechselten, verschwanden, wiederkehrten, sich gegenseitig behindernd und verdrängend, den Wanderer schier verwirren, betäuben, erdrücken.

Unter lautem Geschrei schaffen sich die Träger unserer Palankine Platz, mitten in der sich hin und her windenden Menge, worin alle Schichten der Bevölkerung vertreten sind, der Lasten schleppende Kuli sich vorwärts schiebt und der ekelhafte Bettler nach Raum ringt, um jammernd mit der Sammelbüchse an unsere Tragsessel zu gelangen. Andere Palankine, geschlossen und geschmückt, in welchen reiche Chinesen einherschwanken, kommen uns entgegen; das Ausweichen macht Schwierigkeiten, ein Zusammenstoß ist unvermeidlich und eine Flut gegenseitiger Beschimpfungen der Träger die Folge. Ein schwer beladener Kuli bricht sich Bahn, die Fußgänger können sich nicht rasch genug beiseite drücken, um einer Collision mit einer Kiste, einem Ballen, einem Kübel, Wasser oder Schlimmeres enthaltend, vorzubeugen. Hier naht ein Hochzeits-, dort ein Leichenzug; die vorangetragenen Schaustücke, die betäubende Musik erwecken allgemeine Aufmerksamkeit; die Menge drängt sich herbei und sperrt den Verkehr, so dass nur die Flucht in einen Laden und das Verweilen daselbst erübrigt, bis das Hindernis vorbei. Zu all dem sind auch hier wie in Hongkong längs der Häuser mobile Garküchen aufgeschlagen und Tische gestellt, auf welchen verschiedene Gegenstände des täglichen Gebrauches zum Verkauf ausgelegt sind. Dabei reiht sich Laden an Laden, in jedem herrscht lebhafte Bewegung, ein fortwährendes Ein und Aus und in keinem fehlt der Hausaltar. In den meisten Läden werden, wie in den indischen Bazars, die Verkaufsartikel auch erzeugt; Lärm aller Art dringt aus diesen Stätten emsigsten Betriebes auf die Straße; da ist des Klopfens, Hämmerns, Sägens, Hobelns u. s. w. kein Ende. Die Häuser sind bedeckt mit senkrecht herabhängenden Schildern von oft bedeutender Länge und nicht selten geradezu künstlerischer Ausschmückung. Wer etwa behauptet, dass ein Bazar allenfalls in Indien der Inbegriff bewegten Straßenlebens sei, der hat noch keine Straße in Kanton gesehen!

Wir lenkten unsere Schritte einer Anstalt zu, in der auf Kosten reicher Leute Kranke unentgeltlich in ambulatorische Behandlung genommen werden und Heilmittel erhalten; der Hof des Gebäudes und die Vorhalle waren mit Siechen gefüllt, während auf einer Estrade zwei chinesische Ärzte mit ungemein wichtiger Miene ordinierten. Die Kunst der einheimischen Heilkünstler soll sich noch auf einer sehr

niedrigen Stufe befinden und auf Pulsfühlen, Schröpfen u. dgl. m. sowie auf die Verschreibung und Verabfolgung von Quacksalbereien beschränkt sein. Wir sahen denn auch hier die Ordinationen sich sehr rasch abspielen; denn wie verschieden die einzelnen Krankheitsfälle gewiss auch waren, die Söhne Äsculaps griffen immer nur nach dem Pulse der Patienten, pinselten irgend ein Remedium auf einen Zettel und entließen die Kranken mittels gütiger Handbewegung. Die Außenseite dieser chinesischen Polyklinik ist mit zahllosen, auf rothem Papiere gepinselten Danksagungen beklebt, so dass sich auch hier jene Farbe vertreten findet, der man sowie der gelben überall wiederbegegnet.

Ein Maler hat neben dem Ambulatorium sein Atelier aufgeschlagen und bringt hier in einer sehr feinen, ansprechenden Manier auf einem aus Pflanzenfasern hergestellten Stoffe naturwahre und nett ausgeführte Scenen aus dem chinesischen Leben, aus der Göttersage sowie Schiffe, Pflanzen, Thiere u. dgl. m. zur Darstellung. Da der Musensohn in den Anforderungen sehr bescheiden war, plünderten wir die Stätte seines Schaffens und verließen dieselbe mit einer ganzen Ladung seiner Erzeugnisse beschwert.

Nun wandten wir uns dem chinesischen »Ruhmeshain«, dem Wa-lem-dsy (Hoa-lin-sy) zu; dieser Tempel, welcher in den westlichen Vorstädten, außerhalb der Ringmauer, liegt, gilt als einer der reichsten in Kanton, was unschwer zu erklären ist; denn er enthält in der That die Darstellung von nicht weniger als fünfhundert Gottheiten oder Schülern Buddhas, offenbar berühmter Chinesen, die dank ihren Verdiensten in der Anerkennung der Nachwelt eine übermenschliche Stufe erklommen haben. Hier ist daher den Gläubigen reiche Auswahl unter Himmlischen geboten, deren Wohlwollen erkauft werden muss, und mancher Krösus Kantons mag diese oder jene Veranlassung gehabt haben, sich mittels einer reichen Widmung an eine der Gottheiten zu wenden, so zum Reichthume des Tempels beitragend. Der Anblick der eigentlichen großen Tempelhalle wirkt im ersten Augenblicke geradezu verblüffend, wegen der imponierenden Anzahl von fünfhundert Statuen, die, etwas unter Lebensgröße, aus Holz gebildet und vergoldet, von den Wänden und aus der Mitte des Raumes von ihren quadratisch angeordneten Sockeln auf den Eindringling herabstarren. Die Üppigkeit der Phantasie, welche es vermocht hat, die fünfhundert Gestalten mitunter in drastischer Weise zu individualisieren, ist erstaunlich, und man stößt, die Kunstwerke einzeln durchmusternd, auf die drolligsten Einfälle. Hier ist ein Gott offenbar besonders guter Stimmung und zeigt

uns eine äußerst vergnügte Miene; dort droht ein anderer mit wüthender Geberde auf die Menschheit herab; jener, offenbar der Gott der Spassvögel, verkürzt sich die Zeit, indem er einen Hut auf der Nase balanciert; dieser wendet in auffallendster Weise seine Aufmerksamkeit der neben ihm postierten Göttin zu, die ihm, wie es scheint, nicht gleichgiltig ist, — und so weiter in buntem Wechsel, innerhalb dessen selbst ein Gynäkologe an manchen Darstellungen seine Freude, weil Gelegenheit zur Lösung der schwierigsten Probleme, fände. Dem Europäer gewährt es wohl das größte Interesse, zu sehen, dass auch der berühmte Venetianer Marco Polo als Buddha-Schüler hier Aufnahme gefunden hat und mit dem Ausdrucke stolzer Würde einen Eckplatz einnimmt. Jede Gottheit hat ihre Räucherkerzen vor sich stehen.

Bei dem Anblicke so mancher der Statuen konnte ich mich des Lachens nicht erwehren; ich hatte anfänglich gefürchtet, dass meine Heiterkeit als Profanation übel gedeutet werden könnte und war daher nicht wenig erstaunt, zu sehen, dass die begleitenden Eingeborenen in mein Lachen herzlich einstimmten. Im allgemeinen scheint Religiosität in unserem Sinne bei den Chinesen nicht vorhanden zu sein und hauptsächlich durch Aberglauben aller Art sowie durch Furcht vor bösen Geistern ersetzt zu werden, während die guten Geister, von deren Seite nichts zu besorgen, leichter ignoriert werden können. Mit dieser Geringwertigkeit des religiösen Sinnes steht es offenbar in Zusammenhang, dass die Gotteshäuser der bei uns gewohnten Heilighaltung entbehren und Scharen lärmender, spielender Kinder sich in denselben umhertreiben, eilende Fußgänger die Tempel als dem öffentlichen Verkehre dienende Durchhäuser benützen. Gleichwohl sieht man ab und zu doch strenggläubige Chinesen, welche ihre Gebete in andächtigster Weise murmeln, sich hiebei wiederholt verneigen und den Boden mit der Stirne berühren, um endlich Räucherkerzen oder einen Papierstreifen als Rauchopfer zu entzünden oder vor dem Tempel irgend einen Feuerwerkskörper abzubrennen und so Dämonen zu verscheuchen. Diese Bethätigung frommer Gesinnung »à la Stuwer«, welche für den ahnungslosen Wanderer, dem plötzlich Schwärmer zischend um die Beine schwirren, ebenso überraschend als unterhaltend ist, erfreut sich, nach der Häufigkeit zu urtheilen, in der sie auftritt, offenbar großer Beliebtheit.

Vor drei großen Buddha-Figuren, welche auch den Wa-lem-dsy schmücken, liegt eine kleine Tafel mit dem inschriftlichen Wunsche für den jeweils regierenden Kaiser, dass er ungezählte Jahre leben und

kommende Geschlechter beherrschen möge. Die Aufmerksamkeit wird hier durch zwei Pagoden erregt, deren eine aus Bronze, die andere aus Marmor; letztere wurde vom Kaiser Kien-lung gestiftet, welcher nicht als Ideal männlicher Schönheit betrachtet werden kann, wie das vor dem Buddha-Altare prangende Bild des hohen Spenders verräth.

Unsere Wallfahrt fortsetzend, pilgerten wir durch das Gewirre der kleinen Gassen zu dem Tempel der Fünf Genien in der oberen Tartarenstadt. Beim Eingange hängt in einem Thorbogen eine große Glocke, deren Gewicht 10.000 Pfund betragen und die durch ihr Erklingen Unheil künden soll; denn dieselbe ertönte in der ganzen Stadt vernehmlich während des Bombardements von Kanton durch die Engländer und die Franzosen im Jahre 1857, als eine der ersten feindlichen Kugeln in die Glocke eingeschlagen und ein großes Stück herausgebrochen hatte. Die Fünf Genien in der Tempelhalle sind figurale Darstellungen biederer, mit untergeschlagenen Beinen beschaulich dasitzender Chinesen, vor welchen fünf Steine liegen, die zweifelsohne Meteoriten sind. Es geht die Sage, dass die Fünf Genien auf Widdern durch die Luft geritten wären und fünf Körner als Symbol des Reichthums mit sich gebracht hätten, worauf die Widder in eben jene Steine verwandelt wurden, welche im Tempel aufbewahrt sind, weshalb denn Kanton auch die »Stadt der Widder« genannt wird. Der Ritt durch die Luft scheint den Genien wohl bekommen zu haben; sie tragen ein blühendes und recht vergnügtes Aussehen zur Schau, während an den Wänden der Tempelhalle und namentlich im oberen Stockwerke wieder gar finstere Gesellen in Lebensgröße, offenbar fürchterliche Dämonen, dem Besucher entgegendräuen.

Wie in den anderen Tempeln findet auch hier der Aberglaube die »höchste Fructificierung ohne Risico«, da jedermann Gelegenheit geboten ist, einen Blick in die Zukunft zu thun; die Mittel hiezu sind höchst primitive, und der Versuch ist nicht so gefährlich wie jener, den Schleier des Bildes zu Saïs zu lüften. Zwei der chinesischen Methoden, der Zukunft ihre Geheimnisse zu entreißen, sind Tsien und Kao-dsy benannt. Bei der ersteren wird dem Wissbegierigen ein mit Stäbchen, welche Zeichen tragen, gefüllter Becher gereicht, der so lange zu schütteln ist, bis ein Stäbchen aus dem Becher und zu Boden fällt. Ein Bonze folgt dann, natürlich gegen hohes Entgelt, den dem Zeichen auf dem Stäbchen entsprechenden Orakelspruch aus. Das Kao-dsy ist Damen vorbehalten, welche zu wissen wünschen, ob ihnen Kindersegen beschieden sein wird, was sie zuverlässig erfahren, wenn sie zwei

Stäbchen auf einen Opfertisch werfen. Fallen die Stäbchen so, dass die Spitzen derselben einander zugekehrt sind, so gilt dies als sicheres Zeichen bevorstehenden Kindersegens, während die von einander abgekehrten Spitzen jede Hoffnung benehmen. Da es bekanntlich im Leben des Menschen Augenblicke gibt, »wo er dem Weltgeist näher ist als sonst — und eine Frage frei hat an das Schicksal«, fasste ich mir ein Herz und ergriff den Becher, mein Orakel herauszuschütteln. Ich erfuhr, dass mir — o Schreck — 83 Söhne beschert sein würden!

Bemerkenswert ist, dass bei den Fenstern des Tempels das Glas durch dünngeschliffene Muschelschalen vertreten wird, welche wie altgothische Butzenscheiben eingefügt sind und, ohne durchsichtig zu sein, doch einer genügenden Menge von Lichtstrahlen gestatten, in die heiligen Räume einzudringen. Von dem ersten Stockwerke des Tempels bietet sich eine hübsche Rundsicht auf die Tartarenstadt, aus deren Bewohnern sich der Kern der Garnison Kantons recrutiert.

Hart neben dem Tempel der Genien steht ein kleinerer, ziemlich vernachlässigter Tempel, in dem, in einen Felsen eingedrückt, die Fußspur Buddhas gezeigt wird, der auf einem sehr großen Fuß gelebt haben muss, da die Spur zum mindesten einen Meter Länge hat. Aller erdenkliche Unrath wird auf diese »geheiligte« Stätte, die sich offenbar keiner besonderen Achtung erfreut, abgelagert.

An einer Moschee ist zwar nicht der Baustil, wohl aber der Umstand von Interesse, dass sie, am Fuße eines durch eine Pagode geschmückten Hügels stehend, als das erste mohammedanische Gotteshaus in China bereits in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts erbaut worden ist. Seither ist der Islam, welcher seine Ausbreitung in China den zwischen dem Reiche der Mitte und Arabien aufrechterhaltenen Handelsbeziehungen dankt, die Religion eines nicht unbeträchtlichen Theiles der Bevölkerung Chinas geworden. Die Moschee weist im Innern die übliche Ausschmückung durch arabische, dem Koran entnommene Inschriften auf und ist mit einer Schule für Knaben verbunden, in welcher der Koran in arabischer Sprache gelesen wird. Meinen Beifall hat zumeist ein über 50 *m* hoher, schiefer Thurm gefunden, der angeblich im Jahre 900 von arabischen Reisenden erbaut worden und nun — eine Augenweide in dem Häusermeer — bis zur Spitze empor von dem herrlichsten Epheu umrankt ist.

Dass wir an einem Confucius-Tempel nicht vorbeigiengen, ohne ihn zu besichtigen, ist selbstverständlich. An der Stätte, welche der Erinnerung an den Weisen gewidmet ist, der, von niedrigen Anfängen

ausgehend, sich in den Augen jedes gebildeten Chinesen zu dem Urbild menschlicher Vollkommenheit erhoben hat, so dass dessen Philosophie zur Staatslehre geworden ist, fehlen die in den bisher besuchten Tempeln zum Theil im Übermaße vorhandenen Darstellungen von Götzen vollständig. Hier finden sich nur Tafeln, die an Kong-fu-dsy und seine Schüler gemahnen; diesen muss wenigstens zweimal im Jahr auf Staatskosten Verehrung bezeigt werden. Innerhalb gewisser Gebiete und größerer Städte muss ein Tempel des Confucius und zwar nach den für die Bauart erlassenen Vorschriften errichtet sein. An diesen Tempeln sind im Gegensatze zu der großen Zahl von Priestern an den Cultusstätten anderer Bekenntnisse keine Gottesdiener bestellt; es ist vielmehr Sache des höchsten Beamten, bei gewissen feierlichen Gelegenheiten den Ehrendienst zur Erinnerung an Kong-fu-dsy und seine Schüler abzuhalten. Der von uns besuchte Tempel dient übrigens noch einem sehr praktischen Zwecke, da in den Säulenhallen und Nebengebäuden arme Studenten unentgeltliche Wohnung finden können, um sich für die Prüfungen vorzubereiten. Wie anderwärts, so drängen sich auch hier Bettler aller Art in der lästigsten Weise an den Besucher heran, und nur durch reichliches Almosen vermag man sich ihrer zu entledigen.

Um allen exotischen Bekenntnissen gerecht zu werden, ließen wir uns in unseren Palankinen auch nach einem Tempel der Daoisten tragen; dieser besteht aus einer Reihe von Baulichkeiten und macht den Eindruck sorgfältiger Instandhaltung, da die zahlreichen Götzenbilder in tadelloser Sauberkeit und schöner Vergoldung prangen. In den erstaunlichsten Varianten treten uns hier die nie fehlenden Dämonen entgegen, deren einer einen Hund zermalmt, während andere die Menschheit mit den abenteuerlichst geformten Waffen bedrohen. Wahrhaft künstlerisch ausgeführt und einen hohen Wert repräsentierend sind die herrlichen Bronzevasen und Urnen, welche, auf Sockeln stehend, die Bestimmung haben, die brennenden Opferpapiere aufzunehmen. Wie man mir sagte, werden derartige Bronzen in einer Stadt nördlich von Kanton erzeugt, die ganz China mit diesen Meisterwerken versieht. Vor dem Tempel erstreckt sich eine Terrasse, mit blühenden Topfpflanzen geschmückt, worunter die rosenrothe Lotosblume hervorragt. Hier wandelnd, gerieth ich in eine Reihe kleiner Gelasse, worin zahlreiche Götzen, offenbar solche zweiter Kategorie, umduftet von dem brenzlichen Geruche der Räucherkerzen, mit ihren Altären untergebracht sind, und bereicherte daselbst meine Sammlung, indem ich kurzerhand

einem Bonzen Räucherkerzen, Wahrsagestäbchen und Opferpapier abnahm; der Priester war ob des summarischen Vorganges anfänglich nicht wenig erstaunt, bald aber infolge einer entsprechenden Opfergabe mit demselben völlig ausgesöhnt.

Im Reiche der Mitte scheint die Clausur für Nonnenklöster nicht eingeführt zu sein, wie ich daraus schloss, dass unser Führer den gern angenommenen Vorschlag machen konnte, einem solchen Convent unseren Besuch abzustatten, und dass dieses Project in seiner Ausführung auf keinerlei Hindernisse stieß. An der Pforte des Klosters wurden wir durch die Oberin begrüßt und sodann in den Tempel geleitet, wo sie uns greulichen Thee vorsetzte, der lebhaft an einen Absud von Camillen erinnerte. Rings um den Tempel steht ein Conglomerat winziger, halb zerfallener und äußerst schmutziger Häuschen, in denen die Nonnen wohnen; die Neugierde hatte einige der in blaue Gewänder gehüllten Frauen, deren Häupter kahl geschoren sind, vor ihre Behausungen getrieben, die mir ob des darin herrschenden Mangels an Ordnung einen recht üblen Eindruck hinterließen. Die Nonnen erfreuen sich keiner besonderen Achtung, nehmen überhaupt eine recht untergeordnete Stellung ein und kaufen armer Leute Kinder, denen sie dann eine fragwürdige Erziehung angedeihen lassen. Auch mir mutheten die frommen Frauen zu, einige dieser Kinder käuflich zu erwerben, wobei mir versichert wurde, dass ich deren 25 bis 30, das »Stück« zu 3 bis 4 Dollars, erhalten könne; doch lehnte ich diese Bereicherung meiner ethnographischen Sammlung dankend ab und verließ, nachdem die Oberin mich um eine milde Gabe für das Kloster ersucht, nicht nur nicht erbaut, sondern vielmehr angewidert diesen Ort, um die Todtenstadt zu besehen.

Die Fürsorge für einen günstigen, das ist für einen glückverheißenden Begräbnisort ist eine nach chinesischer Auffassung höchst wichtige Angelegenheit, bei deren Entscheidung dem Wahrsager, der über die Eignung einer dem Frieden der Abgeschiedenen günstigen Stelle zu entscheiden hat, eine wichtige Rolle zufällt. Tritt ein Todesfall ein und ist die Wahl der Ruhestätte noch nicht getroffen, so ergibt sich die Nothwendigkeit der einstweiligen Beisetzung; das gleiche Bedürfnis liegt vor, wenn ein Chinese außerhalb seiner Heimat das Zeitliche segnet; denn ihn ohneweiters an dem Orte, wo er gestorben, bestatten, hieße ihn der bei der Trauer- und Leichenfeier erforderlichen Theilnahme und Ehrenbezeigung der Familienglieder berauben. Welche Wichtigkeit der Beisetzung in heimatlicher Erde zugeschrieben wird,

beweist der Umstand, dass Chinesen sehr häufig nur dann bereit waren, sich zur Arbeit im Auslande zu verdingen, wenn ihnen vertragsmäßig zugesichert wurde, dass ihre Leichname, im Falle des Ablebens in der Fremde, zur Beisetzung in die Heimat zurückgesendet werden würden. Übrigens greift man häufig auch zu dem Auskunftsmittel, die im Auslande Verstorbenen in Erde beizusetzen, welche aus der Heimat gebracht wurde; hiedurch wird für den Todten das traurige Schicksal, in der Fremde ruhen zu müssen, gemildert. Für die einstweilige Aufbewahrung der Todten sind eigene Gebäude, die Kun-tsoi-tschöngs (Goantsai-tschang), das heißt »Sarghallen«, bestimmt, deren Anzahl und Anlage sich in Kanton zu dem Umfang einer Ortschaft, der in der Nähe des Ostthores der Tartarenstadt gelegenen Todtenstadt, Wing-sching-dsy (Jöng-tscheng), ausgedehnt hat. Diese ist von einer Mauer umgeben, von reinlich gehaltenen, gepflasterten Gassen durchzogen und mit Anpflanzungen geschmückt; die aus Stein erbauten, kleinen, niedrigen Häuser dieser Stadt enthalten ein Gelass oder deren mehrere, in welchen die Leichname mit den bei Bestattungen üblichen Ceremonien einstweilen beigesetzt werden. In jedem dieser Räume, welche an Badecabinen gemahnen, ist im Hintergrund ein niederes Gestelle für den Sarg und davor ein Altar errichtet, auf den eine Tafel mit dem Namen des Todten gelegt wird; Tische, Stühle und Leuchter vervollständigen die Ausstattung der Gelasse, deren Wände mit weißem und blauem Stoffe drapiert sind. Je nach den Vermögensverhältnissen der Familien, deren Todte hier ihres Grabes harren, ist die Ausstattung und der Schmuck der Leichenkammern mehr oder weniger reich. Die Särge sind durchwegs schwarz lackiert und an den Ecken mit ähnlichen Schweifungen verziert, wie wir sie an den Pagoden zu sehen gewohnt sind. Den sanitären Anforderungen soll dadurch Rechnung getragen sein, dass die Särge aus starkem Holz angefertigt, mit ungelöschtem Kalke gefüllt und gut verpecht werden.

Das Provisorium der Beisetzung in der Todtenstadt erstreckt sich oft auf geraume Zeit, ja mitunter auf viele Jahre, ist aber an die Bedingung geknüpft, dass eine Gebür für Einschreibung und ein Mietzins entrichtet werde; für die Höhe dieser Leistungen sollen das Vermögen und die Rangstellung der Familie des Verstorbenen maßgebend sein. Häufig werden jedoch die Todten nicht der Leichenbewahranstalt übergeben, sondern eingesargt im Sterbehause selbst lange Zeit hindurch aufbehalten, namentlich dann, wenn die Hinterbliebenen sich von der Hülle des theueren Abgeschiedenen nicht trennen können. Die im

Todtencultus sich ausprägende hohe Pietät für das Andenken an die verstorbenen Glieder der Familie ist der über das Grab hinaus wirkende Familiensinn der Chinesen und der mich im Charakterbilde der gelben Menschen am meisten ansprechende Zug.

Von der Todtenstadt aus werfen wir einen Blick auf den »Friedhof« von Kanton, wie ich die im Norden der Stadt ansteigenden Hügel nennen möchte. Die chinesischen Wahrsager bezeichnen Anhöhen, insbesondere wenn diese Ausblick auf fließende oder stehende Gewässer bieten, als glückverheißende Grabstätten; daher sind denn jene nordwärts von Kanton aufragenden Hügel weithin, bis gegen die Weißen Wolkenberge mit Gräbern besäet — in der That ein Leichenfeld von ungeheuerer Ausdehnung. Tausende und Tausende von Grabsteinen schimmern herüber zu uns, spärliches Grün sprießt hervor aus dem Staube von Generationen und unendliche Melancholie weht von jenen Hügeln herab den Lebenden zu, diese daran gemahnend, dass sie mit dem Tode büßen müssen, gelebt zu haben.

Der Krone der Stadtmauer entlang traten wir eine kleine Bergpartie nach der im nördlichen Theile der Stadt gelegenen Fünfstöckigen Pagode der Mauer an. Der fortificatorische Wert der Stadtmauer ist, wie schon erwähnt, ein sehr geringer, die Bastionen sowie die Thürme machen einen recht wackeligen Eindruck, und die auf den Wällen postierten Geschütze gehören den verschiedensten Systemen an; der Tummelplatz kunstvoll webender Spinnen und mit fingerdickem Roste bedeckt, werden diese Kanonen grundsätzlich nie gereinigt und dürften ihrer Bestimmung wohl kaum mehr zuzuführen sein.

An dem Thore, durch welches der Weg auf die Stadtmauer führt, stand chinesisches Militär. Die Mannschaft trug auf den schmutzigen Uniformen vorne die Bezeichnung des Truppenkörpers, rückwärts jedoch über die Größe der Tapferkeit des Soldaten Versicherungen, die wahrscheinlicherweise den Feind in Schrecken zu setzen bestimmt sind. Hiebei ist mir allerdings nicht ganz klar, in welcher Weise die biederen Chinesen sich eine Wirkung von jenem Zeugnis der Tapferkeit erwarten, da ja dieses doch auf der Kehrseite des Kriegers angebracht ist, welche der Feind auch in China regelmäßig erst dann erblicken dürfte, wenn die Tapferkeit ihr Ende erreicht hat. Übrigens sollen ähnliche, den persönlichen Muth anpreisende Aufschriften auf Fahnen, Waffen u. dgl. m. eine stehende Einrichtung in der chinesischen Armee sein. Auf halbem Wege kamen wir zu einer an die Stadtmauer gelehnten, kleinen Mandschuren-Kaserne, in die ich natürlich sofort

eindrang. In einem Raume dieses militärischen Gebäudes überraschte ich die Mannschaft bei dem Exercitium des Zimmerschießens »mit dem Pfeil, dem Bogen«. Ein Unterofficier war eben beschäftigt, Recruten in den höchst drolligen Stellungen zu unterweisen, die sie für jenes »Feuergefecht« einzunehmen hatten; denn ein Theil der chinesischen Armee erscheint noch mit dem altväterlichen Pfeil und Bogen bewaffnet. Ob und inwieweit das angeblich im früheren chinesischen Reglement enthaltene Commando, wonach die Mannschaft zur Unterstützung der Wirkung ihrer Waffen dem Feind ein grimmiges Gesicht zu zeigen hat, auch jetzt noch in Anwendung steht, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Eine Übung, welche wir hier beobachteten, setzte mich in gerechtes Erstaunen; es war dies zimmergymnastisches Turnen mit »Hanteln«, aber nicht etwa mit so benannten Vorrichtungen nach unseren Begriffen, sondern mit Instrumenten, die aus einem starken Pflocke bestanden, an dessen Enden je ein Stein, etwa von der Form und Dimension eines kleinen Mühlsteines, stak. Dieses bedeutende Gewicht musste gestemmt, geschwungen und schließlich auf dem entblößten Nacken ohne Zuhilfenahme der Hände in kreisrunde Bewegungen versetzt werden — Kraftstücke, eines Athleten würdig.

Endlich auf der Höhe angelangt, hatten wir nur noch über eine steile Holztreppe die fünf Stockwerke der Pagode zu erklimmen, welche nicht so sehr religiösen als militärischen Rücksichten ihre Entstehung im 14. Jahrhunderte verdanken und jetzt als Beobachtungsposten dienen soll; gleichwohl befinden sich in der obersten Etage Götzenfiguren und ein Altar. Der Wanderer sucht diese Pagode um des Rundblickes willen auf, der sich hier bietet; denn zu Füßen liegt die Stadt, deren Häusermeer der kaum wahrnehmbaren Gässchen wegen den Eindruck einer compacten Masse macht, von den Armen des Perlflusses gleich Silberbändern durchzogen und umsäumt; endlos dehnen sich die Reisfelder über die Ebene hin; aus weiter Ferne winken blaue Höhen und Bergketten herüber; hinter uns steigen die traurigen Hügel der Gräber gegen die Weißen Wolkenberge an. Dem vor uns entrollten Panorama fehlt es an den lichten, lebendigen Farben, an den satten Tönen, welche üppige Vegetation hervorbringt, an den fesselnden Gegensätzen, und dennoch macht es Eindruck. Das Auge schweift, durch die Ungewohntheit, die Neuartigkeit des Bildes von Stadt und Landschaft angezogen, in dem weiten Rahmen von Punkt zu Punkt; die matten Tinten, in welchen das Bild gehalten ist, verleihen demselben, harmonisch ineinanderfließend, eigenthümliche Anziehungskraft.

Mr. Drew hatte in seiner Fürsorge den Augenblick vorhergesehen, in welchem das Interesse an den Sehenswürdigkeiten Kantons hinter dem näher liegenden Streben, den allmählich sich einstellenden Hunger zu stillen, zurücktreten würde, und ließ uns nun ein Frühstück in einem der Nebengebäude des Kun-jem-Tempels servieren. In trauter Nachbarschaft mit verschiedenen Buddhas ruhten wir hier und schöpften aus dem Imbisse neue Kraft.

Uns der Stadt und dem, was sie bietet, wieder zuwendend, besahen wir die Wasseruhr, welche aus dem 3. Jahrhunderte n. Chr. stammt und Gegenstand des Stolzes der Bewohner Kantons ist. Drei Metallgefäße, in welche aus Felsen hervorrieselndes Wasser geleitet wird, sind hier stufenförmig übereinander angeordnet, und der Wasserüberfall aus dem einen dieser Gefäße in das andere ist derart geregelt, dass der Niveaustand in dem untersten Gefäße mittels eines Indicators die Stunden angibt.

Da ich wünschte, einer der berüchtigten chinesischen Gerichtsverhandlungen anzuwohnen, wandten wir uns nach dem Gerichtshause, wo wir jedoch die Verhandlungen bereits geschlossen fanden, so dass wir dieses Project auf morgen verschieben mussten und als vorläufigen Ersatz das bei dem Amtsgebäude befindliche Gefängnis besichtigten. Dieses präsentiert sich als länglich-viereckiger, niedriger Bau, der mehrere mit Höfen versehene, aneinandergrenzende Flügel enthält, in welchen größere und kleinere, an Scheunen erinnernde Zellen angeordnet sind. Wir betraten zunächst die Abtheilung für Frauen, die, mit Ketten gefesselt, in einer Zelle zusammengepfercht waren; der Raum, der in demselben starrende Schmutz, die scheußlichen Gerüche, welche uns entgegenströmten, das verkommene, verwahrloste Aussehen der Gefangenen vereinigten sich zu einem geradezu abschreckenden Eindruck; die elenden Geschöpfe flehten in wahren Jammertönen um Almosen. Männliche Häftlinge, die gleichfalls gefesselt waren, trafen wir in einem Hof, an dessen Gitter sie sich herandrängten, um, die Hände hindurchstreckend, eine Gabe zu erhaschen; die Physiognomien einzelner trugen den Stempel des Verbrecherthums, der Verworfenheit an sich. Die schwereren Missethäter befanden sich in einer beinahe dunklen Zelle und waren einer Verschärfung der Strafe unterworfen, indem sie aus gewichtigen, viereckigen Brettern angefertigte Kragen, Kia-(Gja-)dsy genannt, auf welchen der Name des Verbrechers und dessen Übelthat ersichtlich gemacht ist, um den Hals zu tragen hatten. Diese Strafverschärfung bildet eine arge Tortur, da der Kragen seinen

Träger hindert, zu liegen und zu schlafen, so dass es den Sträflingen nur durch Anwendung besonderer Hilfsmittel gelingen soll, sich ungeachtet dieses Marterwerkzeuges etwas Ruhe zu verschaffen. Der Eindruck, welchen der Besucher hier empfängt, ist ein nicht minder abstoßender als in der Frauenzelle; die Gefangenen leiden offenbar auch da am meisten unter dem Unrathe, welcher die Zellen erfüllt, dem pestilenzialischen Gestank und, wie die Frauen, unter dem Mangel an Nahrung.

Eine eigenthümliche Beobachtung konnten wir am Thore des Gerichtsgebäudes machen. Das Gesetz verbietet in China strenge jedes Hazardspiel, eine Anordnung, die bei dem leidenschaftlichen Hange der Chinesen für Glücksspiele aller Arten in Verbindung mit der Corruption, welche unter der Beamtenschaft herrscht, ein friedliches Leben auf dem Papiere führt; aber dass gerade der Eingang in das Gerichtsgebäude als passende Stelle für die Errichtung von Buden erkoren werden konnte, in welchen das Hazardspiel unter den Augen der täglich ein- und ausgehenden obrigkeitlichen Personen floriert, ist ein Beleg dafür, dass die Bestechlichkeit der behördlichen Organe mit Schamlosigkeit gepaart ist.

An dem durch zwei Flaggenstangen gekennzeichneten Hause des Vicekönigs vorbeikommend und zwei Straßen durchschreitend, erreichten wir den Tempel der Schrecken. Reges Leben, ab und zu selbst arges Gedränge herrschten vor dem Gotteshause, das aus einer Reihe von Bauwerken besteht, deren einige für die hier ihres Amtes waltenden Priester bestimmt sind. Mehrere Zahnbrecher haben hier Buden aufgeschlagen und diese in weder appetitlicher, noch einladender Weise mit Hunderten gerissener Zähne, welche auf Schnüren aufgereiht sind, geschmückt; Verkäufer von Esswaren und Wechsler trachten Geschäfte zu machen; reihenweise sind bis ins Innere des Tempels Wahrsager etabliert, welche theils aus den Gesichtszügen der an ihre Kunst Appellierenden — die Physiognomik erfreut sich in China einer hohen Blüte — theils nach Würfeln, die aus einer Schildpattschale geworfen werden, die Zukunft eröffnen; auch die uns schon bekannten Formen der Entschleierung der Zukunft sind in lebhafter Übung; jeder Schicksalsspruch wird rasch mittels Tusches auf farbiges Papier gepinselt und dem Fragenden überreicht. Zu all diesen abgefeimten Schwindlern, die hier ihr Unwesen treiben und ihre Kunst auf großen, oberhalb kleiner Tische befestigten Tafeln anpreisen, drängt sich das lärmende Volk in hellen Scharen herbei. Bettler aller Arten flehen in dem Gewühl um milde Gaben.

Der Tempel hat seinen Namen daher, dass im Hintergrunde der Tempelhalle rechts und links in kapellenartigen Nischen, die man mittels Gitter abgeschlossen und in mystisches Clair-obscur getaucht hat, Darstellungen der in der buddhistischen Hölle im Gebrauche stehenden Strafen enthalten sind. Dem Sünder, welcher durch Vorführung der seiner harrenden Martern erschüttert und abgeschreckt werden soll, wird in einer Reihe von sehr realistisch gehaltenen Bildern die Abkochung in siedendem Öle, die Zermalmung, die Zerquetschung zwischen Brettern, die Zersägung, die Verwandlung in Thiere u. dgl. m. dargestellt. Die hier entrollte, wenig einladende Perspective scheint ihre Wirkung auf die abergläubischen Chinesen nicht zu verfehlen, wie wohl aus dem zahlreichen Besuche, dessen sich der Tempel erfreut, und aus den allenthalben angebrachten Votiv- und Beschwichtigungszetteln geschlossen werden darf.

Von diesem Orte der veranschaulichten Qualen führte der Weg nach einem solchen wirklicher Folterung — nach den Prüfungshallen, Kung-jün (Gong-jüeïn) genannt. Die verschiedenen literarischen Grade werden durch die erfolgreiche Ablegung von Prüfungen erworben, welche zu den wichtigsten Elementen der chinesischen Staatseinrichtungen gehören, da jene gleichzeitig auch die Fähigkeit zur Erlangung von Staatsanstellungen verleiht. Das Examen für den ersten Grad wird alle anderthalb Jahre im ganzen Reich und zwar in den Hauptstädten der Präfecturen, jenes für den zweiten Grad jedes dritte Jahr und nur in den Hauptstädten der Provinzen abgehalten, während sich die Candidaten den Prüfungen für die Erlangung des dritten und des vierten Grades in der Reichshauptstadt unterziehen. Am achten Tage des achten Monates beginnen in dem betreffenden Jahre die Prüfungen für den zweiten Grad, zu welchen sich mitunter bis zu 10.000 Candidaten melden.

Durch mehrere Thore geht der Pfad in eine breite Avenue, an deren Ende auf freiem Feld in langen Reihen Zellen, 11.616 an der Zahl, aus Stein und Lehm erbaut und jede etwa 1·5 m^2 Flächenraum umfassend, angeordnet sind, in welchen die Candidaten unter strenger Clausur durch mehrere Tage die schriftlichen Arbeiten auszuführen haben; Wächter sorgen dafür, dass keinerlei Unterschleif stattfinde. Längerer Aufenthalt in diesen Zellen muss, auch wenn es nicht gilt, sich der Pein einer Prüfung zu unterziehen, nicht eben zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören. In der Mitte des von den Zellenreihen gebildeten Raumes erhebt sich eine Halle, in welcher sich die Prüfungs-

commission versammelt, der unter anderen auch zwei aus Peking entsandte Mitglieder angehören, — ein Beweis der Wichtigkeit, die man diesem Examen beilegt.

Die Candidaten, welche die Prüfung bestanden haben, sind Gegenstand besonders auszeichnender Behandlung, indem sie decoriert und bei einem officiellen Bankette gefeiert werden. Der erzielte Erfolg wird so hoch angeschlagen, dass er auch der Familie und Verwandtschaft des Candidaten einen gewissen Glanz zu verleihen vermag und die ganze Sippe in freudige Aufregung versetzt, die in großen, bei der Rückkehr des Approbierten in die Heimat abgehaltenen Festen zum Ausdrucke kommt. Um die Erlangung der literarischen Grade durch Ablegung der Prüfungen kann sich jedermann, wes Standes und Ranges er sei, — mit Ausnahme der Kinder von Schauspielern u. dgl. m. — bewerben. Hierin zeigt sich eine demokratische Gleichheit aller vor den Staatseinrichtungen; doch hat dieselbe bald ein Ende. »Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt«; die Prüfung für den zweiten Grad bestehen vor jeder Commission immer nur etwa 100 Candidaten, welche nicht immer die besten den Leistungen, als vielmehr der Fähigkeit nach sein sollen, sich die Gunst der Prüfenden zu erwerben.

Jedenfalls ist es verwunderlich, dass Prüfungen über literarische Kenntnisse den Weg zu den Stellen im öffentlichen Dienste, sei es Civil-, sei es Militärdienst eröffnen, und auch das geforderte Maß dieser Kenntnisse geht über die Beherrschung der Sprache, der Schrift und einige Bekanntschaft mit den Classikern nicht hinaus. Was bei uns zu den Rudimenten der Bildung gehört, macht daher in China den Inbegriff der Weisheit und Vorschulung für den Staatsdienst aus, eine Absonderlichkeit, die einigermaßen aus der Schwierigkeit erklärlich wird, welcher die Erlernung und Beherrschung des Chinesischen in Wort und Schrift begegnet; die Zahl der Schriftzeichen wird auf 40.000 bis 50.000, ja selbst bis auf 100.000 geschätzt.

Am Schlusse des heutigen Rundganges kam die Besichtigung der Richtstätte an die Reihe, eines für die Handhabung der chinesischen Criminaljustiz wichtigen Ortes, da der Strafcodex in China mit Blut geschrieben ist. Kreuzigung und Zerschnittenwerden auf eine Unzahl von Stücken, — bei mildernden Umständen auf nur acht Theile — Enthauptung und Erdrosselung bilden die Capitalstrafen des peinlichen Rechtes; doch scheint es, dass man sich gegenwärtig mit den minder grausigen Formen derselben, namentlich mit dem Hängen und Köpfen, begnügt. Von der körperlichen Züchtigung wird reichlicher Gebrauch

gemacht und zwar durch Schlagen mit Bambusrohren sowie in Form der Bastonnade; diese Strafen können in fünf verschiedenen Graden der Verschärfung appliciert werden. Andere Strafen bilden die Verbannung in fünf Abstufungen der Dauer nach und die Transportation auf Lebenszeit in drei Graden der Entfernung. In der letzten Zeit betrug die Zahl der Hinrichtungen in Kanton durchschnittlich im Jahre 300, im Jahre 1855 sollen jedoch 50.000 Todesurtheile vollstreckt worden sein. Während des Monates, in welchen unsere Anwesenheit fällt, finden keine Executionen statt; gleichwohl verräth die Richtstätte ihre Bestimmung in gruseliger Weise, da die Köpfe der Delinquenten daselbst in irdenen Töpfen aufbewahrt werden, was wenigstens auf die der buddhistischen Lehre huldigenden Chinesen einen nicht wenig abschreckenden Eindruck machen muss; denn diese fürchten jede Verstümmelung in dem Glauben, dass dieselbe sich auch auf die Erscheinung des Körpers im Jenseits erstrecken werde. Ebenso muss die übliche Verscharrung der Leichname Gerichteter den Chinesen, da diese dem Orte der Bestattung für das Glück des Abgeschiedenen in der besseren Welt so große Bedeutung beilegen, ein Greuel sein.

Der Henker kam mir auf der Stätte seiner Wirksamkeit entgegen; er war schwarz gekleidet und schien in seinen finsteren, harten Zügen das düstere Handwerk, dem er obliegt, zu spiegeln. Der Nachrichter hob von einigen der ominösen Töpfe die sie bedeckenden Strohbündel ab, worauf mir die Köpfe der Justificierten, und zwar sowohl ziemlich gut erhaltene als auch gebleichte Schädel, entgegengrinsten. Ich ließ den Mann durch Generalconsul Haas unter anderem befragen, ob er sich der Zahl seiner Opfer entsinne, worauf er erwiderte, dass dies wohl nicht der Fall sei, die Zahl der von ihm Gerichteten aber etwa 1000 betragen dürfte. Der Kerl roch, dampfte und troff von Blut — so wenigstens schien es mir — und bot das Werkzeug seines Waltens, das kurze breite Schwert, mit dem er im abgelaufenen Monate dreißig Piraten gerichtet hatte, zum Kauf an.

Recht ermüdet und erfüllt von der Menge ungeahnter Eindrücke, kamen wir endlich wieder auf Scha-mien in Mr. Drews Villa an, wo wir Coudenhove antrafen, welcher, aus Bangkok kommend, uns endlich die seit vierthalb Monaten ersehnte Post überbrachte. In größter Hast und mit den freudigsten Gefühlen wurden die Briefe geöffnet, die Zeilen verschlungen, manch freudige, manch schmerzliche Kunde vernommen. Ich fand mich durch die Zahl der Briefe enttäuscht, da ich deren mehr erwartet hatte. Nicht wenige Freunde und Bekannte mögen

wohl unterlassen haben, Nachricht zu geben, glaubend, dass die Fülle dessen, was sich auf der Reise bieten würde, Botschaften aus der Heimat nicht vermissen lassen könne. Wie schlecht beurtheilen jene, die auf vaterländischem Boden weilen, die Macht der Heimat, die auch in weiter Ferne an sich fesselt! Die Erinnerung an das Vaterland, an alle, die dort zurückgeblieben, bleibt frisch und lebendig, keinerlei Eindrücke vermögen jene verblassen zu machen, und jedes Blatt, jede Zeile, jedes Wort aus der theueren Heimat ist ein tief ins Herz dringender Gruß.

Leider hatte die Post manchem der Unsrigen an Bord der »Elisabeth« recht traurige, unser Mitgefühl erregende Botschaft gebracht; so hatten der Commissariatsadjunct Pietzuk und der älteste Seecadet Sternhardt den Tod ihrer Väter, unser braver Bootsmann Zamberlin jenen seines ältesten Sohnes, auf den er seine ganze Hoffnung gesetzt, erfahren. Erst wenige Tage zuvor hatte ich dem wackeren Manne versprochen, mich für die Aufnahme dieses Sohnes in eine Cadettenschule zu verwenden.

Der Abend des Tages war einem culinarischen Curiosum, einem original-chinesischen Diner gewidmet, welches ein reicher chinesischer, des Englischen theilweise mächtiger Beamter, der Mandarin Ho, auf einem großen Blumenboote veranstaltet hatte. In dem im ersten Stockwerk eines Blumenbootes gelegenen Speisesaale, welcher sich durch luxuriöse Einrichtung und reiche Ausschmückung mittels Blumenguirlanden auszeichnete, war die Tafel gedeckt, zu der sich außer mir und dem Gastgeber sowie Mr. Drew noch meine Herren, Commandant Becker, die anderen Herren vom Stabe, Generalconsul Haas, ferner die Herren Lange und Goetz eingefunden hatten. Alles, das Service, insbesondere das Besteck, nämlich die bekannten elfenbeinernen Stäbchen, und das Menu waren original-chinesisch. Der uns ungewohnte Gebrauch der Stäbchen rief viel Heiterkeit hervor, da wir uns in der Handhabung derselben recht unbeholfen erwiesen und endlich zu einem noch viel einfacheren Hilfsmittel unsere Zuflucht nahmen — zu den Fingern.

Das höchst merkwürdige Mahl bestand aus folgenden Gängen:

1. Frische Früchte; 2. getrocknete Früchte; 3. Früchte mit Blumen; 4. eingemachte Früchte; 5. candierte Eier; 6. candierte Birnen; 7. Mandarin-Vogelnestersuppe; 8. Schneemorchelsuppe; 9. Taubeneiersuppe; 10. gebratene Haifischflossen; 11. gebratene Fasanen; 12. Fischmagensuppe; 13. gebratene wilde Enten; 14. gebratene junge Bambus; 15. verschiedene Kuchen; 16. Nierensuppe; 17. frische Pilze;

18. gebratene Fische; 19. Hammelbraten; 20. Ragout von Haifischflossen und Bêche de mer (Trepang); 21. Wildragout; 22. Pilze mit Gemüsen; 23. Liliensamen, frisch und candiert; 24. verschiedene kleine Kuchen und Dessert. Weine und Liqueure fehlten selbstverständlich auch nicht.

Wie sich aus dem Menu zeigt, handelte es sich eigentlich um zwei vollständige Diners, deren Bewältigung auch entsprechend lange Zeit, nämlich drei Stunden erforderte. Obschon ein nach chinesischen Begriffen vorzügliches Mahl serviert worden war, konnten wir der Küche Ostasiens doch keinen Geschmack abgewinnen, ja das Hinabwürgen einzelner Gerichte kostete geradezu Überwindung. Die vielgerühmten Vogelnester und die Haifischflossen, die beiden Pièces de résistance des Diners, schmeckten ziemlich ähnlich, nämlich klebrig und thranig; die übrigen consistenteren Speisen zeichneten sich, wie verschieden auch die Ingredientien sein mochten, durch einen und denselben undefinierbaren Geschmack aus. Als Originalgetränke wurden ungezuckerter Thee und ein sogenannter Wein serviert, der sich aber als scharfer Liqueur erwies und uns gar nicht mundete, was den Gastgeber in weiser Voraussicht veranlasst hatte, für die Würze des Mahles durch einige Flaschen Champagner zu sorgen.

Etwa 20 reichgeschmückte und reichgeschminkte, junge Mädchen besorgten die Bedienung, das heißt sie setzten sich im Kreise hinter uns nieder und betrachteten uns, manchmal über unsere Ungeschicklichkeit beim Gebrauche der Stäbchen lächelnd. Mir war eine »Pfirsichblüte« (Tao-hoa) zugetheilt worden, die sich allen Vorgängen gegenüber sehr theilnahmslos verhielt und nur von Zeit zu Zeit einen kleinen Spiegel hervorzog, um sich wohlgefällig zu beschauen und ihre Schminke zu erneuern. Auch 12 Schalen des starken chinesischen Weines, die ich von der Blüte leeren ließ, und eine von mir eigenhändig vorgenommene Fütterung mit Lotosblumenkernen brachten auf die Gemüthsstimmung der Schönen keine Wirkung hervor; knuspernd, im übrigen unbeweglich wie eine Pagode, saß sie da, bis die Reihe an sie kam, den anderen Damen gleich unsere Ohren durch greulichen, von einer quiekenden Musik begleiteten Gesang zu martern. Um den Künstlerinnen eine Ahnung von der Wirkung ihres Gesanges beizubringen, ahmten wir denselben nach und begleiteten uns hiebei durch Schläge auf einen Gong, worüber die Chinesinnen zuerst sprachlos vor Erstaunen waren, um dann in ein schallendes Gelächter auszubrechen, das aber bald wieder ihrer phlegmatischen Ruhe wich. Die fortgesetzten musikali-

schen Productionen wirkten so erregend auf unsere Nerven, dass ich schließlich den Sängerinnen durch den Dolmetsch sagen ließ, ich fände zwar ihre Leistungen wunderschön, ja ganz vorzüglich, bäte die Damen aber mit aufgehobenen Händen, davon endlich abzulassen. Wahrscheinlich waren sie in ihrem Innern über die Barbaren, welche ihre Kunst nicht würdigten, sehr entrüstet; doch hatten wir unseren Zweck erreicht und konnten uns nun ungestört den culinarischen Genüssen zuwenden.

Ganz eigenthümlich schien uns anfänglich der Gebrauch, dass während des Diners nach jedem Gange den Mitgliedern der Tafelrunde von den Mädchen heiße Tücher gereicht wurden, bestimmt, auf den Kopf gelegt zu werden; bald aber mussten wir die wohlthuende Wirkung dieser Sitte anerkennen, da hiedurch eine äußerst angenehme Abkühlung erzielt wurde, die in dem der Ventilation entbehrenden Raume doppelt willkommen war.

Nachdem unsere Magen durch die glückliche Bewältigung des Mahles eine Probe ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt hatten, nahm ich von der noch immer Lotosblumenkerne nagenden »Pfirsichblüte« Abschied, um nach dem Blumenboote zu fahren, dessen Zierde unser krähender Freund ist. Leider hatte dieser sich offenbar von seinen Penaten nicht trennen können, ich traf ihn auf der Stätte, wo er seinen Humor zu entfalten pflegt, nicht an und kehrte nach dem freundlichen Scha-mien zurück, um bis tief in die Nacht der Lectüre der Postsendung zu obliegen.

Kanton, 25. Juli.

Mehrere Gänge und Hallen durchschreitend, kamen wir in den Verhandlungssaal des Gerichtsgebäudes. Hier saß der Richter, umgeben von den Mitgliedern des Tribunales, an einem Tische, vor welchem ein Angeklagter kniete, um einem Verhör unterzogen zu werden; in dieser Stellung hat jener zu verharren, um dem Gerichte seine Ehrfurcht zu bezeigen. Rauchend und Thee schlürfend, leitet der Richter die Verhandlung und beginnt das Verhör, wobei er sich eines Dolmetsches bedient; denn der Grundsatz, wonach Beamte gewisser Kategorien nicht in der Provinz ihrer Heimat, sondern nur in anderen Provinzen bestellt sein dürfen, in Verbindung mit dem Umstande, dass die chinesische Sprache in eine Menge von erheblich verschiedenen Dialecten zerfällt, bringt es mit sich, dass sehr häufig jene Beamten sich mit der Bevölkerung ihres Amtsbezirkes nicht unmittelbar verständigen können.

Der Angeklagte stand eines Kuhdiebstahles halber vor Gericht und betheuerte auf die eindringlichen Fragen des Richters stets seine Unschuld, obschon er, wie man uns erzählte, ein bereits öfters abgestraftes Individuum war, was auch sein mit Striemen bedeckter Rücken bewies. Als der Richter sah, dass er durch sein Zureden kein Geständnis erzielen konnte, winkte er einem der Schergen, einem dicken Soldaten mit rohem Gesichtsausdrucke, zu dessen Physiognomie ein rundes, aus Stroh verfertigtes Schäferhütchen einen grellen Contrast bildete, und ließ dem Angeklagten vermittels eines gespaltenen Rohrstockes einen wuchtigen Hieb auf den entblößten Rücken versetzen. Der Unglückliche brach in Heulen und Jammern aus, worauf die erneuerte Frage des Richters folgte, ob jener den Diebstahl einbekenne; da der Inculpat abermals leugnete, wiederholte sich die Procedur, was so lange währte, als wir in der Halle anwesend waren.

Die chinesischen Gesetze gestatten die Anwendung der Folter, um ein Geständnis zu erpressen, eigentlich nicht, was aber — die Gesetze bleiben eben auch hierin todter Buchstabe — nicht hindert, dass sich die Praxis der Tortur im ausgedehntesten Maß und in der grausamsten Weise bedient, um ein Geständnis zu erzielen, worin die chinesischen Richter die Regina probationis erblicken. Hiebei zeichnen sich die Rechtspfleger nicht nur durch Hartherzigkeit, sondern auch durch Willkür und Bestechlichkeit aus, so dass die Verurtheilung eines Reichen zu den größten Seltenheiten gehört.

Während der erste Richter noch immer den des Kuhdiebstahles Angeklagten torquierte, wurde einem anderen, sehr beleibten Jünger der Themis ein Polizist vorgeführt, der beschuldigt erschien, einen Diebstahl nicht verhindert zu haben. Der Angeklagte war ein alter, gebrechlicher Mann, dessen Körper von früher durchgemachten Untersuchungen und erlittenen Strafen her mit Wunden bedeckt erschien, so dass man mit dem Elenden Mitleid haben musste, obgleich aus seinem falschen, frechen Gesichte das Verbrecherthum hervorlugte. Diese Verhandlung dauerte sehr kurz und wurde summarisch zu Ende geführt. Der feiste Richter stellte einige barsche Fragen an den Angeklagten, welche dieser, mit der Stirne den Boden berührend, durch Betheuerung seiner Unschuld und den Vorwurf der Ungerechtigkeit des Richters beantwortete; dies erregte aber offenbar den besonderen Zorn des Richters, welcher dem Angeklagten, ohne ihn einer Erwiderung zu würdigen, 100 Stockhiebe dictierte, die sofort verabfolgt wurden. Der Unglückliche jammerte und brüllte entsetzlich, während ihn zwei Mann

hielten und zwei andere in der Ertheilung der Hiebe abwechselten: stöhnend wandte er sich nach Vollzug der Tortur wieder an den Richter, abermals an der Behauptung seiner Unschuld festhaltend, worauf ihm der Richter unter cynischem Lachen neuerdings 100 Hiebe zu ertheilen befahl. Nach dieser fürchterlichen Behandlung sank der Beklagenswerte blutüberströmt zusammen, um dann, durch Polizeisoldaten gestützt, von dannen zu wanken. Die Widerstandsfähigkeit des alten Mannes, dessen Organismus diese furchtbare Marter zu ertragen vermochte, musste das größte Staunen erwecken.

An der Wand des Gerichtssaales hiengen außer Stöcken noch andere Folterinstrumente, vor allem das Kia-dsy, jenes viereckige Brett zum Einspannen des Halses, und ein löffelartiges Stück Sohlleder, womit nur Frauen auf den Mund geschlagen werden. Zwei bis drei Hiebe genügen, um den Mund so anschwellen zu machen, dass die Gemarterte oft tagelang weder essen noch reden kann. Wir hatten an den Proben chinesischer Rechtspflege und den hier geschauten Greueln genug und verließen schleunigst diesen Ort, wo jeder Menschlichkeit Hohn gesprochen wird.

Einkäufe zu besorgen, ist in Kanton noch weniger als anderwärts eine leichte Sache. Hatten wir uns durch das Labyrinth der Gassen und Gässchen hindurchgewunden und den gesuchten Laden gefunden, so erforderte das Handeln mit den Verkäufern besonders lange Zeit, da anfänglich von uns ungeheuerliche Preise begehrt wurden; auch Neugierde war recht störend; denn kaum betraten wir einen Laden, so sammelte sich eine Menge Volkes vor demselben, drang sogar ein und ließ sich nicht wegweisen. Vorerst wandte ich mich jenen Verkaufsstätten zu, in welchen die uns unter dem Namen Chinoiserien geläufigen Gegenstände feilgeboten wurden, erwarb hier eine große Zahl schöner Objecte aus Holz sowie aus Bronze und plünderte förmlich einen benachbarten, Porzellanwaren enthaltenden Laden, so dass meine Beute 14 große Kisten füllte. Nicht wenig war ich hier über die verhältnismäßig niedrigen Preise erstaunt, zu welchen es gelang, die Einkäufe abzuschließen, hatte aber allerdings in Clam einen Begleiter, der sich ganz vorzüglich auf das Handeln verstand. Von hier giengs zu den Elfenbeinschnitzern und Messinggießern, welch letztere schöne Tempelgefäße anfertigen; hierauf kamen die Maler und Decorateure an die Reihe, und so durchwanderte ich alle Läden, welche mein Interesse erweckende Gegenstände bargen, bis ich die gewünschte Collection ziemlich vollständig beisammen hatte.

Ganz besonders erwähnt zu werden verdienen der Reichthum an Phantasie und der Humor sowie die meisterhafte Geschicklichkeit, mit der die Chinesen Elfenbein schnitzen und Holz für die Darstellung von allerlei Fratzen und Ungethümen verwenden.

Wiederholt hatte ich Gelegenheit, in die primitive Art und Weise der Production Einblick zu gewinnen, wobei ich nur manuelle Thätigkeit ohne Zuhilfenahme irgendwelcher maschinellen Behelfe beobachten konnte; denn alles ist hier Handwerk, und wie der Chinese vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden gearbeitet hat, so arbeitet er heute; allerdings ist Arbeitskraft reichlich vorhanden und sowohl aus diesem Grund als infolge der enormen Anspruchslosigkeit des Chinesen sehr wohlfeil.

Man braucht sich in Kanton nur von einem Laden zum anderen zu wenden, denn in jedem findet sich Originelles, wodurch die Kauflust angeregt wird. Die Menge von Verkaufsstätten, welche die Straßen Kantons bergen, setzt geradezu in Verwunderung; selbst in den engsten Gässchen, deren eines dem anderen folgt, findet sich Laden an Laden; jeder ist mit Waren gefüllt, sauber und nett ausgestattet. Die Chinesen verstehen es trefflich, ihren Buden ein reines und geschmackvolles Äußere zu geben, die Waren in einladendster Weise zu gruppieren.

Was überhaupt Reinlichkeit betrifft, so findet man bei den Söhnen des himmlischen Reiches frappante Gegensätze. In Bezug auf äußere Erscheinung, Wohnräume und Verkaufsstätten huldigen die Chinesen großer Sauberkeit, während wir in manch anderer Hinsicht der Verwahrlosung und dem starrenden Schmutz in einem Grade begegnen, dass wir uns angeekelt fühlen. Solche aufeinanderplatzende Contraste drängen sich bei Rundgängen in Kantons Straßen nur allzuhäufig auf.

Die Handwerker derselben Zunft oder Händler, welche gleichartige Artikel feilbieten, finden sich oft zusammen und halten, ohne die gegenseitige Concurrenz zu fürchten, ihre Läden nebeneinander. So kam ich durch eine lange Gasse, in welcher nur Fächermacher zu sehen waren; eine andere hatten Schuster inne; in einer dritten wurden bloß Feuerwerkskörper feilgeboten u. s. w. Da die Hausaltäre in Kanton eine große Rolle spielen, ist die Bewohnerschaft eines ganzen Stadtviertels damit beschäftigt, Götter zu erzeugen, zu bemalen und all den Flitterschmuck und Kram zu verfertigen, dessen man für die Ausstattung der Altäre bedarf, und auch die phantastisch geformten Dinge, wie Aufsätze, Fahnen, Laternen u. dgl. m. werden hier gemacht, die man bei festlichen Aufzügen unter lärmender Musik durch die Straßen trägt.

Unter den Läden sind jene mit Esswaren zahlreich vertreten, und die Feststellung alles dessen, was da geboten wird, was der Chinese isst, könnte den Gegenstand eines interessanten Specialstudiums bilden, zu welchem hier noch mehr Gelegenheit geboten ist, als in Hongkong. Alle die Ingredientien, welche uns bei dem Diner im Blumenboote vorgesetzt worden waren, konnten wir da in natura haben, daneben aber noch eine Menge von Dingen, die, wie Ratten, einen geradezu widerlichen Eindruck machten, oder solche, deren Provenienz ganz unbekannt war und die nicht immer sehr einladend aussahen. Der Chinese ist in der Wahl seiner Nahrungsmittel durchaus nicht engherzig; er ist Omnivore in des Wortes verwegenster Bedeutung, Lieblingsgerichte jedoch scheinen Schweine sowie Enten zu bilden, und wir konnten solche, appetitlich braun gebraten, allenthalben in Läden und Garküchen hängen sehen. Auch Fische spielen in der chinesischen Gastronomie eine Rolle, da sie vielfach feilgeboten werden und zwar in lebendem Zustande, schwimmend in kleinen, mit Zufluss frischen Wassers versehenen Behältern. Ich freute mich, hier zahlreiche Brüder des heimatlichen Gemeinen Karpfens zu finden, muss aber pour l'honneur du drapeau bezeugen, dass unsere Karpfen stärker und wohlgenährter sind als die schmalen chinesischen.

Leider wird in den Straßen Cantons das Geruchsorgan ununterbrochen arg beleidigt; denn Düfte schlimmster Sorte, aller Art und unbestimmbaren Ursprunges schweben in der Luft, vereinigen sich zu einer alles durchziehenden, alles überlagernden, Orten, Dingen und Menschen anhaftenden Odeur de Chine, deren geringste Eigenschaft die Lieblichkeit ist. Und doch würde ich diesen Parfum jenem, der, von verbrannten Hindus und Sandelöl herrührend, eine Specialität Indiens bildet, noch vorziehen.

Schwer beladen kehrten wir nach Scha-mien zurück, um ein schweigsames Dejeuner mit Mrs. Drew einzunehmen und gleich hierauf das Seidenlager einer deutschen Firma zu besuchen, an der unser Consulargerent in Hongkong als Compagnon betheiligt ist. Welche Bedeutung der Seidenbau für China erlangt hat, beweist nicht so sehr die Thatsache, dass der Ursprung des Seidenspinners Gegenstand der Mythenbildung geworden ist und eine Göttin des Seidenwurmes sich der Verehrung erfreuen soll, als vielmehr der Umstand, dass Seide neben Thee die erste Stelle in der Ausfuhr aus China einnimmt. Schang-hai und sodann Kanton sind die Hauptexportorte für Seide, wie denn auch die Provinz Kiang-(Gjang-)su, deren wichtigster Ort

dermalen Schang-hai ist, und die südlich hievon gelegene Provinz Tsche-kiang (Dsche-gjang) in ihren nördlichen Theilen, endlich die Provinz Kwang-tung die größten Quantitäten bester Seide liefern. In der letzteren Provinz ist namentlich die Umgebung von Kanton, überhaupt das westlich von Kanton beginnende und bis Macao sich erstreckende Flussdelta jener Bereich, welcher wertvolle Seide in bedeutenden Mengen erzeugt.

Nicht nur die Rohproducte der genannten Gebiete, sondern auch deren Fabrikate erfreuen sich guten Rufes. Die größte Berühmtheit genießen in ganz China Seidenmanufacte von Su-tschöu in der Provinz Kiang-su, so dass der kaiserliche Hof in Peking seinen Bedarf ausschließlich aus Su-tschöu deckt; auch in Kanton, in der Schan-tschün-(dschoeïn-)Straße gibt es renommierte Seidenwebereien. In dem Lager, das ich besah, wird die Seide in Zöpfe geschlungen und zu Ballen, deren einzelne einen bedeutenden Wert repräsentieren, verpackt, worauf sie ihren Weg meist nach Frankreich und in die Schweiz nimmt. Ich gestehe, dass ich trotz meines Interesses für die Seidenproduction, die ja auch in der Heimat eine wenngleich bescheidene Rolle spielt und für deren Hebung in letzterer Zeit viel geschehen ist, mit nicht geringer Befriedigung ein Glas recht gut eingekühlten Champagners acceptierte, der bei der drückenden Hitze, obschon nur vorübergehend, angenehme Erfrischung bot.

Bei strömendem Regen setzten wir über den Fluss nach der Insel Ho-nan über, um hier zunächst ein Theelagerhaus in Augenschein zu nehmen. China, die Wiege der Theecultur, beherrscht die Production auf diesem Gebiete noch immer, obwohl seit geraumer Zeit dem chinesischen Erzeugnisse aus anderen Gebieten, so insbesondere aus jenen von Indien, Ceylon und Japan, fühlbare Concurrenz entstanden ist; doch gilt auch heute noch der Geschmack des feinen chinesischen Thees jenem der Producte anderer Länder als weit überlegen. Zugunsten der Erzeugnisse Indiens, Ceylons und Japans fällt aber in die Wage, dass diese Länder billiger zu producieren in der Lage sind, zum Theil deshalb, weil in China der Thee mit mancherlei Abgaben belastet ist, welche anderwärts nicht oder nicht im gleichen Maße bestehen, ferner dass, wie man glaubt, in China unter dem Einflusse der weichenden Preise die Qualität des Productes abgenommen, hingegen die des Erzeugnisses anderer Himmelsstriche durch sorgfältige Behandlung sich gehoben hat. Thatsächlich ist in der Ausfuhr an Thee aus China über die Vertragshäfen eine gewisse Stagnation eingetreten.

Schwarzer und grüner Thee unterscheiden sich nicht, wie vielfach angenommen wird, durch die Provenienz von Sträuchern verschiedener Arten, sondern nur durch den Vorgang bei der Behandlung. Der große Abfall von Staubthee, welcher bei der Manipulation mit den Theeblättern entsteht, hat Veranlassung zur Fabrication von Thee in Ziegelform gegeben, der leicht zu verpacken sowie zu versenden ist und seinen Weg meist zu Lande nach Russland findet. Der auch bei uns bekannte Karawanenthee ist eben dieser zum Theil als Kameellast transportierte Thee, der nur irrigerweise den besten Sorten beigezählt wird. Die für die Theeproduction hauptsächlich in Betracht kommenden Gebiete Chinas sind die Provinzen Kiang-su, Tsche-kiang, Fu-kien, Ngan-hwei und Kwang-tung, wo der Thee meist an Abhängen, aber nicht in Plantagen, sondern von einzelnen zwischen Feldern oder horstweise beisammen liegenden Sträuchern gewonnen wird.

Die Chinesen schreiben auch diesem Strauch einen legendarischen Ursprung zu; doch habe ich von einem Theegott oder einer Theegöttin nichts erfahren.

Wir besahen noch zwei im großen betriebene Fabricationen, nämlich die Erzeugung von Pinseln aus Schweinsborsten, wobei Mädchen zarten Alters thätig sind, und die Flechterei von Strohmatten, welch letzterer Betrieb von besonderem Interesse ist, nicht nur wegen seines Umfanges, sondern auch wegen des kunstgewerblichen Charakters, den er an sich trägt. Matten in Form von Teppichen und Lauftüchern werden hier in den geschmackvollsten Farbenzusammenstellungen sowie in den reizendsten Dessins aus Stroh gewoben und setzen den Käufer durch die Geringfügigkeit der geforderten Preise geradezu in Erstaunen. Wir alle machten hier bedeutende Bestellungen, um in der Heimat Überraschungen zu bereiten.

In einer an einem kleineren Arme des Perlflusses gelegenen Kunstgärtnerei werden in großer Menge und in prachtvollen Exemplaren Blumen aller Art gezogen, ein in Kanton vielbegehrter Artikel; eine Specialität dieses Etablissements ist die Anzucht von Bäumen und Sträuchern in merkwürdig verschrobenen, verschnörkelten und verkrüppelten Formen. Diese Producte, welche man als Ausgeburten des Zopfstiles bezeichnen könnte, finden als besondere Zierde von Gärten Verwendung und bezeugen die absonderliche, dem Grotesken zuneigende und doch des Humors nicht entbehrende Richtung des chinesischen Geschmackes. Wir sahen hier in verhältnismäßig kleinen Töpfen ziemlich stark entwickelte Bäume, welche durch fortwährendes

Beschneiden und Binden die abenteuerlichsten Formen, solche von Drachen, Löwen, ja selbst jene der menschlichen Gestalt angenommen hatten; eine ganze Reihe von Bäumchen, die menschliche Körper darstellten, trug Köpfe, Hände und Füße aus Porzellan, was denselben ein überaus drolliges Aussehen verlieh. Die Wege in dem Gartenetablissement waren mit spiegelblanken, glasierten Ziegeln belegt, was unter meiner Begleitung einige Stürze zur Folge hatte.

An dem Diner im Hause Mr. Drews nahm auch die Gemahlin unseres Generalconsuls Haas theil, welche ihrem Gatten von Schang-hai her das Geleite gegeben hatte. Ein im Garten abgebranntes originalchinesisches Feuerwerk währte zwei Stunden und wies folgende Programm-Nummern auf:

1. Ein Festmahl bei Seiner Majestät dem Kaiser; 2. die Riesen-Pflaumenblüte; 3. die goldene Ente inmitten eines Lilienteiches; 4. aus dem Mund eines Einhorns springt ein Stück Jadestein, die Geburt des geheiligten Mannes Chinas anzeigend; 5. eine Pagode mit den Namen berühmter Gelehrter; 6. der aufgehende Mond; 7. Fackelzug; 8. Illumination bei Kaisers Geburtstag; 9. ein Karpfen springt über das Drachenthor, das Zeichen des höchsten Erfolges; 10. großes Feu de joie; 11. fünf Phönixe im Angesichte der Sonne, das Zeichen kommenden Glückes; 12. Fung-wu (Hong-u), der Gründer des kaiserlichen Hauses der Ming, als Kuhhirt.

All dieser hochtrabenden und mitunter komischen Bezeichnungen ungeachtet, glich eine Nummer der andern aufs Haar, und originell war nur das nach dem Abbrennen emporsteigender Feuerwerkskörper erfolgende Herabfallen ganzer Garben schön bemalter, von innen erhellter und weithin leuchtender Lampions. Den Stolz des chinesischen Stuwer machte die letzte Nummer aus, bei der die Blätter eines pyrotechnischen Baumes unter großem Gekrache bald blau, bald roth erglänzten.

Kanton, 26. Juli.

Dem ursprünglichen Plane zufolge hätte ich schon in der Nacht nach Macao fahren sollen, aber das große Interesse, welches Kanton in mir erweckte, bewog mich, Mr. Drew zu ersuchen, uns noch einen Tag Gastfreundschaft zu erweisen, zumal ich mit meinen Einkäufen noch nicht völlig zu Ende war. Da ich von meinem Standpunkt aus in Kanton leicht einen Tag zugeben konnte, nachdem durch das Entfallen des Besuches Bangkoks gegenüber dem officiellen Programm

ein gewisser Vorsprung gewonnen war, und da mein liebenswürdiger Wirt sich über mein Ansinnen sehr erfreut gezeigt hatte, erfuhr unser Aufenthalt in der That eine eintägige Verlängerung.

Mein erstes war, im Palankine wieder in die Straßen der Chinesenstadt zu eilen, um mich heute den Möbelhändlern und nochmals den Malern zu widmen. Wir hatten uns in zwei Partien getheilt, um so rasch als möglich alle noch zu besorgenden Einkäufe fertig zu bringen. Bis am späten Nachmittage handelten, feilschten und kauften wir in der Stadt, und selbst abends knapp vor der Abreise war des Geschäftes kein Ende, da uns Händler mit Spitzen und namentlich mit seidenen Geweben noch auf Scha-mien aufsuchten.

Als uns der Himmel nachmittags einen freundlichen Sonnenstrahl gönnte, fuhren wir nach dem an einem Seitenarme des Perlflusses gelegenen Collegium, welches der letzte Gouverneur zur Pflege höherer chinesischer Wissenschaft hatte erbauen lassen. Die Gründung besteht aus zahlreichen, tempelartig aufeinanderfolgenden Gebäuden, die durch Hallen und Gänge verbunden sind und große Prüfungs-, Lehr- und Conferenzsäle umfassen, deren Wände Sprüche aus den Schriften der Weisen bedecken; eine Flucht von Räumen dient zur Aufnahme von Studierenden.

Nicht weit von diesem Collegium breitet sich ein Dorf, eigentlich eine Vorstadt Kantons, mit großen Anstalten für die künstliche Erbrütung von Enten aus. In niedrigen Räumen werden hier die Enteneier, schichtenweise in Körben, die mit Papier ausgefüllt sind, übereinandergelagert, durch ungefähr drei Wochen einer ziemlich hohen, gleichmäßigen Temperatur ausgesetzt. Nach Ablauf dieser Frist ist das Piepsen des Jungen im Ei hörbar, — hievon habe ich mich selbst überzeugt — und bald darauf durchbricht das Entchen die Hülle, um erstaunt in die Welt zu blicken, sich dann aber, ins nasse Element versetzt, darin sofort heimisch zu fühlen. Dem chinesischen Gaumen sagen merkwürdigerweise angebrütete Eier und eben ausgekrochene Küchlein besonders zu, so dass Brutanstalten recht gute Geschäfte machen; unser eingeborener Cicerone trug hiezu bei, indem er gelegentlich des Besuches einige angebrütete Eier zum Souper erwarb.

Wie mir Mr. Drew im Verlaufe des Abschieds-Diners erzählte, waren an ihn während meines Aufenthaltes in Kanton von Chinesen mancherlei Fragen über den fremden Prinzen gerichtet worden. Bei den Verhören, welche Mr. Drew um meinetwillen zu bestehen hatte, äußerten die Wissbegierigen meist das Verlangen, zu erfahren, wie

viel Frauen ich wohl besäße, und giengen, als die Aufklärung zutheil wurde, dass ich kein theueres Weib mein eigen nenne, kopfschüttelnd und ungläubig von dannen.

Wir nahmen recht herzlichen Abschied von unseren Gastfreunden, deren Bemühungen ich es danke, dass der Aufenthalt in Kanton sich so überaus befriedigend gestaltet hat, und schifften uns auf dem »Tschuen-tiao« ein, um bei herrlichstem Vollmonde — dem besten Feuerwerker auch in China — stromabwärts gegen Macao zu steuern. Von magischem Licht übergossen lag die Landschaft vor uns, die wir auf dem zitternden, glitzernden Tschu-kiang dahinschwammen, und lange genoss ich auf dem Decke das schöne Schauspiel sowie die Wonne, frische Luft athmen zu können.

Macao – Hongkong.

Macao — Hongkong.

Macao — Hongkong, 27. Juli.

Früh morgens lag Macao vor uns. Nächst einem portugiesischen Kriegsschiff und umgeben von einem Walde von Dschunken und zahlreichen anderen, kleineren Fahrzeugen waren wir vor Anker gegangen — angesichts einer Stadt, um deren Namen für immer der Ruhm gewunden ist, eine der ältesten Stätten christlicher Cultur im fernen Osten gewesen zu sein, eines Handelsplatzes, der eine glänzende Blütezeit erlebt hat, um dann deren bittere Vergänglichkeit durchkosten und das wunderbare Gedeihen Hongkongs erleben zu müssen.

Die Gründung Macaos fällt in die Glanzzeit des portugiesischen Volkes — die Stadt erstand als Lohn einer That, durch welche die Portugiesen sich um das chinesische Kanton verdient gemacht hatten; denn ihrer Mitwirkung musste Kanton die Befreiung von den dieses hart bedrängenden Piraten zuschreiben. Der Dank der Chinesen bestand in der angeblich im Jahre 1557 ertheilten Erlaubnis zur Niederlassung auf einem halbinselartigen Vorsprunge der im Delta des Perlflusses gelegenen Insel Höng-tschan, und an dem Gestade des den chinesischen Seefahrern wohlbekannten Hafens Ngao-Mên oder A-Ma-Ngao erwuchs Macao oder, wie die Colonie mit vollem Namen hieß, »Cidade do Santo nome de Deos de Macao«. Im Jahre 1628 sandte der König von Portugal nach der zum städtischen Gemeinwesen erblühten Ansiedelung den ersten Gouverneur, Jeronimo de Silveira. Dieses Hoheitsrecht und deren andere hat das Mutterland auch in der Folge ausgeübt, aber China beanspruchte gleichfalls und mit Erfolg derartige Rechte.

Der hieraus sich ergebende Zustand der staatsrechtlichen Unklarheit hat zwar nie ein förmliches Ende gefunden, die fernere Entrichtung des von Portugal früher jährlich an China geleisteten Tributes von 500 oder 501 Täls (1 Hai-kwan Täl = 3·373 fl. ö. W.) ist jedoch endlich im Jahre 1848 durch den Gouverneur Ferreira do Amaral, welcher die gänzliche Unabhängigkeit Macaos von China aussprach, verweigert worden. Diese Entschlossenheit hat den Genannten zum Opfer von Meuchelmördern, welche der Gouverneur von Kwang-tung bestellt hatte, gemacht, und der hierauf von China fruchtlos unternommene Versuch, Macao mit Waffengewalt zu zwingen, der kleinen, aber muthigen Garnison Gelegenheit gegeben, sich durch Tapferkeit auszuzeichnen. Seither ist Macao als portugiesische Kroncolonie von allen Mächten mit Ausnahme Chinas anerkannt worden.

Lange Zeit hindurch hatte Macao den Handel mit China factisch nahezu monopolisiert, und Wohlstand, Reichthum, ein ungeahnter Aufschwung der Colonie waren die Folge. Die vollständige Umgestaltung, welche die Handelsverhältnisse durch die Begründung Victorias auf Hongkong, durch die Eröffnung der Vertragshäfen und durch Veränderungen in der Schiffahrt erlitten haben, sowie wohl auch verfehlte Verwaltungsmaßregeln brachten Macao den Ruin in commerzieller und nicht lange darnach auch in moralischer Hinsicht. Nachdem durch die strengen Bestimmungen des im Jahre 1855 erflossenen Chinese Passengers Act die Verschiffung von Kulis nach fremden Ländern für englische Schiffe aufgehört hatte, gewinnbringend zu sein, wurde Macao der Mittelpunkt für dieses sich als Menschenhandel schlimmster Sorte darstellende Geschäft; das Gouvernement in Macao erwies sich als zu schwach, den mit jenem Unfuge verbundenen, den Namen Macaos befleckenden Greueln zu steuern, so dass eine Wendung zum Besseren hier erst seit dem Jahre 1874 platzgegriffen hat, wie denn gegenwärtig überhaupt die Verschiffung von Kulis gesetzlich geregelt ist.

Heute hat Macao seine Bedeutung als Handelsplatz fast ganz eingebüßt; denn die Schiffahrt beschränkt sich auf chinesische Küstenfahrzeuge, auf andere kleinere und auf wenige größere Schiffe, welche regelmäßige Verbindungen, hauptsächlich mit Hongkong und Kanton, aufrechthalten. Die Einnahmen der Colonie beruhen hauptsächlich auf der Verpachtung der Spielhöhlen, auf dem Ertrage von Monopolsgegenständen, insbesondere von Opium, auf verschiedenen Taxen und sonstigen Abgaben. Macaos finanzielle Verhältnisse werden als sehr desolate geschildert; das chronische Deficit, an dem die Finanzverwal-

tung leidet, ist nicht zum wenigsten durch den Aufwand bedingt, den Macao für seine Dependenz, nämlich den portugiesischen Theil der Insel Timor, zu machen hat.

Der weitaus überwiegende Theil der Bevölkerung Macaos besteht aus Chinesen, nahezu 70.000, und, abgesehen von wenigen Fremden, theils aus vollbürtigen Portugiesen, theils aus Mischlingen von solchen und Chinesen.

Die Stadt präsentierte sich, vom Hafen aus betrachtet, viel günstiger und vortheilhafter, als ich nach so manchem, was ich gehört, erwartet hatte; denn Macao war mir geradezu als Trümmerhaufen geschildert worden, in den es nach dem furchtbaren Taifune des Jahres 1874 versunken sei und von dessen Folgen es sich nicht zu erholen vermocht habe.

Vom Gouverneur gesandt, kam, uns als Führer durch die Stadt zu dienen, Oberlieutenant Richettí an Bord. Ich war nicht wenig erstaunt, als dieser Officier, einer landesüblichen Sitte und wohl auch Vorschrift huldigend, mir bei der Vorstellung die Hand küsste. In seinem Respecte für meine Person ergieng sich der kleine Portugiese mit südlicher Lebhaftigkeit in unaufhörlichen Verbeugungen und Knixen vor mir. Wir konnten der Besichtigung Macaos zwar nur drei Stunden widmen, gewannen aber dieser kurzen Frist ungeachtet, unter Richettís Leitung und von den raschen Rickschas an alle interessanteren Punkte gebracht, bald einen vollständigen Überblick über die Stadt und über deren Umrahmung.

Dem südlichen Hafen entlang, der sich hier eigentlich nur als die sanft gewölbte Bucht einer Rhede darstellt, liegt der europäische Theil der Stadt und zieht sich der Quai, die Praya, hin, in deren Nordosten sich das Castell São Francisco, im Südwesten aber das kleine Fort Bomparto erheben. Auf der Praya entwickelt sich eine Front dicht gedrängt stehender, zum Theil imposanter Gebäude, welche, in lebhaften Farben geschmückt, im eigentlichen Sinne des Wortes eine malerische Wirkung hervorbringen; auch einzelne Gärten mit schönen Bäumen sind sichtbar; in regellosen Terrassen steigen von der Praya die Häuser der Stadt an. Heiß brannte die Sonne in den enggewundenen, steilen Straßen, welche wir durchwanderten und die — prunkender Schein — stolze Namen führen, wie »dos Embaixadores«, »do Rei«, »do Sol« u. s. w., während ich glaube, dass sich nie Embaixadores in diese Gässchen verirrt haben dürften. Wir kamen hier an zahlreichen massigen Gebäuden, an Klöstern und Kirchen vorbei, welche Spuren

des Verfalles, wohl auch der Zerstörung durch den Taifun zeigten; augenscheinlich fehlen die Mittel, aber auch das Interesse, diese zum Theil bemerkenswerten Bauten in ordentlichem Stande zu halten.

In stolzer Höhe, die Stadt und die Colonie beherrschend, thront das Fort São Paulo do Monte, über dem noch eine Batterie auf der Guya-Höhe liegt. Einzelne der Befestigungen sollen mit Krupp'schen Geschützen bestückt sein, doch haben jene keinen fortificatorischen Wert mehr, da sie, ohne erneuert worden zu sein, bereits das Jubiläum ihres 150jährigen Bestandes in der ursprünglichen Anlage feiern. Oberlieutenant Richettí versicherte uns jedoch, dass er vom Könige hiehergesandt sei, um insbesondere die Befestigung Macaos zu studieren.

Westlich von der europäischen Stadt liegt der chinesische Theil der Ansiedelung, jenem von Victoria gleichend, ähnliche Bilder wie dieser und wie die Straßen in Kanton bietend, wenn auch in beschränkterem Rahmen. Dort breitet sich der westliche, der Dschunkenhafen aus, in dem sich hauptsächlich vereinigt, was Macao an maritimem und commerziellem Leben geblieben ist; doch scheint selbst die Erklärung Macaos zum Freihafen, ein letztes Mittel, den drohenden Verfall dieses Platzes aufzuhalten, zur Belebung des Handels wenig beigetragen zu haben.

Richettí geleitete uns auch nach dem Officiersclub, dessen Locale sich, nach unseren Begriffen, mehr als eine Cantine darstellt. Ein wackeliges Billard führt hier ein staubbedecktes Dasein; die Porträts einiger Generale mit langen Knebelbärten hängen schief an der Wand — voilà tout!

Das Arsenal machte der gähnenden Leere halber, die in demselben herrschte, seinem Namen keine Ehre; einige Bajonnette und Revolver bildeten den ganzen vorräthigen Waffenbestand, im übrigen aber waren nur leere Stellagen zu sehen. Richettí entschuldigte diesen Zustand in lebhaftesten Worten mit dem Hinweis auf den in Timor kürzlich ausgebrochenen großen Krieg, — ich und wahrscheinlich auch der größere Theil meiner Mitmenschen haben von diesem bedeutenden Ereignisse nichts gehört — welcher die Entleerung des Arsenales von allen Waffen nothwendig gemacht habe. Überhaupt war Richettí fortwährend bemüssigt, den Zustand der Colonie bald aus diesem, bald aus jenem Grunde zu entschuldigen; er hätte dieselbe eben in seinem patriotischen Eifer am liebsten in glänzendstem Lichte gezeigt. Wo unser Führer nicht mehr zu beschönigen vermochte, da versprach er rastlos Abhilfe für die Zukunft.

Ein hübscher Fleck Erde, eine ebenso große Zierde als Annehmlichkeit Macaos ist der große Garten, welcher früher der Familie Marques gehört hat und dann in das Eigenthum der Regierung übergegangen ist. Mit wahrhaft kunstsinniger Anlage vereinigt sich hier der Zauber prachtvoller Vegetation, um den Ruf, dessen der Garten genießt, vollauf zu rechtfertigen; eine besondere Weihe aber ist diesem Orte dadurch verliehen, dass Portugals großer Sohn Camoëns, welcher, 1524 zu Lissabon geboren und eines satirischen Gedichtes halber aus Goa verbannt, durch fünf Jahre in Macao lebte, hier in einer Felsengrotte sein berühmtes Epos »Os Lusiadas« verfasst haben soll. Der Nachwelt ist es vorbehalten geblieben, dem Andenken des Dichters den Lorbeer zu weihen, den die Zeitgenossen versagt haben; erst nachdem Camoëns in einem Spitale seine Seele ausgehaucht, ist dessen poetischer Verherrlichung der portugiesischen Nation die verdiente Bewunderung zutheil geworden. In Macao wurde die Stätte dichterischen Schaffens für immer durch eine Art Tempel gekennzeichnet, welcher in die Felsengrotte eingebaut wurde und des Dichters in Erz gegossene Büste enthält.

Nicht ohne Schwierigkeit gelangt man bis zu der Grotte, da die Wege steil und mit glatten Ziegeln belegt sind, so dass der kleine Portugiese infolge seiner Lebhaftigkeit zu Falle kam, was ihn veranlasste, sich in unendlichen Entschuldigungen zu ergehen.

Der Blick von der Höhe des Gartens auf beide Theile der Stadt und das dahinter liegende chinesische Gebiet, auf die Rhede und den Hafen, auf die belebenden Inselchen, auf den unabsehbaren, im Lichte des klaren Tages grün und lichtblau erglänzenden Ocean, welchem der Perlfluss unaufhörlich seine Wassermassen zuwälzt, ist wahrhaft fesselnd. Unwillkürlich werden die Gedanken angesichts einer Stätte, die gleich einem Markstein aus der Blüteepoche Portugals in unsere Tage hereinragt, der Betrachtung jener fernen Vergangenheit zugelenkt, in der portugiesische Schiffe kühn und stolz die weiten Meere durchfurchen, neue Seewege erschließen und des kleinen Heimatsstaates coloniale Herrschaft begründen. Die Geschichte ist hinweggeschritten über das, was der kühne Unternehmungsgeist jener Zeit geschaffen, und hat Portugal nur die Erinnerung an seine einstige Macht gelassen. Spurlos aber sind die Ereignisse an der ewigen Jugend der Natur vorübergegangen, die sich ihren Reiz im Wandel der Zeiten zu erhalten gewusst hat und so das versöhnliche, das erhebende Moment im unaufhörlichen Wechsel der Dinge ist — auch hier in Macao.

Am Eingange der Kaserne empfieng mich der Oberst des Infanterieregimentes mit dem Officierscorps und küsste mir gleichfalls die Hand, eine Ehrenbezeigung, die mich, obschon ich durch Richettís Vorgang bereits darauf vorbereitet war, abermals in Erstaunen setzte. Die Musik schmetterte eine Art Festmarsch, unter dessen Klängen ich die Kaserne betrat, um zunächst die Mannschaftszimmer zu besichtigen, welche luftig und geräumig sind und gute Schlafstellen bieten; hingegen ließen das Äußere der Mannschaft, die abgemagert und kränklich erschien, sowie deren Adjustierung zu wünschen übrig. Die Uniform, welche uns an den einzelnen Trägern in mannigfachsten Varianten entgegentrat, ist unschön und erinnert an jene unserer Landfeuerwehren. Auch das Officierscorps machte durchaus keinen sehr kriegerischen Eindruck. Bei einer Abtheilung des Regimentes traf ich einen guten Bekannten aus Österreich, nämlich das Kropatschek'sche Repetiergewehr, die anderen Abtheilungen hingegen waren noch mit alten Snider Gewehren bewaffnet. Während die Musik mit nachahmenswertem Eifer ohne Unterlass die feurigsten Piècen aufspielte, besah ich noch die Küchen und Magazine der Kaserne, um mich sodann, nach Verabschiedung vom Obersten, der mir neuerlich die Hand küsste, in dem uns schon bekannten Officiersclub an einem Glase Bier zu erfrischen, wobei uns der redselige Freund Richettí mit größter Bereitwilligkeit die merkwürdigsten Aufschlüsse über militärische und allerlei sonstige Verhältnisse seines Heimatlandes gab.

Das Municipalitätsgebäude bot wenig des Sehenswerten; mehr Interesse hingegen erweckte eine mit Dampf betriebene Seidenspinnerei, in welcher ich Gelegenheit hatte, die Geschicklichkeit der hier beschäftigten Mädchen im Einfädeln des Coconfadens zu bewundern; alles vollzieht sich mit staunenerregender Schnelligkeit, und ehe man sich dessen versieht, ist ein ganzes Bündel Cocons abgespult und sind die Fäden gesponnen, worauf die Seide gedreht und in das Magazin abgeliefert wird.

Am Hafen erwartete mich ein, wie es schien, von dem Glauben an sich selbst stark durchdrungener englischer Zollbeamter, der mich herablassend ansprach und mir »une petite visite« an Bord ankündigte; doch verzichtete ich auf dieses Vergnügen und nahm Abschied von dem durch die Lebhaftigkeit und Wärme seines Temperamentes ausgezeichneten Richettí, der bei der Trennung noch die schönsten Verbeugungen und Complimente zum besten gab. Dann lichteten wir den Anker. Ich schied von Macao mit der Theilnahme, welche wir jedem

Schauplatz interessanter geschichtlicher Entwickelung und wechselvoller Schicksale entgegenbringen, aber auch mit dem Gefühle des Bedauerns, welches uns angesichts einer ehemals stolzen Schönheit beschleicht, die jetzt altert und dahinsiecht. Wird der Stadt noch eine zweite Jugend, selbst nur ein Johannistrieb einstiger Blüte beschieden sein? Die Nachbarschaft Hongkongs dürfte für Macao immer verhängnisvoll bleiben.

Gegen 3 Uhr nachmittags liefen wir in den Hafen von Hongkong ein. Die See war spiegelglatt, das Wetter prächtig, und wie ein Kranz der lieblichsten Blumen lagen alle die kleinen Inseln und Eilande, die seinerzeit bei dem ersten Einlaufen dichter Nebel verhüllt hatte, vor uns, und ich begreife heute vollkommen, dass man diesen Hafen den schönsten Seehäfen an die Seite stellen kann.

An Bord der »Elisabeth« galt es, Abschied zu nehmen von treuen Reisegefährten, die uns manche Kurzweil geboten hatten, von unseren Affen nämlich, die auf einem Lloyddampfer nach Triest gebracht werden sollten, um von hier aus ihren künftigen Bestimmungsort, Schönbrunn, zu erreichen. Fips machte ein recht trauriges Gesicht und auch Mucki war nicht so bei Stimmung wie sonst; es schien beinahe, als hätten die Thiere gemerkt, dass die Stunde der Trennung von dem Schiffe, dem Schauplatz ihrer heiteren Streiche, geschlagen.

Abends fuhr ich in Begleitung des Generalconsuls Haas und seiner Frau sowie unseres Commandanten abermals auf den Victoria Peak und genoss diesmal eine ganz reine und unvergleichlich schöne Aussicht nach allen Seiten der Insel, so dass wir lange auf der Plattform bei der Signalstation weilten. Unseren »Tschuen-tiao« konnten wir als ein kleines Pünktchen, der Bestimmung als Zolldampfer gemäß einer der nördlichen Buchten zusteuern sehen. Allmählich brach die Dämmerung an, der volle Mond ließ sein zauberhaftes Licht über Berge, Inseln, Stadt und See herniederfließen, und die Temperatur wurde derart angenehm, dass wir uns entschlossen, den Weg nach der Stadt zu Fuße zu machen. Lange Serpentinen führen vom Peak herab; ihrer Steilheit ungeachtet bot uns der erquickende Abendspaziergang doch unvergleichlichen Genuss.

Hongkong, 28. Juli.

Der heutige Aufenthalt in Hongkong bedeutete eine Verlängerung gegen das Programm; aber wir hatten mit dem Verpacken und Expedieren der in Kanton erworbenen Gegenstände so viel zu thun, dass

die Verzögerung der Abfahrt unvermeidlich erschien. Vormittags blieb ich, mit derlei Geschäften befasst, an Bord und empfieng unseren sehr verspätet eingetroffenen Consulargerenten, einen Deutschen, namens Kramer, der sich mit Erkrankung seiner Frau, die er in Japan hatte abholen müssen, entschuldigte.

Nachmittags »bummelte« ich noch, von Hongkong Abschied nehmend, in den Straßen der Stadt umher und abends gab ich ein Diner an Bord, zu dem ich die Österreicher, nämlich Generalconsul Haas und Gemahlin, Coudenhove und den Lloydagenten, sowie Herrn Kramer geladen hatte. Bismarck, der deutsch sprechende Chinese, hatte mir als Tafelschmuck einen Blumenstrauß von riesigem Umfange verehrt. Nach dem Mahle lockte der wunderbare Mondschein die ganze Tischgesellschaft zu einer Rundfahrt in unserer Barkasse durch den Hafen.

Nagasaki Kumamoto Schimonoseki
Mija-schima.

Nagasaki — Kumamoto — Schimonoseki — Mija-schima.

In See nach Nagasaki, 29. Juli.

Bei der Abfahrt von Hongkong erfreuten wir uns herrlichen Wetters, so dass wir, obschon der Luftdruck seit zwei Tagen fallende Tendenz zeigte, auf gute Fahrt durch die chinesische See hoffen durften, welche der häufigen und heftigen Wirbelstürme halber berüchtigt ist. Doch hatten wir kaum offenes Meer erreicht, als sich auch schon alle Anzeichen herannahenden schlechten Wetters einzustellen begannen: der Horizont wurde, wie sich die Seeleute ausdrücken, »mistig«; leichte Cirruswolken liefen von Norden nach Süden; aus Osten kam eine mit der Annäherung an die Formosa-Straße zunehmende Dünung.

Der Sonnenuntergang gestaltete sich nichts weniger als schön; abends nahm der Luftdruck rapid ab und die Dünung begann gekreuzt aus Ostnordosten und Ostsüdosten zu laufen. Die See gieng hoch und die »Elisabeth« stampfte gewaltig, es konnte daher kein Zweifel mehr obwalten, dass ein Cyklon im Anzuge war. Der Commandant ließ nun zunächst, um die weitere Entwickelung der Dinge abwarten zu können, die Geschwindigkeit der Fahrt vermindern, entschloss sich aber, nachdem das Barometer noch weiter gefallen war und die Dünung zugenommen hatte, dem offenbar bevorstehenden Cyklon auszuweichen. Wir wendeten daher, als wir um $9^1/_4$ Uhr abends das durch Taifune oft

genug heimgesuchte Gebiet von Swatau erreicht hatten, und steuerten gegen Hongkong zurück. In eben dem Maß, als wir gegen Westen fuhren, hörte das Fallen des Luftdruckes auf, eine frische Westbrise sprang auf, und das Schiff rollte noch kurze Zeit hindurch in der von achter kommenden Dünung, die sich jedoch bald verflachte.

In See nach Nagasaki, 30. Juli.

Offenbar war es uns dank der Voraussicht des Commandanten gelungen, der Depression, die nicht nach dem Westen zog, zu entgehen; denn die Ergebnisse der Wetterbeobachtung waren günstige, und der Horizont zeigte sich klar.

Gegen 6 Uhr vormittags wurde daher bei dem kleinen, aus dem Meere ragenden Felsen Pedro bianco wieder in den Curs auf den Formosa-Canal gelenkt und so rasch als möglich unserem nächsten Ziele, Nagasaki, entgegengesegelt, im wahren Sinne des Wortes gesegelt; denn wir hatten zum erstenmale während der bisherigen Fahrt — der Wind kam günstig von achter — unser einziges Segel beigesetzt. Dies machte allerdings mehr den Eindruck einer Spielerei als jenen eines die Fahrt wirksam beschleunigenden Mittels; bei den modernen Kriegsschiffen tritt die Takelage vollkommen in den Hintergrund, und das Segel ist gänzlich durch die Maschine verdrängt. Ein Stück Seemannspoesie weniger, welches unserem erfindenden Jahrhunderte zum Opfer gefallen ist! Die Maschine wollte übrigens augenscheinlich zeigen, was sie gegenüber dem Segel vermochte; denn sie arbeitete so wacker, dass wir heute die Höchstzahl der bisher an einem Tage zurückgelegten Seemeilen erreichten und so einen guten Theil des Zeitverlustes wieder einbrachten, welchen das Zurückwenden des Curses verursacht hatte. In der Nacht liefen wir in die Formosa-Straße ein.

In See nach Nagasaki, 31. Juli.

Früh morgens auf der Höhe von Amoy. Das Wetter blieb uns hold, und nur zeitweise aufgeregtere See deutete an, dass ein Cyklon vor kurzem seinen Weg durch die Straße von Formosa genommen haben musste. Diese gefürchtete Passage war eben der Schauplatz des schrecklichen Taifuns, durch welchen die »Bokhara« einer Katastrophe zugeführt wurde, während unsere kleine »Fasana« den Sturm fast unversehrt zu bestehen gewusst hat.

In See nach Nagasaki, 1. August.

Die Fahrt verlief heute bei gutem, leicht mistigem Wetter und begünstigt durch frischen Monsun aus dem Südsüdwesten sowie durch vortheilhafte Strömungsverhältnisse. In der Nacht zeigte der Luftdruck abermals Neigung, abzunehmen.

Nagasaki, 2. August.

Des Morgens stellten sich heftige Regenböen aus dem Südwesten und dem Südsüdosten ein. Infolge starken Seeganges rollte die »Elisabeth« zeitweise bis zu 18°. Vormittags wurde für kurze Zeit die Insel Udsi gesichtet; gegen Mittag erblickten wir die Gruppe der Koschiki-Inseln. Dann ergossen sich schwere Regen über uns, die jeden Ausblick verhinderten, und erst nach 4 Uhr nachmittags hellte es sich etwas auf, so dass das Cap Nomo in Sicht kam und wir nun den Curs auf den Hafen von Nagasaki nehmen konnten.

Nagasaki liegt auf Kiuschiu (Neunland), der südlichsten der großen japanischen Inseln. Das Kaiserreich Japan, auch Nippon oder Nihon genannt, mit 382.412 km^2 und 40,718.677 Seelen, umfasst bekanntlich eine Anzahl von Inseln, worunter vier von beträchtlicher Größe sind, nämlich Kiuschiu, Schikoku, Nippon oder Hondo, das Hauptland, welche das eigentliche Japan bilden, und endlich das nördlich hievon gelegene Jeso. Der Rest der Oberfläche Japans vertheilt sich auf eine Anzahl kleinerer Inseln.

Eine hohe Rauchsäule verrieth uns die am Eingange der langgestreckten Bucht von Nagasaki gelegene kleine Insel Taka, auf welcher die herzlich schlechte Fettkohle gewonnen wird, mit der sich die in Nagasaki einlaufenden Dampfer in der Regel versorgen.

Die Insel Kiuschiu oder, richtiger gesagt, deren westliche, vielfach zerrissene Halbinsel Hisen lässt von grünender Vegetation völlig bedecktes Bergland erscheinen; die Küste und insbesondere die ihr vorgelagerten Eilande weisen an vielen Stellen groteske Formen auf. Im allgemeinen erinnert die Einfahrt in den bei aller Großartigkeit anmuthigen Hafen von Nagasaki an einen norwegischen Fjord; denn in vielfachen Krümmungen führt eine etwa drei Seemeilen lange Wasserstraße zwischen Inseln und Landzungen hindurch, bis sich endlich der Hafen öffnet und im Hintergrunde der Bucht die in einem Thalkessel und an Berghängen gelegene Stadt Nagasaki — das »lange Vorgebirge« — sichtbar wird. Scharf sondert sich das helle euro-

päische Villenviertel, aus welchem die Signalmaste der Consulate emporragen, von dem japanischen Theile der Stadt, dessen einförmig graues Häusermeer sich an dem nordöstlichen Strande dahinzieht. Am Eingange des Innenhafens sind die seetechnischen Etablissements, Docks u. s. w. der japanischen Marinestation angelegt.

Auf hoher See schon hatte uns der japanische Torpedokreuzer »Jajejama« erwartet und war, nachdem er sich durch Signale zum Wegweiser erboten, als Lotsenschiff vor der »Elisabeth« hergelaufen. Vom Decke des »Jajejama« ließ dessen Musikkapelle Klänge zu uns herüberschallen, welche offenbar unsere Volkshymne wiedergeben sollten, — eine Aufmerksamkeit, die wir bemüssigt waren, durch Abspielen der japanischen Hymne zu erwidern.

Ich lief ohne Standarte in den Hafen von Nagasaki ein, was die Japaner abhielt, auf ihren zahlreichen, vor Anker liegenden Kriegsschiffen den Geschütz- und Raaensalut zu leisten, wozu bereits alle Vorbereitungen getroffen waren. Ein Torpedoboot umkreiste uns im Hafen mit Blitzesschnelle und wies uns den Ankerplatz, der durch eine im Wasser schwimmende, unsere Farben tragende Flagge bezeichnet war. Am Eingange des Hafens lag ein größerer englischer Kreuzer, »Leander«, den eine Maschinenhavarie genöthigt hatte, hier einzulaufen; außerdem befand sich eine Escadre japanischer Kriegsschiffe im Hafen, und zwar: das Flaggenschiff »Itsukuschima«, ferner die Schiffe »Matsuschima«, »Takawo«, »Takatschiho«, »Kaimon« und »Katsuragi«, zu denen sich nun auch unser Wegweiser »Jajejama« gesellte. Alle diese Kriegsfahrzeuge stellten sich als imposante, schöne Schiffe dar, die nach den modernsten Modellen gebaut, sowie mit allen Neuheiten maritimer Technik und Armierung versehen sind; denn Japan hat für seine Flotte eben nicht geringe Opfer gebracht und ist nicht wenig stolz auf seine Seemacht, welche gegenwärtig einen Stand von 55 Schiffen mit 55.053 *t*, 79.694 indicierten Pferdekräften und 439 Geschützen sowie mit einer Besatzung von 6815 Mann aufweist.

Noch am Abende kam unser Gesandter Baron Biegeleben in Gala an Bord, um mir das Programm für den Aufenthalt in Japan mitzutheilen, wobei ich zu meinem Erstaunen erfuhr, dass mein Wunsch, auf der »Elisabeth« bis Jokohama fahren zu können und erst von dort die Reise officiell fortzusetzen, unerfüllbar sei. Die Vorbereitungen für die Fahrt durch das Land waren bereits getroffen und die Mitglieder der japanischen Suite, welche ich telegraphisch für Jokohama erbeten hatte, schon in Nagasaki angelangt. So musste ich denn darauf verzichten, die

Fahrt durch die vielgepriesene Inland-See auf der mir liebgewordenen »Elisabeth« zurückzulegen, sowie mindestens einen Theil Japans in nichtofficieller Weise, in aller Ruhe zu besichtigen, und mich bereits von Nagasaki aus in feierlicher Weise, in einer Art Triumphzug, von den japanischen Würdenträgern durch das Land geleiten lassen.

Nagasaki, 3. August.

Dichter, bis zum Meeresspiegel niedergehender Nebel verwehrte jeden Ausblick und obendrein strömte unaufhörlicher Regen herab. Jupiter Pluvius, der mich während der Reise schon einigemal verfolgt hatte, schien auch hier nicht aus der Rolle fallen zu wollen. Dass aber der launische Wettergott gerade heute des Himmels Schleusen öffnete, nahm ich ihm um so mehr übel, als innerhalb der letzten sechs Wochen kein Tropfen über der Landschaft gefallen war, so dass die Einwohner bereits Bittgänge veranstaltet hatten, um bei den Göttern Hilfe durch reichlichen Regen für die aufs höchste gefährdete Reisernte zu erflehen. Konnte die Erfüllung dieser Bitte nicht schon früher gewährt werden, so wäre mir ein kleiner Aufschub erwünscht gewesen. Immerhin hätte mich die Unbill des Wetters nicht gehindert, Nagasaki vormittags zu besuchen, wenn nicht ein Platzregen von Audienzen und Aufwartungen zu bestehen gewesen wäre.

Kaum war mit dem Flaggenschusse die Standarte gehisst worden, so wiederhallte der Hafen von dem Donner der Geschütze der hier ankernden Kriegsschiffe, deren jedes mit 21 Schüssen den Salut leistete, ein Ehrengruß, der auf mich immer eine ungemein erhebende Wirkung hervorbringt, da er ja unserer Standarte gilt.

Unmittelbar nach dieser Begrüßung wurde unser Fallreep durch eine Flotille von Barkassen und Booten belagert, welchen in schier endloser Reihe Dignitäre entstiegen: Admirale und Schiffscommandanten; der Gouverneur des Kens (Departements) Nagasaki, Takeaki Nakano; der Bischof und apostolische Vicar J. A. Cousin; der Bürgermeister von Nagasaki; die Mitglieder des Consularcorps und die mir zugetheilte japanische Suite. Diese besteht aus dem Vice-Großmeister des kaiserlichen Ceremonienamtes (Schikibu Schiki), Yoschitane Sannomija, welchem in der Regel die Leitung von Reisen, wie jener, die ich unternehme, zufällt; ferner aus dem Küchenmeister (Meister der kaiserlichen Küche, Daisen Schiki) K. Jamanoutschi; endlich aus dem Linienschiffscapitän Kurvaka und dem Geheimsecretär des Kriegsministers, Major

M. Muraki. Die erschienenen Herren waren theils der deutschen, theils der französischen Sprache mächtig; drei derselben hatten Europa bereist und insbesondere auch Wien besucht, um den Haushalt und das Ceremoniell unseres Hofes zu studieren.

Nachdem das Gewimmel der Dignitäre im Laufe des Nachmittages ein Ende genommen, fuhr ich ans Land, Nagasaki zu besuchen. Zum erstenmale betrat ich japanischen Boden und fand mich, obschon die Stadt nicht mehr rein japanischen Charakter trägt, sondern mannigfache Wirkungen europäischen Einflusses zeigt, alsbald von all jenen zur Wirklichkeit gewordenen zierlichen, bunten, lebhaften Scenen umgeben, welche den Inhalt unserer Vorstellung vom japanischen Leben ausmachen, die wir aus Büchern schöpfen und durch Darstellungen auf künstlerischen sowie industriellen Erzeugnissen bereichern.

Die engen und, weil die kleinen Häuser selten mehr denn ein Stockwerk tragen, doch luftigen, lichten Straßen entlang schlendernd, trieben wir »fensterlnd« praktische Ethnographie. Die aus Holz und Papier erbauten Behausungen gestatten Einblick nicht nur in die Wohnräume der Japaner, sondern auch in deren daselbst sich abspielendes Leben; denn der Abschluss der Häuser gegen die Straße wird meist nur durch verschiebbare Wände gebildet, die tagsüber oft entfernt sind, so dass das ganze Innere sich den Blicken der Vorbeieilenden darbietet. Auch die Abtheilung der Innenräume ist mittels hölzerner, mit Papier überspannter, häufig kunstvoll bemalter Wände gebildet, welche nach Bedarf ausgehoben und verschoben werden können. Ein japanisches Häuschen hat daher die Fähigkeit, sich den räumlichen Bedürfnissen seiner Bewohner in einer Weise anzupassen, welche uns, die wir an die starren, unverrückbaren Mauern unserer Bauwerke gewöhnt sind, in höchstes Erstaunen setzt und in dem japanischen Wohnhaus kein »unbewegliches Gut« in heimatlichem Sinn erblicken lässt. Was wir an Hausrath ersehen, bewegt sich in den bescheidensten Grenzen; mit Ausnahme einiger Geräthe für den allernothwendigsten Gebrauch, wird jener hauptsächlich durch schöne, hellgelbe Strohmatten gebildet, welche den Fußboden aller Wohnräume bedecken. Um so mannigfaltiger sind all die gewerblichen Arbeiten, die sich in den Werkstätten und Verkaufsläden vollziehen und als Belege der Emsigkeit, des Kunstsinnes der Japaner wohlthuende Wirkung hervorbringen.

In den Straßen immer weiterschreitend, waren wir Zeugen häuslicher Verrichtungen, wie sie das Alltagsleben des japanischen Volkes mit sich bringt, aber auch manche anmuthige Familienscene spielte

sich vor uns ab, und nicht wenige Söhne und Töchter Nippons konnten wir bei allerlei Phasen des intimen Lebens beobachten. Während nach unseren heimatlichen Sitten und Gebräuchen zwischen der Häuslichkeit und der Öffentlichkeit eine scharfe Grenze dort gezogen ist, wo die Thüre geräuschvoll in das Schloss fällt, besteht hier eine ähnliche Scheidung nicht; denn das Leben im Hause, welches so offen vor uns daliegt, geht unmerklich in jenes auf der Straße über und umgekehrt scheint letzteres unbehindert in die Behausungen zu fluten.

Wo immer wir auch hinblickten, begegnete uns Reinlichkeit und Nettigkeit in wohlthuendem Gegensatze zu der für das Chinesenthum charakteristischen Unsauberkeit.

Die abendländische Cultur, welche sich in Nippon in überraschend kurzer Zeit Bahn gebrochen, kommt auch schon in der Kleidung zum Ausdrucke, nicht eben zum Vortheile der Japaner, deren Gestalten und Formen für die europäische Tracht kaum geeignet sind. Die höheren Schichten der japanischen Gesellschaft bedienen sich fast ausschließlich europäischer Kleidung, welche für die Hofkreise und die Beamten geradezu vorgeschrieben ist, während die Masse des Volkes an der altgewohnten, durch Generationen ererbten Art, sich zu kleiden, noch festhält, obschon auch in den unteren Classen bald dieses, bald jenes Zugeständnis an die neue Mode gemacht und so in die Landessitte eine Bresche um die andere gelegt wird. Als ausgesprochener Freund jeglicher Nationaltracht beklage ich die Verdrängung des so kleidsamen japanischen Costümes durch unsere nivellierende, charakterlose Kleidung. So mancher Japaner, der sich in landesüblicher Gewandung recht gut präsentieren würde, wirkt befremdlich, um nicht zu sagen erheiternd, wenn er, mit langem Gehrock angethan und mit hohem Cylinder geschmückt, gravitätisch einherschreitet oder sich unaufhörlich verneigt.

Männlein und Weiblein eilen an uns vorbei, und zwar, soweit sie der Landessitte treu geblieben sind, immer fächelnd, auf Sandalen und Holzstöckelschuhen (Getas) einhertrippelnd und klappernd. Die Männer schienen mir, von einzelnen sympathischen und beinahe wohlgestalteten Erscheinungen abgesehen, im Durchschnitt unschön zu sein; in den Gesichtszügen finden sich die Merkmale der mongolischen Rasse scharf ausgeprägt, die Körperhöhe ist eine geringe, und die Beine sind auffallend häufig säbelförmig verkrümmt.

In Vergleichung mit den Männern ist der weibliche Theil der Bevölkerung fast hübsch oder, genauer gesprochen, äußerst zierlich zu nennen; alle Japanerinnen, welche wir zu sehen bekamen, zeigten

den gleichen Typus und machten, während sie lächelnd und scherzend die Straßen entlang trippelten, den Eindruck lebendig gewordener, allerliebster Porzellanfigürchen. Ab und zu begegneten wir einem Mädchen mit auffallend regelmäßiger, schöner Physiognomie, welche, selbst mit den Gesichtszügen europäischer Beautés verglichen, volle Anerkennung gefunden hätte; doch war mir schon bei der Wanderung durch Nagasaki die Möglichkeit geboten, mein Urtheil dahin zu bilden, dass in so mancher Reisebeschreibung, die ich gelesen, in so mancher Mittheilung, welche ich erhalten, Japans Weiblichkeit über die Gebür gepriesen wird, wenn die Mädchen dieses Himmelsstriches als die schönsten Töchter Evas geschildert werden. Solches Lob dürfte doch nur auf Rechnung ganz individueller Geschmacksrichtung und besonderer Motive zu setzen sein. Die anmuthige Wirkung der stets Heiterkeit athmenden Mädchengestalten liegt in der harmonischen Nettigkeit und Zierlichkeit der Erscheinungen, die aber dem europäischen Schönheitssinne doch zu puppenhaft dünken, um darauf Anspruch erhèben zu können, einen idealen weiblichen Typus darzustellen. Leider verwelkt die Jugendfrische der Japanerin sehr rasch, so dass nur selten eine hübsche Frau zu sehen ist, wozu wohl auch die uns unbegreifliche Sitte beiträgt, dass Frauen ihre Zähne schwarz färben und die Augenbrauen abrasieren — entstellende Gebräuche, welche in den höheren Schichten der Gesellschaft allerdings kaum mehr vorkommen sollen, aber in den unteren Classen noch immer üblich sind.

Obschon Japans Frauen durch die Volksanschauung zum Theil auch heute gezwungen sind, ihr Äußeres dem Ehegatten zum Opfer zu bringen, gehen die Damen hierin doch nicht weiter, als unbedingt nothwendig erscheint; denn jede Japanerin, ob Frau ob Mädchen, wendet ihrer Kleidung und Haartracht besondere Sorgfalt zu. Wir hatten Gelegenheit, hierin Erfahrungen zu sammeln, da wir Zeugen waren, wie so manche Schöne Toilette machte; und nicht etwa nur in verstohlener Weise durften wir dies Schauspiel genießen, sondern frank und frei, von der Straße aus in das Boudoir blickend, machten wir Bekanntschaft mit den intimsten Geheimnissen der Künste, durch welche die Japanerin zu bestricken weiß. Unsere Neugierde ward uns übrigens gar nicht übel genommen, und keine der zierlichen Papierwände wurde vorgeschoben, um Schutz vor den Blicken Unberufener zu gewähren, ja ganz im Gegentheile, die belauschten Damen winkten uns freundlich zu oder brachen gar in helles Lachen aus, wenn sie unseres Erstaunens über die ungeahnte Freiheit der Sitten gewahr wurden.

Den compliciertesten Bestandtheil der Toilette bildet die Frisur, welche die größte Aufmerksamkeit erheischt und nur jeden dritten oder vierten Tag neuerdings hergestellt wird, weil die Construction eines solchen Wunderwerkes, ganz ebenso wie bei den Frauen Chinas, enorme Mühe und einen Zeitaufwand von etwa zwei Stunden erfordert. Ich hatte begreiflicherweise nicht die Geduld, dem Werden eines kunstvollen Aufbaues vom Beginne bis zum Ende anzuwohnen, sondern begnügte mich mit der Erkenntnis, dass dem kühn aufstrebenden und nach rückwärts in koketten Linien ausladenden Arrangement eine Unzahl von Unterlagen aus Papiermaché inneren Halt gewährt, sowie reichlich angewandte Pomaden und Öle äußere Glätte und Glanz verleihen. Nadeln, Kämme, Blumen, Federn, Bänder und allerlei Flitter werden im Haar angebracht und tragen zur Gesammtwirkung wesentlich bei. Angeblich existieren an 60 verschiedene Arten von Frisuren, welche für den Wissenden sogar besondere Bedeutung haben, indem sie über Stand und Absichten der Trägerin Aufschluss geben, so dass Japans Frau, während in unseren Landen die Schönen nur durch Blumen und Fächer zu reden verstehen, auch eine »Haarsprache« kennt. So soll eine Witwe, die nicht abgeneigt wäre, in einem neuen Bund ihr Glück zu suchen, das Haar in einer ganz bestimmten Form tragen, während eine Witwe, welche Hymen abgeschworen, dies durch eine einfache, offenbar Resignation ausdrückende Haartracht anzudeuten vermag. Dieser Verwendung der Frisur lässt sich praktische Bedeutung nicht absprechen, wie wenigstens diejenigen, welche auf Freiersfüßen wandeln, einräumen werden; denn es bedarf nur eines Blickes nach dem Haupte der Ersehnten, um das höher klopfende Herz darüber zu belehren, ob Erhörung zu hoffen ist oder nicht.

Von geradezu reizendem Effect ist die nationale Tracht der Japanerinnen. Dieselbe besteht aus dem Kimono, einem bis auf die Knöchel herabreichenden, vorne etwas offenen Gewande mit weiten, bauschigen Ärmeln, welcher durch eine breite Schärpe, den Obi, die rückwärts zu einer großen Schleife geschlungen ist, zusammengehalten wird. Der Kimono schmiegt sich der Gestalt weich und zwanglos an, verleiht derselben etwas ungemein Graziöses und lässt sie in vortheilhaftester Weise zur Geltung kommen; allerdings aber glaube ich, dass eben nur die zierlichen, discret modellierten Formen der japanischen Weiblichkeit sich für den Kimono eignen. Dieser ist übrigens auch das Kleidungsstück der Japaner, soweit letztere sich nicht schon europäischer Tracht bedienen, und wird nur kürzer sowie einfacher

als jener der Frauen getragen. Der Obi der Männer stellt sich als wiederholt um die Lenden geschlungener Zeugstreifen dar, durch welchen die Samurais — die Vasallen des Schôguns, der als factischer Herr des Landes die kaiserlichen Regierungsrechte ausübte, sowie der Daimios, der großen Feudalherren — früher zwei Schwerter steckten, während der Gürtel seit dem im Jahre 1876 ergangenen Verbote des Waffentragens nur mehr die friedlichere Bestimmung hat, neben dem Kleidungsstücke selbst auch Fächer und Rauchrequisiten festzuhalten.

Anfänglich macht es auf den Europäer einen befremdenden Eindruck, die Kinder ebenso gekleidet zu sehen, wie die Erwachsenen, doch ist man an diesen Anblick bald gewöhnt und ergötzt sich an den putzigen, kleinen Menschen, die in ihren Gewändern mehr zu sein scheinen, als sie in der That sind. Da unter Japans Himmel die körperliche und geistige Entwickelung der Jugend sich offenbar sehr rasch vollzieht, sahen wir nicht wenige Kinder, die, ihres zarten Alters ungeachtet, überaus altkluge Mienen machten und sich so gesetzt benahmen, dass sie oft genug unsere lebhafteste Heiterkeit erregten.

Nagasaki, dessen Straßen wir mit wachsender, weil immer von neuem angeregter Schaulust durchzogen, ist vom höchsten historischen Interesse für den Europäer und für den Christen insbesondere. Noch immer eine der bedeutendsten Handelsstädte Japans, blühte Nagasaki aus einem ärmlichen Fischerdorf empor, nachdem um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Daimio von Ômura den Portugiesen gestattet hatte, sich daselbst anzusiedeln. Auf Kiuschiu schlug das Christenthum seine tiefsten Wurzeln unter der eingeborenen Bevölkerung; hier hatte der Apostel Japans, ein Jünger Ignazens von Loyola, der heilige Franz Xaver, im Jahre 1549 in Kagoschima den Boden Nippons betreten. Innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit breitete sich das Christenthum, begünstigt durch mannigfache Umstände, in überraschendem Maß aus; doch war vielleicht gerade dieser große Erfolg der nächste Anlass zu einer Reaction, welche sich in immer blutigeren Verfolgungen äußerte, die auf Grund einer vom Schôgun Ijejasu im Jahre 1614 erlassenen Proclamation im ganzen Lande bald allgemein wurden. Durch diese Christenverfolgungen dürften jene im römischen Reich in den Schatten gestellt sein; denn Tausende und Tausende haben in bewundernswürdiger Standhaftigkeit ihre Glaubenstreue mit dem qualvollsten Tode besiegelt, und ruhmvolle Blutzeugen sind der Kirche in jenen fernen Welttheilen erstanden. Während

jedoch die neubegründete Religion im römischen Reich aus den Blutbädern immer gekräftigter hervorgegangen ist, gelang es in Japan, die Lehre des Heiles durch das grausame Vorgehen wider ihre Bekenner auszurotten.

Im Jahre 1636 griffen endlich, durch die zwei Jahrzehnte dauernden Greuel zur Empörung getrieben, 30.000 bis 40.000 Christen des Fürstenthumes Arima und anderer Gebiete der Insel Kiuschiu zu den Waffen, setzten sich in dem alten Schlosse von Arima auf Schimbara sowie auf benachbarten Inseln in Vertheidigungszustand und leisteten unter Nirada Schirô im Jahre 1637 dem zu ihrer Bekämpfung entsandten Itakura Schigemasa durch drei Monate heroischen Widerstand. Endlich aber ward die Feste bezwungen, und ihre tapferen Vertheidiger wurden niedergemacht. Ströme Blutes flossen, Tausende gefangener Katholiken wurden nach der über 60 *m* aus dem Meere steil aufragenden, dem westlichen Hafeneingange Nagasakis vorgelagerten Insel Taka-boko geschleppt und von deren schwindelnder Höhe in den Ocean gestürzt. Die Holländer nannten diese Insel zum Gedächtnisse der schauerlichen Scenen, deren Schauplatz das Eiland gewesen, »Papenberg«, haben sich aber hiedurch, wenn die geschichtliche Überlieferung auf Wahrheit beruht, selbst kein ehrendes Denkmal gesetzt; denn durch den Hass gegen den Katholicismus und durch Handelsneid verblendet, sollen die Holländer den Schôgun in seinem Kampfe gegen die aufständischen Katholiken mit Waffengewalt unterstützt haben.

Dem Blutbade von Schimbara folgten die Vertreibung der Portugiesen, die nahezu gänzliche Unterdrückung des Christenthums, das sich nur stellenweise und namentlich unweit Nagasakis in der großen Gemeinde Urakami bis in unsere Tage erhalten hat, und der Beginn jener Ära vollständigster Abschließung, durch welche Japan sich bis in die Neuzeit herein völlig isoliert hat. Die Chinesen und die Holländer unterhielten nahezu ausschließlich den Verkehr mit dem Westen und auch diesen nur in bescheidenem Umfange. Letztere mussten 1641 ihre Factorei zu Hirado auflassen und sich auf Deschima (Vorinsel) ansiedeln, einer künstlichen Bodenantragung, die mit Mauer und Graben umgeben und mit Nagasaki durch eine steinerne Brücke verbunden war, deren Thor von einer japanischen Wache besetzt gehalten wurde. Derart in strengem Gewahrsam, um nicht zu sagen, in Gefangenschaft gehalten, vermittelten hier jeweils etwa 20 Holländer den Handel zwischen Japan und dem Mutterland, aus dem anfänglich jährlich nur ein Schiff, später aber deren acht zugelassen wurden.

Die Vortheile, welche aus diesem Handel geflossen sind, müssen in der That sehr bedeutende gewesen sein, um auch für all die wahrlich nicht geringen Demüthigungen entsprechend zu entschädigen, denen die Holländer durch mehr als zwei Jahrhunderte unterworfen waren. So musste der Resident von Deschima alljährlich eine mit großen Kosten verbundene, unter strengster Bewachung erfolgende und nach genau geregeltem Ceremonielle sich vollziehende Reise nach Jedo (Yedo, Tôkio) unternehmen, um dem Schôgune Geschenke zu überbringen und Ehrerbietung dadurch zu bezeigen, dass er in einer feierlichen Audienz gegen den durch einen Vorhang verborgenen Schôgun auf allen Vieren zukroch, das Haupt zu Boden senkte und wie ein Krebs wieder zurückschlich. Bei einer darauf folgenden, minder feierlichen Vorstellung war es Aufgabe der holländischen Begleiter des Residenten, den Frauen und den übrigen Mitgliedern des Hofstaates zur Kurzweil zu dienen, indem jene auf Befehl des Schôguns singen, tanzen, Betrunkene vorstellen und derartiger Allotria mehr treiben mussten. Was doch der Homo sapiens um schnöden Mammons willen zu thun fähig ist! Das alte Deschima, der ewig denkwürdige Schauplatz blühenden Handelsgeistes und tiefer Erniedrigung, ist einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen und hat einer neuen Ansiedelung Platz gemacht — als hätte die in unserer Zeit erfolgte gewaltige Umwälzung der Verhältnisse sich auch auf die Vergangenheit erstrecken und durch Umgestaltung jener Stätte den Europäern die unrühmliche Mahnung an das alte Japan ersparen wollen!

Bei der Wanderung durch Nagasaki hielten wir oft genug inne, um unsere Blicke, soweit es das etwas günstiger gewordene Wetter gestattete, an der Scenerie zu weiden, welche der Hafen in seiner Umrahmung bietet und die uns schon bei der Einfahrt entzückt hatte. Die Bucht von Nagasaki wird, wie schon bemerkt, im Westen durch Taka-boko abgeschlossen, während die übrigen Seiten von Hügeln und bis zu 400 *m* sich erhebenden Bergen mit sanft ansteigenden Geländen umsäumt sind, so dass der Hafen ganz den Charakter eines lauschig verborgenen Gebirgssees an sich trägt. Diese Höhen weisen in ihren unteren Theilen Culturen aller Arten und bald da, bald dort kleine Haine, Dörfer, Tempel und Häuschen auf; die höheren Partien sind zum Theil überaus malerisch mit Kiefern, Cryptomerien und Kampherbäumen bekleidet. Alle Töne der Farbenscala leuchten uns von den Gipfeln der Berge bis herab zu den bebauten, blumengeschmückten Gefilden und zu der bläulich schimmernden See entgegen, auf deren

glattem Spiegel mächtige Kriegsschiffe und große Fahrzeuge friedlicher Bestimmung vor Anker liegen, zahlreiche Fischerboote dahinziehen und sich allerlei Barken tummeln.

Obwohl Nagasaki, welches 58.000 Einwohner zählt, kein productives Hinterland wie die Städte Jokohama und Kobe hat, ist es dank seinem Hafen, in den Schiffe jeder Größe einlaufen können, noch immer eine bedeutende Handelsstadt, welche Schildpattarbeiten, Lack- und Thonwaren, ferner Steinkohle, Reis, Thee u. dgl. zur Ausfuhr bringt.

Dass vorzugsweise auf Ankäufe durch Fremde gerechnet wird, beweisen die zahllosen, die Straßen füllenden Läden, welche japanische Erzeugnisse aller Arten, namentlich solche, die wir als Curiositäten zu betrachten gewohnt sind, bergen. Jene Läden, welche durch englische Aufschriften gekennzeichnet, also am fortschrittlichsten geartet sind, scheinen mir die geschmackvollsten und solidesten Artikel zu bieten; doch sind auch die exorbitanten Preise darnach, welche der Ladenbesitzer schmunzelnd ausspricht, um dann durch Ermäßigung im richtigen Augenblicke den kauflüstern gewordenen Fremdling zu weiteren Erwerbungen anzuspornen. Die Landschaft Kiuschiu, die gleichnamige Insel und deren Gebiet umfassend, ist der Sitz einer seit altersher berühmten Porzellan- und keramischen Industrie; daher sahen wir auch allenthalben Arita- oder Hisen-Porzellan, ferner Amakusa-Porzellan aus dem auf der Inselgruppe von Amakusa vorkommenden Porzellanstein und Satsuma-Steingut mit seiner farbenbunten und prächtigen Bemalung auf gelblichem Grunde, das zwar in Europa hochgeschätzt ist, meinem Geschmack aber nicht besonders entspricht.

Eine stattliche Reihe von Kaufläden hatten wir bereits abgelaufen und lenkten unsere Schritte nun einem der zahlreichen Theehäuser zu, welche hier die Stelle der Restaurants vertreten. Die Theehäuser sind überaus zierlich, beinahe filigranartig gebaut und enthalten eine Reihe von Räumen, welche jedoch infolge Verstellbarkeit der Wände nach Bedarf vergrößert oder verkleinert werden können, und offene Veranden. Hier finden sich die Gäste ein, nicht nur um die üblichen Erfrischungen, wie Thee, Sake, das ist Reiswein, der ähnlich wie Sherry schmeckt, u. dgl. m. zu schlürfen, sondern auch um vollständige Diners einzunehmen. Da hierzulande die Gepflogenheit herrscht, derartige Symposien durch die Productionen von Sängerinnen und Tänzerinnen zu beleben, hatten auch wir Auftrag gegeben, solche Künstlerinnen, Geischas, welche nie im Theehause, sondern außerhalb desselben wohnen und hieher berufen werden, kommen zu lassen.

Wir hatten uns in einer offenen Veranda auf weichen Matten kaum niedergelassen, als schon die Wirtin mit einer Schar von Kellnerinnen, — man pflegt sie mit dem Worte »Nesan« zu rufen — Mädchen im Alter von 10 bis 18 Jahren, erschien, um uns das Diner in einer Unzahl von Lackschächtelchen, Näpfchen, Tässchen und Tellerchen zu servieren. Obwohl die Küche begreiflicherweise nicht ganz nach unserem Geschmacke war, fand ich die Gerichte doch viel appetitlicher als jene der chinesischen Kochkunst; Fische und Reis bildeten die Hauptbestandtheile des Menus, zu welchem wir anfänglich Reiswein tranken, bis ich das Vorhandensein von Bier entdeckte, worauf wir uns mit edlem Gerstensafte labten.

Während des Diners traten zuerst die Sängerinnen auf; es waren dies junge Mädchen, durchwegs gleich gekleidet und frisiert sowie stark geschminkt, welche sich unter zahllosen Verbeugungen uns zur Seite niederließen und zu den Klängen mandolinartiger Instrumente, Gekin und Biwa, die mit Klöppeln geschlagen wurden, einen Gesang anstimmten; dieser bewegte sich nur innerhalb weniger Töne und brachte eine ungemein monotone Wirkung hervor. Der Versuch, die Damen durch Genuss von Sake zu einem heiteren Lied oder wenigstens zu einem rascheren Tempo in ihrem Vortrage zu bewegen, schlug gänzlich fehl.

Äußerst zierlich und ansprechend war die Production der Tänzerinnen, welche choreographische Bewegungen in einer Weise zum besten gaben, dass wir die Gewandtheit und Beweglichkeit, hauptsächlich aber das erfolgreiche Streben, jede Figur in formvollendetster Weise zur Ausführung zu bringen, nicht genug bewundern konnten. Obschon die Künstlerinnen aus der Schule von Tanzmeistern hervorgehen, ist es doch unverkennbar die natürliche, im Wesen des japanischen Volkes liegende Grazie, welche die Tänzerinnen auszeichnet; denn die Art, wie sie vor- und rückwärtsschreiten, sich drehen und wenden, sich senken und heben, den Fächer halten und bewegen, ihre Gewandung in Falten schlagen und mit dem langen Ärmel spielen — dies alles athmet die vollkommenste Anmuth. Stunde auf Stunde vermögen die Japaner, ruhig auf den Matten hockend und Thee schlürfend, dieses Schauspiel zu genießen; ich hätte bei aller Anerkennung, die ich den Künstlerinnen zolle, nicht die Geduld, mich ebensolange an derartigen Productionen zu weiden, die zwar sehr interessant sind, aber namentlich für einen Fremden und mit der Sache nicht völlig Vertrauten auf die Dauer eintönig werden. Die Tänze sollen bestimmte Handlungen veranschau-

lichen, die uns natürlich ganz unverständlich blieben. Am Schlusse der Vorstellung wurde noch eine Koryphäe vorgeführt, ein Mädchen im Alter von 13 Jahren, die Prima Ballerina des Viertels und der Stolz ihres Tanzmeisters; diese Künstlerin producierte eine Reihe von schwierigen Tänzen und Evolutionen unter Zuhilfenahme von Masken, Blumen u. dgl. m. in wirklich vortrefflicher Art. Ein in unserer Gesellschaft befindlicher Japaner war ganz entzückt und lächelte glückselig angesichts so vollendeter Kunstleistung; ich aber konnte mich in einer übrigens den Verhältnissen Japans vielleicht nicht genügend Rechnung tragenden, heimatlichen Anwandlung des Widerstrebens nicht entschlagen, das ich gegen jede wie immer geartete Schaustellung von Kindern empfinde.

Von der Veranda des Theehauses genossen wir einen lohnenden Blick auf Nagasakis Umgebung sowie auf die Stadt selbst. Farbenbunten Bändern gleich ziehen sich in dieser die kleinen Hausgärten, zum Theile wahre Miniaturanlagen, hin, welche innerhalb sehr enge gesteckter Grenzen allerlei Zierat, ferner blühende Blumen in großer Zahl und barock verschnittene Bäumchen bergen.

In den engen Straßen der Stadt rollen flüchtige Dschinrickschas auf und nieder. Ich vertraute mich, nachdem wir die verschiedenartigen culinarischen und künstlerischen Genüsse, welche uns das Theehaus geboten, zur Genüge durchgekostet hatten, einem jener Vehikel an und unternahm so noch eine Spazierfahrt durch die Stadt, um dann am vorgerückten Abend an Bord zurückzukehren, wo es galt, noch die Vorbereitungen für die Ausschiffung und die Reise durch das Land zu treffen.

Während ich in der Stadt weilte, hatte mir der Gouverneur eine Anzahl von Photographien, welche theils Partien Nagasakis und seiner Umgebung, theils allerlei Scenen und Typen darstellten, sowie ein Paar allerliebster Zwerghühner an Bord gesandt — eine Aufmerksamkeit, für die ich dem liebenswürdigen Spender Dank weiß.

Nagasaki — Kumamoto, 4. August.

Dem Programm entsprechend, welches von japanischer Seite festgestellt war, überschiffte ich mich auf den Torpedokreuzer »Jajejama«. Der Abschied von der »Elisabeth« fiel, wenn er vorläufig auch nur für kurze Zeit erfolgte, doch schon recht schwer und war ein Vorspiel für die in Jokohama bevorstehende Trennung; es wurde mir

weh ums Herz, als ich von unserem Schiffe scheiden musste; Geschütz- und Wantensalut wurden geleistet und das Hurrah unserer braven Matrosen geleitete mich, noch lange in meinem Innern nachklingend.

An Bord des »Jajejama« fand großer Empfang statt, da mich hier der Gouverneur, der japanische Admiral mit sämmtlichen Schiffscommandanten, die japanische Suite und eine große Anzahl von Würdenträgern empfiengen, während die in grellrothe Uniform gekleidete Marine-Musikkapelle die Volkshymne intonierte. Das Hissen der Standarte auf dem Großmaste wurde von allen Schiffen, welche die volle Flaggengala angelegt hatten, mit 21 Schüssen begrüßt, so dass bald dichter Rauch den Hafen Nagasakis bedeckte, und wir hatten kaum die Anker gelichtet, so wiederholte sich Geschütz- und Raaensalut; doch klang das Hurrah der kleineren japanischen Matrosen nicht so dröhnend wie jenes, welches den kräftigen Lungen unserer Seeleute entbrauste. Hinaus gieng es bei klarem Himmel durch die S-förmig gewundene Einfahrt, an dem Eilande Papenberg vorbei, nach Misumi.

Ein Torpedoboot geleitete uns; demselben schloss sich, unmittelbar nachdem wir die Bucht verlassen hatten, ein plötzlich erschienener und unter dem Donner seiner Geschütze nahender, prächtiger Kreuzer an, welcher, das Modell der »Elisabeth« in kleinerem Maßstabe darstellend, in unserem Kielwasser folgte. Außerhalb der Bucht fanden wir hohe, gekreuzte See, welche den »Jajejama« bald so umherwarf, dass er bis zu 32° beiderseits zu rollen begann. Dieser in Japan selbst gebaute Kreuzer ist sehr lang und verhältnismäßig schmal, wodurch die starken Rollbewegungen bedingt sind; hohe, schwere See könnte dem Schiffe bei dieser seiner Bauart recht unangenehm werden. Eine Folge des starken Rollens war, dass allmählich die japanische Suite, welche, ebenso wie alle Hofbediensteten, von der Seekrankheit ergriffen war, verschwand, und dass Tische, Stühle und Sophas auf dem Achterdeck in tanzende Bewegungen geriethen, um schließlich umzukippen und hin- und hergeschleudert zu werden.

Von dem Bedürfnisse nach Schlaf übermannt, begab ich mich in meine Kajüte, vor welcher zu meiner nicht geringen, mich heiter stimmenden Überraschung der mir vom Kaiser von Japan zugetheilte Leibjäger in voller Parade Wache hielt, die eine Hand am Griffe seines Schwertes, als sollte dasselbe stracks zum tödlichen Streiche gezückt werden. Dieser Leibjäger entpuppte sich im Laufe der Zeit als ein ganz vortrefflicher Bursche, der während der Reise, obwohl wir kein Wort miteinander zu reden vermochten, meine volle Sympathie zu erwerben

verstanden hat. Klein, ziemlich wohlbeleibt und durch säbelförmige Beine ausgezeichnet, stak er in einer lichtgrünen, durch canariengelbe Aufschläge gezierten Uniform, während ein hoher Sturmhut das theatralische Aussehen vervollständigte. Ein breites Bandelier aus schwarzem Lackleder, welches mein Leibjäger kühn umgeschwungen hatte, zeigte als Verzierung vorn und rückwärts in nicht geringer Dimension Pfeil und Bogen, die wohl als Symbole des Dienstes gedacht waren, uns aber umsomehr den Eindruck der Attribute Amors machten, als man ja gewöhnt ist, in Japan das Land freierer Liebe zu sehen.

Unsere Fahrt gieng in südlicher Richtung, dann ostwärts sich wendend um den südlichsten Vorsprung Nomosaki der Halbinsel Hisen herum, zwischen der backbord bleibenden Halbinsel Schimbara und den steuerbord liegenden Inseln Amakusa und Kami hindurch auf Misumi, einen kleinen Hafenort, zu. Drei Stunden lang hatten wir in unsanftester Weise gerollt, bis wir zwischen die grünenden Eilande kamen, wo wir ruhigeres Fahrwasser fanden. Vor Misumi ertönte abermals Geschützsalut, denn der Kreuzer »Takatschiho«, welcher uns gefolgt war, kehrte nach Nagasaki zurück, während aus einer Seitenbucht das Kanonenboot »Tschokai« hervorkam.

Mittels einer Barkasse, auf der sich zur Begrüßung eine größere Zahl von Personen — darunter der Adjutant des Prinzen Joschihisa aus dem der kaiserlichen Familie verwandten fürstlichen Hause Kita Schirakawa — eingefunden hatte, setzten wir ans Land, wo eine unabsehbare Menschenmenge, von der Polizei energisch in Schach gehalten, unserer Ankunft harrte. Ganz Misumi war beflaggt, von jedem Hause wehte Japans, des Landes des Sonnenaufganges, Wahrzeichen, die weiße Flagge mit dem rothen Kreise, die Sonne im weißen Felde darstellend.

Ganz neu waren mir die uns zu Ehren abgebrannten »Tagfeuerwerke«, bestehend aus Steigraketen, die, aus einem Mörser emporgeschleudert, hoch in der Luft mit starker Detonation explodierten und nun eine große Zahl bunter Ballons, Wimpel, Fallschirme und langer Bänder ausstreuten. Alle diese Gegenstände, welche theils unsere schwarzgelben, theils die japanischen Farben zeigten, sanken langsam zur Erde oder wurden vom Winde hin und hergetragen oder flatterten in den Lüften, was einen ganz reizenden Eindruck hervorbrachte.

Die etwa 42 *km* lange Wegstrecke bis Kumamoto sollte in Hof-Dschinrickschas zurückgelegt werden, deren Läufer durchwegs gleich adjustiert waren und blaue, weite Blousen, weiße, bis oberhalb der Knie reichende Beinkleider trugen, so dass die Knie und die Waden unbedeckt

blieben, während die Füße durch kurze Strümpfe geschützt wurden; die Kopfbedeckung bildeten weiße Strohhüte. Meinem Gefährte waren drei Läufer vorgespannt, wovon einer in der Gabel gieng, die beiden anderen aber vorauslaufend an dünnen Stricken zogen. Die Leistungsfähigkeit der Rickschaläufer grenzt an das Fabelhafte; denn obgleich die Hitze geradezu drückend war und der Weg bald bergauf, bald bergab führte, streckenweise auch frisch beschottert war, legten unsere Läufer, nur zweimal je eine kurze Frist rastend, den Weg bis Kumamoto im Laufschritt in der Zeit von $5^1/_2$ Stunden zurück. Ja einer der begleitenden Herren, welcher vor kurzem im Innern des Landes gereist war, erzählte mir, dass er an einem Tage mit einem und demselben Dschinrickschaläufer eine Strecke von ungefähr 120 *km* in 18 Stunden zurückgelegt habe!

Unmittelbar hinter Misumi steigt der Weg mächtig an, am Ufer des Meeres längs einer steilen Berglehne hinführend; später erweitert sich die Landschaft und der Weg durchzieht, nachdem wir ein Flüsschen überschritten haben, ein Gefilde, welches mit den lieblichsten Reizen ausgestattet ist. Das ganze Gebiet ist auf das emsigste cultiviert, kein noch so kleines Fleckchen liegt brach oder unbenützt; die Ebene ist, gut bewässerbar eingerichtet, zumeist dem Reisbaue gewidmet, aber auch auf den Hügelabhängen und den Berglehnen sieht man die charakteristischen Linien der stufenförmig übereinander liegenden, der Reiscultur dienenden Terrassen. Das Auge blickt weit und breit nur auf wohlthuendes Grün mannigfachster Schattierungen, vom Dunkel der ernsten Cypressenhaine bis zur lichten Färbung der heiteren Bambusstaude.

Schon die Eindrücke, die ich während der Fahrt nach Kumamoto gewonnen habe, sprechen für die Dichtigkeit der Besiedelung Japans; denn wir durchzogen und erblickten allenthalben Weiler, Dörfer und Städtchen. Die Häuser auf dem Land und in den Städten zeigen wenig Unterschiede; es sind ein bis zwei Stockwerke hohe, äußerst leichte und einfache, um nicht zu sagen, armselige, hauptsächlich aus Holz errichtete Bauwerke, deren Inneres sich durch große Reinlichkeit und Ordnung auszeichnet. Die Bedachung ist bald aus eigenthümlich geschweiften Ziegeln, sogenannten »Taschen«, oder aus Holz, ja häufig genug aus Stroh, immer jedoch mit großer Sorgfalt hergestellt.

Bei unserer Annäherung eilten die Leute allenthalben vor die Häuser und drängten sich in den Straßen, wobei sich namentlich das weibliche Element durch Neugierde auszeichnete, was übrigens dem

Vernehmen nach auch in unserer Heimat der Fall sein soll. Unter den Japanerinnen, welche uns freundlich zulächelten und heiter begrüßten, konnten wir so manche beobachten, die sich durch ein äußerst fein geschnittenes, allerliebstes Gesichtchen auszeichnete. Auch aus den Feldern liefen Männlein und Weiblein an die Straße, welche wir entlang zogen, und deuteten lebhaft gesticulierend nach mir oder, was wahrscheinlicher ist, nach dem indigenen Leibjäger, der unter seinem großen Federbusche die Huldigungen des Volkes mit stoischer Gelassenheit entgegennahm.

An der Spitze des Zuges fuhren zwei hohe Polizeibeamte, welchen ich in meinem Dschinrickscha folgte, dessen eine Seite von dem Leibjäger, die andere aber von einem Hofbediensteten — derselbe dürfte sonst die Function eines Thürstehers bekleiden — flankiert wurde; letzterer hatte seine Physiognomie in ernste Falten gelegt und hielt mit beiden Händen ein mächtiges Schwert, das er, jeden Augenblick zum Hiebe bereit, vor sich hertrug. Während der fünfstündigen Fahrt hat der Mann, soviel ich beobachten konnte, keine Miene verzogen. Mir schloss sich zunächst die japanische Suite an, nach welcher die Herren des heimatlichen Gefolges eingereiht waren; den Schluss bildete ein Heer von Beamten, Hausofficieren und Dienern.

Unsere Fahrt trug unverkennbaren polizeilichen Charakter an sich, da die Regierung großartige Sicherheitsmaßnahmen ergriffen hatte, als gälte es, uns vor den schlimmsten Angriffen zu sichern; die Straße war polizeilich besetzt, jede Brücke stand unter Bewachung, und wo immer sich eine Gruppe von Menschen gebildet hatte, zeigte sich ein Polizeimann — von den zahllosen Detectives nicht zu reden, welche sich in den Orten, durch die wir kamen, unter der Menschenmenge befanden. Glücklicherweise gewohnt, mich in der Heimat vollkommen frei, ohne jede Vorsorge für die persönliche Sicherheit bewegen zu können, fand ich den polizeilichen Apparat zwar sehr befremdlich und nichts weniger als angenehm, immerhin aber erklärlich durch das ruchlose Attentat, dessen Gegenstand vor nicht langer Zeit der Cesarewitsch und zwar — eine besondere Schicksalstücke — seitens eines Wachmannes gewesen ist. Zum Theile dürfte übrigens die Polizeimacht in so formidabler Masse auch aufgeboten worden sein, um uns vorgeführt zu werden, so dass ich mir schon jetzt ein Urtheil über die ganz nach europäischem Muster vortrefflich organisierte japanische Polizei bilden konnte, welche vielleicht nur noch weniger auffällig und ruhiger ihres Amtes zu walten hat, um dem europäischen Vorbilde ganz ebenbürtig zu

sein. Angesichts des Eifers der Polizei beschlich mich die Ahnung, dass ich während meines Aufenthaltes in Japan, einem Gefangenen gleich, fortwährend von hundert Augen bewacht sein und nirgends unbekannt bleiben würde!

Nach geraumer Zeit wurden die Läufer durch Verabreichung frischen Wassers erquickt, welches in reihenweise am Saume der Straße aufgestellten Kübeln bereitgehalten war. Rasch thaten die Läufer einige lange Züge, und dann gieng es ohne Aufenthalt weiter, bis wir in einem reizenden Dorf an einem malerisch gelegenen Platze während einer Viertelstunde Rast machten; vor einem kleinen Schintô-Tempel, im Schatten herrlicher Bäume, reichten Diener, durch die Fürsorge des Mikados hieher entsandt, Erfrischungen, während die Rickschaläufer sich kurzer Ruhe hingaben. Leider war der Platz mit einer Art von Prellnetz und Dunkelzeug abgesperrt, so dass das Volk nicht in unsere Nähe kommen konnte und nur einige Honoratioren, welche im europäischen Kleid erschienen waren, Einlass fanden. Offenbar hatte die Abschließung des Raumes den Zweck, Attentate zu verhindern, was mich nicht wenig unterhielt.

Bald setzten wir unsere Rickschafahrt durch das liebliche Gelände und durch zahlreiche Ortschaften fort, an deren Eingange wir von Würdenträgern und nicht selten auch von den Mitgliedern der Feuerwehren begrüßt wurden, welch letztere an den blauen, mit weißen Abzeichen versehenen Blousen kenntlich sind. Die in den Feldern arbeitenden Mädchen kleiden sich in einer Art, die mich lebhaft an die leider immer mehr außer Gebrauch kommende Tracht in der Gegend von Hermagor in Kärnten erinnerte; die emsigen Arbeiterinnen trugen einen nur bis oberhalb der Knie reichenden Rock und kurze Wadenstrümpfe aus blauer Wolle, die Knie und die Füße waren unbedeckt, und ein weißes Kopftuch sollte gegen die sengenden Sonnenstrahlen schützen.

Zwischen den Reisfeldern ziehen sich zahlreiche Teiche und Tümpel hin, welche zu Bewässerungszwecken dienen, aber keineswegs so verunreinigt und verwahrlost sind, wie ähnliche Wasserbehälter in Indien, sondern gut instandgehalten und meist von den schönsten blühenden Lotospflanzen bewachsen waren. Schon hier ließ sich ein Schluss auf die Bedeutung der Reiscultur Japans, des hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Productionszweiges, ziehen. Das Überwiegen dieser Cultur ist ebenso charakteristisch für die Landwirtschaft Japans, wie die starke Zerstückelung des Bodens, infolge welcher überall Zwergwirtschaften und gartenmäßiger Feldbau vorherrschen. Da bei

der Reiscultur die Verwendung von Zugvieh von vorneherein ausgeschlossen ist und die Bearbeitung der anderen Culturen dienenden Felder geringeren Umfanges durch Menschenkraft allein möglich ist, erklärt sich der vorwiegend viehlose Landwirtschaftsbetrieb Japans. Thatsächlich werden hier die Pferde und Rinder zumeist als Lastthiere, erstere auch zum Reiten, seltener hingegen zur Bespannung von Pflug oder Wagen, die Kühe fast gar nicht als Melkthiere benützt.

Weitere zweistündige Fahrt bedingte abermals eine kurze Rast, und zwar in einer Hütte, welche mit goldverzierten Schiebewänden ausgestattet war und einen Prunksessel unter Lotosblumen barg, auf dem ich Platz nahm und, wie Buddha sitzend, eine Eislimonade schlürfte, während die japanischen Höflinge sich unter rastlosen Verbeugungen im Halbkreis um mich gruppierten.

Gegen 6 Uhr abends näherten wir uns, zwar etwas »gerädert«, aber entzückt von der Landschaft des durchquerten Gebietes, der Stadt Kumamoto, an deren Eingange wir schon aus beträchtlicher Ferne eine gewaltige Ansammlung von Menschen und eine Husarenescadron wahrnehmen konnten, welche bei unserem Einzug unter den Klängen des japanischen Generalmarsches die Ehrenbezeigung leistete. Die Zahl der hier zu unserem Schutz aufgebotenen Polizisten hatte bedeutend zugenommen. Ich fuhr bis zu dem unscheinbaren, kleinen Palais, welches Prinz Joschihisa bewohnt, der hier die 6. Truppendivision commandiert, und betrat dasselbe, an dessen Thoren von dem Hausherrn begrüßt, unter Führung Sannomijas. Der Prinz ist von untersetzter Gestalt und dunkler Gesichtsfarbe; die scharf gebogene Adlernase, die tiefschwarzen und blitzenden Augen, die buschigen Augenbrauen und der dichte Schnurrbart verleihen der Physiognomie einen energischen Ausdruck. Joschihisa spricht ziemlich gut deutsch und französisch, welche Sprachen er sich während des die Jahre von 1870 bis 1877 ausfüllenden Aufenthaltes in Europa angeeignet hat. Im Jahre 1868 musste Prinz Joschihisa während der Kämpfe um die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Mikados wider Willen eine politische Rolle spielen; denn als Prinz des kaiserlichen Hauses, einem alten Gesetz entsprechend, mit der Würde des Oberpriesters eines Tempels und zwar des Tôjeisans zu Ujeno im Norden von Jedo bekleidet, fiel er in die Gewalt der Aufständischen und wurde zum Gegenmikado ausgerufen, in welcher Eigenschaft er macht- und willenlos den Rebellen preisgegeben war, um dann nach Niederschlagung des Aufstandes begnadigt und nach Europa gesandt zu werden.

Nach Vorstellung der beiderseitigen Suiten wurde Limonade credenzt und fand der Austausch der üblichen Begrüßungen statt, worauf ich mit dem Prinzen einen hohen Phaethon bestieg, der von Joschihisa selbst bis zu unserem Absteigequartier gelenkt wurde, während drei Mann nebenher liefen und die Pferde führten; eine halbe Escadron trabte unserem Wagen voran, dem sich die ganze Karawane von Dschinrickschas anschloss; eine halbe Escadron bildete den Schluss des Zuges.

In den Straßen stand die gesammte Garnison Kumamotos Spalier; am Empfangsflügel waren die dienstfreien Officiere aufgestellt, an die sich die Truppen des Spalieres, und zwar zunächst das 13. und 23. Infanterieregiment reihten. Die japanische Armee ist ganz nach französischem Muster adjustiert; die Infanterie, welche in Parade ausgerückt war, trägt blaue Röcke mit rothen Aufschlägen und Achselklappen, auf welchen die Regimentsnummer ersichtlich gemacht ist, und rothe Pantalons; die Kopfbedeckung bilden Czakos aus Glanzleder von wenig gefälliger Form; die Truppe ist mit in Japan erzeugten Hinterladern, System Murata, 11 *mm* Caliber bewaffnet, das jedoch sehr bald durch ein Repetiersystem mit dem Caliber von 8 *mm* ersetzt werden soll; Säbelbajonnette und Tornister, welch letztere an jene unseres alten Modells erinnern, vervollständigen die Ausrüstung. Als Commode-Uniform, die insbesondere bei den gewöhnlichen Exercierübungen im Sommer getragen wird, sind weiße Leinenanzüge und Tellermützen preußischer Form im Gebrauche. Die Officiere salutierten durch Senken und Seitwärtshalten des Säbels, während die Mannschaft präsentierte — ein Gewehrgriff, dessen Anblick uns bei unserer Armee aus unbegreiflichen Gründen leider nicht mehr gegönnt ist. Die Cavallerie, deren Aussehen und Pferde mir nicht missfielen, ist zu bunt, beinahe schreiend adjustiert, da sie dunkelblaue Attilas mit gelber Verschnürung und rothe Hosen mit breiten, grünen Lampassen trägt; die Bewaffnung besteht aus Carabinern des Systems Murata und aus Säbeln. Die Artillerie, an deren Uniformierung die blaue und gelbe Farbe vorherrscht, führt in Japan gegossene Hinterladegeschütze aus Bronze mit $7^1/_2$ *cm* Caliber; die Bespannung ist, soviel ich wahrnehmen konnte, recht gut und gleichmäßig und besteht zumeist aus Hengsten. Auch eine Trainabtheilung, welche zu Pferd ausgerückt war, hatte im Spalier Aufstellung genommen; die blauen Aufschläge auf den Röcken der Mannschaft erinnern an die bei uns eingeführten und contrastieren lebhaft mit den lichtgrünen Pferdedecken. Eine Abtheilung Genietruppe,

kenntlich an den Feldgeräthschaften, welche an den Tornistern befestigt sind, und an den amaranthrothen Aufschlägen, schloss das Spalier ab. Im großen und ganzen machten die Truppen aller Waffengattungen auf mich einen recht guten Eindruck.

In unserem Absteigequartier stattete mir Prinz Joschihisa noch einen kurzen Besuch ab und lud mich zu einem Diner, das um 8 Uhr abends in den Festräumen des Kumamoto-Clubs stattfinden sollte.

Die Regierung hatte für unseren Aufenthalt ein reizendes Theehaus eingerichtet, bei dessen Betreten ich mich der landesüblichen Sitte, welcher zufolge die Schuhe abzulegen sind, fügen musste — ein Gebrauch, der mitunter recht lästig fällt, aber begreiflich ist im Hinblick auf die Reinlichkeit, die im Innern jedes japanischen Hauses herrscht, und die feinen Matten, welche den Fußboden aller Räume bedecken. Das Wohnhaus war ganz in original-japanischem Stil erbaut und eingerichtet, so dass wir die schon in Nagasaki von der Straße und im Theehause gemachten Studien hier aus nächster Nähe wiederholen und vertiefen konnten. Unseren Gebräuchen zu Ehren und als Zeichen besonderen Luxus waren in den durch die verstellbaren Schiebewände gebildeten Zimmern verschiedene Möbelstücke europäischen Charakters, sogar Betten, untergebracht, doch beschlossen wir, wie hier üblich, auf Matten zu ruhen. Um eine angenehm wirkende Abkühlung der Temperatur in den Wohnräumen zu erzielen, hatte die Regierung aus den Nordprovinzen Japans Eisblöcke bringen lassen, welche in schön geformten und die Zimmerecken schmückenden Vasen und Kübeln aus Bronze lagen. Eine Veranda führte um den ganzen Bau und bot einen hübschen Ausblick auf einen kleinen Garten sowie weiterhin auf einen Wallgraben, der mit blühenden Bäumen bewachsen war. Die Japaner verstehen es ganz vortrefflich, ihren Behausungen durch Veranden und offene Gänge, welch letztere mitunter ein förmliches Labyrinth bilden, einen ganz eigenthümlichen, uns unbekannten Reiz zu verleihen, und so machte unser Häuschen einen wahrhaft idyllischen Eindruck, der jedoch abends wesentlich durch eine der modernsten culturellen Einrichtungen, nämlich durch elektrische Beleuchtung, beeinträchtigt wurde, die so gar nicht mit der Umrahmung und am wenigsten mit den auf der Veranda angeordneten zahlreichen altjapanischen Lampions harmonierte.

In der Besorgnis, dass die Küche, deren Erzeugnisse wir bei dem bevorstehenden Festmahle verkosten sollten, uns wenig zusagen dürfte, nahm ich vorsichtsweise ein grundlegendes completes Diner ein,

erquickte mich an einem erfrischenden Bade von Eiswasser und fuhr sodann durch die mittels Lampions hell erleuchteten Straßen nach dem Kumamoto-Club, wo mich Prinz Joschihisa an der Spitze der Generalität sowie der Truppencommandanten empfieng und in den Garten geleitete, der im blendenden Licht unzähliger Lampions feenhaft erglänzte. Die Japaner sind wahrhafte Meister im Illuminationswesen, da sie mit den einfachsten Mitteln wunderbare Effecte zu erzielen wissen; hier wurden nur kleine, rothe Lampions verwendet, welche den Contouren der Bäume, Sträucher und Felspartien folgten, so dass feurige Linien in scheinbar ganz natürlich verlaufenden Biegungen und Wendungen gebildet waren, die gleichwohl auf einer künstlerischen Vertheilung und Gruppierung der Beleuchtungskörper beruhten. Diese spiegelten sich hundertfach in den kleinen Teichen und den Bächlein, welche den dunklen, mit einem feurigen Gewebe durchzogenen Garten ungemein belebten.

Das Festmahl fand in einer geräumigen, im ersten Stockwerke des Clubhauses gelegenen, offenen Halle statt, die mit weißen Matten belegt war; dem Eingange gegenüber prangten an der Wand herrlich gearbeitete Kakemonos, Hängebilder, unterhalb welcher sich die für den Prinzen und mich bestimmten Ehrensitze befanden, während die Plätze für die anderen Gäste in langer Reihe zu beiden Seiten angeordnet waren. Auf kleinen Lederpolstern, fast auf den Fersen hockend, nahmen wir Platz, worauf alsbald der Obersthofmarschall und der Adjutant des Prinzen sich vor diesem und mir niederwarfen, mit der Stirne den Boden berührten und die Frage stellten, ob das Mahl seinen Anfang nehmen dürfe. Diese Art, ein Diner anzusagen, war mir neu und machte unwillkürlich lächeln, weil die absonderliche Ceremonie durch die Beleibtheit des Obersthofmarschalls und die ihm ersichtlich verursachte, mit Gestöhne verbundene Anstrengung der drastischen Komik nicht entbehrte. Die Würdenträger erhoben sich, der Obersthofmarschall klatschte in die Hände, und alsbald erschienen in der Thüröffnung paarweise liebliche Mädchen, die in kostbare Kimonos mit prächtig gestickten Obis gekleidet waren und Tabako-bons mit dem Hi-rei, einem Gefäße für glühende Kohlen, sowie mit dem Hai-fuki, dem Aschenbecher aus Bambusholz, vor sich hertrugen. Bis in die Mitte des Saales trippelnd, hockten die Mädchen nieder, berührten mit der Stirne den Boden und rutschten dann auf den Knien zu den einzelnen Gästen, um diesen das Tabako-bon anzubieten. Unsere Dienerinnen waren die jugendlichen Töchter der reichsten und angesehensten Familien Kuma-

motos und hatten ihre heutige Rolle übernommen, um uns ganz besondere Ehren zu bezeigen. Leider konnte ich mit den aufmerksamen und dienstbeflissenen Musumes nicht sprechen, so dass unser Verkehr auf die Zeichensprache beschränkt blieb. Jedenfalls erregte ich die lebhafte Heiterkeit der jungen Damen, da ich infolge der herrschenden drückenden Schwüle und der zahlreichen, stark gewürzten Fischgerichte, welche uns vorgesetzt wurden, genöthigt war, dem eingekühlten Champagner, ein Glas nach dem andern begehrend und leerend, fleißig zuzusprechen. Hiebei wusste ich es dem liebenswürdigen Wirte sehr zu Danke, dass er mit europäischem Durste gerechnet und uns mit jenem labenden Nasse reichlich bedacht hatte.

Nach dem Tabako-bon wurden uns von den Mädchen unter den gleichen Ceremonien wie früher geschlossene Holzkästchen überreicht, welche in ihrem Innern je eine große Gelatinetafel bargen, die von künstlichen, aus Zucker und Traganth gefertigten Blumen umrahmt war und Flaggen, in den österreichischen und japanischen Farben dargestellt, zeigte. Dies war eines der bei japanischen Diners üblichen Schaugerichte, welche nach beendetem Mahle vom Festgeber den Gästen in der Regel nach Hause gesendet werden.

Jetzt erst begann das eigentliche Diner, welches mit einer Schale Thee eingeleitet wurde. Die emsigen Musumes setzten uns Lacktischchen vor, welche eine Unzahl von Gerichten trugen, hauptsächlich Meeresthiere, nämlich Fische, Krebse und Krabben, ferner Gemüse, Reis, Schwämme, Früchte u. dgl. m., in mannigfacher Zubereitung und auf kleinen Lack- und Porzellantellerchen appetitlich vertheilt; selbstverständlich fehlten auf keinem Tischchen die Esstäbe aus Elfenbein und bunte Papierservietten. Obgleich die japanische Küche viel Ähnlichkeit mit der chinesischen aufweist, fand ich hier, wie schon früher in Nagasaki, die Gerichte schmackhafter und jedenfalls so zubereitet, dass man die Provenienz und die Bestandtheile der einzelnen Speisen zu erkennen vermochte, wogegen die chinesischen Kochkünstler hierüber ganz im Unklaren ließen. Während ein Theil der Musumes mit dem Herbeitragen der Tischchen beschäftigt war, schenkten andere der niedlichen Dienerinnen den Gästen aus kleinen Porzellanflaschen in Schälchen Sake ein, der uns, in kleinen Mengen genossen, ganz gut mundete.

Die Pièce de résistance des Diners bildeten Gerichte, und zwar Fische, Braten, Obst und Gemüse, welche in kunstvollster, phantasiereichster Art auf drei Tischchen arrangiert waren, die von je zwei

Mädchen vor den Prinzen und vor mich hingestellt wurden. Da gab es, aus Kartoffel- und Bohnenpurée angefertigt, Felsen und Grotten, zwischen denen Fische ihre Köpfe hervorstreckten, ferner Kraniche und Störche aus rothen und weißen Rüben und Zwiebeln gebildet und mit Lichtern aus Rosinen versehen; unter diesem Gethiere dräute ein aus Pflaumen geformter Drache, neben welchem eine Schildkröte einer Melone entkroch; lebende Zwergbäumchen, die in diesen Kunstwerken zu wurzeln schienen, bogen sich unter der Last der daran befestigten Früchte. Die üppigsten Blüten hatte die Phantasie der Köche bei der Zubereitung des Backwerkes gezeitigt, da dieses in der Gestalt der fabelhaftesten Thiere und der merkwürdigsten Wunderblumen erschien. Nachdem wir diese Orgie culinarischer Formen — an sich eine Spielerei, aber interessant, weil äußerst schwierige und mühsame Arbeit verrathend und für die Freude der Japaner an figuraler Gestaltung charakteristisch — genügend bewundert hatten, ließen sich einige der Mädchen bei den Tischchen auf die Knie nieder und begannen die Herrlichkeiten zu zerlegen sowie auf Tellerchen zu vertheilen, welche uns die anderen Mädchen zutrugen, so dass jeder von uns seinen Antheil am Drachen, am Kranich, an der Schildkröte u. s. w. erhielt. Soweit das Tischchen jedes Gastes zur Aufnahme all der Teller und der Schüsseln keinen Raum mehr bot, wurden die Gerichte neben den Gast auf die Matte gestellt.

Dank der Vorübung, welche wir in Kanton und in Nagasaki durchgemacht, waren wir mit der Handhabung der Esstäbchen schon ziemlich vertraut, obwohl sich noch manche heitere Intermezzi ereigneten, welche die Lachlust anregten und Stoff zur Conversation gaben. Diese gestaltete sich dem Umstande zufolge, dass wir uns mit dem Gastgeber und einem Theile seiner Landsleute sogar in deutscher Sprache verständigen konnten, äußerst lebhaft.

Gegen Schluss des Mahles ertönte in einem anstoßenden Saale Gesang und Musik, unter deren Klängen jugendliche Mädchen, dem Kindesalter kaum entwachsen, einen Tanz der vier Jahreszeiten und der Blumen aufführten und hiebei in elegantem Faltenwurf ihrer Kimonos und in graziösem Fächerspiel Erstaunliches leisteten, so dass wir der Geschicklichkeit des Lehrers der kleinen Künstlerinnen alles Lob spendeten.

Erst spät abends kehrten wir in unsere freundliche Behausung zurück, auf deren Veranda wir, als Japaner in Kimonos gehüllt, die erfrischende Kühle genossen und uns an den Effecten einer Garten-

beleuchtung sowie eines Feuerwerkes erfreuten, das durch ein Meer von Licht und Flammen feenhaft wirkte. Man sollte glauben, dass die Pyrotechnik sich erschöpft habe und nur mehr schon Dagewesenes wiederholen könne; in Japan aber hat man Gelegenheit, sich angesichts der Überraschungen, welche die Feuerwerker hervorzaubern, vom Gegentheile zu überzeugen.

Kumamoto, 5. August.

Bald nach Tagesanbruch war ich in die Hände eines Barbiers gefallen, der seine Aufgabe zwar in überaus zierlicher Weise mittels einer Unzahl kleiner Messerchen löste, aber meine Geduld auf eine harte Probe stellte.

Im Phaethon, von Sannomija geleitet, gieng es bei drückender Hitze, die sich ungeachtet der Morgenstunde geltend machte, nach dem Castelle von Kumamoto, woselbst mich Prinz Joschihisa empfieng.

Die Stadt Kumamoto, der Hauptort des gleichnamigen, die Provinzen Higo und Tschikugo begreifenden Departements und nach der Zählung von 1891 über 54.000 Einwohner umfassend, liegt am Schiragawa, etwa 6 *km* oberhalb der Mündung dieses Flusses, und war im Jahre 1877 durch Feuer zerstört, sowie später durch ein Erdbeben sehr schwer geschädigt worden. Zum Theile neu aufgebaut, macht die Stadt in ihrer Anlage einen regelmäßigen Eindruck und zeichnet sich durch breite, mit Bäumen bepflanzte, reinlich gehaltene Straßen aus; die Häuser sind klein, mit den charakteristischen Dächern versehen, gestatten allenthalben unbehinderten Einblick in das Innere des Hausfriedens sowie auch in das Familienleben und enthalten, von Theehäusern und den Palais reicherer Besitzer abgesehen, den Straßen zugewandte Kaufläden, welche mit Unmassen origineller Waren vollgepfropft sind.

Das Castell, von Katô Kijomasa, einem der Obergenerale im Kriege Japans gegen Korea (1592) erbaut, ist gleich dem Parke zerstört, so dass heute die weite Fläche von einer ganzen Reihe militärischer Baulichkeiten, Kasernen, Baracken, Ställen, Magazinen, Munitionsdepots u. dgl. m. eingenommen wird. Auffallend sind die ungemein hohen, aus gewaltigen Steinblöcken aufgeführten Mauern und die trotz der erfolgten Verschüttung kenntlichen, tiefen Wallgräben; selbst im Innern war die Festung noch von Mauern durchzogen, welche durch Thore unterbrochen wurden. Heute befinden sich die Mauern nicht mehr in vertheidigungsfähigem Zustand, und der ehemals so starke

Platz vermöchte eine durch moderne Geschütze unterstützte Belagerung umsoweniger auszuhalten, als die umliegenden, die Burg überhöhenden Hügel weder Forts noch Batterien tragen. Gegenwärtig hätte daher das Castell als Festung keine Rolle mehr zu spielen, obschon es im Jahre 1877 seinem Zwecke noch vollkommen entsprochen hat; denn in dem Satsuma-Aufstande hielt sich die von General Tani befehligte, durch einen Theil der Garnison von Kokura verstärkte Besatzung, die aus einem Infanterieregiment, aus vier Batterien Feldartillerie, aus einer Compagnie Genie und aus zwei Compagnien von Fukuoka, insgesammt etwa aus 3000 Mann, bestand, durch 52 Tage gegen die Rebellen, welche in der Stärke von ungefähr 16.000 Mann das Castell belagerten. Damals wurde der im Umkreis der Festung liegende Stadttheil von der Besatzung, die darauf bedacht war, für ihre Geschütze hinlänglichen Ausschuss zu haben, gänzlich niedergebrannt.

Der Weg, welcher zu der auf dem höchsten Punkte des Hügels gelegenen Commandantur führt, zieht sich durch alle ehemaligen Werke hindurch und zeichnet sich durch besondere Steilheit aus, so dass schließlich die dem Phaethon vorgespannten Pferde vollständig stützig wurden. Diese zogen nicht mehr an, was eine Rückwärtsbewegung des ganzen Gefährtes zur Folge hatte und Sannomija in größte Verlegenheit versetzte. Er hieb auf die Pferde ein, ertheilte ihnen kräftige Risse an den scharfen Stangen und machte seinem Unmuth in Kraftworten Luft, welche er abwechselnd dem deutschen und dem japanischen Sprachschatz entnahm. Hiedurch wurde die Sache nicht besser, so dass wir die Fahrt erst wieder fortsetzen konnten, nachdem einige Läufer als Retter in der Noth herbeigeeilt waren und, in die Räder greifend, den Wagen emporschoben.

Prinz Joschihisa empfieng mich in den nicht eben großen, aber wohnlich ausgestatteten Appartements auf das zuvorkommendste und zeigte mir daselbst ein die frühere Festung darstellendes Bild, welches er mir ebenso wie drei reizende Porzellanfiguren von hohem künstlerischen Werte zum Geschenk anbot. Von einer vor dem Hause gelegenen Bastion, in der einige alte Geschütze der Ausrangierung entgegensehen, genossen wir einen nach allen Seiten hin freien Rundblick auf das Castell, auf die zu Füßen desselben sich hinstreckende Stadt und deren Umgebung.

An der Hand von Karten und tabellarischen Daten gab mir der Prinz eine äußerst interessante Darstellung des Aufstandes vom Jahre 1877, in dem Kumamoto, wie erwähnt, eine wichtige Rolle gespielt

hatte. Diese erst nach sieben Monaten niedergeschlagene Rebellion von Satsuma bedeutete die ernsteste Prüfung, welche das modernisierte Japan bestehen musste. Die Seele der gefährlichen Bewegung war General Saigô Kitschinosuke, welcher sich um die Wiederherstellung der Macht des Mikados die größten Verdienste erworben hatte; schon seit dem Jahre 1873 schmollend und unzufrieden in seiner Heimat weilend, gründete Saigô im Vereine mit gleichgesinnten Freunden in Satsuma Privatschulen für Samurais, worin diese in chinesischer Literatur und in militärischen Übungen unterwiesen wurden. Allmählich stieg die Zahl dieser Samurais auf 30.000, welche ein Saigô blindlings folgeleistendes Heer bildeten.

Im Jänner 1877 kam endlich die lange vorbereitete Bewegung zum Ausbruch, und Saigô marschierte an der Spitze von 14.000 Aufständischen, deren Zahl sich in der Folge durch Zuzüge bedeutend vermehrte, gegen Kumamoto; dieses wurde von einem Theile der Rebellen belagert, während etwa 9000 Mann nordwärts gegen die von Kokura unter Arisugawa-no-mija heranrückenden kaiserlichen Truppen zogen, jedoch bald bei Tawarasaka geschlagen wurden, worauf die Belagerung von Kumamoto aufgegeben werden musste. Nach einer Reihe kleinerer Kämpfe fielen die Stützpunkte der Aufständischen, die Städte Mijakonodschô und Nobeoka in die Hände der Kaiserlichen, was jedoch Saigô nicht hinderte, an der Spitze von 500 Treugebliebenen sich Kagoschimas und reicher daselbst aufgestapelter Vorräthe zu bemächtigen. Doch schon am 24. September wurde Saigô mit seiner kleinen Schar auf dem Berge Schira bei Kagoschima von 15.000 Mann kaiserlicher Truppen umzingelt. Die tapferen Rebellen waren bald getödtet oder gefangen; Saigô fiel durch die Hand seines Kampfesgenossen Beppu, welcher ihm den Kopf abhieb und so dem Führer den letzten Freundschaftsdienst erwies, sich selbst aber durch Harakiri, das ist durch Aufschlitzen des Bauches, den Tod gab.

Auf der Bastion waren Zelte errichtet, in welchen kühlende Getränke und Gefrorenes serviert wurden und uns die eingeborenen Adjutanten — einer landesüblichen, bei der tropischen Hitze sehr schätzenswerten Verwendung dieser Functionäre entsprechend — Kühlung fächelten. Die sich uns darbietende Aussicht auf die Stadt, die lachende Landschaft, die umsäumenden Hügelketten sowie auf die Festung ist ungemein pittoresk und um so anziehender, je länger sich der Beschauer dem Eindrucke des malerischen Bildes hingibt. Etwa 100 *m* von der Bastion entfernt erhebt sich als letztes Überbleibsel

früherer Befestigungskunst ein aus Holz erbauter, hoher, pagodenartiger Thurm, welcher gewissermaßen als historisches Wahrzeichen belassen wurde und nun als Aussichtswarte benützt wird. Eine steile Holztreppe emporkletternd, erklommen wir die drei Stockwerke des Thurmes, um von dessen schwindelnder Höhe hinabzublicken. Wie bildliche Darstellungen zeigen, trugen in den guten alten Zeiten, da Pulver unbekannt und die Schusswaffen durch Pfeil und Bogen vertreten waren, alle Mauern und vorspringenden Winkel solche Thürme, deren stattliche Anzahl der Festung wohl ein befremdliches Äußere verliehen haben muss.

Aus luftiger Höhe ließ sich die imponierende Ausdehnung des Castelles und die Zahl der Baulichkeiten überblicken, welche hier errichtet worden sind; außer den Resten ehemaliger fortificatorischer Werke lagen unter uns die Kasernen des 13. und des 23. Infanterieregimentes, welche nach modernem Muster, also im Systeme der Pavillonanlage, erbaut und mit geräumigen Höfen versehen sind, in denen Truppenabtheilungen in der weißen Sommeradjustierung Zugs- und Compagnie-Exercitien übten. In einiger Entfernung befinden sich eine Cavallerie- und eine Artillerie-Kaserne, wovon namentlich die erstere mit den Mannschaftspavillons, den langgestreckten Zugställen, den Schmiedewerkstätten und den Marodeställen an eine vaterländische Kaserne gemahnte und einen ehemaligen Cavallerie-Regimentscommandanten geradezu anheimelte.

Obgleich die Besichtigung der Cavallerie-Kaserne nicht auf dem Programme stand, bat ich den Prinzen, bei dem begreiflichen Interesse, welches ich meiner Waffe entgegenbrachte, dieses militärische Etablissement besehen zu dürfen, und knüpfte hieran auch das Ersuchen, eine Abtheilung zu Pferd ausrücken zu lassen. Ich hatte keine Ursache, die Erfüllung dieser Wünsche zu bereuen; denn was ich hier zu sehen bekam, setzte mich in der That in gerechtes Erstaunen. Da die Einrichtung der Cavallerie nach europäischem Vorbild erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit erfolgt ist, müssen die erzielten Resultate geradezu als hervorragende bezeichnet werden; wenngleich sich noch unleugbare, kaum vermeidliche Mängel zeigten, so wurden meine Erwartungen doch weit übertroffen. Nach der Organisation der japanischen Cavallerie soll diese Waffengattung aus 6 Linienbataillonen zu je 3 Escadronen und 1 Gardebataillon mit 2 Escadronen bestehen; für jedes Linienbataillon ist eine Gesammtstärke von 497 Mann und von 459 Pferden festgesetzt.

Die Stallungen, welche Raum für je zwei Züge bieten, sind aus Holz erbaut und sehr luftig; in den Ständen befindet sich keine dauernde Streu. Das Aussehen der Pferde lässt, obschon einige derselben wohlgenährt waren und sich durch glänzendes Haar auszeichneten, im allgemeinen viel zu wünschen übrig; manche der Thiere waren stark abgemagert, und viele derselben wiesen Satteldrücke auf; auffallend war die große Anzahl von Hengsten. Das Futter, welches dreimal des Tages verabreicht wird, besteht aus Gerste und recht schlechtem, schilfigem Heu. Die Heeresleitung hat den bisher üblichen Sattel beseitigt und durch einen neuen ersetzt, der einem deutschen Modelle nachgebildet ist, mir aber nicht praktisch erscheint, was auch von den eingeführten Schnürlgurten gilt; die Packtornister sind rückwärts, der Mantel nebst zwei kleinen Taschen, deren jede zwei Sprengbüchsen mit je drei Patronen enthält, vorne an der Kápa aufgeschnallt. Früher war die Stange, wie überhaupt die Zäumung, der bei uns üblichen sehr ähnlich, wurde jedoch in neuerer Zeit durch eine englische Stange mit sehr langen Unterbäumen ersetzt, was meiner Ansicht nach keinen Vortheil bietet. Ganz unzweckmäßig sind die viel zu dünnen, achtfach zusammenzulegenden, grasgrünen Satteldecken, welche wohl die Ursache der zahlreichen und mitunter recht bedeutenden Satteldrücke bilden.

Die Mannschaftszimmer sind mit Holz ausgelegte, luftige, reinlich gehaltene Räume, in denen mir der reichliche Vorrath an Uniformstücken und an Schuhwerk auffiel, mit dem die Mannschaft versehen ist; jeder Mann hat außer der Parade- und Exerciermontur sowie der Sommeradjustierung noch drei bis vier gestreifte Jacken, ein überaus bequemes Kleidungsstück. Auf den Brettern, welche oberhalb der Lagerstätten angebracht sind, stehen überall nette Theeschalen. Die Mannschaft, deren Aussehen ein gutes und kräftiges ist, erhält drei Mahlzeiten täglich, welche zumeist aus Reis, dem Nationalgericht, und einer hinreichenden Zugabe von Fischen oder Fleisch besteht.

Was die Bewaffnung der Cavalleristen anbelangt, so fiel mir der Säbel auf, dessen Klinge dünn und schmal ist, während der Korb so wenig Spielraum bietet, dass mir diese Waffe beinahe den Eindruck eines für Kinder bestimmten Säbelchens machte; der Carabiner wird nicht wie bei uns durch einen Leibriemen festgehalten und baumelt bei jeder Bewegung des Mannes auf dessen Rücken umher. Die Revolver der Unterofficiere sind leicht handliche und viel praktischere Waffen als die bei uns üblichen.

Während wir die Räumlichkeiten der Kaserne besichtigten, war über Befehl des Commandanten, der einen überaus günstigen militärischen Eindruck machte, im großen Hof unter Befehl eines Officiers ein Zug in der Stärke von 14 Rotten zu Pferd ausgerückt. Diese Abtheilung führte vor uns alle Evolutionen des Zugsexercierens in jeder Gangart durch, und dieses glich, weil die Japaner für ihre Cavallerie das deutsche Reglement zum Vorbilde genommen haben, welches selbst wieder unserem Reglement nachgebildet ist, vollkommen den Bewegungen eines Cavalleriezuges unserer Armee, mit Ausnahme einer Abweichung, indem beim Empfang auch die Mannschaft grüßt, die Säbel hoch und mit dem Korbe vor dem Gesichte haltend. Alle Bewegungen, die Schwenkungen, die Ziehungen, die Aufmärsche und die Abmärsche zu Zweien und zu Vieren vollzogen sich ruhig. Zum Schlusse der Übung ritt die Mannschaft einzeln im Kreis um uns herum, was Gelegenheit bot, sich ein genaues Urtheil über das Pferdematerial und das Reiten der Leute zu bilden. Die japanische Regierung hatte vor einer Reihe von Jahren eine Anzahl ungarischer Deckhengste ankaufen lassen und dieselben in verschiedenen Theilen des Landes aufgestellt; die Producte nach diesen Vaterthieren bilden Japans heutiges Soldatenpferd, welches auf den ersten Blick das ungarische Blut verräth. Die Auswahl der Hengste scheint jedoch keine sehr glückliche gewesen zu sein, denn die Nachkommen haben kurzen, fehlerhaften Hals mit starken Ganaschen und mitunter schlechten Rücken, während die Gänge zumeist gut sind. Ich würde das vorgeführte Material unseren Commisspferden einer minderen Classe gleichstellen. Die Pferde der japanischen Cavallerie werden um den erstaunlich geringen Preis von nicht ganz 200 fl. ö. W. per Stück direct durch die Truppe assentiert, soweit nicht die Remonten von den Staats-Fohlenhöfen geliefert werden.

Das Reiten der Mannschaft ließ nach unseren Begriffen manches zu wünschen übrig, schon weil der Reiter durch den vorn angeschnallten Mantel und die Taschen mit den Sprengbüchsen gezwungen ist, die Faust sehr hoch zu halten, was eine unruhige Führung bedingt, wie denn überhaupt die Leute trotz der scharfen Zäumung mit den Pferden, die zumeist in den Ganaschen steif und im allgemeinen wenig geritten sind, sehr rüde umgehen. Hingegen ist bei der Mannschaft ein weicher, guter Sitz nicht zu verkennen, und ich glaube, dass eine Abtheilung wie die uns vorgeführte in der Hand eines europäisch durchgebildeten Commandanten bei dem natürlichen Geschick und dem guten Willen der Leute binnen kurzer Zeit hinlänglich geschult

sein müsste, um einem Zug eines guten europäischen Reiterregimentes vollkommen ebenbürtig zu sein. Jedenfalls habe ich in meiner Praxis continentale Reiterabtheilungen exercieren gesehen, die ihre Sache lange nicht so gut machten, wie der uns vorgeführte japanische Zug, zu dessen Ehre betont sein muss, dass die Besichtigung keine geplante, sondern eine improvisierte war, so dass die Übungen nicht vorher gehörig einstudiert werden konnten, wie dies mitunter anderwärts der Fall sein soll. Mit Worten des aufrichtigen Lobes und herzlichen Dankes verließ ich, den wackeren Obersten zu den Leistungen der Abtheilung beglückwünschend, die Kaserne, nicht ohne lebhaftes Bedauern, dass die knapp bemessene Zeit nicht mehr gestattete, die Infanterie und die Artillerie zu besehen.

Prinz Joschihisa geleitete uns nach dem nicht ganz 2 *km* von der Stadt gelegenen Parke, Suisendschi genannt, welcher seinerzeit den Garten des der Familie Hosokawa gehörigen Landsitzes gebildet hat. Die Japaner sind nicht wenig stolz auf diesen Park, der ihnen als Ausflugsort dient, und mit Recht; denn derselbe bildet eine Sehenswürdigkeit ganz eigenthümlicher Art, da er typisch für die Gartenkunst Japans ist. Man gewinnt den Eindruck, als wären einer Spielzeugschachtel Bäumchen, Sträucher, Blumen, Hügel, Felsen, Teiche und Wässerchen entnommen und in geschmackvoller Gruppierung und buntem Wechsel zu einer in den zierlichsten Dimensionen gehaltenen Gartenanlage geordnet worden. Hatte sich schon entlang dem Wege beiderseits eine große Menge von Menschen angesammelt, so harrte unser am Eingange des Parkes ein Heer von Würdenträgern, deren Spitzen vorgestellt wurden, während die übrigen ein schön ausgerichtetes Spalier bildeten, welches wir durchschritten, um zu einer mit Fahnen und Laubwerk geschmückten Hütte zu gelangen, in der Erfrischungen und Thee serviert wurden. Letzterer wurde uns in der Weise geboten, wie ihn die Japaner trinken, als bitter schmeckende, grüne Brühe, die mit einer Sauerampfersauce Ähnlichkeit hatte und mir gar nicht mundete.

In Japan wird fast nur grüner Thee erzeugt und sind der Cultur des Theestrauches meist nur Grundstücke in der Ebene oder auf sanft geneigten Abhängen gewidmet; die besten Sorten japanischen Thees, der Pulver- und der Perlthee, werden beinahe nur im Inlande consumiert, während zum Export in der Regel Thee von Blättern zweiter Qualität gelangt. Während wir versuchten, durch Genuss erfrischender Getränke die Wirkungen der drückenden Temperatur einigermaßen zu paralysieren, wurde ein brillantes Tagfeuerwerk abgebrannt.

Die klug auf Gewinn bedachten Kaufleute Kumamotos hatten in einem unweit des Parkes gelegenen offenen Theater eine Ausstellung aller erdenklichen Erzeugnisse der japanischen Kunst und Kunstindustrie veranstaltet, um uns in Versuchung zu führen. Da gab es prächtige Dinge, auserlesene Objecte aus Bronze, Lackmalereien, kunstvoll gefügte und gearbeitete Gegenstände aus Bambus, Porzellan, Seidenwaren und namentlich Rüstungen sowie Waffen, worunter besonders kunstvoll geschmückte Schwerter zu nennen sind. Die Preise, welche gefordert wurden, waren enorme; gleichwohl musste ich ehrenhalber einige Einkäufe machen, was meinen Herrn Prinzen-Vetter nicht wenig zu unterhalten schien.

Ein in unserem Häuschen serviertes Frühstück, dem einige höhere Officiere der Garnison anwohnten, beschloss den Aufenthalt in Kumamoto. Der freundliche Prinz Joschihisa gab uns sodann durch ein Spalier von Truppen das Geleite zum Bahnhofe, den wir alsbald unter dem Donner der Geschütze in einem Hof-Extrazug auf der Linie der Kiuschiu-Eisenbahn verließen, welche die Insel Kiuschiu von Kumamoto ab in nördlicher Richtung bis zur Endstation Modschi durchquert.

Diese Eisenbahnstrecke berührt einige größere Orte, so Kurume, früher die Residenz des Daimios von Arima und jetzt die Hauptstadt der Provinz Tschikugo; ferner die durch den Fluss Naka getrennten Zwillingsstädte Hakata-Fukuoka, wovon die erstere den Hafen der letztgenannten bildet und ehemals das Handelsviertel umfasste, während Fukuoka als Soldatenquartier die Wohnungen vieler tausend Samurais enthielt und nunmehr die Hauptstadt der Provinz Tschikusen ist; endlich knapp vor der Endstation Kokura, die Hauptstadt der Provinz Busen. Die Bahnstrecke wendet sich bald gegen Westen, zieht dann einige Zeit die Küste entlang und weiterhin nordwärts, um sich von Hakata in einem großen Bogen gegen Osten und Nordosten nach Modschi zu wenden.

Nicht nur auf den Bahnhöfen der größeren Orte, sondern auch auf jenen der kleineren Stationen, ja selbst dort, wo der Zug gar nicht anhielt, waren an der Spitze großer Menschenmengen Gouverneure, Commandanten und sonstige Würdenträger aller Kategorien zu meiner Begrüßung erschienen. Ich entzog mich jedoch, um der Ruhe pflegen zu können, den in den Haltestellen des Zuges geplanten Vorstellungen und Ansprachen, indem ich vorgeben ließ, dass ich schliefe, so dass die erschienenen Honoratioren sich darauf beschränkten, ihre Visitkarten im Waggon abzugeben.

Längs der ganzen Strecke waren die umfassendsten polizeilichen Maßregeln zu unserem Schutze getroffen worden, ja selbst überall dort, wo ein Weg den Schienenstrang überquerte, stand ein salutierender Wachmann im Vollbewusstsein seiner Würde und Verantwortlichkeit. Ich darf, glaube ich, nicht mit Unrecht behaupten, dass Japan noch nie ein derartiges Aufgebot polizeilicher Machtentfaltung auf beschränktem Raume gesehen hat, aber auch ich habe mich in meinem Leben noch nie so bewacht gefühlt wie hier.

Der Extrazug flog auf dem schmalspurigen Schienenstrange nicht eben dahin, so dass es ein wahres Vergnügen bildete, auf der Plattform des Waggons zu stehen und in die heitere Landschaft zu blicken. Der Charakter des Landes ist harmonisch mit jenem der fröhlichen, artigen Bewohner zusammengestimmt, obwohl sich auch umgekehrt behaupten ließe, dass die Bewohner sich in ihrem Wesen dem Gepräge der Landschaft angepasst haben. Allenthalben öffnen sich freundliche Thäler, lugen, die Gegend belebend, aus saftigem Grün zahllose kleine Ortschaften hervor; Berge und Hügel sind an manchen Stellen reich mit Nadelholz bestockt, unter dem dichtes Bambusgesträuch emporschießt. Leider finden sich auch hier bedeutende Flächen, welche vollständig abgestockt sind, was bei dem großen Holzbedarfe des Landes nicht Wunder nehmen darf; auf den Schlägen wächst unkrautartig Bambus empor. Ab und zu erblickt man ganz unvermittelt aus den Thalebenen aufragende Hügel von halbkugelförmiger Gestalt, welche eine reiche Vegetation, darunter häufig abenteuerlich geformte Kiefern tragen, wie wir deren schon manche in japanischen Gärtchen in natura und auf Lackschachteln, Vasen u. dgl. in mehr oder weniger gelungener Darstellung gesehen hatten.

Bei Kokura begrüßten wir dort, wo die Eisenbahn hart an das Meer herantritt, die von dem prächtigen Farbenspiele der untergehenden Sonne übergossene See, aus deren tiefem Grunde die Spiegelbilder der vergoldeten Häupter der Berge emporleuchteten; Hunderte von schneeweißen Silberreihern gaben uns in langem Zuge das Geleite.

In der Endstation Modschi harrte meiner festlicher Empfang: drei vor Anker liegende japanische Kriegsschiffe, der »Jajejama«, der »Takao« und der »Mandschu« leisteten, obschon die Sonne bereits untergegangen war, Wanten- und Geschützsalut. Modschi, welches mit dem gegenüberliegenden Schimonoseki thatsächlich nur einen Hafen bildet, ist eine neuere städtische Niederlassung, deren Aufblühen erst vom Jahre 1891 datiert, seitdem die Kiuschiu-Eisenbahn in diesem Ort

endet. In einer Barkasse durchquerten wir die hier kaum eine Seemeile breite Meerenge, die Van der Capellen- oder Schimonoseki-Straße, um nach kurzer Fahrt in Schimonoseki selbst und damit auf dem südwestlichsten Punkte der großen Insel Hondo zu landen. Soweit ich in der Dämmerung beurtheilen konnte, hatten wir den Fuß wieder auf einen reizenden Fleck Erde gesetzt; im Norden der Hafenstadt erheben sich steile, aber nicht hoch aufragende, zum Theile gut bewaldete Hügelketten, welche die rauhen Nordwinde abwehren und so in Verbindung mit der dem Süden zugewandten Lage Schimonosekis diesem Ort ein überaus günstiges Klima sichern. Sanjôdô — das ist das Gebiet an der Sonnenseite des Gebirges — heißt die Landschaft, in deren Provinz Tschôschiu die Stadt Schimonoseki liegt, die eigentlich nur aus einer mehr als 3 *km* langen Straße besteht. Durch ein Spalier, welches von einem Bataillon Festungsartillerie gebildet war, schritten wir zu dem für uns bestimmten, den Hafen dominierenden Haus, in dem die gleiche Nettigkeit, der gleiche landesübliche Comfort herrschten wie in den anderen japanischen Behausungen, welche wir bisher kennen gelernt hatten.

Der Eingang in die Meerenge ist fortificatorisch stark versichert; denn schon oberhalb Kokura beginnen die aus sieben Forts bestehenden und mit modern angelegten Batterien versehenen Befestigungswerke, welche sich über die Insel Hiki nach Schimonoseki ziehen. Diese Fortificationen sind offenbar die Früchte der Erfahrungen, welche die Japaner im Jahre 1864 gemacht hatten; denn damals wurde Schimonoseki von einer Flotte, in der englische, französische, niederländische Schiffe und ein Kriegsfahrzeug der Vereinigten Staaten Nordamerikas vertreten waren, ungeachtet des tapfersten Widerstandes der Japaner zusammengeschossen, so dass der Daimio von Tschôschiu um Frieden bitten und eine Entschädigung im Werte von fast 7,500.000 fl. ö. W. zahlen musste. Jener Gewaltact war dadurch veranlasst worden, dass der genannte Daimio begonnen hatte, alle Schiffe fremder Nationen, welche die Straße von Schimonoseki zur Durchfahrt benützen wollten, beschießen zu lassen.

Nach dem Diner, bei dem ich zwischen zwei mir gegenüber stummen, weil nur der japanischen Sprache mächtigen, hohen Regierungsbeamten saß, sollte ein Fischfang im Meere bei Beleuchtung stattfinden. In einem großen Transportboote fuhren wir der festlich beleuchteten Stadt entlang hart am Ufer hin, bis wir zu einer Stelle kamen, an welcher sich etwa 50 Fischerboote umhertummelten, deren

jedes am Bug ein grell aufflammendes Kienspanlicht trug. Das Princip des Fischfanges war hier sonach offenbar dasselbe wie jenes, welches unser würdiger Bootsmann Zamberlin bei Owa raha zur Anwendung gebracht hatte, mit dem Unterschiede, dass die Fische hier nicht, wie von Zamberlin, gestochen, sondern mit kleinen Schöpfnetzen gefangen wurden oder, richtiger gesprochen, gefangen werden sollten; denn eine große Anzahl von Würdenträgern hatte uns das Geleite gegeben, deren pustende, hin- und herschießende Barkassen zwar zur Belebung des Bildes viel beitrugen, das Wasser aber beunruhigten und daher fast alle Wasserthiere in der ganzen Umgebung verscheuchten. Einige aalähnliche Fische sowie ein ahnungsloser Tintenfisch bildeten unsere ganze Ausbeute, welche jedoch genügt hatte, die Geschicklichkeit der Fischer erkennen zu lassen; denn diese entdeckten ihre Beute immer schon in bedeutender Tiefe und holten jene dann blitzschnell mit dem Netze heraus.

Schimonoseki—Mija-schima, 6. August.

Vor der Einschiffung auf dem »Jajejama« fand ich Gelegenheit, den japanischen Ministerpräsidenten, den vielgenannten Grafen Ito Hirobumi, kennen zu lernen und ihm gleichzeitig meine lebhafteste Theilnahme auszudrücken; denn er war nachts angekommen, um seinen Sohn zu besuchen, der an den Folgen eines schweren Sturzes darniederlag. Des Grafen Sohn war mir gleichfalls zugetheilt worden, hatte jedoch, als er uns entgegenfuhr, das Unglück gehabt, von einer Fallreeptreppe herabzustürzen und hiebei so bedeutende innere Beschädigungen zu erleiden, dass auch unser Arzt, welcher den Verletzten untersuchte, nur wenig Aussicht auf Wiederherstellung eröffnete.

Unter dem donnernden Salute sämmtlicher Kriegsschiffe nahmen wir Abschied von Schimonoseki, während sich unser langer Kreuzer herumdrehte, um ostwärts gewendet in die vielgepriesene Inland-See zu steuern. Das japanische Binnenmeer, Seto-no-utschi-umi, das heißt das Meer zwischen den Straßen, wird im Süden von den Inseln Kiuschiu und Schikoku, im Norden aber von der Hauptinsel Hondo eingeschlossen und steht mit dem Ocean durch die Van der Capellen-, die Bungo- und die Linschoten-Straße in Verbindung; Flut und Ebbe wechseln in der Inland-See wie im Ocean ab, doch ist die Tiefe dieses Binnenmeeres eine geringe und beträgt häufig kaum 20 Faden. Von Schimonoseki im Westen, bis Ôsaka im Osten sich hinziehend, ist das Binnenmeer namentlich in seinem mittleren Theile von Inseln vulca-

nischen Ursprungs bedeckt, deren Zahl von japanischen Quellen auf mehrere Tausend angegeben wird. Unmittelbar nachdem wir aus der schmalen Passage von Schimonoseki herausgefahren waren, verließen uns die Küsten der Inseln Kiuschiu und Hondo, welche hier scharf zurücktreten und den nach der Provinz Suwô benannten Theil des Binnenmeeres in weitem Bogen umfassen.

Der heutige Tag war ganz darnach angethan, uns alles im günstigsten Licht erscheinen zu lassen; denn wolkenlos lachte der Himmel in freundlichem Blau auf uns herab, und eine frische Brise brachte angenehme Kühlung. Die leicht bewegte See war durch zahllose Fahrzeuge belebt, welche, in den abenteuerlichsten Formen gebaut und mit den absonderlichsten Segeln versehen, auf den Fischfang ausgezogen waren, der eine bedeutende Rolle in der Ernährung von Japans Bevölkerung spielt, da Fische die hauptsächlichste Fleischnahrung darstellen. Nach dem hier geltenden Reglement haben Dampfschiffe den sich umhertummelnden Booten nicht auszuweichen, welch letztere vielmehr gehalten sind, den Dampfern freie Fahrt zu ermöglichen; doch geschieht dies mit einer gewissen Sorglosigkeit, so dass wir trotz häufiger Anwendung der Dampfpfeife nicht selten in bedenkliche Nähe einzelner Dschunken geriethen, bis schließlich eine derselben gerammt wurde, jedoch krachend an unserer Bordwand weiterglitt und mit Havarien am Steuer und an den Masten davonkam — eine Collision, welche ohne Eindruck auf unseren Commandanten blieb, der lächelnd weiterfuhr, als ob nichts vorgefallen wäre.

Nach etwa drei Stunden wechselten wir Curs und steuerten nach Nordosten, um auf dieser Route in ein wahres Labyrinth von Inseln zu gerathen. Die Fahrt durch dieses Gewirre von Eilanden ist wahrhaft entzückend, und ich kann aus eigener Anschauung bestätigen, dass die begeisterten, in Reiseberichten gegebenen Schilderungen der Naturschönheiten der Inland-See nicht übertrieben sind. Die größeren Inseln machen mit ihren mächtigen Bergen, die theilweise waldlos sind, aber gleichwohl einen äußerst wirksamen Hintergrund bilden, imposanten Eindruck; von den kleineren Eilanden, die überaus phantastische Formen zeigen, bestehen nicht wenige nur aus einem gigantischen Felsblocke, welcher dem Meer entstrebt, andere sind mit Hügeln und spitzen Kegeln bedeckt. Beinahe alle größeren Inseln sind besiedelt; an den Küsten reiht sich Ortschaft an Ortschaft, ein Fischerdorf an das andere; allenthalben tritt zutage, dass die Bewohner dem Landbau oder dem Fischfang obliegen; an den Abhängen der Hügel ziehen sich

wohlbebaute Felder empor, und auf der leicht gekräuselten Oberfläche der See tanzen ganze Flotten von Booten. Auch eine kühn fliegende Einbildungskraft dürfte Mühe haben, eine landschaftliche Scenerie zu dichten, welche an Mannigfaltigkeit und an Bewegtheit, an Großartigkeit des Eindruckes und an Intimität des Reizes jene übertrifft, die sich hier vor dem Blick entrollt.

Obschon unsere Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch genommen war, ließ der Commandant des »Jajejama« exercieren, was mit den 12 *cm* Armstrong-Geschützen trotz der langen, schier endlos scheinenden japanischen Commandos recht präcis und flott vonstatten gieng. Von Zeit zu Zeit spielte die Bordkapelle einige Musikstücke, so die unvermeidliche Ouverture aus »Tell«, ein Potpourri aus »Mignon« und verschiedene heimatliche Tanzweisen. Bei aller Anerkennung, welche ich bereit bin, den Japanern nach dem, was ich bisher gesehen und gehört, zu zollen, kann ich nicht verschweigen, dass ich mich schon größerer Genüsse erfreut habe als des uns bereiteten Ohrenschmauses; einzelne der zum Vortrage gebrachten Piècen waren in der hier üblichen Auffassung nicht recht zu erkennen, und auch die Programme konnten auf Verlässlichkeit wenig Anspruch erheben, da sie beispielsweise die Oper »Carmen« als Werk unseres Walzerkönigs Strauß bezeichneten.

Als wir den Curs abermals wechselten, um nordwärts zu steuern, lag die bergige Küste der Provinz Suwô nur wenige Meilen backbord; diese Küste und später jene der Provinz Aki entlang dampften wir weiter, bis wir die Insel Mija sichteten — unser heutiges Reiseziel. Nachdem wir noch eine sehr enge Passage mit möglichster Gefährdung einiger Fischerboote, jedoch ohne Unfall durchmessen hatten, liefen wir in die Bucht Mija-schimas ein, woselbst zwei japanische Kriegsschiffe, der Kreuzer »Tschijoda« und die Corvette »Tenriu«, die Ankunft des »Jajejama« donnernd begrüßten. Zu meiner nicht eben angenehmen Überraschung gewahrte ich schon aus der Ferne sowohl auf dem Land als in Booten die an ihren weißen Uniformen kenntlichen, übereifrigen Polizisten.

Mija-schima, die Tempelinsel, zeichnet sich vor anderen Eilanden dieses Archipels in vortheilhafter Weise dadurch aus, dass die bis zu 457 *m* aufsteigenden Höhen mit prächtigem, geschlossenem Walde bedeckt sind; der Boden der Insel ist eben heilig, weshalb die Hand des Menschen sich nicht an die Bäume wagen darf und auch Wild sich hier ungestörten Daseins erfreut, so Hirsche, welche ganz zahm sind, mitten

unter den Fußgängern umherlaufen und aus der Hand der Vorübergehenden fressen. Der religiösen Weihe ungeachtet, welche die Insel auszeichnet, bildet diese einen im Sommer viel besuchten Ausflugsort; denn reizende, gegen die See zu sich öffnende Thäler, von zahlreichen angenehmen Pfaden durchzogen, eine nie zu hoch ansteigende Temperatur sowie erquickende See- und Süßwasserbäder bedeuten ebensoviele anziehende Momente. Die Insel ist von etwa 3000 Menschen — Priestern, Gastwirten, Fischern und Bilderschnitzern — bewohnt, deren Behausungen in reizender Verborgenheit entlang der Bucht zu Füßen eines grünenden Hügels liegen, von dem uns prächtige Nadelhölzer grüßen. Einen interessanten Gegensatz hiezu bildet der gegenüberliegende Küstenstrich der Provinz Aki; denn die scharf abfallenden Bergabhänge sind kahl und das lichtgefärbte, fast weiß schimmernde Gestein und Geröll tritt zutage, so dass es scheint, als seien die Berge mit Schnee bedeckt.

Auch auf Mija-schima musste ich eine Entrée glorieuse feiern, eine Einführung, von welcher ich mich gerne entbunden gesehen hätte, die aber unausweichlich war, da die Japaner offenbar entscheidenden Wert darauf legten, bei jeder Gelegenheit die größte Feierlichkeit und den höchsten Pomp zu entfalten. An der Landungsbrücke standen in großer Anzahl hohe Würdenträger und Honoratioren, welche mir vorgestellt wurden und sich tief verneigten, als ich an ihnen vorbeikam. An diese schloss sich ein Spalier von Wächtern des Gesetzes, hinter denen sich eine Menge Volkes drängte, neugierig, den fremden Prinzen zu sehen, der, gefolgt von der heimatlichen und der japanischen Suite, zwischen dem Leibjäger in grüner Livrée und dem Thürsteher mit dem Schwert einherschritt. Ich gestattete mir jedoch eine kleine Abweichung vom Programme; denn als ich sah, dass die Wegstrecke bis zu unserer Behausung sich ziemlich lang hindehnte und deren Zurücklegung in dem Tempo des feierlichen Aufzuges bei der hohen Temperatur sowie bei dem Umstande, dass unser Pfad zwar nicht mit Rosen, wohl aber mit einer hohen Lage feinen Sandes bestreut war, nicht eben angenehm zu werden versprach, schlug ich eine Art Laufschritt an, der mich bald ans Ziel, das Gefolge jedoch zu allgemeiner Heiterkeit etwas außer Athem brachte.

Hatten schon die uns bisher auf japanischem Boden eingeräumten Quartiere unsere Bewunderung erregt, so wurden sie doch durch die landschaftliche Umrahmung, die Originalität der Anlage und die entzückenden Details der Wohnstätte weit übertroffen, welche hier für uns

vorbereitet war. Der Weg hatte uns bis in eine enge Waldschlucht geführt; vielhundertjährige Bäume spenden hier angenehmen Schatten; in der Sohle der Schlucht rieselt ein krystallklares Bächlein dahin, von munter umherschwimmenden Gold- und anderen Fischchen belebt; zwischen den Bäumen ragen Felsen empor, auf welchen sich, scheinbar regellos vertheilt und nur Launen des Geschmackes die Entstehung verdankend, allerliebste, kleine Häuser befinden, deren je eines für jeden von uns bestimmt ist. An einigen Stellen seines Laufes ist das plätschernde Wässerchen zu Miniaturteichen gestaut, in deren Mitte auf Piloten sich offene Kioske mit Veranden erheben; in diesen laden Matten sowie schwellende Kissen zur Ruhe und zum Träumen bei dem Gemurmel des Baches ein. Alle die anmuthigen Bauwerke stehen mittels zierlicher Wege, Treppen, Stege und Brücken in Verbindung. Bald da, bald dort sprudelt eine Quelle zwischen dem Gesteine hervor, zischt und braust ein Springbrunnen empor, dessen Wasserstrahlen in muldenförmig ausgehöhlte Steine zurückfallen, die malerisch von allerlei Wasser- und Schlingpflanzen umrahmt und umrankt sind; allenthalben finden sich — ähnlich den Kapellen und Heiligensäulen, welche bei uns an Landwegen stehen — kleine, steinerne, mit Moos bewachsene Tempelchen, die bestimmt sind, des Abends ein Licht aufzunehmen, um auf diese Weise, ebenso wie in die Felsen gemeißelte Nischen, Beleuchtungszwecken zu dienen. Die Herrlichkeiten, welche uns hier umgeben, sind von wahren Künstlern geschaffen, deren rege Phantasie mit feiner Empfindung für die Schönheiten der Natur, mit gemüthvoller Poesie gepaart ist. Unserem Erstaunen über die idyllische Waldniederlassung lauten Ausdruck gebend, eilten wir überall umher, das Zaubernest in jeglichem Detail in Augenschein zu nehmen.

Die einzelnen Behausungen wiesen bunte Mannigfaltigkeit in der Anlage und Ausführung auf, so dass wir über die reiche Gestaltungskraft der japanischen Baukünstler nicht genug staunen konnten; und doch trug jedes der kleinen Meisterwerke den einheitlichen Charakterzug der Niedlichkeit. Auch hier hatten als Baumaterial nur Holz, namentlich Bambus, Strohmatten und Papier Verwendung gefunden, allerdings nicht ohne dass die Werkleute ihr seltenes Geschick in hervorragender Weise bekundet hätten, mit den einfachsten Mitteln dem Auge wohlthuende Wirkungen hervorzubringen; selbst die Ausstattung der Wohnräume war malerisch, den Gesetzen der Schönheit entsprechend. Während die decorative Kunst der stammverwandten Chinesen sich durch einen ins Bunte und Auffallende, ja zuweilen ins Schreiende

gehenden Zug charakterisiert, zeichnet sich jene der Japaner, ungeachtet aller Farbenfreudigkeit, durch künstlerisches Maßhalten, durch vollendete Harmonie und durch anheimelnde Intimität sowie durch zartes Verständnis dafür aus, das Leben mittels entsprechenden Comforts so angenehm als möglich zu gestalten. Die Grundzüge des japanischen Wesens, lebensfrohe Heiterkeit, ansprechende Sinnlichkeit und ausgeprägtes Schönheitsgefühl treten auf allen Gebieten des Volkslebens zutage und machen, in innig verwobener Wechselbeziehung mit der herrlichen Natur, jedem Fremden, der Japans Boden betritt, Land und Leute gleich sympathisch.

Nachdem ich mich von den Würdenträgern und Honoratioren, welche uns das Geleite gegeben, verabschiedet und von meinem Häuschen Besitz ergriffen hatte, begann ich die Nachbarschaft unseres Quartieres zu durchwandern.

Mija-schima ist seines berühmten Tempels wegen ein Hauptwallfahrtsort, eine Art Mariazell des südlichen Japans; wie in der Nähe unserer Gnadenkirchen gibt es auch hier im Bereiche des Tempels eine Unzahl von Kaufläden und Buden, in welchen die Pilger neben manch anderem auch Gegenstände der Erinnerung an die heilige Insel kaufen. Diese Objecte sind zumeist ganz vorzüglich geschnitzte oder bildliche Darstellungen der Niederlassung auf der Insel, des Tempels, der Hirsche u. dgl. m. und um geradezu lächerlich billige Preise erhältlich, ein Umstand, welcher wohl darthut, dass die Insel noch abseits von der großen Route der Touristen liegt und deren Bewohner durch reisende Engländer und Amerikaner noch nicht verwöhnt sind. In diesen Buden erwarb ich ganze Wagenladungen hübscher Gegenstände, insbesondere Tischchen, Vasen, allerlei Nachbildungen aus verkrüppeltem Holze, Kinderspielzeug und hundert andere Dinge.

Die Regierung hatte übrigens auch hier getrachtet, mir die Bereicherung meiner Sammlung so leicht als möglich zu machen; denn in einem Gebäude, dessen Räume sonst pädagogischen Zwecken dienen, waren Erzeugnisse der japanischen Kunstindustrie zu einer förmlichen Ausstellung arrangiert worden, welche im wesentlichen die in den Buden feilgebotenen Objecte enthielt, die aber, dem officiellen Eingreifen entsprechend, das Dreifache der in den Läden verlangten Preise kosteten. Ich beschränkte mich daher auf die Erwerbung einer alten japanischen Rüstung nebst der dazugehörigen, durch einen martialischen Schnurrbart ausgezeichneten Fratzenmaske.

Weiterhin gelangte ich, eine steile Treppe emporklimmend, zu einer großen aus Holz erbauten, tempelartigen Halle, welche auf einem Hügel liegt und von Taikô-sama, dem Marschall und Regenten des Reiches, der seine Laufbahn als Stallbursche begonnen hatte, an der Stelle erbaut worden war, wo er im Jahre 1591 vor dem Auszug der japanischen Heere unter den Generalen Konischi Jukinaga und Katô Kijomasa zur Eroberung Koreas seine Befehle ertheilt hatte. Diese Halle, in der Taikô-sama auch große Festgelage abgehalten haben soll, ist durch zahlreiche an den Wänden hängende Votivbilder geschmückt; das Holzwerk einer unweit der Halle errichteten Pagode zeigt wie jene die ehrwürdigen Spuren des hohen Alters. Wenige Schritte oberhalb dieser Bauten und unweit eines gefallenen Kriegern zu Ehren errichteten Denkmales erfreute ich mich von einem dominierenden Punkte aus des reizenden Ausblickes auf das liebliche Mija-schima.

Das Diner nahmen wir unter den Klängen zweier Musikkapellen in einem der Teichkioske ein; in dieser uns ungewohnten Speisehalle herrschte eine äußerst wohlthuende Temperatur, so dass es nur wünschenswert wäre, wenn auch in der Heimat während der Sommerszeit ähnlich gestaltete und situierte Räumlichkeiten zu dem gleichen Zwecke verwendet würden, vorausgesetzt, dass die Gelsen dies gestatten, die auf Mija-schima das gemüthliche Diner einigermaßen störten. Dem Mahle wohnte unter anderen Persönlichkeiten auch der sich eines sehr lebhaften und heiteren Temperamentes erfreuende Divisionscommandant von Hiroschima sowie ein Admiral bei, welcher aus der Hafenstadt Kure gekommen war — zwei Herren, mit welchen ich eine anregende Conversation unterhielt; die Mittheilungen des Admirals bestärkten mich in der Überzeugung, dass die Japaner auf die Ausgestaltung ihrer Kriegsmarine sorgfältig bedacht sind, ein Umstand, der nicht zum wenigsten durch die trefflichen Leistungen des kaiserlichen Seecadetten-Institutes dargethan wird, das auf der unweit Kure gelegenen Insel Eta errichtet worden ist.

Dem berühmten Tempel der Insel, einem Schintô-Heiligthume, galt ein abendlicher Besuch. Der Schintôismus und der Buddhaismus sind die beiden heidnischen Religionssysteme, welchen Japans Bevölkerung anhängt, und zwar bildet der Buddhaismus, gegenwärtig in sieben Hauptsecten gespalten und dem crassesten Götzendienst ergeben, die eigentliche Volksreligion, während die höheren Schichten der Gesellschaft jetzt zumeist der religiösen Indifferenz oder dem Atheismus verfallen sind. Neben den beiden genannten Religionen hat auch die Lehre

des Confucius Aufnahme gefunden; sie ist zwar nicht sehr tief eingedrungen, hat aber doch auf die gebildeteren Stände und namentlich in früherer Zeit auf die Samurais großen Einfluss ausgeübt.

Der Schintôismus bezweckt die Glückseligkeit des irdischen Lebens und geht von der Annahme aus, dass die Geister der Abgeschiedenen bei der Erreichung dieses Zieles behilflich sind, weshalb sie denn auch, wenn ein Gläubiger ihrer bedarf, durch Händeklatschen, Läuten u. dgl. gerufen werden. Charakteristisch ist für den Schintôismus oder die Kami-Lehre die göttliche Verehrung berühmter Männer neben jener einer angeblich nach Millionen zählenden Götterschar, deren Reigen von der Sonnenkönigin Amaterasu geführt wird. Der letzteren angeblicher Abstämmling, Dschimmu-Tennô (660 bis 585 v. Chr.), ist der Begründer des japanischen Reiches und Ahnherr des kaiserlichen Hauses, so dass der jeweilige Kaiser Japans als Sprosse des Himmels und daher als Gottheit verehrt wird. Dem Schintôismus sind eigentliche dogmatische und ethische Grundsätze fremd, wohl aber ein ausgebildetes Ritual und eine entwickelte Liturgie eigen. So wenig wie der Buddhaismus hat der Schintôismus sich in ursprünglicher Reinheit zu erhalten vermocht, sondern ist vielmehr in mannigfacher Beziehung von jenem beeinflusst worden.

Interessant ist, dass nach Beginn der neuen Ära im Jahre 1868 von der Regierung der Versuch gemacht wurde, den Buddhaismus zugunsten des Schintôismus zu verdrängen. Dieses Bestreben erklärt sich aus dem begreiflichen Interesse, das der Kaiser, oder, wie der übliche Titel lautet, der Mikado, an der Religion hat, welche ihn mit dem Begründer des Reiches sowie mit dem Himmel in Verbindung bringt und ganz geeignet erscheinen musste, zur Festigung der durch die großartige Reformbewegung wieder hergestellten kaiserlichen Macht beizutragen. Im Jahre 1876 wurde übrigens Religionsfreiheit proclamiert, und von diesem Grundsatze hat auch das Christenthum Vortheil ziehen können; wenigstens sind bereits vor einigen Jahren römisch-katholische Bischofssitze in Tôkio, Nagasaki, Kiôto und in Sandani errichtet worden.

Der angeblich schon im 6. oder 7. Jahrhundert erbaute und drei Göttinnen geweihte Tempel der Insel erhielt durch Kijomori im 12. Jahrhunderte jene Gestalt, welche ihn als Bauwerk des westlichen Japans berühmt gemacht hat. Als Schintô-Heiligthum ist der Tempel, welchen die Kannuschis, die Schintô-Priester, uns zu Ehren, wenn auch spärlich beleuchtet hatten, gekennzeichnet durch die hohen galgenförmigen

Portale, die Torii, welche, hier auf Piloten stehend, in die See hineingebaut sind; er umfasst ein Gewirre von Räumlichkeiten, welche die Heiligthümer bergen, und von Verbindungsgängen.

Der Eintritt in die eigentlichen Tempelräume blieb uns versagt; doch durften wir wenigstens einen Blick hineinwerfen, ohne jedoch außer Leuchtern und Bildern viel Bemerkenswertes wahrnehmen zu können. In der Mitte des Haupttempels sieht man eine Art Podium, welches für festliche Aufzüge an hohen Feiertagen bestimmt und von zwei Drachen aus Bronze, wahren Kunstwerken der Metallarbeit, flankiert ist; eigenthümlich geformte, hohe Bronzevasen hatte ich schon am Tempeleingange bemerkt.

Die Priester, welche, mit weißen Seidengewändern angethan und versehen mit den eigenthümlichen, an Bischofsmützen gemahnenden Kopfbedeckungen, uns das Geleite gaben, wiesen in zwei Kammern all die Gegenstände und Geräthschaften vor, die bei gottesdienstlichen Handlungen verwendet werden, und unter vielen anderen Dingen auch prachtvolle Stoffe, geeignet, den Neid mancher unserer Damen zu erwecken, ferner fratzenhafte Masken und verschiedene Schwerter, deren einige die unförmliche Länge von 4·5 *m* aufwiesen und offenbar nur als Schaustücke bei bestimmten Ceremonien verwendet werden.

Der Tempel auf Mija-schima zeigt in seiner prunkvollen Ausstattung deutlich die Folgen des weitgehenden buddhistischen Einflusses; denn der reine Schintô-Tempel zeichnet sich durch Einfachheit und insbesondere durch den Mangel von Metallzierat oder Lackschmuck aus. Auch sollen die Symbole beschränkt sein auf einen runden Metallspiegel als Sinnbild des göttlichen Glanzes, auf das Gohei, ein an einem Holzstäbchen befestigtes Papier, von dem angenommen wird, dass der Geist des Gottes sich darauf niederlasse, und auf einen Edelstein oder eine Kugel aus Bergkrystall als Zeichen der Reinheit und Macht des Gottes.

Bemerkenswert ist die große Zahl der in einer Gallerie des Tempels aufgehängten Votivbilder, welche zum Theile bedeutenden künstlerischen Wert haben und sich durch hohes Alter auszeichnen; einige derselben sind aus den Händen berühmter Meister hervorgegangen. Wir begegneten hier den denkbar mannigfaltigsten Darstellungen, da allerlei gute und böse Götter und Geister, mitunter mit greulichen Fratzen versehen, Affen, Hirsche sowie anderes Gethier und in bunter Abwechslung Scenen aus dem Leben theils gemalt, theils geschnitzt, theils in eingelegter Arbeit vorgeführt sind.

Obschon die Nacht bereits ziemlich weit vorgerückt war, ließen wir uns noch, in Kimonos gehüllt, in einem der Teichkioske nieder, um, rauchend und plaudernd sowie Champagner schlürfend, im Genusse der uns umgebenden Natur zu schwelgen, deren Reize uns allen Ausrufe des lauten Bedauerns ob der programmäßigen Kürze des Aufenthaltes auf Mija-schima entlockten.

Schließlich nahmen wir noch ein kühlendes Bad in den Wellen des Baches, indem wir geradeaus von der Veranda des Kioskes in die Fluten sprangen und uns beim Scheine rother Lampions darin fröhlich tummelten.

Kiôto Ôsaka Nara Ôtsu Gifu.

Kiôto — Ôsaka —
Nara - Ôtsu — Gifu.

Mija-schima—Kiôto, 7. August.

Bei Sonnenaufgang eilte ich rasch zum Schintô-Tempel, um diesen auch bei Tageslicht in Augenschein zu nehmen und nochmals die Gallerie der Votivbilder zu durchwandern. Dann schifften wir uns wieder auf dem »Jajejama« ein und verließen, mit Geschütz- und Raaensalut der beiden zurückbleibenden Kriegsschiffe begrüßt, Mija-schima, welchem Eilande die Erinnerung als an einen der hervorragendsten Punkte der bisherigen Reise gesichert bleibt.

Das Wetter begünstigte uns sichtlich; der Tag war herrlich, und wir konnten uns gänzlich dem Genusse der landschaftlichen Eindrücke hingeben, die uns das Binnenmeer mit seiner Welt von Inseln bot. Zahllos bedeckten auch heute Fischerboote aller Art die See, schienen jedoch vorsichtiger zu sein als die Fahrzeuge, welchen wir gestern begegnet waren; denn sie wichen dem »Jajejama« schon in großer Entfernung aus, sobald dessen Dampfpfeife ihren schrillen Ton hören ließ.

Die Küste der Provinz Aki und die Eilande, zwischen denen wir uns hindurchwanden, zeigten während der ersten zwei Stunden unserer Fahrt ganz das gleiche Gepräge wie das Festland und die Inseln, die wir

tagsvorher passiert hatten; grünende Berge und felsige Formationen origineller Natur bilden auch hier den Grundton der Scenerie. Allmählich gewinnen jedoch die Höhen und Abhänge einen anderen Charakter, da sie immer kahler werden und die Vegetation zurücktritt, um durch gelbes Gestein ersetzt zu werden, dessen weithin leuchtender Glanz der Landschaft eine eigenthümliche Färbung verleiht. Es ist, als ob die Eingeweide der Berge und Hügel zutage träten — wahrscheinlich die traurige Folge maßlosen Holzabtriebes, dessen Nachtheile zu spät erkannt wurden, wie sich aus den Versuchen entnehmen lässt, den unproductiv gewordenen Boden durch Aufforstungen wieder ertragreich zu gestalten. Vom Deck aus konnten wir die regelmäßigen Linien der jungen Culturen wahrnehmen, die aber noch keinen Erfolg, sondern eben nur den ersten Schritt zur Behebung des Schadens bedeuten. An vielen Stellen sind Kalksteinbrüche sichtbar, welche geschätztes Baumaterial liefern.

Der »Jajejama« hatte noch manche enge Passage zu durchfahren, bis wir vor Mihara in der Provinz Bingo landeten, wo wir uns ausschifften, um nach Verabschiedung von den Schiffsstäben — auch vor Mihara lagen zwei große japanische Kriegsfahrzeuge — zur Bahnstation zu eilen.

Mihara bildet den dermaligen Endpunkt der Sanjô-Eisenbahn, welche jedoch in einiger Zeit die Nordküste der Inland-See entlang bis nach Schimonoseki geführt und mittels eines Dampftrajectes an die Bahnstrecke Modschi-Kumamoto angeschlossen werden soll. Die von der Eisenbahnstrecke durchzogene Landschaft trägt anfänglich denselben Grundzug, den wir an der Küste schon vom Schiff aus wahrgenommen; doch entschädigen für die weniger erfreulichen Spuren der Holzdevastation die oftmals sich darbietenden Ausblicke auf die See und auf malerische Buchten. Ganze Reihen von Salinenanlagen sind längs der Meeresküste bemerkbar; der größte Theil der Ebenen ist der Reiscultur gewidmet; auch hier wurde mit der Aufforstung der kahlen Lehnen, welche schon mit einem grünen Anflug überzogen sind, begonnen, doch leiden die Culturen sehr durch die Trockenheit — ein Schmerzensschrei wiederhallt im ganzen Land ob der Dürre, welche sogar die Austrocknung größerer Flussbette nach sich gezogen hat. Allmählich nimmt die Gegend freundlichere Formen an, die Hügel sind bewaldet, Cryptomerien, Fichten und Bambus winken uns entgegen, und endlich eilen wir wieder in der uns bereits lieb gewordenen Landschaft echt japanischen Charakters dahin.

In der reichen Handels- und Hafenstadt Onomitschi sowie in kleineren an der Bahn liegenden Ortschaften ist der Schienenstrang mitten durch die Stadt, um nicht zu sagen durch die Häuser gezogen; letztere treten so nahe an die Bahn heran, dass man von den Coupéfenstern aus mit den Wohnungsinsassen, die sich in ihrem Tagewerke durch den brausenden Zug gar nicht stören lassen, ohne Schwierigkeit conversieren könnte. Selbstverständlich stand ich am Fenster und konnte so manche heitere, ja komisch wirkende Familienscene beobachten. Unweit Onomitschi liegt ein Tempel, Senkoschi genannt, in ganz Japan berühmt durch die prächtige Fernsicht, welche er bietet. Schade, dass uns dieser Genuss versagt blieb!

Vor der Station Fukujama, der Hauptstadt der Provinz Bingo, erblickten wir das auf einem Hügel errichtete, im Pagodenstil erbaute Schloss der früheren Daimios, der jetzigen Grafen von Abe, welches sich, wie es den Anschein hat, eines ungewöhnlich guten Erhaltungszustandes erfreut. Ein ähnliches Castell liegt in Okojama und wurde den vormaligen Daimios, den nunmehrigen Viscounts von Ikeda, wieder zurückgestellt. Nach dem ursprünglich festgesetzten Programme hätten wir in Okojama bleiben und übernachten sollen, ich zog jedoch vor, ohne Unterbrechung bis Kiôto zu fahren, um an diesem Orte länger verweilen zu können; gleichwohl prangte die ganze Stadt in festlichem Flaggenschmuck und eine tausendköpfige Menge drängte sich in der Nähe des Bahnhofes, auf dem sich Würdenträger und Deputationen in großer Zahl versammelt hatten. Der Bürgermeister von Okojama begrüßte mich in einer längeren Ansprache und überreichte mir eine Sammlung schöner Photographien, welche die Stadt, einzelne Punkte der Umgebung, allerlei Scenen aus dem Leben und Typen darstellten.

Übrigens waren auch in allen anderen Stationen, in welchen wir halt machten, die Localbehörden, die Schuljugend und die Feuerwehr, wo Garnison lag, auch das Officierscorps zur Begrüßung erschienen, so dass ich angesichts dieses ehrenvollen Empfanges mich hätte für einen Potentaten halten können, der sein Land bereist. Von dem Wunsche geleitet, dem Hof und der Regierung die Pflichten der Courtoisie und der Gastfreundschaft möglichst zu erleichtern, hatte ich, wie bereits erwähnt, schon früher das Ersuchen gestellt, die Fahrt bis Jokohama in eine Incognitoreise zu verwandeln oder doch die Empfangsfeierlichkeiten auf das Maß des für unumgänglich nöthig Erachteten einzuschränken; doch wurde augenscheinlich Gewicht darauf gelegt, mich mit dem größten Ceremonielle durch das Land zu geleiten.

Als die Ermüdung endlich anfieng, ihre Rechte geltend zu machen, begab ich mich zur Ruhe und sank bald in Schlaf, so dass ich um 11 Uhr nachts einen glänzenden, durch ein Feuerwerk bereicherten Empfang in Kobe versäumte, zu welchem sich auch die Stäbe der hier ankernden Schiffe eingefunden hatten.

Kiôto, 8. August.

Von Kobe zieht die nach Tôkio führende Tôkaidô-Bahn der Küste folgend bis Ôsaka, um sich von hier landeinwärts und in nordwestlicher Richtung gegen Kiôto zu wenden, wo wir mit einer durch die festlichen Empfänge verursachten bedeutenden Verspätung um 1 Uhr nachts anlangten. Hier bestieg ich einen Hofwagen und eilte, von einer langen Reihe Dschinrickschas gefolgt, in welchen die Suiten Platz genommen hatten, nach dem Goscho, dem kaiserlichen Palais, das nach langer Fahrt durch die geradlinigen, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen erreicht wurde. Ungeachtet der vorgerückten Stunde hatte sich entlang des Weges eine dichtgedrängte Menschenmenge angesammelt, welche unter und zwischen Lampions, die in den heimatlichen Farben erstrahlten, Spalier bildete.

Der kaiserliche Palast ist von einem Garten und einer hohen, überdachten Mauer umgeben und macht einen unansehnlichen Eindruck, welcher durch die dunklen, aus dem Holze des Hinoki, der Sonnencypresse (Chamaecyparis obtusa), erbauten Wände und die steil abfallenden, mit der Rinde jenes Baumes gedeckten Dächer nicht erhöht wird. Die Räume des uns angewiesenen Hauses sind in originaljapanischer Art einfach, aber sehr geschmackvoll ausgestattet; wir finden auch hier die Schiebethüren und die lichten Matten; an den Wänden sind kunstvoll auf Goldgrund ausgeführte bildliche Darstellungen zu sehen. Eine Veranda umschließt das Gebäude und führt unmittelbar in den Garten, woselbst zahllose Diener des Gesetzes alle vermeintlichen Gefahren von mir abwehren.

Mit Rücksicht auf die späte Stunde, um welche wir uns zur Ruhe begeben hatten, glaubte ich dadurch, dass ich das Palais schon früh am Morgen verließ, meinem Gefolge entschlüpfen und in unauffälliger Weise die Sehenswürdigkeiten Kiôtos besichtigen zu können; hierin aber hatte ich eine falsche Rechnung gemacht, da ich kaum eine halbe Stunde durch die Stadt gewandert war, als mir die Herren der japanischen Suite bereits auf dem Fuße folgten, nicht wenig besorgt, dass ich ob der Verspätung ungehalten sein könnte.

Mein erster Besuch galt der katholischen Kirche, einem freundlichen Gotteshaus in gothischem Stile, welches von einem japanischen Architekten erbaut worden ist; französische Patres walten hier mit nicht geringerem Eifer als die in der Nähe angesiedelten Klosterfrauen, deren segensreiches Wirken bereits Früchte getragen hat.

Kiôto, 298.500 Einwohner zählend, erstand in der fruchtbaren Ebene der Provinz Jamaschiro, — einer der fünf Stammprovinzen (Go-kinai) Japans, welche die Grundlage des Reiches gebildet haben und in denen alle kaiserlichen Residenzen gelegen waren — zwischen den Flüssen Kamo und Katsura. Mit dem größeren Theil am rechten, mit dem kleineren, zu den bewaldeten Höhen des Higaschi-jama aufsteigenden Theil an dem linken Ufer des Kamo-gawa gelegen, in einiger Entfernung auch nördlich und westlich von bewaldeten Bergen umsäumt, ist Kiôto durch seine landschaftliche Scenerie, durch die Regelmäßigkeit seiner Anlage, wie nicht minder durch die Reinlichkeit der nicht eben breiten Straßen vortheilhaft bekannt. Hohes Ansehen hat diese Stadt seit jeher genossen als Mittelpunkt blühenden Kunstgewerbes, namentlich der Seiden-, der Metall- und keramischen Industrie; ehrwürdig und hochberühmt aber ist Kiôto als der classische Boden einer mehr denn tausendjährigen Geschichte des alten Japans – der Genius der neueren Historie hat sich in Tôkio niedergelassen. Im Jahre 794 hatte der Mikado Kwammu, einer der bedeutendsten Fürsten des Landes, seine Residenz nach dem Dorf Uda verlegt, indem er hier einen Heian-schô, das heißt Friedensschloss, benannten Palast erbaute und hiedurch den Grund zu der Stadt Kiôto legte, deren Name in chinesischer Sprache »Hauptstadt« bedeutet. Das Jahr 1868 ist wie über vieles andere auch über Kiôtos Stellung mit ehernem Tritte hinweggegangen — es galt, mit einer großen geschichtlichen Vergangenheit, mit eingewurzelten Traditionen zu brechen; den neuen Ideen musste ein günstigerer Nährboden gegeben werden als die Stätte alter Erinnerung. So wurde denn die Residenz des Mikados nach Tôkio verlegt und damit die Hegemonie Kiôtos gebrochen — erstere Stadt bedeutet die Zukunft, letztere die Vergangenheit Japans. Dem conservativen Japaner aber ist Kiôto, obschon dieses nicht nur in politischer, sondern auch in materieller Beziehung zu Gunsten Tôkios verloren hat, noch immer der geistige Mittelpunkt, der Sitz der Geschichte, der Gelehrsamkeit und der Cultur Japans. Und noch einen Ruhm hat Kiôto behalten: es ist die Stadt der Tempel, deren in ihrem Weichbild und dessen Umgebung an 3000 vorhanden sein sollen. Was dem

Katholiken Rom, dem Russen Moskau, dem Mohammedaner Mekka, dem Buddhisten Kandy, das ist Kiôto dem Japaner, mag dieser dem Buddhaismus oder dem Schintôismus anhängen.

Alle die 3000 Tempel zu besichtigen, wäre des Guten doch zu viel gewesen, so dass wir uns auf die hervorragenderen beschränkten. Begonnen wurde mit dem buddhistischen Haupttempel der Jôdô-Secte, dem Tschion-in, welcher im östlichen Theile der Stadt, einer Festung ähnlich, auf einem Hügel liegt.

Die Jôdô-Secte, deren Priester das Cölibat streng beobachten, sich des Fleischgenusses enthalten und lehren, dass das Seelenheil hauptsächlich von der Befolgung frommer Gebräuche abhänge, wurde im Jahre 1173 von Hônen Schônin gegründet und blühte unter dem Schôgunat der Tokugawa. Eine mit Kirschbäumen eingefasste Avenue führt zu dem Haupteingange des Tempels, einem zwei Stockwerke hohen Baue, welcher, aus schwerem Holzwerke gefügt, eine ebenso originelle als elegante architektonische Form aufweist. Eine steil angelegte, von düsteren Cryptomerien eingerahmte Treppe führt zu einem großen Vorhof, an dessen Ende in einem reizenden Haine der Haupttempel, Hondô, liegt; im Vorhofe stehen mehrere prachtvolle Bronzegefäße, welchen Wasser entquillt, bestimmt, von den Gläubigen zur Reinigung der Hände vor dem Betreten des Tempels verwendet zu werden; diesem Zwecke dient offenbar auch eine Anzahl hier hängender, blaugeblumter, Spuren des Gebrauches zeigender Handtücher. Das Hauptgebäude, eine gedeckte, mächtige Säulenhalle, ist gleichfalls aus dem universellen Material, aus Holz, construiert und daher wiederholt ein Raub der Flammen geworden, so das letztemal im Jahre 1633, worauf die Wiedererrichtung in der jetzigen Gestalt erfolgte.

Wir mussten uns der Schuhe entledigen und betraten den jedem Besucher zugänglichen Raum, in dem mehrere Bonzen Gebete murmelten und die Gongs schlugen; doch schien die Neugierde größer zu sein als die Andacht, da die Priester nach uns blickten und mit ihrem Geläute aus dem Takte kamen. Sannomija, welcher in jungen Jahren selbst Tempelpriester gewesen, rief seine ehemaligen Berufsgenossen herbei und ertheilte ihnen den Befehl, uns durch alle Räume des Tempels zu geleiten. Die Bonzen, deren glattrasierte Häupter mit eigenthümlichen, netzartigen Mützen bedeckt waren, trugen eine Art Stola um den Hals geschlungen und zeichneten sich durch die Pracht ihrer Gewänder aus, obwohl diese nach der strengen Vorschrift eigentlich aus kleinen Stücken zusammengefügt sein sollen, um zu versinnbilden,

dass die Priester seinerzeit in Lumpen gehüllt einhergiengen. Die Götzendiener verrichten nicht nur die vorgeschriebenen Gebete und Ceremonien, sondern treiben auch einen schwunghaften Handel mit Amuletten und stellen den Gläubigen gegen entsprechendes Trinkgeld Passepartouts für den Himmel aus.

Im Haupttempel selbst, einem der größten derartigen Bauwerke Kiôtos, erhebt sich innerhalb eines durch vier Säulen begrenzten Raumes und auf einem tischartigen Altar ein prachtvoll vergoldeter Schrein, welcher die Statue des Sectenstifters enthält. Dieselbe wird den profanen Blicken in der Regel nur einmal im Jahre bei der Erinnerungsfeier an die Begründung der Lehre gezeigt; mir zu Ehren wurde jedoch eine Ausnahme gemacht und der Anblick des Heiligthumes gewährt, indem ein Bonze unter zahlreichen Kniebeugungen den Schrein öffnete. Die Statue stellt einen kleinen, wohlbeleibten Mann mit schmunzelnder Physiognomie dar, welcher behaglich auf einem Kissen ruht und in seinem gesammten äußeren Habitus mehr an einen gemüthlichen Lebemann als an einen strengen Religionsreformator erinnert. Der das Heiligthum tragende Altar zeichnet sich durch herrliche Lack- und Bronzearbeit aus, welche in harmonischer Verschmelzung eine selten künstlerische Wirkung hervorbringt; die umrahmenden Holzsäulen sind reich vergoldet, die Capitäler derselben sowie die Friese und Deckenfelder durch kunstvolle Schnitzereien, fabelhaftes Gethier und allerlei andere Symbole darstellend, verziert.

Vor den Stirnsäulen ragen gewaltige Bronzevasen, Lotosblumen aus Metall tragend, auf, welche fast bis zur halben Höhe des Tempels emporreichen; zahlreiche Lampen, Räuchergefäße und Ständer aus Bronze bilden einen besonders wertvollen Schmuck und weisen alle nur denkbaren Variationen hinsichtlich der Größenverhältnisse auf, da sich neben Lampen und anderen Metallobjecten von mehreren Metern Höhe Gegenstände befinden, welche in den minimalsten Dimensionen gehalten sind, so Lämpchen, die kaum eine Miniaturflamme zu bergen vermögen. Was immer wir aber schauen, ist in den edelsten Formen gehalten und bezeugt den vornehmen, feinfühlenden Geschmack der Künstler, welche diese Meisterwerke geschaffen.

Seitwärts vom Hauptaltare steht der Altar Buddhas, eine Eigenthümlichkeit, die mit dem Umstande zusammenhängt, dass der Tempel eben dem Sectenstifter geweiht ist. In mehreren vergoldeten Schreinen liegen auf kleinen Postamenten Täfelchen zur Erinnerung an verschiedene Personen, mit deren Andenken jenes an fromme Zuwendungen

und Stiftungen zugunsten des Tempels verbunden ist; diese Täfelchen, deren sich eine bedeutende Anzahl vorfindet, machen in ihrer Anordnung ganz den Eindruck des Modelles eines Friedhofes.

An den Haupttempel schließen sich in großer Zahl Baulichkeiten aller Art und der verschiedensten Bestimmung an, so eine Conferenzhalle und eine Bibliothek, welche eine Sammlung aller buddhistischen Vorschriften und mehrere Buddha-Altäre enthält, die je eine reich vergoldete Statue tragen, welche den Gott, mit einem Heiligenscheine versehen, unter oder auf einer geöffneten Lotosblume sitzend darstellt. Die nächste Umgebung der Altäre zeigt Spuren des häufigen Besuches der Gläubigen, und die Vergoldung ist oft genug an einzelnen Stellen der Buddha-Figuren abgewetzt, was sich daraus erklärt, dass fromme Wallfahrer, die von des Gottes Macht Linderung eines körperlichen Schmerzes oder Beseitigung eines Gebrechens erflehen, die bresthafte Stelle ihres Körpers an dem entsprechenden Theile der Statue zu reiben pflegen — eine Form der Bethätigung religiöser Überzeugung, welche an drastischer Komik wohl nichts zu wünschen übrig lässt.

Ein weiteres an den Tempel sich anreihendes Gebäude ist der Palast, welcher von dem Schôgun Ijemitsu, der von 1623 bis 1651 regiert und sich durch hervorragende Thatkraft ausgezeichnet hat, erbaut wurde; jener umfasst ein wahres Labyrinth von Räumlichkeiten, die in früheren Zeiten zum Theile für den Mikado, zum Theile für den seines Amtes als Oberpriester waltenden kaiserlichen Prinzen bestimmt waren, jetzt aber von den Bonzen zu Wohnzwecken verwendet werden oder unbenützt sind. Diese Räume erscheinen durch die Malereien, welche die Schiebewände bedecken, ausgezeichnet; wir erblicken hier alte, hochberühmte Werke bedeutender Meister, die sich in der Wiedergabe von allerlei Gethier und Pflanzen sowie von Scenen aus dem Leben verewigt haben. Einzelne dieser Gemächer zeigen bewundernswerte Darstellungen von Fichten-, Bambus- und Pflaumenbäumen, von Chrysanthemen, von Weiden, von Winterlandschaften u. dgl. m.; besonderen Rufes erfreut sich die Abbildung einer Katze, welche dem Beschauer, wo immer dieser seinen Standpunkt gewählt haben mag, den Kopf zuzuwenden scheint, ferner eine Darstellung von Fichten und jene eines Sperlings, deren Naturwahrheit durch die Anekdoten charakterisiert wird, dass die gemalten Bäume Harz ausgeschwitzt hätten, der Sperling aber, kaum vollendet, zu fliegen begonnen habe. Diesen Kunstwerken gegenüber ist die Spielerei nicht

verschmäht worden, die den Fußboden einer Veranda bildenden Bretter so zu fügen, dass dieselben, wenn man darüber hinwegschreitet, in einer an Vogelstimmen gemahnenden Weise quietschen.

Unterhalb der Stirngallerie des Tempels steckt im Gebälk ein vergilbter, verwitterter Regenschirm, welcher der Sage nach in altersgrauen Zeiten aus der Hand eines Knaben, dessen Gestalt der Gott Inari angenommen hatte, dorthin geflogen sein und als Schutzmittel gegen Feuer wirken soll; in dieser Eigenschaft scheint der Wunderschirm sich jedoch, wie die wiederholte Zerstörung der Tempelgebäude durch Feuersbrünste beweist, schlecht bewährt zu haben. Die Gläubigen benützen den Schirm, um mittels desselben einen Blick in die Zukunft zu werfen; wer einen Wunsch im Herzen trägt und sich über dessen Erfüllung unterrichten will, wirft Kügelchen aus Lehm oder gekautem Papiere nach dem Schirme; bleiben diese Wurfgeschosse hieran kleben, so gilt dies als ein gutes Omen, als wohlwollende Äußerung der auf jene eigenthümliche Weise befragten Gottheit. Nach den gekauten Anfragen an das Schicksal, welche im Gebälke kleben und den Raum verunreinigen, zu urtheilen, scheint die Zahl der Gläubigen, die Wünsche hegen und sehr wissbegierig sind, eine recht große zu sein.

Inari ist der Ernte- und Reisgott, welcher Kitsune, den japanischen Reinecke, zu seinem Diener auserkoren hat. Der Fuchs ist in Anerkennung seiner Schlauheit überhaupt unter die Tempelwächter aufgenommen worden und hat in dieser Function, aus verschiedenem Materiale nachgebildet, an den Eingängen der Tempel seinen Platz erhalten. Neben dem Fuchse genießen auch der Kranich und die Süßwasserschildkröte besondere Verehrung, und zwar beide als Symbole des Glückes, letztere insbesondere auch als Sinnbild langen Lebens und eines friedlichen Greisenalters, einer der sieben Glückseligkeiten. Daher rührt denn auch die Vorliebe für die Darstellung dieser Thiere in Bronze, in Porzellan oder in Lackmalerei und für die Verwendung derartiger Objecte zu Geschenken, durch welche ausgedrückt werden soll, dass dem Bedachten langes, glückliches Leben gewünscht wird.

Auf einer kleinen Erhöhung zwischen Bäumen steht der im Jahre 1618 vollendete Thurm, in welchem eine Riesenglocke von über 3 *m* Höhe, fast ebenso großem Durchmesser an der Basis und entsprechender Wandstärke hängt; diese Glocke wurde im Jahre 1633 gegossen, und dem Materiale soll, um die Reinheit des Klanges zu erhöhen, viel Gold zugesetzt worden sein; ein an der Außenseite des Thurmes befestigter Baumstamm dient als widderartiger Klöppel.

In Dschinrickschas fuhren wir durch mehrere reinliche und den Eindruck besonderer Niedlichkeit hervorbringende Straßen nach dem Tempel Gion-jaschiro, welcher unweit des eben besichtigten liegt und dem Schintô-Cultus geweiht ist, wie sofort an den uns schon von Mijaschima her geläufigen Thoren zu erkennen war. Im allgemeinen ist es für den Fremden leichter, sich in einen Buddha-, als in einen Schintô-Tempel Eingang zu verschaffen; doch gab es für uns heute auch hier keine Schwierigkeiten. Im Vorhofe des Tempels sind zahlreiche Votivtafeln, mit langen Sprüchen bedeckt, und Lampen angebracht; im Innenraume fanden wir als Symbole den Spiegel und das Gohei, bewacht von zwei fratzenhaften Figuren, einem Einhorn und einem Tiger. Vor dem Altare standen auf sauberen Tischchen Speise- und Trankopfer, vornehmlich Reis, Fische und Sake, welche von den Gläubigen in großen Mengen herbeigeschafft und von den Priestern als willkommene Gaben in Empfang genommen werden.

Eine starke Anforderung an unsere Rickschaläufer stellte der Weg, welcher steil bergauf durch eine Reihe von Gässchen, in deren Läden Porzellanwaren und namentlich Puppen jeder Art feilgeboten wurden, nach dem buddhistischen Tempel Kijomitsu führt. Dieser ist der in Japan besonderer Beliebtheit sich erfreuenden Göttin der Gnade, Kwan-on, geweiht, welche, die Gebete der Menschheit erhörend, aus allen Nothlagen zu erretten vermag und in offenbarer Symbolisierung dieser Allmacht mit mehreren Gesichtern, mit 40 Armen und 1000 Händen dargestellt wird. Die Geschichte der Gründung dieses Heiligthumes ist eine sagenhafte und verliert sich in altersgraue Zeiten; jedenfalls dürfte der Tempel zu den ältesten Baulichkeiten Kiôtos gehören. Auch hier führt eine Reihe steil angelegter Stufen empor, an deren Ende ein zwei Stockwerke hoher Thorweg erbaut ist. Etwas höher liegt eine in drei Etagen aufstrebende Pagode, welche durch reich geschnitzte Ornamentik ausgezeichnet ist und eine dominierende Lage einnimmt; in der Nähe befinden sich einige kleinere Kapellen. Durch einen Säulengang aufwärts schreitend, gelangt der Besucher endlich vor den Haupttempel selbst, welcher mit seinen roh bearbeiteten Säulen eine seltsame Wirkung hervorbringt. Der nicht eben sehr bequeme Aufstieg wird wesentlich erleichtert durch die Fülle interessanter Objecte, die uns jeden Augenblick veranlassen, haltzumachen, um zu schauen, zu bewundern; Votivtafeln, Vasen aus Bronze in kolossalen Dimensionen, herrliche Brunnen mit künstlerisch gebildeten Drachenfiguren u. a. m. fesselt die Aufmerksamkeit, hemmt die Schritte. Der

Haupttempel enthält in einem Schreine, zu dessen beiden Seiten eine ganze Reihe von Götterfiguren angeordnet ist, das über 1·5 *m* hohe Bildnis der in sitzender Stellung aufgefassten »Tausend-Hände-Gnadengöttin«, wie Kwan-on auch genannt wird; der Schrein darf jedoch nur nach je 33 Jahren geöffnet und so der Anblick des Gnadenbildes dem Volke gegönnt werden. Den Altarschmuck bildet ein buntes Durcheinander von lebenden Pflanzen, von künstlichen Blumen, von Vasen, Leuchtern, Räuchergefäßen und Opferschalen; die Gläubigen können große Glocken mittels verschlungener, weißrother Seile in Bewegung setzen und so besonders eindringlichen Bitten bei der Gottheit Gehör sichern. Ewige Lichter brennen in dem Tempel, welcher bei Tag und bei Nacht von Hilfe und Gnade erflehenden Andächtigen besucht wird.

An der Stirnseite des Tempels ist eine hölzerne Plattform, Butai, das heißt Tanzbühne, mit zwei Flügeln für das Orchester, errichtet und offenbar zur Vorführung besonderer Schaustellungen an hohen Festtagen bestimmt. Eine offene, an diese Plattform angrenzende Halle zeigt sich von Votivbildern erfüllt, die zum Theile höchst interessante Darstellungen von Ereignissen und Vorfällen enthält, in welchen die Göttin dem Spender des Bildes hilfreich zur Seite gestanden ist; neben der Wiedergabe von Symbolen verschiedener Art und so namentlich des heiligen Tempelpferdes in allen möglichen Posen und Gangarten, sieht man hier menschliche Schicksale in buntem Wechsel, Gewaltiges neben Unbedeutendem, tobende Reiterschlachten und Kämpfe mit Riesen und Ungeheuern neben alltäglichem Ungemache des Lebens verewigt alles zur Erinnerung, dass die Göttin mit ihren tausend Händen helfend eingegriffen hat.

Der fremdartige Eindruck, den die Gesammtanlage des Tempels und die örtliche Situation auf den Beschauer macht, wird noch dadurch erhöht, dass der Hügel, welcher den Haupttempel trägt, von einem anderen, den ein ebenfalls der Göttin Kwan-on geweihtes Heiligthum schmückt, durch einen Abgrund getrennt ist.

Dieses Bauwerk ragt, auf Piloten ruhend, über den Hügel hinaus und bietet dem auf einer Veranda stehenden Besucher einen prächtigen Blick auf Kiôto und dessen malerische Umgebung. Zahllose Votivbilder legen auch hier Zeugnis für die helfende Macht der Göttin ab, deren Holzbüste durch die häufige Berührung mit den hilfsbedürftigen Körpertheilen der Gläubigen bereits gänzlich abgewetzt und abgeschabt ist. Unter den Votivbildern verdient die Darstellung eines großen Dampfers erwähnt zu werden, auf dem eben eine Kesselexplosion stattfindet;

eine Anzahl von auf dem Schiffe befindlichen Menschen wird jedoch durch die in den Wolken thronende Gottheit vor dem sicheren Untergange gerettet.

Von der Plattform der Veranda aus sprangen bis vor einigen Jahren nicht selten Fanatiker, lediglich einen geöffneten Schirm in den Händen haltend, in eine Tiefe von 30 *m* über den Felsen hinab, um zu erproben, ob ihnen wohl zeitlebens der Schutz des Himmels gesichert sei, was daran erkannt werden sollte, dass die kühnen Springer unverletzt blieben, während gebrochene Glieder als eine recht empfindliche Versagung göttlichen Schutzes galten. Häufig soll der gefährliche Sprung auch zur Erzielung eines Gottesurtheiles ausgeführt worden sein; dass Selbstmörder denselben unternahmen, um angesichts des Tempels in das Nirwâna einzugehen, liegt nahe. Endlich ließ die neuorganisierte Polizei um die Plattform ein Gitterwerk ziehen, wodurch den verschiedenen Springgelüsten ein Ende bereitet wurde.

Ein anderer kleiner Tempel scheint der Göttin in ihrer Wirksamkeit innerhalb der Kinderstube geweiht zu sein; denn hier finden sich in großer Zahl Votivbilder und sonstige Gegenstände, welche auf den Schutz hinweisen, dessen sich die Jugend seitens der Göttin erfreut, so Gitter, bestimmt, Kinder vor dem Hinabfallen zu bewahren, und kleine aus Thon gebildete Buddha-Figuren, versehen mit rothen, um den Hals gebundenen Lätzchen, ähnlich jenen, deren man sich bei Kindern bedient, um Verunreinigung der Kleider beim Essen hintanzuhalten.

Die Reihe der Besichtigungen wurde heute mit jener des Tempels der buddhistischen Schin- oder Ikkô-Secte beschlossen, welche, von Schinran, dem Sprossen eines alten Adelsgeschlechtes, im Jahre 1213 gegründet, im Lande über 10.000 Tempel besitzen soll und sich durch einen gewissen Rationalismus in ihrer Lehre sowie durch die Reinheit der Sitten ihrer Anhänger auszeichnet; der Glaube an Buddha, edles Denken und Handeln bilden die hauptsächlichsten Verpflichtungen der Bekenner, während Cölibat, Bußübungen, überhaupt jede Form der Askese, klösterliches Leben u. dgl. m. verworfen sind. Bemerkenswert ist, dass der Stifter der Secte die Volkssprache in das Rituale eingeführt hat und der Priesterstand wie bei den Schintôisten erblich ist. Die Secte, welche eine Reform des buddhistischen Glaubens durch Wiederbegründung seiner ursprünglichen Reinheit anstrebt und ihre Angehörigen auch in den europäischen Wissenschaften zu unterrichten bestrebt ist, hat nicht nur in Kiôto, sondern auch fast in jeder anderen größeren Stadt zwei Tempel, den Nischi-(West-) und den Higaschi-(Ost-) hongwanschi.

Der erstere, im Jahre 1591 oder 1592 erbaut, ist ausgezeichnet durch die bedeutenden Dimensionen sowie durch den Reichthum der Verzierung und des Schmuckes, welcher offenbar mit der der Secte eigenthümlichen prunkvollen Ausstattung ihres Cultus zusammenhängt. Welch herrliche Stämme haben hier als Säulen und im Dachwerke Verwendung gefunden! Welch üppige und doch edel gehaltene Ornamentik bereitet hier wahrhaften Kunstgenuss! Der Haupteingang weist prachtvolle Schnitzereien, darstellend Blumen und Blätter von Chrysanthemen auf; ähnlicher Zierat schmückt die Friese und reicht bis hoch in das Dachgebälk empor. Einer der berühmtesten Holzschneider des Landes, der sich überdies nur des linken Armes zu bedienen vermochte, soll das starre Holz durch jene Meisterwerke belebt haben. Einem im Tempelhofe wurzelnden, gewaltigen Baume wird die Kraft zugeschrieben, den Tempel vor Feuersbrunst zu bewahren. Der Innenraum, und zwar sowohl des Hauptschiffes als mehrerer seitlicher Kapellen, erglänzt bei gedämpftem, von einer Veranda einfallendem Licht in reicher Vergoldung, welche sowohl an den Wänden als an den Säulen allenthalben angebracht ist; zur Rechten und zur Linken liegt je ein kapellenartiger Raum, deren jeder große, fast zwei Jahrhunderte alte Kakemonos birgt, die auf dunkelblauem Grund in goldenen Lettern geschriebene Anrufungen der Gottheit und überdies Porträts von hervorragenden Bekennern der Secte enthalten.

Der Schrein, welcher die etwa 60 *cm* hohe, den Stifter der Secte in sitzender Stellung zeigende Statue umschließt, ist mit vergoldeten und bemalten Blumenornamenten überzogen, während der Altar an der Stirnseite in Felder mit Blumen und Vögeln in durchbrochener Arbeit getheilt ist, die sich vom vergoldeten Hintergrund abheben. Vor dem Bildnisse des Stifters prangt in einer Umrahmung dessen vom jetzt regierenden Mikado niedergeschriebener Name.

In einer schier endlosen Reihe von saalartigen Räumen anderer zu dem Tempel gehöriger Bauwerke, insbesondere in den Staatsgemächern, konnten wir die herrlichen Stickereien und Malereien bewundern, welche die Schiebewände bedecken; hier sind es allerlei Bäume und Sträucher, dort Chrysanthemen, dann wieder Gänse und Pfauen, die in anregendem Wechsel den Künstlern als Vorwürfe lebendiger und naturgetreuer Darstellung gedient haben. Alle diese Meisterwerke, welche geeignet sind, das Verständnis für das Wesen der altjapanischen Kunst in ganz anderer Art zu erschließen als die nach Europa gelangenden Erzeugnisse, sind auf langen, dem Künstler horizontal vorlie-

genden Papierrollen, die erst nach beendeter Arbeit an den Wänden aufgezogen werden, gemalt, wie es denn überhaupt in Japan aus älterer Zeit nur sehr wenige unmittelbar auf verticalen Flächen hergestellte Gemälde gibt.

Durch einen labyrinthartig angelegten Garten wurde ich nach der Behausung des Oberpriesters geleitet, der uns in einem Gewande von violetter Farbe empfieng, ähnlich jenem, welches bei dem katholischen Episcopat im Gebrauche steht. Dieser geistliche Functionär ist einer der höchsten kirchlichen Würdenträger Japans, eine Folge des Ansehens, dessen die Secte sich erfreut, sowie des Umstandes, dass der Nischi-hongwanschi in Kiôto als der Haupttempel der Secte gilt und die Vorsteher desselben die Angelegenheiten der Religionsgenossenschaft im ganzen Lande leiten. Im Jahre 1876 hatte der jetzt regierende Mikado dem schon vor mehr als 600 Jahren verstorbenen Begründer der Schin-Lehre den Titel Kenschin-daischi, das ist Großer Meister, verliehen, was als eine hohe Auszeichnung und als Anerkennung der Richtung aufgefasst wurde, in der sich das reformatorische Streben dieser buddhistischen Secte bewegt. Nachdem uns das würdige Oberhaupt der Schin mit schneeartig gestaltetem Fruchteise sowie mit überaus stark versüßten Leckereien, welche ich nur mit großer Überwindung hinabwürgte, bewirtet hatte, fuhren wir nach unserem Quartier in einer Dschinrickscha-Colonne zurück, die um so länger geworden war, als sich den in dieselbe eingereihten, uns zugetheilten Dignitären und Polizeiorganen auch eine beträchtliche Anzahl von Reportern angeschlossen hatte, die, nach dem Eifer zu urtheilen, mit dem sie ihrem Beruf oblagen, den europäischen Collegen vollkommen ebenbürtig sind.

Der Nachmittag war Einkäufen gewidmet, wozu in Kiôto reichliche Gelegenheit geboten ist. Allerdings sind die größeren und bekannteren Läden in ihren Preisen bereits in unliebsamer Weise auf den Verkehr mit Fremden eingerichtet, so dass ich meist jene Warenlager, welche sich durch die Aufschrift: »Curio Shop« als fortschrittliche ankündigten, mied und meine Schritte kleineren, in Seitengassen liegenden Stätten des Handels zuwandte, wo ich ebenso schöne Objecte, jedoch bedeutend wohlfeiler als in den hervorragenden Läden fand.

Die regelmäßige Anordnung der in unabsehbar langen Linien von Süden nach Norden, in kürzerer Ausdehnung von Osten nach Westen streichenden Straßen erleichtert die Orientierung wesentlich, was umso schätzbarer war, als wir sehr beträchtliche Entfernungen von einem

Laden nach dem anderen zurückzulegen hatten. Nebenbei bemerkt, werden in Kiôto die Entfernungen innerhalb der Stadt von der durch Taikô-sama erbauten Sanschô-Brücke aus berechnet. Allenthalben fallen die in der Öffentlichkeit herrschende Reinlichkeit sowie der Umstand auf, dass in Kiôto für die Bespritzung der Straßen vor den Häusern besser vorgesorgt wird, als dies bei uns zu Hause seitens der immer übelgelaunten Hausmeister geschieht.

Während der Fahrt lernte ich auch eine kleine Fabrik kennen, in welcher in der hierzulande üblichen, sich noch wenig über den handwerksmäßigen Betrieb erhebenden Art und Weise recht hübsche Porzellanwaren erzeugt werden; die leichteren Arbeiten fallen Knaben und Frauen, die schwierigeren Männern zu. Im allgemeinen machte mir die Fabrication, was den Vorgang und die zur Verwendung gelangenden Hilfsmittel anbelangt, einen primitiven Eindruck. Gleichwohl ist die zum Theil durch weitgehende Arbeitstheilung erzielte Schnelligkeit in der Erzeugung eine erstaunliche; denn rasch wird die Form auf der Töpferscheibe gedreht, dann einem kurze Zeit währenden Trocknungsprocess unterworfen und hierauf bemalt. Zu letzterem Zwecke skizziert ein Vorarbeiter die Umrisse des figuralen und sonstigen Schmuckes auf dem Objecte selbst, worauf dieses von Hand zu Hand geht, um in jeder durch einige Farben und einige Pinselstriche bereichert zu werden, bis das Kunstwerk soweit vollendet ist, dass es schließlich in den Ofen wandern kann.

Der Sitz der Thonwaren- und Porzellanindustrie ist in dem am linken Ufer des Kamo-gawa gelegenen Stadttheile Kijomitsu, den wir schon behufs Besichtigung des gleichnamigen Tempels durchfahren hatten. Hier werden vorzugsweise Waren für den inländischen Bedarf erzeugt und verkauft, doch hat seit einigen Jahren auch schon die Production für den fremdländischen Geschmack und für den Export begonnen, welch letzterer seit dem Jahre 1868 bedeutend gestiegen ist. Dass die Porzellanindustrie in Japan nicht autochthon, sondern der bleibende Erfolg jener Expedition ist, die Taikô-sama zur Eroberung Koreas und Chinas ausgerüstet hat, kann als erwiesen angenommen werden. Die Daimios von Satsuma, Hisen, Tschoschiu und mehrere andere brachten damals aus Korea Handwerker mit, welche die Begründer der japanischen Töpferindustrie wurden.

Abends besuchten wir eines der größten Theehäuser, in welchem Tänzerinnen ihre Kunst zeigten; doch konnte ich deren choreographischen Fertigkeiten ebensowenig Beifall zollen als dem von Instrumental-

musik begleiteten Gesange. Der Reiz der Neuheit, welchen sowohl die Theehäuser als die in denselben üblichen Productionen der Tänzerinnen und Sängerinnen anfänglich ausüben, vermag das Interesse gewiss in hohem Grade zu erwecken; allein das Entzücken der Europäer über jene Etablissements und über die Kunstleistungen der puppenhaften Schönen kann ich nicht theilen.

Kiôto, 9. August.

Ganz in der Nähe des von uns bewohnten Hauses, im selben Garten wie dieses, liegen die historischen Baulichkeiten, in denen Generationen von Mikados verborgen vor den Augen des Volkes gelebt haben und gestorben sind, bis die neue Verfassung dieser Gefangenschaft ein Ende machte. Der Complex der Palastbauten besteht aus einer Reihe weitläufiger, ebenerdiger Gebäude, die, wie wir schon bei der Ankunft bemerken konnten, im Gegensatze zu anderen japanischen Bauten in der That einen sehr nüchternen und kalten Eindruck machen; die zierlichen Gärtchen, welche fast nirgends fehlen, sind hier durch staubreiche, sandige Höfe ersetzt. Wir besahen die Seiro-den heißende Halle; die Flucht der Räume dieses Bauwerkes bildete früher den eigentlichen Aufenthaltsort des Mikados, diente jedoch später der Abhaltung von bestimmten Festlichkeiten. In dem Audienzsaale, dem Schauplatze der Inthronisation des Mikados, fiel mir ein von einem Zeltdach aus weißer, rother und schwarzer Seide überhöhtes Ehrensesselchen auf, vor welchem zwei Bronzefiguren gähnend wachen, während an den Wänden Bilder chinesischer Weisen prangen. Der Tsune-goten genannte Theil des Palais umfasst die Privatgemächer des Mikados. In den zahllosen Räumen des Palastes, worin sich der Besucher fast verirren könnte, fanden wir da und dort schöne Wandgemälde, die aber nicht im Stande waren, den ersten Eindruck der Kahlheit, welchen auch das Innere der Residenz macht, zu bannen. Wäre ich Kaiser von Japan, Herrscher eines so kunstfreudigen Volkes gewesen, ich hätte gewusst, mir meinen Palast prunkvoller zu schmücken und behaglicher zu gestalten, namentlich wenn mir das Los zutheil geworden wäre, mein Leben in stiller Abgeschiedenheit dahinfließen zu sehen.

Auf dem Wege zu dem Nidschô, dem ehemaligen Schlosse der Schôgune, drangen wir in eine Seidenweberei, woselbst hauptsächlich für den Export bestimmte Waren erzeugt werden, die jedoch nur zum Theil als hervorragendere Producte japanischer Textilindustrie bezeichnet werden können. Der technische Vorgang ist im wesent-

lichen der gleiche wie jener, der bei uns in ähnlichen Etablissements üblich ist. Die Seidenweber Kiôtos haben ihren Sitz in Nischi-dschin, das ist im Westlager, dem nordwestlichen Theile der Stadt; die Zahl dieser Industriellen ist eine sehr bedeutende, dem Umstand entsprechend, dass die Seidenproduction in der Gütererzeugung Japans eine Hauptrolle spielt und Seide den wertvollsten Ausfuhrartikel darstellt. Wie in Europa hat auch in Japan dieser Productionszweig mit Calamitäten aller Art zu kämpfen, nicht zum wenigsten mit den Krankheiten, welchen der Maulbeer-Seidenspinner (Bombyx mori) unterworfen ist. Letzterer Umstand hat dazu geführt, dass man in Japan versucht hat, für jenen Spinner Ersatz in der Antheraea Jama-maï zu finden, welche sich von den Blättern der japanischen Eiche (Quercus serrata) nährt und ein hellglänzendes Gespinnst liefert, das insbesondere bei Herstellung von Damast und von brocatartigem Krepp mit Erfolg Verwendung findet.

Der Nidschô-Palast ist im Jahre 1601 von Ijejasu als Absteigequartier für seine Besuche in Kiôto erbaut worden und diente seither den Schôgunen aus dem Hause der Tokugawa als Residenz, bis er im Jahre 1868 in kaiserlichen Besitz übergieng. Das festungsartige Äußere und namentlich die cyklopischen, mit Thürmen bewehrten Mauern bereiten den Besucher nicht vor auf das, was er in den Innenräumen schaut, wenngleich die reichen Hautreliefs der Thore mehr Kunstsinn und Prunkliebe verrathen als das kaiserliche Palais. Märchenzauber umfängt uns, indem wir einen goldstrotzenden Saal nach dem anderen durchschreiten; herrlich ausgeführte Wandgemälde heben sich von dem schimmernden Hintergrund ab, uns Einblick in neue Kunstformen gewährend. Wenn wir bisher in den japanischen Gemälden die Zartheit und Liebe zum Detail bewundert hatten, konnten wir hier den Bildern einen Zug ins Großartige nicht absprechen. Alle anderen Säle werden an Glanz von dem ehemaligen Audienzsaale der Schôgune überstrahlt, dessen Goldschmuck den Besucher förmlich blendet; doch hat diese Pracht nicht vermocht, die Furcht zu bannen, wie aus dem Umstand zu schließen, dass eine geheime Thüre bestimmt war, Bewaffneten, die in einem Nebenraume des Audienzsaales verborgen gehalten wurden, jeden Augenblick zu ermöglichen, im Falle der Noth dem Schôgun beizuspringen.

Der Rothschild Japans, ein über großen Reichthum gebietender Banquier, namens Nitsui, welcher den Minen im Inneren des Landes Millionen verdankt, hatte mich gebeten, seinem erst vor kurzem vollendeten Haus einen Besuch abzustatten. Ich willfahrte dieser Einladung

gerne und wurde in dem Flure des neuerbauten Palais von dessen Besitzer, einem freundlich blickenden, kleinen Manne, mit vielen Bücklingen und einer längeren Ansprache begrüßt. Bei der Besichtigung erwies sich das Bauwerk als stilgerecht, aus fein gehobeltem Holze, Lehm und Papier errichtet, und von einem niedlichen Gärtchen umfasst; das Innere hingegen zeigte eine Annäherung an europäischen Geschmack und Comfort, welche mit der doch auch festgehaltenen landesüblichen Ausstattung der Gemächer nicht in Einklang zu bringen war. Die aus Europa bezogenen, in grellen, bunten Stoffen prangenden, schweren Fauteuils, ferner massive Schränke und dichte Teppiche standen in lautem Contraste zu den zarten Kakemonos und den leichten Matten; doch schien gerade dieser Widerspruch dem Hausherrn den Reiz des Originellen zu bieten und daher zu gefallen. Nitsui scheint Thiere sehr zu lieben, wie sich daraus schließen lässt, dass auf der gegen den Garten gerichteten Veranda in einer Drahtvolière zwei Paare Kraniche stolzieren, deren eines aus Japan, das andere aus Korea stammt, während sich in zierlichen, tadellos rein gehaltenen Holzkäfigen Vertreter fast aller in Japan vorkommenden Vogelarten, namentlich Singvögel, befanden; unter den Gefangenen bemerkte ich auch einen Nussheher, dessen Gefieder die gleiche Färbung wie jenes seines europäischen Bruders zeigte. Herr Nitsui ließ einige Erfrischungen servieren und machte mir sodann eine Eule sowie einen Löffelreiher zum Geschenke, die jedoch leider recht schlecht ausgestopft waren.

Hatte ich bisher nur durch ihr Alter ehrwürdige Tempel besichtigt, so wollte ich nun auch den Higaschi-hongwanschi, der eben im Baue war, in Augenschein nehmen. Der Brudertempel des Nischi-hongwanschi war im Jahre 1864 ein Raub der Flammen geworden, und zwar in jenem mörderischen Kampfe, welcher zwischen vielen Hunderten von Leuten aus Tschoschiu, die sich gegen das bestehende Verbot und in der Absicht, die Person des Mikados zu ergreifen, in Kiôto eingefunden hatten, und den zum Schutze der Hauptstadt zusammengezogenen Truppen entbrannt war. Der Bau ist schon weit genug vorgeschritten, um erkennen zu lassen, dass hier ein Buddha-Tempel im Entstehen ist, welcher, was die planliche Anlage sowie den Stil betrifft, den Vorschriften der Schin-Secte streng entsprechen und gleichzeitig durch die in edelsten Verhältnissen zueinander stehenden Dimensionen sowie durch die prächtige Ausgestaltung eine Sehenswürdigkeit der Stadt bilden wird. Mein Erstaunen wurde insbesondere durch die kolossalen Holzstämme geweckt, die aus allen Theilen Japans als Opfergabe

für den Bau geliefert worden waren; man glaubte auf dem Bauplatz in einem ganzen Walde von Säulen aus dem Holze des Keaki zu wandeln, eines zur Familie der Ulmen gehörigen Baumes (Zelkowa keaki), dessen Holz sich durch seine Zähigkeit, Elasticität und Dauerhaftigkeit auszeichnet, so dass es das beliebteste Material vom Schiff- und Häuserbau angefangen bis zu der Erzeugung verschiedener kleiner Luxusobjecte herab bildet. Bei dem Baue des Higaschi-hongwanschi wird Keaki-Holz für alle dem Blicke sich darbietenden, hingegen Fichtenholz für die übrigen Theile, namentlich für das Dachwerk, des Gebäudes verwendet. Die Fichten, die hier verarbeitet werden, sind geradezu riesige Urstämme, deren man aber allerdings bedarf, um die enormen Spannungen zu bewältigen; denn die Länge des Tempels beträgt 74 *m*, die Breite 52 *m*.

Die mehr als armdicken, in zwei mannshohen Rollen vor uns liegenden Taue, mittels welcher die wuchtigen Stämme emporgezogen werden, sind, wie man mir sagte, aus Frauenhaaren angefertigt. Diese Verwendung des sonst wohl zu derartigen Zwecken nicht gebrauchten und von uns nur in anderer Wirkung bewunderten Materiales soll darauf zurückzuführen sein, dass zu Beginn des Tempelbaues mehrere Taue beim Aufziehen der schweren Stämme rissen, was wiederholt Unglücksfälle im Gefolge hatte und einen Priester zu der Prophezeiung veranlasste, es würden nur aus Frauenhaar gedrehte Seile die Lasten zu tragen im Stande und so weitere Unglücksfälle vermeidlich sein. Auf diese Weissagung hin entschlossen sich Frauen und Mädchen in großer Zahl, ihre Haare dem Tempelbaue zu opfern und für die Anfertigung der erforderlichen Seile zu widmen. Und siehe — das Geschlecht, welches ja eigentlich doch das stärkere ist, bewährte sich als solches auch in diesem Falle; denn dessen Haare, zu dicken, rabenschwarzen Tauen geflochten, thun seit Jahren beim Tempelbaue treffliche Dienste, so das Vertrauen rechtfertigend, welches den weissagenden Priester beseelt hatte. Obschon ich sonst weder Kunstwerke zu verstümmeln pflege, um ein Stück davon heimzubringen, noch Merkwürdigkeiten auf unrechtmäßige Weise an mich bringe, um meine Sammlung durch ein Curiosum zu bereichern, wich ich hier von meinen Grundsätzen doch insoweit ab, als ich mir heimlich ein Stückchen eines dieser Taue abschneiden ließ, um vergnügt mit meiner Beute heimzukehren.

Rasch hatten wir ein Frühstück eingenommen und eilten dann, wieder verschiedenen Einkäufen nachzugehen, wobei ich insbesondere Seidenstoffe und Kimonos zu erwerben trachtete, letztere, um hiemit

Freunde in der Heimat beschenken zu können. Die Kauflust, welche uns beherrschte, war bereits in weiteren Kreisen ruchbar geworden, so dass sich das Volk in den Straßen vor den Läden staute und mit den Blicken unserem Thun folgte, während uniformierte Polizisten und Detectives geschäftig hin- und hereilten, um über meine Sicherheit, die ich gar nicht bedroht fühlte, zu wachen. Dass unter solchen Umständen die Besorgung unserer Einkäufe nicht erleichtert und namentlich nicht verwohlfeilt wurde, ist wohl klar.

Unmittelbar vor dem am späten Abend stattfindenden Diner wurde mir zu Ehren ein Fußballspiel von den Herren der Aristokratie Kiôtos, welche altjapanisches Costüm trugen, aufgeführt. Hiebei galt es für die Spieler, innerhalb eines ausgesteckten Raumes von geringem Umfang einen Fußball empor- und dem Nebenmanne zuzuschleudern, der den Ball in gleicher Weise zu übernehmen und weiterzugeben hatte. Ich fand alle Ursache, den Eifer und die Geschicklichkeit der Spieler zu bewundern und das umsomehr, als sich unter denselben einige Herren befanden, welche die schöne Zeit der ersten Jugendblüte bereits hinter sich hatten. Vortrefflichen und geradezu charakteristischen Eindruck machten die Spieler in ihrer nationalen Tracht, durch dieselbe viel besser gekleidet, als durch die nur zu oft schlecht gemachten Fracks und Gehröcke.

Kiôto — Ôsaka, 10. August.

Für den heutigen Tag war ein Ausflug nach Ôsaka, an den sich ein solcher nach Nara reihen sollte, in das Programm aufgenommen; der Zug entführte uns daher gegen jene Stadt auf derselben Strecke, die wir schon bei der Fahrt nach Kiôto, allerdings des Nachts, zurückgelegt hatten. Wir durcheilten liebliche, grünende Landschaft, in welcher sich als eigenthümliche Staffage zahlreiche Ziehbrunnen und Tretwerke, zur Berieselung der Grundstücke bestimmt, erheben. Bambuswäldchen unterbrechen in angenehmer Weise die Monotonie der weithin sich erstreckenden Reisfelder; wiederholt saust der Zug über die fast trocken liegenden Rinnsale von Bächen und Flüsschen und schließlich über das Bett des Kanzaki-gawas sowie über jenes des Jodo-gawas hinweg.

Aus weiter Ferne schon kündigt Ôsaka, eine Stadt von mehr als 473.000 Einwohnern, seinen Charakter als Industrie- und Handelscentrum durch den keineswegs malerischen Anblick zahlreicher Fabriken mit rauchenden Schloten an; das erste Gebäude, an welchem wir

vorbeikommen, ist eine mit Dampfbetrieb versehene Bierbrauerei, die ebenso sehr dem Durst als dem industriellen Stolze der Bewohner Ôsakas genügeleisten soll.

Der dringenden Bitte, meinen Excursionen möglichstes Incognito zu sichern, war Gewährung zugesagt worden; doch bestand letztere lediglich darin, dass die Polizei vor mir nicht mehr salutierte, während im übrigen alles beim Alten blieb. So fanden denn auch hier wieder festlicher Empfang auf dem Bahnhofe, Vorstellungen von hohen Würdenträgern statt, erfolgte ein triumphaler Einzug durch ein Spalier sich drängender Schaulustiger in die Stadt. Die ursprünglich geplante Revue über die gesammten, in Ôsaka garnisonierenden Truppen hatte ich dankend abgelehnt, zur Enttäuschung des Commandierenden, eines alten Generallieutenants, dem ich jedoch als Ersatz den Besuch des Castelles und des Arsenales zusagte.

Vier Hofwagen brachten uns in raschem Tempo zunächst nach dem Castelle, welches am linken Ufer des Jodo-gawas im Osten der Stadt liegt, die nicht selten das Venedig Japans genannt wird. Dieser Vergleich trifft nur insoweit zu, als den südlichen Theil Ôsakas zahlreiche, unreines Wasser führende Canäle durchziehen, die von dem Jodo-gawa abzweigen.

Am Eingange des Forts empfieng mich der Generallieutenant an der Spitze des Officierscorps und geleitete mich in ein Dienstgebäude, wo er mir nach einer längeren Ansprache Photographien sowie Skizzen der Festung überreichte und eine Erfrischung anbot. Das Castell ähnelt in seiner baulichen und fortificatorischen Anlage jenem von Kumamoto und präsentiert sich, wenngleich es kleinere Dimensionen aufweist, doch als ein gewaltiges Werk, dank den kolossalen, aus Granitblöcken von 5 bis 7 *m* Breite und bis zu 12 *m* Länge hergestellten Umfassungsmauern und den doppelten, tiefen, mit Wasser gefüllten Gräben. Wie es möglich war, so riesige Granitblöcke mit den zur Zeit der Erbauung des Forts gegebenen technischen Mitteln in Bewegung zu setzen und übereinanderzuthürmen, erscheint ganz unfassbar. Bemerkenswert ist, dass die Mauern der Escarpe sowohl als jene der Contreescarpe nicht geradlinig oder in einem Winkel, sondern in einer Curve angelegt sind. Zu oberst auf dem Mauerrande ragen die der japanischen Fortification eigenthümlichen Thürme mit den geschweiften Pagodendächern empor; doch ist die Zahl derselben nur mehr eine geringe, da die meisten im Laufe der Zeiten Feuersbrünsten zum Opfer gefallen sind, wie denn heute das Fort überhaupt in Trümmern liegt und auch das innerhalb

der zweiten Ringmauer gelegene Palais, angeblich das prächtigste Gebäude Japans, im Jahre 1868 von Flammen verzehrt worden ist. Doch wirken auch heute noch die Ruinen, auf welche wir blicken, imponierend und erzählen in ihrer stummen, eindringlichen Sprache die stolze Geschichte dieser Feste, welche als Schlüssel zu der Hauptstadt Kiôto in stürmisch bewegten Epochen, bei entscheidenden Ereignissen der Geschichte Japans eine bedeutungsvolle Rolle gespielt hat und mit den glänzendsten Namen des Landes verknüpft ist.

Wo sich heute die Trümmer der festen Burg Ôsakas erheben, stand einst ein hochberühmtes buddhistisches Kloster der Schin-Secte, das im Jahre 1571 über Befehl Nobunagas zerstört wurde, welcher sich durch Kriegsglück und Tapferkeit zu dem mächtigsten Feudalherrn aufgeschwungen hatte, so dass er vom Mikado zur Pacification des Landes berufen wurde und wagen konnte, Schôgune zu vertreiben und einzusetzen. Die Kirchengeschichte rühmt ihn, da er die Christen schützte, während er das entartete buddhistische, seinen kühnen Plänen widerstrebende Priesterthum verfolgte. Den Befehl, das Kloster in Ôsaka zu zerstören, bekräftigten Nobunagas Worte: »Diese Bonzen gehorchten nie meinem Befehle, sondern unterstützten stets die schlechten Kerle und widerstehen der kaiserlichen Armee. Wenn ich sie jetzt nicht wegschaffe, wird diese Noth immer fortdauern; überdies habe ich gehört, dass diese Priester ihre eigenen Regeln übertreten, denn sie essen Fische und schlechte Kräuter, halten sich Concubinen und rollen die heiligen Schriften zusammen, statt darin zu lesen und zu beten. Wie können sie Wächter gegen das Böse und Bewahrer der Gerechtigkeit sein?« Dann thaten Feuer und Schwert ihre Schuldigkeit. Kurze Zeit darnach ließ Taikô-sama an der Stelle des zerstörten Klosters die Burg Ôsakas erbauen und dieselbe einige Jahre später verstärken, zu welchem Zwecke angeblich 17.000 Häuser geschleift wurden. Im Zusammenhange mit der Verfolgung der Christen wurde Ôsaka, ein Hort des Christenthums und eine Zufluchtsstätte Unzufriedener, schon im Jahre 1615 von Ijejasu, dem Begründer des Schôgunates der Tokugawa, und dessen Sohne Hidetada berannt und erobert. Bei dem Zusammenbruche des Feudalsystems in Japan und der Wiederherstellung der Herrschaft des Mikados war es Ôsaka vorbehalten, den Niedergang des Schôgunates der Tokugawa zu sehen, wie es die Begründung und das Aufblühen dieser Herrschaft geschaut hatte. Hier setzte sich im Jahre 1868 der letzte Schôgun aus jenem Hause fest, konnte jedoch weder das Schloss noch die Stadt halten und musste auf

einem amerikanischen Schiffe flüchten. In den Flammen, welche das Schloss verzehrten, versank auch das Schôgunat und mit ihm das alte Feudalsystem.

An der Stätte großer historischer Erinnerungen wird jetzt ein Werk des Friedens, ein großes Reservoir, erbaut, bestimmt, die Stadt mit frischem Wasser zu versehen. Der Blick von der Höhe des Castelles auf die Stadt und auf die Umgebung ist herrlich; in weiter Ferne sah man auf der Inland-See große Dampfer ihres Weges ziehen.

Obschon der Besuch des Arsenales bei der drückenden Hitze etwas beschwerlich fiel, bereue ich denselben doch nicht, da er mir Gelegenheit geboten hat, mich von dem hohen Stande der japanischen Waffenindustrie zu überzeugen. Die Kürze der Zeit, in welcher Japan vermocht hat, sich mit allen einschlägigen europäischen Einrichtungen vertraut zu machen, nimmt geradezu Wunder. Eben wurde im Arsenal an einer Anzahl von Geschützen, und zwar von 7 *cm* Gebirgs- bis zu 40 *cm* Festungsgeschützen gearbeitet, welche für einige neuerrichtete Forts bestimmt sind; denn die Regierung ist sorgfältig darauf bedacht, jeden geeigneten Punkt der Küste, jede Passage, jedes Vorgebirge und jede Halbinsel mit Forts zu bespicken und diese dann tüchtig zu armieren. Das Arsenal ist mit Maschinen modernster Construction ausgerüstet, so dass die Geschützrohre, welche in rohem Zustand aus der Gießerei kommen, binnen kürzester Zeit fertiggestellt und adjustiert sind. In mehreren, umfangreichen Hallen wird die Geschosserzeugung im großen Stile betrieben; selbstverständlich fehlt es nicht an den erforderlichen Nebeneinrichtungen, so an einer Anstalt zur Vornahme von Gewehrreparaturen, an Tischlereien, Wagnereien und Sattlereien zur Herstellung der Lafetten, Protzkästen und des Sattelzeuges für die Artillerie. In der Sattlerei besichtigte ich eingehend alle im Gebrauche stehenden Ledersorten und die Erzeugung der Sättel sowie der Satteldecken; doch fand ich letztere auch hier zu dünn und die Sättel zu wenig widerstandsfähig gebaut, so dass denselben Dauerleistungen, wie man sie bei uns verlangt, kaum zugemuthet werden dürften. Das Arsenal übernimmt gegenwärtig auch schon Lieferungen für das Ausland; so wurden gerade jetzt einige Gebirgsgeschütze für die portugiesische Regierung hergestellt.

Der Besichtigung des Arsenales folgte im Officiersclub ein opulentes Frühstück, welchem auch die Generalität und der Gouverneur anwohnten. Das Gebäude des Clubs trägt in seinem Äußern europäischen, im Innern aber japanischen Charakter an sich, welcher durch

eine kleine, aber interessante Collection kunstindustrieller Gegenstände noch stärker hervortritt. Große, angeblich von der Höhe des Fudschijamas gebrachte Eisblöcke in Bronzevasen spendeten angenehme Kühlung. Bei dem Dejeuner erregte der Gouverneur lebhafte Heiterkeit; er versicherte zwar, dass ihm seiner angegriffenen Gesundheit halber vom Arzte der Genuss von Sake untersagt sei, hielt aber den Cognac für erlaubt und sprach demselben auch wacker zu.

Endlich hieß es aufzubrechen, um von der in Minato-tschô gelegenen Station mit der Eisenbahn nach Nara zu fahren. Die Bahnstrecke zieht, eine an Wasseradern reiche, allenthalben mit Reis bebaute Ebene, später hügeliges Terrain durchquerend, zuerst gegen Südosten durch die Provinz Kawatschi, welche sowie die Provinz Jamato, deren Hauptort Nara ist, ebenfalls zu den fünf Stammprovinzen gehört; dann setzt sie vor der Station Udschi über die Bergkette, welche die Grenze zwischen den genannten Provinzen bildet, und erreicht in einem nordostwärts gewendeten Bogen die Stadt Nara. Bevor wir jedoch hier anlangten, machten wir in Hôrjûdschi halt, um dem kaum eine halbe Stunde entfernten Tempel einen Besuch abzustatten.

In Dschinrickschas dahinrollend, sehen wir bald den Tempel oder, besser gesagt, das den Häusern einer kleinen Stadt gleichende Conglomerat von Tempelgebäuden, welche, zu malerischen Gruppen vereinigt, in einem lieblichen Haine liegen und durch Gänge sowie durch Treppen, die mit kleinen Kapellen und Bronzegefäßen geschmückt sind, in Verbindung stehen.

Bei unserem Rundgange schreiten wir allenthalben an Thoren vorbei, welche von fratzenartigen Wächtern, deren einer in schwarzer, der andere in rother Farbe dräut, bewacht werden. Der Tempel ist von Schôtoku-daischi begründet und im Jahre 607 beendigt worden; er ist somit das älteste der vorhandenen Buddha-Heiligthümer, dessen reichhaltige Kunstschätze nicht nur die Regierung bestimmten, zur Erhaltung des Tempels einen namhaften Betrag zu widmen, sondern auch zur Bildung einer ebenfalls die Conservierung dieses Heiligthumes anstrebenden Gesellschaft Anlass gaben.

Die Halle der Träume, Jume-dono, ein achteckiges Bauwerk, ist der Göttin Kwan-on geweiht, deren 600 Jahre zählendes Bildnis neben dem 1100 Jahre alten Conterfei Schôtoku-daischis hängt. In dem rechten Flügel eines dahinter liegenden großen Gebäudes, das durch Wandbilder, die zum Theil aus dem Jahre 1069 herrühren, geschmückt ist, wird als Reliquie die Regenbogenhaut mit der Pupille von Buddhas

linkem Auge, deren Anblick den Gläubigen stets um die Mittagsstunde gestattet ist, aufbewahrt; in dem linken Flügel befindet sich ein Bildnis der Göttin Kwan-on, die hier um Hilfe wider böse Träume angerufen wird. Der Haupttempel, umgeben von einer länglichen Einfriedung, enthält eine Reihe von Bildnissen, Buddha und andere Gottheiten darstellend, deren drei im Jahre 1231 als Ersatz für ebensoviel entwendete Statuen erneuert wurden. Eine Bronzestatue von Jakuschi Njorai, das ist des Heilenden Buddha, und eine Holzfigur von Fugen, dem besonderen göttlichen Patrone jener, die sich ekstatischer Betrachtungsweise hingeben, sollen von einem Priester, namens Zemui, aus Indien gebracht worden sein; auch zwei anderen Bildnissen, darunter einem die Göttin Kwan-on darstellenden, wird indischer Ursprung beigelegt. Als Schätze höchsten Wertes erscheinen hier die Wandbilder, welche, allerlei buddhistische Vorwürfe wiedergebend, dem Künstler Tori Busschi sowie einem koreanischen Priester zugeschrieben werden und von großer Bedeutung für die Kunstgeschichte Japans sind; denn das hohe Alter dieser Werke ist wohl außer Zweifel und der Stil sowie die vollendete Darstellung, welche von keinem bekannten japanischen Künstler erreicht worden sind, deuten auf koreanischen Ursprung.

In dem Jakuschi Njorai gewidmeten Tempelgebäude bietet sich ein Anblick von eigenartigster, überraschendster Wirkung, da die Wände von Tausenden und Abertausenden von Schwertern, Messern, Bogen, Pfeilen, mit einem Worte von Waffen aller Art bedeckt sind, welche Männer, sowie von Spiegeln und Haaren, die Frauen hier als Weihegeschenke geopfert haben; doch auch an Gegenständen anderer Art, welche der Gottheit aus Dankbarkeit für empfangene Gnaden gewidmet wurden, fehlt es nicht, so insbesondere nicht an Bohrern, welche als Symbol wiedererlangten Gehöres dargebracht wurden. Was meinen unsere Ohrenärzte zu dem Zusammenhange zwischen diesem Instrument und beseitigter Taubheit?

Durch kolossale Göttergestalten zeichnet sich der Kami-no-dô aus; in diesem Tempel erblicken wir Darstellungen von Schakjamuni (Buddha), von Monschu, einer Personification übersinnlichen Wissens, von Fugen und von Schi-Tennô, einem der vier Himmelskönige, welche die Welt gegen Dämonen vertheidigen; ferner sind hier zu schauen eine Gruppe, die den Tod Buddhas versinnbildet, und Abbildungen der acht Scenen aus Buddhas Dasein, beginnend mit dessen Geburt im Himmel und endigend mit dessen Eingang in das Nirwâna. Eine der Kolossalfiguren zeigt auffallende Ähnlichkeit mit den bei uns üblichen

Darstellungen des Erzengels Michael, welcher mit der Lanze den bösen Feind abwehrt. Eine düstere, langgestreckte Halle, die im ersten Augenblicke den Eindruck der Requisitenkammer eines Theaters macht, birgt den Tempelschatz, welchem, und wie es scheint mit Recht, ein überaus hoher Wert nachgerühmt wird. Hier finden sich prachtvolle, geradezu unschätzbare, gobelinartige Stickereien, Figuren und allerlei andere Gegenstände aus Holz und Bronze, Masken, Schwerter, riesige Trommeln, Gongs u. a. m. In einer Reihe von Schränken, welche versperrt gehalten werden, dürften noch zahlreiche andere, dem profanen Blicke jedoch entzogene Kostbarkeiten verwahrt sein. Bei Schluss des Rundganges ließen uns die Bonzen Erfrischungen reichen, welche wir gerne annahmen, um sodann rasch nach der Station zu fahren, von wo uns der Zug nach Nara brachte.

Diese Stadt, am Fuß einer gut bewaldeten Bergkette erbaut, kann den Ruhm beanspruchen, eine der ältesten Ansiedelungen des Landes zu sein, ist jedoch heute nur mehr ein Schatten dessen, was sie gewesen. Einst hat Nara sogar den Mittelpunkt des Reiches gebildet, bis der Kaiser Kwammu seine Residenz nach dem heutigen Kiôto verlegte. Nach halbstündiger Fahrt in Rickschas durch die Hauptstraße Naras und eine lange, von hundertjährigen Cryptomerien und Cypressen gebildete Allee erreichten wir das mitten in einem Tempelhaine, dem Kosuga-no-jaschiro, gelegene Clubhaus, welches unser Quartier bilden sollte.

Die Lieblichkeit des landschaftlichen Bildes wird in anmuthiger Weise belebt durch die zahlreichen heiligen Hirsche, welche sich zwischen Rickschas und Fußgängern vertraut tummeln und unbesorgt äsen. Diese Hirsche (Cervus schika), deren Hegung auf tausend Jahre zurückreichen soll, sind stärker und gedrungener als der Axishirsch, demselben jedoch sonst ziemlich ähnlich; es schien mir, als ob die Zahl der Hirsche, welche gut aufsetzen, aber nicht über acht Enden bilden, jene der Thiere überwiege. Das Hochwild steht unter besonderem Schutze, so dass früher Todesstrafe auf Erlegung eines Stückes gesetzt war; es wird immer in der Nähe der Tempel gefüttert, was zur Folge hat, dass es zahm genug ist, das Futter aus jedermanns Hand zu nehmen.

Unser Quartier erweist sich als eine ganz reizende Behausung; denn von meinen im ersten Stockwerke gelegenen Zimmern kann der Blick über den dunklen Tempelhain, aus dessen Blättermeer bald da, bald dort eine Pagodenspitze oder das Dach eines Tempelgebäudes hervorlugt, und über die grünenden Bergesabhänge schweifen, so dass man sich ferne von jedem städtischen Gemeinwesen wähnt. Der land-

schaftliche Zauber und die stille Ruhe dieses Erdenwinkels sollen auch der Kaiserin von Japan zusagen, welche Nara gerne besucht und dann, weil diese Stadt eines kaiserlichen Palais entbehrt, gleichfalls in dem lauschigen Clubhaus, insbesondere die von mir benützten Zimmer bewohnend, ihr Hoflager aufschlägt.

Da die vorgerückte Stunde eine Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Naras ausschloss, durchwanderte ich den Tempelhain, um die Hirsche zu füttern, deren sich bald ein Rudel von etwa 60 Stücken um mich versammelt hatte; die zahmen Thiere bedrängten mich förmlich, beschnupperten meine Taschen und ruhten nicht, bis ich ihnen einige Leckerbissen reichte, wobei ein besonders kecker Hirsch seinen Forderungen durch das Geweih einigen Nachdruck zu geben suchte.

Nach dem Diner im Clubhause fand auf der vor der Veranda liegenden Wiese bei Beleuchtung durch mächtige, flackernde Kienspanflammen eine originelle Production von Tänzern, Mimikern und Schauspielern statt. Den Reigen eröffnete ein von einem Krieger in reichem Costüm aufgeführter altchinesischer Tanz, Gwan-so-raku, das heißt Freude der Vorfahren, genannt, wobei der mit einer greulichen Kopfmaske geschmückte Künstler sich wirbelnd um eine vor ihm zusammengerollt liegende Schlange drehte, dieselbe mit seinen Waffen bedrohte und schließlich erwürgte. Ist es schon bei den heimatlichen Balletten mit Schwierigkeiten verbunden, der choreographischen Handlung einen mehr oder weniger vernünftigen Sinn unterzulegen, so war dies hier völlig unmöglich, bis mir die Deutung zutheil wurde, dass im fernen Westen Barbaren gelebt haben sollen, welche Schlangen fraßen, und dass der Tanz unter dem Bilde der getödteten Schlange den Sieg des Kaisers über seine Feinde und die Freude über des siegreichen Herrn Rückkehr symbolisiere. Mehr Interesse als die Aufführung flößten die alten Brocatstoffe ein, in welche der Krieger gehüllt war.

Der zunächst producierte Tanz, namens Kaden, war eigentlich mehr ein Clownkunststück denn eine choreographische Leistung, da zwei in scheußlichen Löwenmasken steckende Künstler die Bewegungen zweier Löwen nachahmten, wobei sie sich übrigens recht geschickt erwiesen. Dieser Tanz soll vor mehr als 1000 Jahren auf Befehl des 54. Mikados, Ninmio-Tennôs, von Fudschiwara Sadotoschi componiert worden sein.

Die nun folgende, von Gesang begleitete Darstellung hatte eine Legende zum Vorwurfe, welche an jene von der Versuchung des heiligen Antonius erinnerte; denn Gott Miwa verwandelt sich in ein Weib,

um einen gottesfürchtigen Priester Buddhas, Gwanpin mit Namen, der vor 1100 Jahren gelebt haben soll, zu verführen; Miwa bringt diesen in besonders heikle und schwierige Situationen, aus welchen der Gottesmann jedoch nach langem Kampf als Sieger hervorgeht. Anfänglich wirkte die Aufführung durch die eigenthümliche Handlung und die Darstellungsweise äußerst komisch, wurde aber im späteren Verlaufe ziemlich monoton, da die verschmähte Pseudogöttin in endloses Heulen und Weinen ausbrach und der standhafte Diener Buddhas, in einer Ecke der improvisierten Bühne hockend, unausgesetzt lästerlich fluchte.

Zum Schlusse wurde von Schauspielern eine Posse aufgeführt, welcher die Idee einer unsichtbar machenden Mütze, also einer Tarnkappe, zugrunde lag. Ein Knabe, der von seinem Herrn allzuviel Prügel erhält, flieht in einen Buddha-Tempel zu Kiôto und bittet um Hilfe, die ihm auch in einer mit Rücksicht auf die Umstände ganz praktischen Weise, durch Verleihung einer unsichtbar machenden Kappe, zutheil wird. Der Meister vermag nun den Jungen nicht mehr zu entdecken und ersucht einen Bonzen, den Knaben ausfindig zu machen, was natürlich nicht gelingt, so dass der Knoten sich zum Gaudium des Lehrjungen in einer solennen Prügelei zwischen dem Meister und dem Bonzen schürzt und löst.

Die No-Tänze, so heißen die Productionen, werden von einer unseren Ohren nicht entsprechenden, monotonen Musik begleitet, die bestritten wird durch eine Mundorgel, Schô, durch ein mörserartiges, mit einem Hammer geschlagenes Instrument, Kokin, welches den Bass ersetzt, und durch eine Bambusclarinette, Fudsche, sowie durch eine in liegender Stellung gespielte Zither, Koto.

Nara, 11. August.

Heute wurde mit der Besichtigung der kaiserlichen Schatzkammer begonnen, die sich eigenthümlicherweise nicht in Tôkio, sondern eben hier befindet; der Mikado selbst soll in der Regel den Schlüssel zu derselben in Händen haben. Von dem, was man sonst unter Schatzkammer zu verstehen gewohnt ist, nämlich von einem feuer- und einbruchsicheren Raum, in welchem Kostbarkeiten, besonders Geschmeide und Edelsteine verwahrt werden, ist hier nichts zu finden; wir sehen vielmehr nur ein auf Piloten ruhendes, aus Holz errichtetes, schupfenartiges Gebäude, das ganz an die im Pinzgau und im Pongau auf nassen Wiesen stehenden »Heustadeln« erinnert. Innerhalb dieses Bauwerkes, welches seiner Bestimmung nach mehr den Charakter eines

Museums an sich trägt, sind in Schränken Gegenstände von mitunter bedeutendem historischen und künstlerischen Wert aufbewahrt; hier liegen Masken, Brocat- und Seidengewänder, früher zu feierlichen Aufzügen bestimmt, ferner Schwerter, Bogen, Pfeile und prächtiges Sattelzeug, weiters dem täglichen Gebrauche dienende Geräthschaften, so Spiegel, Löffel, ganze Essbestecke, endlich Schmucksachen aus Nephrit, dem glückbringenden Stein, und nebst vielen anderen interessanten Dingen alte, ungemein wertvolle Kakemonos.

Unweit des Schatzhauses ist die größte Merkwürdigkeit Naras, nämlich die Kolossalstatue Amitâbhas (Nara-no-daibutsu, das ist der große Buddha) in dem Todai-schi, zu sehen. Dieser Tempel wurde von Schomu-Tennô, dem 46. Mikado, errichtet und im Jahre 750 vollendet, präsentiert sich jedoch jetzt, nach wiederholter Vernichtung durch Feuer, in einer neueren Form. Die äußeren Verhältnisse des Bauwerkes konnten wir nicht überblicken, da an demselben eben Reparaturen vorgenommen wurden, zu welchem Zweck an der Façade Gerüste errichtet waren. Die Tempelhalle, in welche der Besucher eintreten darf, ohne sich der Beschuhung zu entledigen, enthält die durch ihre Dimensionen geradezu verblüffende Kolossalstatue Buddhas, ein imposantes Zeugnis japanischer Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Metalltechnik. Die Statue, das größte Buddha-Bildnis des Landes, ist 16·2 *m* hoch und stellt, aus 2 *cm* starker, kupferreicher Bronze, deren etwa 500 *t* verwendet wurden, angefertigt, Buddha auf einer geöffneten Lotosblume sitzend dar, deren Blätter noch Spuren ciselierter, buddhistischer Göttergestalten erkennen lassen. Hinter dem Haupte, welches dunkler gefärbt erscheint als die übrigen Theile, erhebt sich ein glänzend vergoldeter, hölzerner, nach allen Seiten weithin ausladender Heiligenschein, auf dem sechs Statuen von buddhistischen Heiligen balancieren. Rechts von dem Buddha-Bildnisse steht eine Statue der heiligen Weisen, Kokusô Bosatsu, links eine solche der allmächtigen Kwan-on, beide 5·5 *m* hoch und gleichwohl im Vergleiche zu dem gewaltigen Buddha verschwindend klein. Letzterer war anfänglich auch stark vergoldet, ist dieses Schmuckes jedoch im Laufe seines bewegten Daseins verlustig gegangen.

Wie der Tempel verdankt auch der Daibutsu selbst seine Entstehung Schomu-Tennô, welcher die Errichtung der Statue unter seiner eigenen Leitung erst dann in Angriff nahm, als er durch ein Orakel der befragten Sonnengöttin Amaterasu und einen Traum darüber beruhigt worden war, dass die übrige Götterschar ob der geplanten Ehrung

Buddhas nicht eifersüchtig sei. Im Jahre 749 war das Werk vollendet, welches jedenfalls durch seine Größe bedeutender ist als durch seinen Kunstwert. Etwas über hundert Jahre später verlor der arme Buddha seinen Kopf, erhielt denselben aber bald wieder; bei dem Brande des Jahres 1180 zerschmolz das Haupt und wurde 15 Jahre später abermals hergestellt, um bei der Feuersbrunst im Jahre 1567 neuerdings zugrunde zu gehen. Ein Privatmann verhalf später Buddha wieder zu seinem Kopfe, so dass der Gott seither im Vollbesitze seines mehr als 1100 Jahre alten Körpers und des mehr denn 300 Jahre zählenden Hauptes vergnüglich schmunzelnd in die Welt blickt, ohne die gute Laune darüber verloren zu haben, dass er nach der letzten Feuersbrunst durch fast anderthalb Jahrhunderte den Unbilden der Witterung preisgegeben blieb.

Eine dicke Schichte Staubes bedeckte das Bildnis, worauf wir den Oberpriester aufmerksam machten, der zwar meinte, dass dies die Schuld der Pilger sei, welche den Staub hereinbrächten, immerhin aber erklärte, der Gott werde künftighin besser gereinigt werden; dies thäte meines Erachtens dem gesammten Tempelraume, der seines religiösen Charakters eigentlich völlig entkleidet ist, wohl.

In dem Tempel ist eine förmliche Ausstellung der interessantesten Objecte veranstaltet, welche in Schränken ausliegen und zum Theile den Schatz bilden. Allerlei hölzerne Götterbilder, wertvolle Reliquien, musikalische Instrumente, Waffen und Rüstungen, Masken, alte Handschriften und Karten in Rollen u. dgl. m. sind hier in bunter Mannigfaltigkeit zu sehen. Händler aus Nara hatten sich in der sicheren Voraussetzung, dass ich hier geneigt sein würde, verschiedene Gegenstände zu erwerben, eingefunden, so dass sich unter Buddhas Augen bald ein lebhafter Handel entwickelte, der auch in den an die Außenseite des Tempels sich anschließenden Buden, welche manche künstlerische Objecte bargen, Fortsetzung fand.

Wir unterließen nicht, auch der gewaltigen im Jahre 732 aus 36 *t* Metall gegossenen Glocke, die in einem massiven, zum Todai-schi gehörigen Thurme hängt, unseren Besuch abzustatten; das Ungethüm, welches jenem im Tschion-Tempel zu Kiôto ähnelt und uns zu Ehren mit dem Klöppel geschlagen wurde, zeichnet sich durch die Reinheit des tiefen, weithin dröhnenden Klanges aus.

In dem heiligen Haine, welcher Nara einen Theil seiner Berühmtheit verliehen hat, erhebt sich unter dem Schatten uralter Cryptomerien und Cypressen ein Tempel um den anderen, mit den weitläufigen dazugehörigen Bauwerken. Wonnevolle Stille herrscht im Bereiche

der ehrwürdigen Baumriesen, aber gleichwohl liegt nicht etwa ein zum Ernste stimmender Ton über dem Haine, der vielmehr einen Zug der Freundlichkeit und Heiterkeit aufweist; denn allenthalben schimmern durch das Gezweige die hellen Farben der Tempel, welche nichts weniger als düstere Gotteshäuser sind und, das seltene Verständnis der Baukünstler für die richtige Situierung ihrer Werke bezeugend, reizende Ausblicke auf die liebliche Landschaft eröffnen.

Manchen Schweißtropfen vergießend, klommen wir zahllose Stufen einer langen Steintreppe empor zu einem der höchstgelegenen Tempel, dem Ni-gwatsu-dô oder Tempel des 2. Monates, welcher an dem Hügel, auf dem er erbaut ist, zu kleben scheint, da er, auf Piloten ruhend, gewissermaßen aus dem Hügel herausragt. Schon im Jahre 751 errichtet, zählt der jetzige Tempelbau doch erst 200 Jahre und birgt ein Wunderbild der Göttin Kwan-on, welches bei seiner Auffindung Wärme wie ein lebender Körper ausgestrahlt haben soll. Eine verwirrende Menge metallener Votivlaternen hängt der Front des Tempels entlang und verleiht dem Bauwerke den Reiz des Absonderlichen.

Nun pilgerten wir in Alleen von Votivtempelchen, die als Einfassung des Weges unter den hohen, dunklen Bäumen abwechslungsreich wirken, weiter und gelangten zu einem in rother und weißer Farbe prangenden Schintô-Heiligthume, dem San-gwatsu-dô oder Tempel des 3. Monates, dessen weißgekleidete Priester uns begrüßten. Gegenwärtig einigermaßen verfallen, ist dieser Tempel bemerkenswert durch eine Reihe origineller Nebentempelchen, welche Inari geweiht sind. Als charakteristisch verdient hervorgehoben zu werden, dass in dem heiligen Haine Priester verschiedener Culte ihres Amtes friedlich nebeneinander walten, so das Beispiel des guten Einverständnisses nachahmend, in welchem die zahllosen Götter miteinander leben.

Eiligst benützten wir eine Pause in der Besichtigung der Tempel, um Schwertstöcke einzukaufen, deren Fabrication seinerzeit hochberühmt war und manches Meisterstück von unschätzbarem Werte geliefert hat.

Tausende von Votivsäulen rahmen den Weg ein, welchen die Dschinrickschas, uns noch anderen Tempeln zuführend, nahmen. Die Säulen gleichen einander fast vollkommen; infolge ihres Alters meist mit Moos bedeckt, weisen sie auf dem Sockel den Namen des Spenders auf und bieten im Obertheil unter einem kleinen steinernen Dache Raum für die Aufstellung einer Laterne; häufig sind diese Wahrzeichen des Glaubens in vier bis fünf Reihen hintereinander angeordnet und

wechseln nur selten mit irgend einer schönen Bronzefigur ab, deren eine mir besonders auffiel, da sie einen wasserspeienden Hirsch in natürlicher Größe und in äußerst elegant gehaltenen Linien darstellt.

Bei einem Schintô-Heiligthum, dem Kasuga-no-mija, machten wir halt. Dieses Bauwerk strebt in edlen Verhältnissen auf und steht mit der lebhaften Wirkung seines glänzenden Roth sowie der angeblich noch durch niemand gezählten Menge von metallenen, bizarr geformten Votivlaternen in einem fesselnden Contraste zu dem ruhigen Grün der majestätischen Cryptomerien. Imposant ist der reiche Tempelschatz, der sich im Laufe der Jahrhunderte angesammelt hat; denn diese Kami-Halle reicht in graues Alterthum zurück, da sie schon im Jahre 767 erbaut worden sein soll; sie ist dem Ahnherrn des Hauses der Fudschiwaras, dem Schintô-Gotte Ama-no-kojane, und dessen Gattin sowie zwei anderen mythischen Wesen geweiht.

Am Ende einer durch mehr als 3000 Laternen aus Stein und Bronze flankierten Avenue liegt der dem Sohne des Ama-no-kojane geweihte Waka-Tempel, in dem uns zu Ehren ein alter Tanz, Kagura genannt, produciert wurde, wobei drei Priester durch Flöten- und Trommelspiel, unterstützt von einer Matrone, die in liegender Stellung eine Koto erklingen ließ, die orchestrale Musik besorgten. Die jugendlichen Tänzerinnen, welche angeblich hier speciell für diese rituelle Aufführung erzogen werden, trugen weite, rothe Beinkleider, weiße Überwürfe und gazeartige Mäntel; das schwarze Haar fiel, lose durch eine Goldschnur zusammengehalten, im Nacken herab, ein Kranz künstlicher Blumen schmückte die Stirne, das Gesicht war durch dick aufgetragene, weiße Schminke entstellt, die Lippen erglänzten in grellrother Farbe. Der Tanz bestand in rhythmischem Vor- und Rückwärtsschreiten; die Mädchen begleiteten dieses durch graziöses Schwenken bald von Baumzweigen, bald von kleinen Schellen oder Fächern, machten aber gleichwohl den Eindruck mechanisch bewegter Figuren.

Im Laufe des im Clubhause servierten Dejeuners producierte sich ein Jongleur von seltenem Geschicke, der zum Schluss im Vereine mit einigen Genossen noch einige Clownspässe zum besten gab, wobei es nicht an dem japanisch aufgefassten »dummen August« fehlte.

Nachmittags traten wir die Rückreise nach Kiôto an. In Ôsaka gab die fast eine Stunde währende Fahrt von dem Bahnhof in Minatotschô nach jenem in Umeda reichliche Gelegenheit zu massenhaftem Zusammenlaufe von Menschen, welche begierig waren, uns Fremdlinge aus dem Westen zu sehen.

Um 8 Uhr abends trafen wir wieder in Kiôto ein und fanden auch hier den langen, bis in unser Palais führenden Weg, wie bei der ersten Ankunft in dieser Stadt, von einer dichtgedrängt stehenden Menge besetzt, sowie festlich durch bunte Lampions erleuchtet.

Kiôto, 12. August.

Durch die noch leeren Straßen gieng es in westlicher Richtung aus der Stadt, um die Katsura-Fälle oder, besser gesagt, die Stromschnellen des Katsura-Flusses zu erreichen, über welche wir in Booten hinabzufahren gedachten.

Einige Minuten außerhalb der Stadt machten wir halt bei Ginkakudschi, einer Villeggiatur, welche Aschikaga Joschimasa im Jahre 1479, nachdem er die Würde eines Schôguns niedergelegt, erbaut hat, und woselbst jetzt ein Garten, in dem auch der Mikado sich zu ergehen pflegt, wenn er in Kiôto weilt, zum Besuche ladet. Dieser Garten ist strenge nach den Grundsätzen der japanischen Horticultur angelegt, so dass man auch hier zwerghaften Bäumen, gestutzten Sträuchern, grotesken Felspartien, gewundenen Wegen, kleinen Teichen und den Garten durchziehenden Wässerchen begegnet. Während anderwärts alles geschieht, um die Natur in ihrer freien Entfaltung zu unterstützen, und große, weithin mit dem Geäst ausladende Bäume zu erzielen, ist der japanischen Gartenkunst ein Zug ins Kleine, das Streben eigen, die Natur auf einen möglichst geringen Raum zu beschränken, sie in ihrer Entfaltung zu beengen und zu zwingen, absonderliche Formen anzunehmen. So habe ich in Japan Fichten und Kiefern gesehen, welche, wie man mich glaubhaft versicherte, fünfzig, ja selbst achtzig Jahre alt und doch kaum einen halben Meter hoch waren. Unleugbar tritt in der Horticultur der Japaner deren große Liebe zur Natur hervor; aber es scheint mir, als ob es dieser Liebe an Verständnis für die Größe der Natur fehlte und der Sohn Japans sich nicht zu dieser zu erheben, sondern sie nur zu sich herab zu verkleinern vermöchte. Um die Natur dem Menschen näher zu rücken, wird getrachtet, alles niedlich, klein, zwerghaft zu gestalten und ihr den Stempel der Laune des Gartenkünstlers aufzuprägen; alles, was wir in Japans Gärten sehen, ist »herzig« — kaum ein anderes Wort ist hiefür so charakteristisch. Ein sonderbar geformter Haufe weißen Sandes in dem Garten des Landhauses, einst dem Schauplatze der ästhetischen Schwärmereien und Gastereien Joschimasas, heißt die »Silberne Sand-

plattform«; das Wasseräderchen, welches die Anlage durchrieselt, führt den Namen »Quelle, in welcher der Mond badet«, ein Stein im Teichlein ist »Stein der Betrachtung« benannt, u. dgl. m.

In fünfzig Dschinrickschas, deren jeder von drei Läufern gezogen wurde, durchfuhren wir anfänglich eine von Ortschaften bedeckte Ebene, in der allenthalben die jüngst geernteten Theeblätter auf Tüchern zum Trocknen ausgelegt waren. Zahlreiche Lastfuhrwerke, mit schönen, schwarzen Stieren oder mit Hengstponies bespannt, kommen uns entgegen, Staub aufwirbelnd, der uns nicht wenig belästigt. Längs der Straße wimmelt es von kleinen Theehäusern, welche den müden Wanderern Labung spenden und auch den Läufern, deren Ausdauer bei der Hitze und dem Staube doppelt erstaunlich war, ab und zu durch einen Trunk Wasser Erfrischung bieten. Unser Weg, hier eine gut gehaltene Bergstraße, führte uns in den nordwestlich von Kiôto gelagerten Höhen durch ein schluchtartiges Thal und in Serpentinen empor; hier genossen wir den Reiz prächtiger Vegetation, da zu beiden Seiten des romantischen Pfades Cryptomerien, Thujen, Pinien, Bambus sowie allerlei andere Baumarten, die steilen Lehnen bedeckend, aufragen. Endlich ist, nach Passierung eines ziemlich langen Tunnels, der Kamm erreicht und wir steigen in das vom Katsura-gawa, der hier Hôsu-gawa heißt, durchflossene Thal von Hiroma-dschi hinab, um nach einer Stunde Weges auf recht holperiger Straße Jumamoto und damit die Stromschnellen des Katsura-Flusses zu erreichen.

Drei Boote lagen hier bereit, gar merkwürdige Fahrzeuge, welche, 6 *m* lang und 2 *m* breit und aus dünnen, nur durch hölzerne Bolzen zusammengehaltenen Planken gezimmert, nicht eben den Eindruck besonderer Widerstandskraft machten; gaben doch die Planken schon beim Besteigen des Bootes unter jedem Tritte bedenklich nach. Die Bemannung bestand aus vier kräftigen Burschen, deren einer am Steuer saß, während zwei ruderten und der vierte die wichtige Aufgabe hatte, das Fahrzeug mittels einer langen Bambusstange an den Felsen des Ufers und des Flussbettes vorbeizuleiten.

Kaum waren wir in den Booten vertheilt, so gieng die tolle Fahrt auch schon an, und nach wenigen Augenblicken hatten wir bereits die erste Stromschnelle erreicht, welche wir pfeilschnell hinabschossen. Je nach dem Gefälle glitten die Boote bald ruhig dahin, bald sausten sie durch den Gischt des hochaufschäumenden Wassers mit schwindelerregender Schnelligkeit thalab. Der Curs kann nicht etwa die gerade Richtung einhalten, denn plötzlich, gerade wenn die Boote im raschesten

Laufe sind, stellt sich bei einer Wendung ein Granitblock in den Weg, und schon glaubt man das schwache Fahrzeug zerschellt, doch siehe, ein Druck mit dem Steuer, ein leichter Stoß mit der Bambusstange und auf Handbreite schießt das Fahrzeug an der gefährlichen Stelle vorbei. Häufig geräth der Kahn in den tosenden Wellen und Wirbeln in gewaltiges Schwanken, die Bodenplanken heben und senken sich, wie unter dem Einfluss eines Erdbebens, zuweilen fühlt man, wie das Fahrzeug über Steine und Felsen hinweggleitet — aber das elastische Material des Bootes widersteht in gleicher Weise dem Wasser wie den Felsen.

Die Fahrt, welche wir an einzelnen Stellen in einem unserer heimatlichen Wildbäche zu machen vermeinen, ist in höchstem Grad anregend, aber unleugbar auch gefährlich, so dass es wohl nur der Geschicklichkeit und Kraft der Schiffer zuzuschreiben ist, wenn sich fast nie ein Unglück ereignet.

Zur Erhöhung des Reizes trägt die entzückende Scenerie bei, welche wir je nach der größeren oder geringeren Schnelligkeit Muße haben zu bewundern oder aber nur im Flug erhaschen. Hier perlen des Flusses grünliche Wellen sanft thalwärts, dort wälzen sie sich rauschend, brausend, zischend und donnernd über und gegen hochaufragende, den Weg verlegende Felsen; jetzt wird das Thal breiter, lieblicher, gleich darauf schließt es sich, und durch romantische Engen fliegen wir dahin; bei jeder Krümmung des Flusses taucht ein anderes Bild vor unserem Blick auf, bald eine steile, grünende Lehne, bald die Hänge bedeckende Wälder, bald zackiges Gestein; ab und zu öffnet sich ein seitliches Thal, aus welchem eine versteckte Mühle hervorlugt; hie und da guckt neugierig ein Theehäuschen aus lichtem Grün zu uns herüber.

Anderthalb Stunden sind so auf das angenehmste verflogen, bis sich das Thal erweitert, der Katsura-Fluss, welcher hier den Namen Ôi-gawa führt, einen völlig ruhigen Lauf annimmt und bald darauf unsere Flotille bei Araschi-jama gelandet ist. Hieher pilgern Kiôtos Bewohner mit Vorliebe im Frühlinge, wenn die Kirschbäume in voller Blüte stehen, und geben sich den Genüssen hin, welche die landschaftlichen Reize dieses von grünenden Hügeln umsäumten, anmuthigen Erdenwinkels in Verbindung mit den Vorzügen einiger Theehäuser zu bieten vermögen. Utile cum dulci! Auch wir giengen hin und thaten desgleichen, denn die wackeren Hofköche hatten in einem dieser Theehäuser ein schmackhaftes Dejeuner vorbereitet.

In einem Hofwagen, welchem die Dschinrickschas, Tempo haltend, folgten, kehrte ich von jenem gelungenen Ausfluge nach Kiôto zurück und benützte den Nachmittag, um Kaufläden zu durchwandern und zu plündern.

Abends producierten sich im Palais Künstler, welche in phantastischer Maske und seltsamem Costüme, wie von der Tarantel gestochen, einen wilden, verwegenen Tanz ausführten, bis ihnen der Athem ausgieng und sie sich empfahlen, worauf auch ich mich schleunigst zurückzog und mein Lager aufsuchte.

Kiôto, 13. August.

Den Sonntag zu feiern, wohnten wir der heiligen Messe in der französischen Missionskirche bei und widmeten dann den Tag, den letzten unseres Aufenthaltes in Kiôto, fast zur Gänze der Besorgung von Einkäufen. Da die Ladenbesitzer zu wissen schienen, dass auf Rückkehr nicht mehr zu rechnen sei, wenn sie uns unverrichteter Dinge ziehen ließen, ermäßigten sie ihre Ansprüche.

Die Atmosphäre war rein, das Wetter herrlich — so fühlte ich mich denn gegen Abend buddhistisch angehaucht und geneigt, mich ruhiger Beschaulichkeit hinzugeben, in Betrachtung des Sonnenunterganges zu meditieren. Nach einem geeigneten Punkt suchend, entschied ich mich für das Hotel, Jaami genannt. Die Wahl erwies sich als gute, weil das Etablissement auf einem dominierenden Hügel steht und die Veranda eine weithin reichende Rundschau gestattet; auch der Sonnenuntergang war nach Wunsch. Für einige Stunden ließ ich mich hier zur Ruhe nieder und weidete mein Auge an dem Panorama. Unter uns liegen die ernsten Tempelhaine mit ihren gewaltigen Cryptomerien, erstreckt sich die Stadt, aus deren Meer von Dächern die Tempel aufragen wie stattliche Schiffe aus der ruhigen See; in der Ferne schimmern die sanft gewellten Hügelketten im Glanze der scheidenden Sonne. Ich saß, sann und träumte von Kiôtos ruhmvollen Zeiten, von den Glanzepochen des alten Japan, von den gewaltigen Kämpfen, in welchen das Inselvolk sich heldenhaft durch Jahrhunderte hindurchgerungen — bis mein Auge an rauchenden Fabriksschloten haften blieb und ich durch diesen ärgerlichen Anblick daran gemahnt wurde, dass auch für Japan die Epoche der europäischen Civilisation angebrochen ist, deren Grundzug die Nüchternheit ist. Wir blicken nicht mehr zu Idealen, sondern zu Fabriksschloten empor, und Japan hat bereits gelernt, uns nachzublicken. Weit entfernt, die Bedeutung dieser wichtigen Bauten

zu verkennen und ihnen die gebürende Hochachtung zu versagen, fühle ich doch, wie in mir, wenn so ein kecker, junger Schlot von heutzutage neben einem greisen Tempel, der Jahrhunderte kommen und verschwinden gesehen, naseweis emporragt, der Widerspruch gegen eine Profanation rege wird und der Egoist erwacht, welcher im Genusse des Schönen, des Ehrwürdigen nicht durch den Anblick des nur Nützlichen gestört sein will. So mancher Japaner wird, und mit Recht, stolz die Errungenschaften Europas überschauen, welche sein Vaterland sich in so kurzer Zeit angeeignet, aber wenn die alten Sectenstifter und Tempelgründer aus ihren Gräbern erstünden, zu sehen, was aus ihrem Japan geworden, und dem alten Buddha zu Nara erzählten, was sie geschaut, ich glaube der Daibutsu würde sein Haupt schütteln, dass er es von neuem verlöre.

Kiôto, 14. August.

Da ich den lebhaften Wunsch hegte, den vielgepriesenen Biwa-See zu besuchen, setzten wir uns dahin mittels der Tôkaidô-Eisenbahn in Bewegung. Nach kurzer Fahrt durch unabsehbare Reisplantagen lag — wir hatten eben einen Tunnel passiert und eine scharfe Wendung gegen Nordosten gemacht — der liebliche See von der Morgensonne übergossen vor uns. In der Station Baba wurde das Coupé mit Hofwagen vertauscht, die uns nach der am Seeufer gelegenen Stadt Ôtsu brachten, dem Hauptorte der Präfectur Schiga und der Provinz Ômi, welche bereits zu der Landschaft des Tôsandô, das heißt der Ostberglandstraße gehört. Diese Stadt hat eine ihr selbst recht unliebsame Berühmtheit erlangt durch das tückische Attentat, welches im Jahre 1891 in einer der Straßen, die auch wir passierten, auf den Cesarewitsch verübt worden ist. Diesem Umstande hatte ich offenbar zuzuschreiben, dass hier noch umfassendere polizeiliche Maßregeln getroffen waren als gewöhnlich; alles starrte von Wachleuten.

Der Biwa-See soll den Namen seiner Gestalt verdanken, welche der Form des »Biwa« genannten Instrumentes gleicht. Zahlreiche Sagen knüpfen sich an dieses Gewässer, das in japanischen Erzählungen eine große Rolle spielt und zugleich mit dem Berge Fudschi einem Erdbeben seine Entstehung verdanken soll. Mit dem bläulich schimmernden Spiegel ist der See liebreizend eingebettet zwischen grünende Hügel und Haine; kleine Ortschaften umsäumen die Ufer, da die lebensfrohen Japaner den landschaftlichen Zauber dieses Juwels zu würdigen gewusst haben; eine Idylle liegt hier vor uns, und die Lust

wandelt den Beschauer an, zu verweilen, und einige Zeit hier zu verträumen. Sieht man von der Bauart der Häuschen ab, so könnte man glauben, an die Ufer des Starnberger Sees versetzt zu sein. Zahlreiche Dampfer und Segelschiffe ziehen hin und her, den Verkehr zwischen den verschiedenen Punkten des Seeufers vermittelnd.

Wir schifften uns auf einem kleinen Dampfer ein, welcher pustend und stöhnend — er war wohl noch nie so rasch gefahren — die blauen Fluten theilte, aber leider den Genuss der Fahrt dadurch störte, dass er rastlos die Dampfpfeife ertönen ließ, was als eine recht schlechte Eigenschaft unseres Fahrzeuges oder, besser gesagt, seines Commandanten, der übrigens nur dem herrschenden Gebrauche folgte, bezeichnet werden muss; jede Begegnung, jede Begrüßung, jedes Signal wird von dem schrillen Pfiffe begleitet. Bei Kurasaki, nicht ganz 6 *km* von Ôtsu westlich am Ufer des Sees gelegen, wurde gestoppt. Den Anziehungspunkt bildet hier die berühmte Kiefer, die noch vor Christi Geburt gepflanzt worden sein soll, jedesfalls aber in die grauesten Zeiten des Alterthumes zurückreicht und mit Recht als ein durch den Verlauf von Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden, geheiligter Baum Verehrung genießt. Die Höhe des Stammes beträgt allerdings nur 27 *m*, da der Baum wahrscheinlich in seiner Jugend als ein Opfer der ersten Regungen japanischer Gartenkunst gestutzt worden sein dürfte; hingegen beläuft sich der Umfang des Stammes auf mehr als 22 *m* und die durch die Enden der Äste gebildete Peripherie auf etwa 300 *m*. Die Äste laden theils fächerförmig weithin und nach abwärts geneigt aus, so dass man stellenweise nur in gebückter Haltung unter ihnen hinwegschreiten kann, theils ziehen sie sich in schlangenartigen Windungen dahin und sind durch förmliche Gerüste von Holz sowie durch Unterlagen aus Stein gestützt; unter den Ästen birgt der Baum, welcher einen ebenso riesenhaften als ehrwürdigen Eindruck hervorbringt, einen ganzen Schintô-Tempel. Wo sich im Stamme Löcher zeigen, sind dieselben fürsorglich verklebt; auch in der Krone ist der Baum, da er gegen Regen empfindlich sein soll, zwar durch ein kleines Dach geschützt, scheint aber aller Sorgfalt ungeachtet zu kränkeln, wie das Aussehen vermuthen lässt, und heuer haben dem Greis überdies Raupen arg zugesetzt.

Unweit der Riesenkiefer wurden wir Zeugen eines Fischfanges; im See sind nämlich labyrinthisch angeordnete Gänge, Gitterwerke aus Bambus in Verbindung mit Reusen, so angelegt, dass die eintretenden Fische schließlich in einen verhältnismäßig kleinen Raum von wenigen Metern im Durchmesser gerathen, aus welchem es kein Entrinnen mehr

gibt. Vor unseren Augen wurde nun ein derartiger Raum ausgefischt, wobei mehrere hundert Kilogramm an Fischen, unter diesen insbesondere Karpfen von respectabler Größe, an das Tageslicht gelangten. Offenbar ist hier der Fang recht einträglich, weil der See, wie alle japanischen Binnengewässer, sehr fischreich ist. Die Dampfer fahren, ohne die geringste Rücksicht zu nehmen, allenthalben an die hoch aus dem Wasser emporragenden Bambusgitter an, so dass man glaubt, diese müssten gebrochen und zerrissen werden; doch mit nichten — das elastische Material schmiegt sich unter dem Bug und dem Körper des Schiffes hindurch, um sich unverletzt hinter dem Hecke des Dampfers wieder zu erheben.

Nach Ôtsu zurückgekehrt, stieg ich die zahlreichen Stufen einer steinernen Treppe zu einer mit Nadelholz bedeckten Anhöhe empor, welche von einem Buddha-Heiligthume, dem Mii-tera, gekrönt wird, der angeblich schon im 7. Jahrhundert erbaut worden sein soll, aber wiederholt bauliche Umgestaltungen erfahren hat. Von hier bot sich eine herrliche Rundschau über den See und die denselben umfassende Landschaft; weniger entzückend wirkt der Anblick der ganz in europäischem Stil erbauten öffentlichen Gebäude, welche sich in ihrem dreisten, weißen Anstriche recht selbstbewusst, um nicht zu sagen protzig, von der Umgebung abheben.

Mit großer Anerkennung muss eines Meisterwerkes moderner Technik erwähnt werden, nämlich des Canales, welcher mittels des Kamo-gawa-Canales, des Kamo-gawas selbst und des Jodo-gawas den Biwa-See mit dem japanischen Binnenmeere in Verbindung bringt. Die höchst bemerkenswerte, in den Jahren 1885 bis 1890 ausgeführte Anlage besteht aus dem 11 *km* langen, westlich von Kiôto in den Kamo-gawa mündenden Schiffahrtscanal und einem 8 *km* langen Nebencanale, welcher für Zwecke der Bewässerung dient und auch die zum Betriebe verschiedener industrieller Etablissements erforderliche Wasserkraft liefert.

Die Schwierigkeiten dieses Bauwerkes lagen einmal darin, die Canalanlage durch das harte Felsgestein des zwischen dem See und dem Kamo-gawa aufgethürmten Höhenzuges zu führen, und dann in der Überwindung einer Niveaudifferenz von 44 *m*. Das erstgenannte Hindernis wurde durch Erbauung von drei Tunnels, das zweite aber durch Einführung eines Systems schiefer Ebenen überwunden, auf denen die Fahrzeuge mittels starker Drahtseile, die von der im Nebencanale verfügbaren Wasserkraft betrieben werden, auf- und nieder-

gleiten. Der Entwurf dieser Canalanlage stammt von Tanabe Sakurô, einem Hörer der Ingenieurschule zu Tôkio, welcher — beiläufig gesagt — die sämmtlichen Pläne und Zeichnungen hiezu mit der linken Hand ausgeführt hat. Während ich die Aussicht bewunderte und mich über den Canal des Näheren informieren ließ, wurde ein prächtiges Tagfeuerwerk abgebrannt, so dass rings um uns in der Luft farbige Ballons schwebten und bunte Schleifen und Bänder flatterten.

Oberhalb einer neu erbauten, reinlichen Kaserne, welche ein Infanterieregiment birgt, ist auf einer Anhöhe das Officierscasino situiert. Seiner Lage und Umgebung nach wohl das meistbegünstigte Casino, das ich kennen gelernt, ist dieses aus Holz erbaut und in landesüblicher Weise ausgestattet. An den Wänden hängen Photographien, kriegerische Scenen aus dem Satsuma-Aufstande darstellend, sowie zahlreiche Widmungstafeln mit Gedenksprüchen und Unterschriften von fürstlichen Persönlichkeiten, Generalen und anderen Würdenträgern. Ich ließ mir einige Gedenksprüche übersetzen, deren manche offenbar an bestimmte Vorkommnisse anknüpfen oder in einem dritten Personen unbekannten Zusammenhange stehen und daher nicht recht verständlich sind, während aus anderen der Schalk spricht, so zum Beispiel aus dem Worte des Prinzen Arisugawa: »Wir werden uns mit Bauernmädchen unterhalten.« Ein Dejeuner, das wir hier einnahmen, mundete dank der angenehmen Kühlung, welche mächtige Eisblöcke spendeten, und angesichts der entzückenden Landschaft vortrefflich.

Die Abfahrt von Ôtsu erfolgte um $^1/_2$3 Uhr, und zwar wieder mit der Tôkaidô-Eisenbahn, welche den See an dessen Ostseite umfährt, um sich bei Maibara ostwärts gegen Gifu zu wenden. Ein Ort, der in der Geschichte Japans für immerwährende Zeiten denkwürdig bleiben wird, bildet heute eine der Bahnstationen, und zwar Seki-ga-hara, wo Ijejasu im Jahre 1600 an der Spitze von 75.000 Mann über das 130.000 Mann starke Heer der gegen ihn gebildeten Liga einen entscheidenden Sieg erfochten und so das Schôgunat an das Haus der Tokugawa gebracht hat. Nach dreistündiger Fahrt waren wir in Gifu, nicht ohne dass ich im Laufe der Reise, von der Hitze und Ermüdung überwältigt, einer kurzen Ruhe gepflogen hätte, zu welchem Zwecke ich mich als Japaner verkleidet und lediglich in meinen Kimono gehüllt hatte, was die lebhafteste Heiterkeit des Zugspersonales erweckte.

Auf dem Bahnhofe begrüßte mich im Auftrage des Kaisers Capitän Jamagutschi, der Director des kaiserlichen Jagdamtes, des Schurio Kjoku, und ein Kammerherr, beide in schmucken, grünen Uniformen; dann

folgte der übliche, festliche Einzug in die Stadt. Da das Volk in hellen Massen herbeigeströmt war und die Straßen dicht erfüllte, fuhren einige Polizeiorgane in Dschinrickschas voraus, um Raum für uns zu schaffen, wobei die von der Neugierde hergelockten, harmlosen Zuseher in recht unsanfter Weise angefahren und niedergestoßen wurden, ohne dass jedoch diese Opfer, deren Ruhe mir Bewunderung einflößte, auch nur mit einem Scheltwort erwidert hätten; der Japaner bleibt eben in allen Lebenslagen höflich. Auffallend war die große Zahl reizender Gesichter, durch welche der weibliche Theil der Einwohnerschaft zur Verherrlichung des Einzuges beitrug.

Gifu, die Hauptstadt der gleichnamigen Präfectur und der Provinz Mino, ist, weil im Jahre 1891 durch ein Erdbeben und eine infolge desselben entstandene Feuersbrunst gänzlich zerstört, neu erbaut und macht daher einen überaus reinlichen, schmucken Eindruck. Einen im Osten der Stadt liegenden Hügel hatte der große Nobunaga seinerzeit als geeigneten Punkt für ein festes Schloss auserkoren. Die Provinz Mino ist ausgezeichnet durch Fruchtbarkeit und den Gewerbefleiß der Bewohner, welcher hier im Betriebe der Seidenzucht, der Seidenweberei, der Krepperzeugung, der Töpferei und der Papierindustrie zutage tritt; das Minopapier, besonders für Fenster beliebt, Lampions, Sonnen- und Regenschirme sowie Servietten, aus Papier gefertigt, bilden gesuchte Artikel. In einem Clubhause wurden allerlei Erzeugnisse der genannten Arten zum Kauf ausgeboten und waren auch verschiedene mir von der Stadtvertretung dargebrachte Ehrengeschenke ausgelegt.

Der Zweck unseres Besuches in Gifu war, den hier üblichen Fang von Fischen durch hiezu abgerichtete Cormorane kennen zu lernen; daher gieng es alsbald in Dschinrickschas nach dem etwa eine Wegstunde oberhalb der Stadt im Nagara-gawa ausgewählten Fischplatze, die Hauptstraße Gifus entlang, auf einer hübschen Brücke über den Nagara und auf dem rechten Ufer flussaufwärts, an reizenden, kleinen, in Gärtchen gelegenen Häusern sowie an Bambusgebüsch vorbei. Die bereits ersichtlichen Lampions ließen für den Abend eine großartige Beleuchtung erwarten. An der Stelle, wo wir uns einschiffen sollten, harrte ein gedecktes, reich geschmücktes und illuminiertes Boot, in welchem, nachdem wir die Mitte des Flusses erreicht hatten, zunächst ein vortreffliches Diner serviert wurde, da der Fischfang erst bei Eintritt der Dunkelheit beginnen konnte. Die japanische Hofküche verdient ganz besondere Anerkennung, da sie uns nichts weniger als Hungers sterben ließ, sondern stets ein »Tischlein deck' dich« für uns vorbereitet hatte.

Beide Flussufer waren von Menschen dicht besetzt, die hieher gekommen waren, das Schauspiel zu sehen, und zahlreiche Boote, in welchen die Honoratioren Gifus sowie mehrere Reporter, deren einige uns immer das Geleite gaben, Platz genommen hatten, tanzten auf den Wellen des Flusses. Dieser ist hier 30 bis 40 *m* breit, hat eine starke Strömung, bildet im oberen Theile des Laufes, durch Granitblöcke eingeengt, Stromschnellen, ähnlich wie der Katsura-gawa, und verräth seinen Charakter als Gebirgsfluss insbesondere durch das bedeutende Inundationsgebiet, welches auf die verheerende Thätigkeit des Gewässers im Frühjahre hindeutet.

Als völlige Dunkelheit eingetreten war, wurde unser Fahrzeug noch einige hundert Meter nauwärts gestoßen, bis auf ein Raketensignal 12 Boote, jedes etwa 6 *m* lang, um eine Krümmung des Flusses hervorkamen. Ein mächtiges Kienspanfeuer, bestimmt, die Fische anzulocken, flammte in einem eisernen Korb am Buge jedes Bootes, in dem ein Fischer stand, der acht vorausschwimmende Cormorane an Schnüren hielt, während an jeder Seite des Fahrzeuges je ein anderer Fischer zwei Cormorane leitete; ein vierter Mann lenkte das Boot. Wie man mir sagte, wird der jung eingefangene Cormoran nur soweit gezähmt, dass er handfromm wird, das heißt aus der Hand frisst und sich berühren lässt. Ist dies erreicht, so wird er alsbald zum Fischfange verwendet, und zwar in der Weise, dass er, mittels einer starken, um den Hals geschlungenen Schnur vom Fischer an der Flucht gehindert, ins Wasser gesandt wird, Fische zu fangen und in den Kropf aufzunehmen; dies thut der Vogel, seinem Trieb entsprechend, mit Begierde; um jedoch hintanzuhalten, dass Fische aus dem Kropf in den Magen gelangen, wird die Schnur sehr eng um den Hals geschlungen. Hat nun der tauchende Cormoran eine Anzahl Fische erhascht und im Kropf untergebracht, so wird der Vogel ins Boot gezogen und von seinem Herrn durch einen Druck gegen den Hals der Beute beraubt.

So geschah es auch hier. Als der Schein der Flammen eine hinlängliche Anzahl von Fischen angelockt hatte, setzte sich die Flotille in Bewegung; gleichzeitig wurden die Leinen der Cormorane nachgelassen, und die beutegierigen Vögel begannen nun, durch Schlagen an die Bootswände und laute Zurufe angefeuert, rastlos tauchend, eine mörderische Jagd. Ein Nachtbild von eigenthümlichem Reiz entwickelte sich vor uns: die gegen uns zutreibenden Boote; vor ihnen die unter- oder emportauchenden Cormorane, deren bald dieser, bald jener in das Fahrzeug gehisst wurde, um, der Beute entledigt, wieder in der Flut zu

verschwinden; das aufregende Schreien und Lärmen der Fischer; das Prasseln der weithin das Dunkel der Nacht erhellenden Feuer; die zahlreichen den Fluss bedeckenden Fahrzeuge und die im rothen Scheine der Flammen sich an den Ufern drängende Menge.

Als die Boote bis zu uns gelangt waren und, unser Fahrzeug in die Mitte nehmend, weiter flussabwärts trieben, konnten wir aus nächster Nähe die Cormorane bei ihrer Arbeit sehen. Die Feuer erhellten das Wasser bis auf die Sohle des Flussbettes, Schwärme von Fischen schossen erschreckt hin und her, stets verfolgt von den Cormoranen, und besondere Lebhaftigkeit entwickelte sich unter Wasser, wenn zwei der braven Taucher einen und denselben Fisch verfolgten, da sich dann ein wahrer Wettstreit entspann, bis aus diesem einer der Vögel als Sieger hervorgieng. Wir selbst geriethen schließlich in Aufregung und begannen so lebhaften Antheil an dem Fischfange zu nehmen, dass auch wir die Cormorane durch Zurufe anfeuerten, was aber eigentlich nicht nöthig war, weil die braven Thiere, vom Jagdeifer erfasst, sich, kaum in das Boot gehoben, sofort wieder kopfüber ins Wasser stürzten. Capitän Jamagutschi hatte an unserem Interesse seine helle Freude, die auch dann nicht gemindert wurde, als ich, um dem Schauspiele besser folgen zu können, aufstand und infolge einer Schwankung des Bootes eine Tasse schwarzen Kaffees in den Schoß des trefflichen Mannes goss.

Anerkennung verdiente die von den Fischern in der Ausübung ihres Berufes dargethane Geschicklichkeit, mit welcher sie die Boote in der starken Strömung lenkten und die Cormorane so zu leiten verstanden, dass dieselben, ohne die langen Schnüre in Verwirrung zu bringen, nach allen Richtungen hin tauchen konnten. Innerhalb der Frist von kaum einer Stunde hatten die 144 Cormorane an 3000 Fische gefangen, deren einige so groß waren, dass die tauchenden Vögel sich ihrer nicht ohne Kampf bemächtigt haben konnten. Einem Cormoran wurden vor unseren Augen nicht weniger als 16 Fische aus dem Kropfe genommen — eine Zahl, die ganz außer Verhältnis zu der Größe des Vogels steht.

Die erbeuteten Fische gehörten alle zu den Salmoniden, die sehr geschätzt sind und ein Lieblingsgericht des Mikados bilden sollen, so dass sie angeblich nie auf seiner Tafel fehlen dürfen. Bei dem Diner im Boote hatten wir Gelegenheit, Fische dieser Gattung zu verkosten; wir fanden sie schmackhaft, aber nicht so vortrefflich wie unsere Forelle. Das Fischwasser, in dem heute gefangen wurde, ist Eigenthum des

Kaisers, während andere Strecken der Stadt oder Privaten gehören. Für den geradezu ans Fabelhafte grenzenden Reichthum dieses Flusses und wohl auch anderer Gewässer an Fischen spricht der Umstand, dass die Fangmethode, deren wir heute Zeugen waren, wie man sagt, durch fünf Monate hindurch allnächtlich, mit Ausnahme der klaren Mondnächte, angewendet wird und die durchschnittliche jedesmalige Ausbeute 5000 bis 10.000 Stück Fische beträgt, welche sofort auf Eis gelagert und dann in alle Theile des Landes versendet werden. Trotz dieses Raubfanges — der Cormoran ist eben der ärgste Fischräuber, der wahllos fängt, was er zu erhaschen vermag — ersetzt sich der Fischbestand immer wieder. Dies kann, da es weder Schonzeiten noch andere Einrichtungen zur Förderung der Fischerei gibt, nur aus den in den Gewässern Japans vorhandenen, der Fischfauna günstigen Existenzbedingungen, ganz insbesondere aber daraus erklärt werden, dass eine Verunreinigung der Fischgewässer durch industrielle Etablissements entweder nicht oder doch nicht in jenem Maße wie bei uns daheim stattfindet.

Beide Ufer des Flusses waren in der Nähe der Brücke von Menschen besäet, ja die Leute liefen sogar, um uns sehen zu können, ins Wasser, dass es ihnen bis zur Brust reichte; in der Menge schwirrte und summte es wie in einem Bienenschwarme, bald da, bald dort schlug helles Lachen auf, und lebhafte Zurufe drangen zu unseren Ohren — alle diese Töne und Laute verschmolzen mit dem Rauschen und Brausen des Flusses zu einer seltsamen Harmonie.

Die Stadt der Lampions schien ihren Ruf übertreffen zu wollen; denn sie verabschiedete sich von uns mit einer alle Erwartungen übertreffenden Illumination. Längs der Flussufer sowie auf der Brücke erglänzten viele Tausende von rothen Lampions; über den Straßen wölbten sich kühn geschwungene Bogen, von welchen festonartig gezogene Guirlanden von Lampions herabhiengen, die in hellem Roth erstrahlten; die bizarren Formen der Tempeldächer sowie die Fronten der Häuser entlang liefen feurige, durch weiße Lampions gebildete Linien; in den Straßen flammten allenthalben Transparente auf. Roth und weiß leuchtete und glänzte es aus allen Richtungen, so dass sich der Stadttheil bis zum Bahnhofe wie in Licht gebadet vom dunkeln Nachthimmel abhob.

Unter Vorantritt des Bürgermeisters und gefolgt von einer gewaltigen Menge Volkes, bewegte sich der lange Zug von Dschinrickschas nach dem Bahnhofe, wo mir das Oberhaupt der Stadt für den Besuch

Gifus dankte. Nach einigen Worten der Erwiderung meinerseits entführte uns der Zug auf der Tôkaidô-Bahn in südöstlicher Richtung nach Nagoja. Hier begrüßte mich der Divisionsgeneral Katsura in fließendem Deutsch, mir unter anderem mittheilend, dass er viele Jahre in Wien zugebracht habe und diesem Aufenthalte die wärmste Erinnerung bewahre. Während der Einfahrt in die Stadt wurde ein Feuerwerk, diesmal ein solches nächtlicher Natur abgebrannt, welches zu den schönsten gerechnet werden muss, die ich gesehen. Ungeachtet der vorgerückten Stunde hatten sich vor dem Hotel, in welchem wir die Nacht verbringen sollten, die Bewohner Nagojas in hellen Scharen eingefunden und applaudierten, da ich zufällig auf der Veranda erschien, lebhaft, als wäre ich eine gefeierte Operndiva, worauf ich mich dankend verneigte.

Nagoja · Mijanoschita · Tôkio · Nikkô
Jokohama.

Nagoja — Mijanoschita — Tôkio — Nikkô — Jokohama.

Nagoja — Kôsu, 15. August.

Nagoja war nur als Nachtstation ausersehen, aber wir machten, zur Bahn fahrend, einen Umweg, um einen flüchtigen Blick auf das Castell zu werfen und einen, wenn auch nur in den allgemeinsten Umrissen gehaltenen Eindruck von der Stadt zu empfangen. Diese liegt am rechten Ufer des Flüsschens Schônai und unweit der Owari-Bai, offenbart sich sofort als eine blühende Provinzstadt und war einst der Sitz der Fürsten von Owari, deren Haus durch einen Sohn Ijejasus begründet worden ist.

179.000 Einwohner zählend, ist Nagoja die viertgrößte Stadt des Landes und Hauptort des Departements Aitschi, sowie der Provinz Owari, welche zu der Landschaft des Tôkaidô gehört, das ist der Ostseestraße, der berühmten Landstraße zwischen Tôkio und Kiôto. In der Ebene gelegen, entbehrt die Stadt landschaftlich schöner Umrahmung, macht aber selbst einen ansprechenden Eindruck, nicht zum wenigsten, weil allenthalben in den zahlreichen, wohlausgestatteten Läden die Zeugnisse des strebsamen Gewerbefleißes ihrer Bewohner zutage treten. Das Castell, O Schiro, im Jahre 1610 als Residenz für Ijejasus Sohn gegründet und in der Anlage an die festen Burgen von Kumamoto und Ôsaka erinnernd, wurde ungeachtet der künstlerischen Ausstattung

seiner Innenräume, nach dem gewaltigen Umschwunge der Dinge in Japan dem Militärärar überantwortet, um später eine sachgemäßere Pflege durch das Departement des kaiserlichen Haushaltes zu finden. Der Raum zwischen dem äußeren und dem inneren Walle, vormals das Quartier der fürstlichen Samurais, umfasst jetzt Militärbaracken und Exercierplätze. Von der Spitze des fünf Stockwerke hohen Donjons glänzen weithin über die Stadt zwei goldene Delphine, 2·6 *m* hoch und auf 462.800 fl. ö. W. geschätzt, welche im Jahre 1610 auf Kosten des berühmten Generals Katô Kijomasa, des Erbauers des Donjons, hergestellt wurden. Der eine dieser Delphine hat ein merkwürdiges, überraschenderweise mit Wien zusammenhängendes Schicksal gehabt, indem er, zur Wiener Weltausstellung gesandt, auf dem Rückwege mit dem Dampfer »Nil« versank, jedoch mit Überwindung großer Schwierigkeiten wieder gehoben und an seiner alten Stelle angebracht wurde.

Von Nagoja ab beschreibt die Bahnstrecke einen gewaltigen Bogen zuerst in südöstlicher Richtung bis Hamamatsu, dann nordöstlich gewendet über Schisuôka bis Iwabutschi, um von hier bis Numasu östlich zu verlaufen. Die Trace zieht sich im großen und ganzen die Küste des Stillen Oceans entlang, der durch den Tôkaidô vorgezeichneten Richtung folgend; hochstämmige Cryptomerien und Cypressen säumen diese uralte Verkehrslinie, die häufig an die Bahn herantritt, ein. Auf der ganzen Strecke ist der Schienenstrang über zahllose, elegant gebaute Brücken geführt, welche eine Reihe größerer und kleinerer Flussläufe, Brackwassersümpfe, Lagunen und Buchten überqueren. Unmittelbar vor der Station Maisaka setzten wir auf einem endlos scheinenden Systeme von Brücken und Deichen über den See oder richtiger die Bucht Hamano hinweg, um bald nachher auf einer zu den Musterbauten Japans gerechneten, gewaltigen Brücke den Tenriu-gawa zu überschreiten.

Im ersten Theile der Fahrt bilden unabsehbare Reisculturen, unterbrochen von Bambushainen, den Grundzug der Gegend, welche stellenweise einem Garten gleicht, aber keine landschaftlichen Reize bietet; wo die Bahn sich der Küste nähert, gewinnt das Bild ein lebhaftes Colorit durch Ausblicke auf die See. Später ändert sich die Scenerie; denn Hügelketten reichen aus dem Innern des Landes weiter hervor, gleichsam als wollten sie den Schienenstrang immer mehr gegen die See hindrängen. Bald treten wir in den Bereich des japanischen Hochgebirges; denn die Bahn berührt den Fuß des mächtigen Fudschi und umfährt das Hakone-Gebirge.

Wer kennt nicht den Fudschi-san oder Fudschi-no-jama, in Europa meist Fusijama genannt, dieses Wahrzeichen Japans, welches uns als einer der beliebtesten Vorwürfe japanischer Kunst auf Lackarbeiten, auf Porzellan, auf Papier, in Holz und in Metall entgegentritt? Als heiliger Berg, zu dessen Gipfel alljährlich Tausende von Pilgern wallen, als alter Vulcan, der seit dem Jahre 1707 Landfrieden gehalten, erhebt sich der Fudschi, für den höchsten Berg Japans gehalten, zu 3760 *m* Höhe, isoliert, auf breiter Basis kegelförmig aufragend. Leider wurde die Spitze des uns aus hundertfältigen Nachbildungen geläufigen Originales sowie der anderen Höhen durch einen leichten Nebelschleier verdeckt. Immerhin bildete es einen wirksamen Contrast, linkerhand zu dem gewaltigen Bergmassiv emporzublicken, rechterhand die Brandung des Stillen Oceans und weithin die See mit den zahlreichen Fahrzeugen, deren Segel eine frische Brise blähte, zu überschauen.

Einem Walle gleich, sperrt das Hakone-Gebirge den Eintritt in den Kwantô, das ist den Osten des Thores, in die Tiefebene der Reichshauptstadt, gegen welche der Tôkaidô über den Hakone-Pass und eine Reihe anderer Übergänge führen. Hier auf dem Hakone-Passe befand sich unter der Tokugawa-Herrschaft die große, Kwan (Thor) genannte Wache, welcher die Sicherung der Zugänge zur Ebene oblag. Allenthalben öffnen sich freundliche Thäler und tief eingeschnittene Schluchten, welchen rauschende Flüsschen und Bächlein entquellen. Wenn jene immerhin respectablen Gebirge, einschließlich des imponierenden Fudschi, auf uns nicht den Eindruck des Hochgebirges machen, so liegt der Grund wohl in der abgerundeten, zarteren Formation, während wir gewohnt sind, mit dem Hochgebirge die Vorstellung von steil aufragenden, schroff abfallenden, kantigen, rissigen Felsgebilden zu verbinden.

Leider wurde der Genuss der an uns in wechselreichen Bildern vorbeiziehenden Landschaft arg gestört durch die Nachwirkungen der schlechten, als Heizmaterial verwendeten Kohle, deren Staub alles bedeckte, wie denn auch in anderer Hinsicht noch nicht in europäischer Weise für den Comfort der Reisenden gesorgt ist.

In Kôsu, einem beliebten Badeorte, verließen wir den Zug, um uns nach der Sommerfrische Mijanoschita in dem an Thermen reichen Hakone-Gebirge zu begeben, bevor wir uns in Tôkio in den Strudel der officiellen Festlichkeiten stürzten. Ein Theehaus, welches Ausblick auf die brandende See hat, nahm uns durch kurze Zeit gastlich auf, bis

wir die Fahrt nach Mijanoschita mittels Tramway antraten, die uns, in westlicher Richtung dem Tôkaidô folgend, nach Überquerung des Sakawa-gawa und eines kleinen Baches zunächst nach Odawara brachte, dem Hauptorte der Provinz Sagami und einstens verknüpft mit dem berühmten Hause der Hôdschôs, welches hier von dem gewaltigen Taikô-sama im Jahre 1590 vernichtet worden ist. Gegenüber den Ruinen des Schlosses von Odawara wurden die Pferde gewechselt, während die Leute hier wie anderwärts aus den Häusern liefen, uns neugierig zu betrachten, da unser Aufzug einigermaßen komisch sein mochte. Der Kutscher, welcher meinen Wagen lenkte, versah diese Aufgabe im Frack und in weißer Cravatte, sowie mit hohem Cylinder angethan und zog, von der Wichtigkeit seiner Function durchdrungen, die Bremse jeden Augenblick an, dass die armen Pferde den Wagen nur dampfend und keuchend vorwärts brachten; der Leibjäger aber spielte, in voller Parade, mit Sturmhut und Schwert ausgerüstet, rückwärts auf dem Wagen den Conducteur.

Wir überschritten den Haja-gawa und waren nicht lange nachher in Jumoto angelangt, wo wir die Tramway mit Dschinrickschas vertauschten, welche sich, von je drei Läufern gezogen, alsbald gegen Mijanoschita zu in Bewegung setzten und der Bergstraße folgten, die sich dem windungsreichen Thale des rauschenden Flusses anschmiegt. Jumoto, ausgezeichnet durch eine heilkräftige Schwefeltherme, ist eine Sommerfrische mit zahlreichen, zierlichen Häuschen, welche, an die Lehne des Bergzuges gebaut, im Sommer kühlen, angenehmen Aufenthalt bieten mögen.

Unser Pfad führt in Serpentinen am rechten Flussufer steil hinan, während tief unter uns, von Bäumen fast verborgen, der Haja-gawa dahinströmt; die Lehne, welche uns die wackeren Läufer emporschleppen, zeigt Baumwuchs, während die gegenüberliegende, die sonnseitige, wie wir in der Heimat sagen würden, baumlos und nur von hohem Grase bedeckt ist, da offenbar auch hier schonungslos abgestockt, aber auf Wiederaufforstung nicht Bedacht genommen wurde. In anmuthiger Weise ist die Scenerie dadurch belebt, dass, wo immer ein Quell dem Felsen entsprudelt, ein Theehäuschen den Wanderer aufzunehmen bereit ist und fröhlich blickende Musumes dem Ermüdeten Thee zur Stärkung reichen.

Bei Tônosawa, etwa im ersten Drittheile des Weges gelegen und gleichfalls im Besitze heißer Quellen, bleibt das Auge an einem weißen, auf dem gegenüberliegenden Hügel errichteten Bauwerke haften,

welches mir als eine griechisch-orthodoxe Kapelle, gestiftet von einer russischen Gräfin, die lange in Japan gelebt hat, bezeichnet wurde; doch soll sich die Mission jenes Bekenntnisses keiner besonderen Erfolge erfreuen.

Wir waren über 400 *m* emporgefahren, als wir gegen 7 Uhr abends Mijanoschita erreichten, den Badeort, welcher um seiner Quellen und der reinen Luft sowie der angenehmen Spaziergänge willen viel gepriesen ist und, soweit ich überblicken konnte, eigentlich nur aus Hotels und hiezu gehörigen anderen Häusern nebst einigen Kaufläden besteht. Meine Erwartungen waren durch Schilderungen zu hoch gespannt worden, so dass ich mich einigermaßen enttäuscht fand; die Gegend kann nicht Anspruch erheben, fesselnden landschaftlichen Reiz zu bieten oder durch charakteristische Gebirgsformation besonders ausgezeichnet zu sein.

Die Ansiedelung selbst ist, wenigstens was das große Hotel, in dem wir untergebracht waren, anbelangt, ganz europäisch eingerichtet und auf Engländer sowie Amerikaner berechnet, und nur die Bedienung durch weibliche Kräfte erinnert an Japan, ohne welche ich ebensogut glauben konnte, mich in einem Schweizer Etablissement zu befinden. Ich war von dem Wunsch erfüllt gekommen, in der Landschaft und in der Ansiedelung Original-Japan — Hochgebirge mit japanischen Alpenhütten — zu finden, und ein gemüthliches Stilleben, wie in Mija-schima unvergesslichen Andenkens, hatte mir vorgeschwebt, während ich nun in einer Allerweltslandschaft ein fashionables Hotel fand, in welchem der Klang des Gongs zu Breakfast, Lunch und Dinner rief und englische Laute ertönten. Hingegen wirkten der völlige Mangel sich verneigender Würdenträger und die frische, erquickende Bergesluft erfreulich.

Ich schlenderte noch einige Zeit in der weithin sich ziehenden Thalschlucht umher, nebenbei von der Absicht geleitet, etwas von der Fauna, namentlich Wild dieser Gegend zu Gesichte zu bekommen und zum mindesten Vögel singen zu hören — aber vergeblich. Nur die gemeine Krähe war häufig zu sehen, obschon ihrem Geschlechte völlige Vernichtung geschworen sein soll, seit sich einer dieser Vögel gegen einen im Garten seines Schlosses lustwandelnden Mikado unehrerbietig benommen hat und daher die aller Ehrfurcht und Etiquette baren Thiere durch ein Edict in Acht und Bann gethan worden sind. Zwar sind Japan interessante Raubthierarten sowie eine Hirsch- und eine Antilopenart eigen, worauf zu jagen mir ebenso erwünscht gewesen wäre, wie auf die allenthalben vorkommenden Fasanen; doch befanden

wir uns weder in der richtigen Saison, noch auch wäre es mit Rücksicht auf das Reiseprogramm möglich gewesen, dem Waidwerke zu obliegen, so dass die Büchse in Japan ruhen musste.

Die Schwefelquellen, welche nachhaltige Wirkung wider allerlei Leiden haben sollen, sind hier in ein großes Badeetablissement japanischen Charakters geleitet.

Mijanoschita, 16. August.

Der Tag war völlig der Ruhe, dem dolce far niente gewidmet, da es weder Tempel zu besichtigen, noch des Wetters halber Ausflüge zu machen gab. Den Vormittag füllte ich mit dem Besuche der Kaufläden, woselbst ich eine Unzahl von recht nutz- und wertlosen Objecten der verschiedensten Art erstand, mit der Fütterung von Goldfischen und damit aus, dass ich zusah, wie die kunstvolle Frisur einer japanischen Dame entstand, die trotz ihres Negligés unsere Assistenz nicht verübelte. Dann legten wir alle den Kimono an und ließen uns in dieser Tracht photographieren, welche namentlich an unserem Chefarzte, der sich einer stärkeren Körperfülle erfreut, die Heiterkeit mehrerer jungen Amerikanerinnen erregte. Besonders gelungen fiel eine Aufnahme aus, die mich umgeben von allen begleitenden Herren, diese aber nach japanischer Sitte kniend und mit der Stirne den Boden berührend darstellt. Da wir uns nun schon in landesüblichen Gebräuchen vergnügten, unterzog ich mich auch einer Tätowierung, aus welcher nach vierstündiger ziemlich schmerzvoller Procedur, die nicht weniger als 52.000 Stiche erforderte, ein auf meinem linken Arme prangender Drache hervorgieng — ein Scherz, den ich wahrscheinlich seiner unvertilgbaren Spuren wegen noch bereuen werde. Ein Spaziergang sowie ein treffliches Diner beschlossen diesen, nicht eben sehr nützlich, aber ruhevoll verbrachten Tag.

Mijanoschita—Tôkio—Jokohama, 17. August.

Bei strömendem Regen, der mit geringen Unterbrechungen den ganzen Tag anhielt, mussten wir Mijanoschita schon um 5 Uhr morgens verlassen, um, von unserem befrackten Kutscher desselben Weges, den wir gekommen waren, geführt, rechtzeitig in Kôsu einzutreffen und so den von hier um 7 Uhr abgehenden Zug zu erreichen, der uns nach Jokohama brachte. Hier bestiegen der Gesandte Baron Biegeleben, Coudenhove, Generalconsul Kreitner sowie unser Commandant Becker

den Zug. Vom Bahnhof aus ersah ich, über die Häuser hinwegblickend, im Hafen die »Elisabeth«, die aus der Menge aller anderen Schiffe durch die mächtigen und doch eleganten Formen hervorstach — ein Anblick, der mein Herz erfreute.

Während der Fahrt von Jokohama bis Tôkio musste ich mich in Gala werfen, was innerhalb des nicht eben geräumigen Waggons mit Schwierigkeiten verbunden und des Kohlenstaubes halber nur mit Gefährdung des weißen Rockes möglich war; doch das Werk gelang innerhalb der Fahrtdauer von 40 Minuten. Ein Blick aus dem Fenster belehrte mich zu meiner nicht geringen Erheiterung, dass die Regierung in ihrer Besorgnis um meine Sicherheit so weit gegangen war, selbst das Meer polizeilich besetzen zu lassen; denn ich nahm dort, wo die Bahn hart an der Küste hinzieht, Wachleute wahr, die, auf Strecken von je einigen hundert Metern in Booten postiert, bei Vorbeifahrt des Zuges salutierten. Bei der Ankunft in Tôkio gab eine 7 *cm* Gebirgsbatterie auf einer Wiese den Salut ab.

Auf dem Bahnhofe der Schimbaschi-Station, welcher völlig abgesperrt war, so dass nur officielle Persönlichkeiten Zutritt gefunden hatten, begrüßte mich im Auftrage des Kaisers der kaiserliche Prinz Arisugawa, — des Mikados Oheim und der Verfasser des erwähnten Sinnspruches im Officierscasino zu Ôtsu — welcher schon im Bürgerkriege des Jahres 1868 und im Satsuma-Aufstand des Jahres 1877 als Oberbefehlshaber die Truppen des Kaisers zum Siege geführt hatte und gegenwärtig Armee-Obercommandant ist. Auch alle Minister und Hofwürdenträger waren zum Empfang erschienen; Baronin Biegeleben, die Schwester unseres Gesandten, und Frau von Kreitner überreichten mir im Namen der österreichisch-ungarischen Colonie duftende Blumensträuße. Nach der üblichen Vorstellung der beiderseitigen Suiten und der obersten Würdenträger bestieg ich, während eine Ehrencompagnie unter den Klängen des japanischen Generalmarsches präsentierte, mit dem Prinzen einen Hofgalawagen und fuhr, von einer Escadron Garde-Lanciers escortiert, durch ein Spalier von Truppen nach dem kaiserlichen Lustschloss O-hama-goten, welches ziemlich weit außerhalb der Stadt am Meeresstrande gelegen ist.

Der erste Eindruck, welchen Tôkio während unserer Fahrt nach dem Palais machte, war kein sehr freundlicher, weil der Blick nur auf kleine, wenig reinliche Häuser, lange Canäle, Fabriken und schmucklose Mauerfronten fiel. Unser Absteigequartier, bei welchem gleichfalls eine Ehrencompagnie aufmarschiert war, die präsentierte und das

Spiel rührte, trägt eigentlich mit Unrecht den Titel eines Lustschlosses, da es sich als eine kleine Villa erweist; sie ist in europäischem Stil erbaut und stellt sich hinsichtlich der inneren Einrichtung als Versuch dar, abendländischen Comfort mit japanischem zu verschmelzen, wobei ich jedoch hervorheben muss, dass die Gegenstände indigenen Ursprunges sich durch ihre geschmackvolle Ausführung vortheilhaft auszeichnen.

Bald nachdem Prinz Arisugawa sich verabschiedet hatte, erwiderte ich dessen Besuch und ließ meine Karten bei den kaiserlichen Prinzen Komatsu Akihito, gleichfalls einem Oheim des Mikados und Commandanten der Garde-Division, und Kan-in Kotohito, dem Adoptivbruder des Kaisers und Escadrons-Chef.

Der Weg, welchen ich behufs Abstattung dieser Besuche zurückzulegen hatte, führte mich durch das Herz Tôkios, welcher Umstand mir in Verbindung mit den bedeutenden Entfernungen — ich brauchte, obschon ich keinen der Prinzen zu Hause traf, zwei Stunden — die Möglichkeit gab, einen Überblick über die Stadt zu gewinnen. Tôkio oder Jedo, wie die Stadt früher hieß, ist an der Stelle erstanden, wo in der Mitte des 15. Jahrhunderts eine kleine Festung, umringt von vereinzelt liegenden Ortschaften, erbaut worden war, die im Jahre 1524 in den Besitz des zu Odawara residierenden Hôdschô Udschitsuna gelangt ist. Nach Zertrümmerung der Hausmacht dieser Hôdschôs und Belehnung Ijejasus mit den jenem Geschlechte gehörigen acht Provinzen des Kwantô, erhob Ijejasu im Jahre 1598 Jedo zu seiner Residenz, welche rasch wuchs und gedieh, da sämmtliche Fürsten des Landes verpflichtet waren, hier Paläste zu bauen und einen Theil des Jahres daselbst zu verbringen. Die Glanzzeit Jedos ist mit jener der Schôgune aus dem Hause der Tokugawa enge verknüpft, deren Residenz die Stadt bis zur Abschaffung des Schôgunates blieb. Einer neuen Epoche gieng und geht Jedo, welches 1869 den Namen Tôkio, das ist Osthauptstadt, erhalten hat, entgegen, seit der Mikado hier seinen Sitz aufgeschlagen hat.

Die Stadt erhebt sich, etwa 260 km^2 bedeckend, nördlich der seichten Bucht von Jedo und westlich sowie östlich des Sumida-gawa, an dessen rechtem Ufer Tôkio gegen Norden und Westen zu etwa 30 m hohen, flachen Hügeln ansteigt. Die Anzahl der Einwohner wird auf 1,628.000 angegeben, wobei allerdings auch Tôkio-Fu, das ganze städtische Gebiet, also etwa Groß-Tôkio, in Rücksicht gezogen ist. Von den 15 Districten, Ku genannt, in welche die Stadt eingetheilt ist, bilden

jene den Mittelpunkt des Gemeinwesens, welche innerhalb der äußersten, mit ihren Gräben in die Jedo-Bucht und in den Sumida endenden Enceinte des Ô-Schiro liegen, des alten, durch Festungswerke, Ringmauern und Gräben versicherten und nach dem Bürgerkrieg in Flammen aufgegangenen Schlosses der Schôgune.

Kodschimatschi, einer dieser Districte, ist der Sitz der Regierung des modernen Japan; denn hier befinden sich außer dem kaiserlichen Palast auch die Gebäude, in welchen die Ministerien sowie andere Behörden und Ämter untergebracht sind, und die Palais der Gesandtschaften; diese Baulichkeiten sind dort emporgewachsen, wo einst die Jaschiki genannten Behausungen der Daimios das Schloss umgaben.

Seit dem Jahre 1872 hat sich die neueuropäische Baukunst Bahn gebrochen, so dass die öffentlichen Gebäude und viele andere den Eindruck moderner Baulichkeiten einer englischen oder einer mitteleuropäischen Stadt machen; an den in Gärten gelegenen Palais und Villen sind alle erdenklichen Stile und Stilvariationen zu beobachten, und ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als ich die rein gothische Façade des Palais eines der Prinzen erblickte. In unmittelbarer Nähe erheben sich gleichwohl noch Behausungen japanischen Gepräges, so dass ein baulicher Widerspruch in diesem Theile Tôkios zutage tritt, der nicht schlimmer sein könnte, wenn ein original japanisches Stadtviertel etwa in der Mitte von Linz erstünde, worüber die wackeren Oberösterreicher gewiss nicht weniger erstaunt wären als der Europäer bei dem Anblicke des befremdlichen Contrastes, welchen das moderne Tôkio bietet. Dass die Stadt der fremdenfeindlichen Tokugawa-Schôgune mit Jokohama schon vor 20 Jahren durch eine Eisenbahn verbunden wurde, dass sie sich einer Tramway, einer Gesellschaft für elektrische Beleuchtung, des Telephons und einer elektrischen Bahn erfreut, ja dass sie schon zwei große industrielle Ausstellungen hinter sich hat, mag als Culturfortschritt anerkannt werden, aber in der Entnationalisierung ihrer Bauten gehen die Japaner weiter, als gebilligt werden kann. Haben sie ja doch einen so charakteristischen Baustil, der harmonisch mit der Landschaft zusammenklingt, der aufs engste mit der hochentwickelten Kunst und Industrie, mit dem Menschen selbst und seinem Leben zusammenhängt! Es scheint, dass man auch der Stadt ein anderes Kleid anziehen wollte, seit die Zwei-Schwertmänner aus ihren Straßen verschwunden sind, seit der Ruf des dem prunkvollen Aufzuge des Daimios voranschreitenden, mit dem Fächer winkenden Herolds: »Schita-ni-oru!« (Werfet

Euch nieder!) nicht mehr erschallt. Zugunsten der europäischen Bauart und der Verwendung von Stein lässt sich freilich auf die hiedurch verminderte Feuersgefahr hinweisen, unter welcher Tôkio zu leiden gehabt; denn ein Theil seiner Geschichte ist in Flammen geschrieben, wiederholt wurde die Stadt eingeäschert, und ein japanisches Sprichwort sagt: »Das Feuer ist Jedos Blume«.

Glücklicherweise bekam ich diese Blume nicht zu schauen, sondern nur jene Kinder Florens, welche in den freundlichen Gärten leuchten; diese sind stilgerecht gepflegt, hier haust noch das Japan der alten Zeit — auf dem Gebiete der Horticultur sind die Japaner offenbar conservativ.

Unsere Fahrt gieng des öfteren über Wassergräben der alten Schlossumwallung, worin im Winter Tausende von Wildenten hausen, die hier geschont, auf anderen Canälen der Stadt aber mit Netzen gefangen werden.

Um die Mittagsstunde sollte die Aufwartung bei den Majestäten vor sich gehen und fuhr ich zu diesem Behuf in voller Gala, bei strömendem Regen in einem purpurrothen Wagen »escortiert, ansalutiert, angeblasen und becomplimentiert« nach dem kaiserlichen Palais. Der Weg führte über einen freien Platz innerhalb der äußersten Schloss-Enceinte, wo früher wohl ebenfalls Jaschikis gestanden hatten und sich jetzt in grellem Widerspruche zu dem Schauplatz ehemaliger feudaler Herrlichkeit das Gebäude des japanischen Parlamentes erhebt. Letzteres wurde bereits im Jahre 1890 eröffnet, doch spross schon zwei Monate später aus dem Gebäude Jedos Blume, so dass es in Asche versank, um jedoch im folgenden Jahre wieder neu zu erstehen. Immerhin scheint der Parlamentarismus sich hier noch keiner ungetheilten Sympathien zu erfreuen; wenigstens verlauteten, wie mir erzählt wurde, in japanischen Kreisen anlässlich jenes Brandes Ausdrücke des Bedauerns darüber, dass während der Katastrophe keine Sitzung stattgefunden habe. Unweit des Parlamentsgebäudes wächst ein für das Marineministerium bestimmtes Palais empor, das eine im Hinblick auf die zahlreichen Erdbeben recht bedenkliche Höhe erreicht hat. Die fortificatorischen Anlagen des alten Ô-Schiro passierend, gelangten wir in den Garten des kaiserlichen Palais und befanden uns, nachdem wir unter mehreren Thorbogen hindurchgefahren waren, sowie eine steil berganführende, mit Kies bestreute Wegstrecke — das Palais liegt auf einem dominierenden Hügel — überwunden hatten, vor der kaiserlichen Residenz. Diese stellt sich, im Jahre 1889 an der Stätte

des einstigen Schlosses der Schôgune errichtet, als ein in japanischem Stile gehaltener kolossaler Holzbau dar — doch wie lange wird es dauern, bis auch dieses Stück Alt-Japan fallen und einem modernen Bauwerke Platz machen wird!

An der Treppe empfieng mich der Kaiser Mutsu Hitô in der Uniform eines japanischen Marschalls, welche der französischen sehr ähnelt, und geschmückt mit dem Bande des Stephans-Ordens. Die den Kaiser cortegierenden Würdenträger waren theils im golddurchwirkten Staatsfracke, theils in militärischer Paradeuniform erschienen. In der Reihe der Mikados der 121., oder nach einer anderen Zählung der 123., ist der Kaiser im Jahre 1852 geboren und regiert seit 1868; eine kräftige Erscheinung, zeigt der Kaiser in seinen Zügen den Typus, welcher, wie man sagt, dem Japaner der nördlicheren Gebiete eigen ist. Die Conversation wurde, weil dem Kaiser keine europäische Sprache geläufig ist, durch Vermittlung eines Dolmetsches geführt, was den Verkehr natürlich hemmt und um so bedauerlicher ist, als der Mikado ein reges Interesse für die verschiedensten Fragen an den Tag legt.

Unter den schwierigsten Verhältnissen in jungen Jahren zur Regierung gelangt, hat der Kaiser, obschon seine Erziehung noch völlig von dem alten Systeme beherrscht war, in Japan nicht nur Reformen eingeführt, sondern das Land auch auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Bei diesen Umwälzungen galt es, dem Mikado, welcher bisher in der Zurückgezogenheit eines göttliche Verehrung genießenden Wesens dahingelebt hatte, während die kaiserliche Macht in den Händen des Schôguns ruhte, die ganze Fülle der Herrschaft zurückzuerobern, die Feudalherren und die Samurais ihrer Prärogative zu entkleiden, die das Volk theilenden rechtlichen Schranken zu beseitigen und mit dem Systeme der Abschließung gegenüber dem Auslande zu brechen. Das Geschick und die Entschlossenheit, womit Japan durch schwere innere Erschütterungen hindurch den ins Auge gefassten Zielen zugeführt wurde, sind aller Anerkennung würdig, und Bedeutendes gewollt zu haben, muss allein schon dem Kaiser Mutsu Hitô in der Geschichte seines Landes einen hervorragenden Platz sichern. Ein abschließendes Urtheil darüber, inwieweit die modernen Errungenschaften tiefe Wurzeln geschlagen haben und so in den dauernden Besitzstand des Volkes übergegangen sind, kann heute umsoweniger gefällt werden, als ja der großartige Process, eine nach vielen Millionen zählende Nation ihrer ererbten staatlichen und der

damit innig zusammenhängenden gesellschaftlichen Einrichtungen zu entkleiden, gewiss noch lange nicht zu Ende gediehen ist und daher Rückschläge sowie die Nothwendigkeit theilweiser Umgestaltungen des bisher Erreichten nicht unwahrscheinlich sind. Aber soviel dürfte wohl jetzt schon feststehen, dass Japan endgiltig aus der Zahl der asiatischen Theokratien und Despotien ausgeschieden und in das Concert der civilisierten Staaten eingetreten ist. Hiedurch kann Japan bei der Verschiedenheit der Interessen, welche die europäischen Staaten in Asien verfolgen, dereinst leicht zu einem Factor werden, mit dem in Fragen der äußeren Politik anders gerechnet werden muss als früher, ja es ist nicht ausgeschlossen, dass Japan die europäische Lage mindestens indirect zu beeinflussen vermag. Ob dies gerade ein wünschenswerter Erfolg der auf die Erschließung Japans gerichteten Bestrebungen ist und nicht vielleicht eine Mahnung sein sollte, nicht gar so viel Cultur nach dem Osten zu tragen?

Durch lange Corridore geleitete mich der Mikado, während die Suiten in den großen Speisesaal geführt wurden, in die Audienzhalle, wo mich die Kaiserin Haru-ko, eine auffallend kleine, aber zierliche, anmuthige Frauengestalt in tadelloser Pariser Toilette und umgeben von ihren gleichfalls europäisch gekleideten Hofdamen, erwartete.

Die Kaiserin, welcher der Ruf vorangeht, die ihr durch die neuen Verhältnisse auferlegten Pflichten in anerkennenswerter Weise zu erfüllen und namentlich der Erziehung des weiblichen Geschlechtes Aufmerksamkeit zuzuwenden, ist die Tochter des Itschitscho Tadaka aus dem Geschlechte der Fudschiwaras, einer Kugen-Familie von höchstem Range. Die Kugen, den Hofadel bildend, leiten sich von Mikados ab, ja einige dieser Geschlechter, darunter die Fudschiwaras, führen ihren Stammbaum so weit zurück wie der Mikado, und dieser darf die Kôgô, die ebenbürtige Frau, nur aus den fünf ersten Kugen-Familien erwählen, während den niedrigeren Kugen-Familien zwölf Nebenfrauen, Go-tenschi, entnommen werden können. Ursprünglich die einflussreichste Classe, verloren die Kugen ihre Macht zugunsten der Feudalherren, giengen diesen aber im Rang immer voran und hatten wie die Mitglieder der kaiserlichen Familie das Recht, sich bei Reisen von Ochsen ziehen zu lassen. Die Kaiserin Haru-ko ist die Kôgô des Mikados, welcher noch fünf Nebenfrauen besitzt, deren dritte, Madame Janagiwara Aiko, ihm 1879 einen Sohn, Joschihito benannt, geschenkt hat, der — die Kaiserin ist kinderlos — 1889 zum Erben des Reiches erklärt wurde.

Das Kaiserpaar und ich nahmen in der Mitte des Saales Platz und conversierten des längeren, wobei die Majestäten sich namentlich über Wien sehr genau unterrichtet zeigten. Nach einiger Zeit traten die in Tôkio eben anwesenden Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses ein, welch letzteren ich bei der Vorstellung die zarten Hände küsste, was zwar noch nicht ganz in die japanische Etiquette übergegangen zu sein scheint, gleichwohl aber von den Damen gut aufgenommen wurde.

Außer dem Prinzen Arisugawa waren erschienen die Prinzen Komatsu Akihito und Kan-in Kotohito, welcher, dank der in Frankreich genossenen Erziehung und der bei einem französischen Cavallerieregiment erworbenen Ausbildung, vortrefflich französisch spricht; ferner die Prinzessinnen Tadako, Arisugawas Gemahlin; Jasuko, des letzteren Schwiegertochter; Joriko, Komatsu Akihitos, und Kan-in, Kan-in Kotohitos Gemahlin; endlich jene des Prinzen Jorihito, des Sohnes von Komatsu Akihito. Die Letztgenannte, eine außerordentlich schöne und liebreizende Dame, war von dem traurigen Schicksale betroffen worden, dass ihr Gemahl sie nach nur achttägiger Ehe verlassen hat, um eine einjährige Reise nach Chicago und Europa anzutreten. Leider konnte ich der Prinzessin mein Mitgefühl nicht ausdrücken, da sie nur der japanischen Sprache mächtig ist.

Nachdem Freund Sannomija, der heute als Ceremonienmeister fungierte, das Dejeuner angesagt hatte, reichte ich der Kaiserin den Arm, was ebenso wie das Schritthalten bei unseren so wesentlich differierenden Körpergrößen einige Schwierigkeiten bot; der Kaiser geleitete die Prinzessin Arisugawa, und so schritten wir durch die langen Gänge des Schlosses in den Speisesaal, welchen wir unter den Klängen der Volkshymne betraten. An dem Dejeuner nahmen vierzig Personen theil, darunter auch die Herren unserer Gesandtschaft und des Consulates, Commandant Becker mit mehreren anderen Herren vom Stabe der »Elisabeth«, ferner alle Minister und die obersten Hofchargen. Ich saß neben der Kaiserin, welche eine sehr lebhafte Conversation mit mir führte, an der sich auch der Kaiser betheiligte, indem er sich insbesondere nach den Details der Reise erkundigte. Die Kaiserin scheint mit äußerst sympathischem Wesen ernstere Richtung zu verbinden und nicht die leichtblütigere, heitere Auffassung ihrer Stammesschwestern zu besitzen; dies dürfte wohl damit zusammenhängen, dass ihre Stellung, wie man sagt, zuweilen eine recht schwierige gewesen ist.

Das aus französischer Küche hervorgegangene Dejeuner war vortrefflich, die Getränke reihten sich den Werken der Kochkünstler würdig an, während die Tafelmusik noch nicht ganz auf der Höhe der Situation stand; hingegen servierten reich galonierte Diener — trippelnde Musumes in japanischer Tracht wären zweifellos interessanter gewesen — rasch und geschickt. Heimatlich fühlte ich mich dadurch berührt, dass bei dem japanischen Hofe das Ceremoniell unseres Hofes eingeführt ist. Die Tafelfreuden wurden mir übrigens einigermaßen dadurch verbittert, dass ich unter der hohen Temperatur zu leiden hatte, deren Wirkungen noch durch jene der vorzüglichen Weine und meiner dem Klima nicht angepassten Galauniform in unangenehmer Weise gesteigert wurden. Nach dem Dejeuner wurde Cercle gehalten und erfolgte die Vorstellung der Herren meiner Suite sowie der japanischen Würdenträger.

Von dem Prinzen Komatsu Akihito und von Sannomija geleitet, besichtigte ich sodann das Palais, welches ebenfalls europäische mit japanischer Einrichtung verbindet und ungemein reich, aber doch auch geschmackvoll ausgestattet ist. Die Wände der Corridore und Gemächer sind bedeckt mit Tapeten aus Seide und Goldbrocat, zumeist wahren Meisterwerken der Kunstwebereien in Kiôto, während die Plafonds in kleine, durch Malerei und Vergoldung geschmückte Vierecke eingetheilt und die spiegelglatten Parketten mit Prachtteppichen europäischen Ursprunges belegt sind. Das Meublement in dem Audienzsaal, in dem Speisesaal und in den Vorräumen ist fast durchwegs europäisch, die Decorationsgegenstände hingegen sind Producte der japanischen Kunst und Industrie. In allen Räumen des Palastes ist elektrische Beleuchtung eingeführt worden, die jedoch, seit das Parlamentsgebäude infolge eines Schadens an einer gleichen Anlage ein Raub der Flammen geworden ist, nicht mehr in Function gesetzt werden darf, so dass gegenwärtig nur Kerzenbeleuchtung im Gebrauche steht, zu welchem Zweck an den Wänden kolossale, prächtig gearbeitete und reich vergoldete Bronzecandelaber angeordnet sind.

In unserem Palais, woselbst alle Prinzen vorgesprochen und viele Würdenträger ihre Karten abgegeben hatten, empfieng ich noch den Besuch Seiner Majestät und kehrte hierauf nach Jokohama zurück, wo ich abends eintraf und mich sofort auf der ziemlich weit vom Lande verankerten »Elisabeth« wieder einschiffte. Lange saß ich mit den Herren des Stabes auf dem Eisendecke beisammen, über die Erlebnisse der letzten Zeit plaudernd und die empfangenen Eindrücke austauschend.

Jokohama — Tôkio, 18. August.

Ein Tag hoher Freude für jeden treuen Unterthanen — der Geburtstag unseres vielgeliebten Allergnädigsten Kaisers und Herrn! Das Herz jedes Einzelnen von uns schlug heute höher; denn obgleich wir durch viele tausend Meilen von der theueren Heimat getrennt waren, genossen wir doch das Glück, den heutigen Festtag auf heimatlichem Boden zu verbringen. Das erstemal in meinem Leben weilte ich an dem Geburtsfeste Seiner Majestät außerhalb Österreichs — um so bewegter gedachte ich unseres allverehrten Herrschers und mit mir alle auf der »Elisabeth« vereinigten Unterthanen Seiner Majestät, deren tiefempfundenes Gefühl der Ergebenheit für den geliebten Herrn, das ja jeden Sohn des Vaterlandes, wo immer er auch sein mag, beseelt, in dem innigen Wunsche gipfelt: »Gott erhalte, Gott beschütze Seine Majestät den Kaiser!«

Morgens um 8 Uhr hissten wir unter Abfeuerung von 21 Schüssen die große Flaggengala und am Großtopp die Standarte, worauf alle im Hafen befindlichen japanischen, englischen, amerikanischen und deutschen Kriegsschiffe den Salut für die Standarte leisteten. An dem feierlichen Gottesdienste, bei welchem unser Marinekaplan eine warme, der Feier des Tages würdig angepasste Ansprache hielt, nahmen außer mir und meiner Suite noch theil unser bevollmächtigter Minister mit dem Gesandtschaftspersonale, der Generalconsul, der Schiffsstab und die gesammte Mannschaft; als das Te Deum angestimmt wurde, erdröhnten abermals 21 Schüsse.

Nach der heiligen Messe fand die Aufwartung sämmtlicher Anwesenden sowie aller Commandanten der fremden Kriegsschiffe statt, die ihre Glückwünsche anlässlich des Geburtsfestes Seiner Majestät zum Ausdrucke brachten. Das Anlegen der Gigs, in welchen die Commandanten gekommen waren, gestaltete sich ziemlich schwierig, da eine sehr steife Brise die See selbst im Hafen hoch gehen ließ.

Kaum war das Mittagssignal abgegeben, so ertönte abermals Kanonendonner, womit die Kriegsschiffe und die Landbatterien unseren Festtag begrüßten.

Um 2 Uhr nachmittags hätte auf dem mit Flaggen geschmückten sowie durch Blumen und Guirlanden in einen Garten umgewandelten Eisendecke das Fest-Diner stattfinden sollen, zu welchem ich nebst dem Schiffsstab auch die Herren der Gesandtschaft eingeladen hatte; doch gieng leider knapp vor Beginn des Mahles eine heftige, stürmische

Regenböe nieder, die in wenigen Minuten die Decoration zum Theil zerstörte und die bereits gedeckte Tafel sowie das Eisendeck überschwemmte. Überhaupt herrschte tagsüber böses Wetter, bedingt durch einen im Norden von Jokohama passierenden starken Taifun, der arg gewüthet haben musste; denn als ich an Seine Majestät meine ergebensten Glückwünsche telegraphisch übermitteln wollte, kam mir die Meldung zu, dass die Telegraphenleitung durch den Taifun zerstört worden sei. War die See im Hafen schon sehr bewegt, so tobte das Unwetter auf der offenen See erst recht mit voller Wucht, Berge von Wellen aufwühlend.

Endlich konnte das Diner, nachdem die Tafel in den zwar beengten aber sturmsicheren Räumen des Officierscarrés, so gut es eben gieng, wieder gedeckt war, mit einer Stunde Verspätung seinen Anfang nehmen. Als ich den Toast auf Seine Majestät unseren Kaiser ausgebracht hatte und ein brausendes, dreifaches Hurrah die Schiffsräume durchhallte, die Geschütze in die Klänge der Volkshymne dröhnend einfielen, da war wohl keiner unter uns, der nicht tief ergriffen gewesen wäre. Zwei Stunden konnten wir noch gemüthlich beisammen bleiben, bis es endlich hieß, nach Tôkio aufzubrechen, wo ich an einem von unserem Gesandten gegebenen Diner und an einer demselben folgenden Soiree theilnehmen wollte.

Der Wind hatte bis zur Stärke 6 und 7 aufgefrischt und ein heftiger Gussregen gieng nieder, als wir von der »Elisabeth« abstießen; unsere Barkasse war die letzte, welche noch ans Land gelangte, und dann wurde der Verkehr im Hafen eingestellt, so dass die Officiere der anderen Schiffe sich auch später zu der Soiree nicht mehr einfinden konnten. Ganz durchnässt, da wir eine See nach der anderen in die Barkasse bekommen hatten, langten wir am Molo an und waren eine Stunde später in Tôkio.

Zu dem Diner, welches in den großen Räumlichkeiten eines Clubs stattfand, erschienen außer Mitgliedern des Hofes auch die fremden Diplomaten und hohe Würdenträger. Prinz Arisugawa sprach, als der Champagner credenzt war, auf Seine Majestät unseren Kaiser in japanischer Sprache einen Toast, der uns verdolmetscht wurde, und durch einen von mir auf das Wohl des Mikados ausgebrachten Trinkspruch, den Coudenhove ins Japanische übersetzte, Erwiderung fand.

Im unmittelbaren Anschluss an das Diner war eine große Soiree angesagt, zu welcher sich die Gäste im ersten Stockwerke des Clubgebäudes versammelten; bei dieser Gelegenheit wurden mir zahlreiche

Persönlichkeiten vorgestellt, darunter fremde Vertreter und Attachés. Begreiflicherweise concentrierte sich mein Interesse auf die koreanische Gesandtschaft, da deren Mitglieder in einem höchst originellen Nationalcostüm erschienen waren; dieses bestand in einer Art Priestergewand von farbigem Brocat und in einer an unsere Tiroler Hüte erinnernden Kopfbedeckung, aus feinem, weißem Rosshaar angefertigt, welche die Koreaner nicht ablegten.

Trotz der Augusthitze wurde im Verlaufe des Festes ein Tanz organisiert, zu dem die Musik einlud; ich konnte mich aber, in voller Gala adjustiert und geschmückt mit allen Großkreuzen, diesem Vergnügen nicht hingeben und ließ mir an einer Ehrenquadrille genügen, an der die Prinzessinnen und einzelne Damen des diplomatischen Kreises theilnahmen. Äußerst ergötzlich war Sannomija, welcher, den Dreispitz in der Hand, unausgesetzt in Bewegung war und geradezu eine Art Solo-Menuet aufführte, indem er sich ohne Unterbrechung nach allen Seiten hin verneigte. Der Tanz bedingte ein Souper, und so zog sich das Fest bis in die späte Nacht hinein.

Tôkio, 19. August.

Bevor ich zu der auf den heutigen Tag angesetzten Parade fuhr, welche auf dem großen Exercierplatz im Westen der Stadt stattfinden sollte, wurde ich mit meiner japanischen Suite in verschiedenen Positionen photographiert.

In einem Galawagen, begleitet von einer Cavallerie-Escorte, legte ich den ziemlich weiten Weg bis zum Paradeplatze zurück, wo mich der Kaiser in einem reichgeschmückten, mit Goldbrocat ausgeschlagenen Zelte bereits erwartete und vorerst die üblichen Cigaretten geraucht wurden. Die Truppen, 7530 Mann, waren nicht in Treffen, sondern im Carré formiert, dessen eine Seite für die Aufstellung des kaiserlichen Zeltes sowie für das diplomatische Corps, die Hofchargen und die dienstfreien Officiere offen gelassen war.

Der Kaiser und ich bestiegen bereit gehaltene Pferde und ritten im Schritte, gefolgt von den Prinzen, dem Kriegsminister, den Militärattachés und mehreren höheren Officieren, an den Empfangsflügel heran und sodann die Front entlang. Die Infanterie stand in Bataillonsmassen mit entwickelten Compagnien, die Cavallerie, Artillerie und der Train in entwickelter Linie. Die höheren Commandanten meldeten den Stand der ausgerückten Truppen und ritten dann in der Suite mit.

Wie schon in Kumamoto, hatte ich auch hier wieder Gelegenheit, über die Leistungen zu staunen, die von der japanischen Armeeverwaltung in kurzer Zeit vollbracht wurden. Dies ist das Verdienst der fruchtbringenden Studien, welche die Regierung im Auslande durch ihre militärischen Vertreter hat machen lassen, die, nicht so aufdringlich wie mitunter jene anderer Mächte, in ihrer stillen, bescheidenen Weise verstehen, das Gute zu erfassen und sich anzueignen. Mit seltenem Geschicke hat die Armeeverwaltung fremde Einrichtungen ohne gedankenlose Nachäffung den Landesverhältnissen anzupassen und so wirklich Gediegenes zu schaffen gewusst. Charakteristisch ist, dass aus der Haltung der im Auslande herangebildeten Officiere unschwer zu entnehmen war, wo sie ihre militärische Schulung erhalten haben, da sich der strammer einhermarschierende Officier als aus deutscher Abrichtung hervorgegangen sofort von jenem unterschied, der in seinem Wesen leichtere Auffassung verrieth und sich so als Zögling Frankreichs zu erkennen gab.

Dem Abreiten der Front folgte die Defilierung, die unglaublich gut vonstatten gieng, mich jedoch insoferne auf einen Fehler im Excercier-Reglement schließen lässt, als meiner Ansicht nach das Commandieren der Kopfwendung zu spät erfolgt, so dass die Flügelchargen unwillkürlich vorprellen, woraus sich eine unschöne, halbmondartige Form der entwickelten Compagnien ergibt. Das Marschieren, abwechselnd begleitet von den Klängen eines japanischen und des österreichischen Radetzky-Marsches, erfolgte frei und raumgreifend. Bemerkenswert ist das vortreffliche Material, mit welchem die höheren Infanterieofficiere beritten gemacht sind, wenngleich denselben nicht durchaus eine entsprechende Reitkunst eigen ist. Artillerie und Cavallerie — eine Escadron von einem sehr kleinen Prinzen auf einem sehr großen Pferde geführt — defilierten in kurzem Trabtempo; die Batterien waren sehr gut alligniert, die Cavallerie hingegen gerieth etwas außer Ordnung, was wohl den zahlreichen Hengsten zuzuschreiben war, die sich unter den Mannschaftspferden befanden. Als während der Parade das Pferd des Kaisers unruhig wurde, sprang der Oberststallmeister aus dem Sattel, erfasste eine Handvoll Erde und rieb hiemit Maul sowie Nüstern des Gaules — ein mir ganz neues hippisches Beruhigungsmittel.

Kaum war die letzte Abtheilung des Trains vorbeidefiliert, saßen wir ab; der Kaiser nahm Abschied, und ich fuhr in der Gala-Equipage nach unserem Palais zurück, um mich nach einer kurzen Ruhepause zu einem Dejeuner beim Prinzen Komatsu Akihito zu begeben.

Außer dem Prinzen und seiner Familie, worunter auch die hübsche Schwiegertochter des Prinzen, waren etwa 15 Gäste versammelt. Mein Gastgeber erkundigte sich lebhaft nach dem Befinden meines Vaters, bei welchem er gelegentlich eines Aufenthaltes in Wien diniert hatte, und sprach überhaupt viel von unserer Kaiserstadt. Die ganze Familie kam mir sehr herzlich entgegen, so dass das Dejeuner in zwangloser, heiterer Stimmung verlief.

Nachmittags wurde ich durch eine von Sannomija im Garten des Palais veranstaltete Production der Schüler der kaiserlichen Fechtschule überrascht, wodurch ich zu meiner Genugthuung Einblick in das Wesen der altjapanischen Fechtkunst erlangte. Bei der Schauübung wurde mit Schwert gegen Schwert, mit einem Schwert gegen zwei Schwerter, mit Lanze gegen Schwert, endlich mit Lanze gegen Lanze gefochten; die Schwerter und Lanzen waren aus starkem Bambus geschnitten. Kopfmasken aus Draht, schwarz und roth lackierte Plastrons sowie Fußschienen schützten die Fechter; Arme und Knie blieben unbedeckt und zeigten manche von kräftigen Hieben herrührende Schramme. Als zulässige Hiebe galten jene auf den Kopf, den Rumpf, den Unterarm und den Hals. Die Fechter machten ihre Sache recht geschickt, man sah, dass sie Schule und Übung hatten; Finten und Paraden scheinen unbekannt, da den Hieben eigentlich nur durch Körperbewegungen sowie durch Beiseite-, Vor- und Rückwärtsspringen ausgewichen wird; hingegen fehlt das bei allen orientalischen Völkern im Kampf übliche aneifernde Geschrei nicht. Ein unterhaltendes Intermezzo war es, als plötzlich mein japanischer Leibjäger die Maske aufstülpte und wacker zu fechten begann. Nach Beendigung jedes Assauts, bei dem ein Richter die Points markierte, begrüßten sich die Fechter, indem sie niederknieten und den Oberkörper zur Erde neigten.

An diese Production reihte sich ein Fischfang in dem mit dem Meer in Verbindung stehenden Teiche des Palaisgartens; das Resultat war jedoch ein klägliches, da es in der Erbeutung eines einzigen Fisches bestand. Wie ich hörte, soll die Kaiserin hier zuweilen mit der Angel fischen, doch dürfte auch in solchem Falle die Ausbeute, nach dem heutigen Ergebnisse zu schließen, keine glänzende sein.

Mittlerweile war die Stunde des Gala-Diners gekommen, das für 4 Uhr bei den Majestäten angesagt war. Das Diner fand unter dem gleichen Ceremoniell wie das Dejeuner statt; glücklicherweise herrschte im großen Festsaale wegen der vorgerückten Nachmittagsstunde keine so hohe Temperatur wie gestern. Als Gäste hatten sich dieselben

Persönlichkeiten eingefunden, welche schon dem Dejeuner zugezogen waren. Kaiser Mutsu Hitô brachte einen Toast aus, welchen der Dolmetsch übersetzte, worauf die Volkshymne gespielt wurde und ich mit einem Trinkspruch auf die Majestäten sowie das ganze kaiserliche Haus antwortete; selbstverständlich erklang hiezu die japanische Hymne. Nach dem Diner verabschiedete ich mich von der Kaiserin, den Prinzen und Prinzessinnen. Der Kaiser machte mir gegen seine sonstige Gepflogenheit noch einen Abschiedsbesuch im Hama-Palais und sprach bei dieser Gelegenheit seine Befriedigung über die günstigen Eindrücke aus, die ich in Japan empfangen; zur Erinnerung übergab er mir das Modell eines Repetiergewehres, die Erfindung eines Japaners, welches demnächst in der Armee eingeführt werden soll.

Die letzte Mahlzeit des heutigen Tages, das Souper in unserem Lustschlosse, wurde durch das Schauspiel einer prächtigen Gartenbeleuchtung sowie eines Feuerwerkes gewürzt. Der Garten, weitaus die größte Zierde des Hama-Palais, schon um der Aussicht willen, die er auf das mit Segelbooten besäete Meer bietet, kam in dem hellen Lichte der zahllosen Lampions, die sich in dem Teiche vielfach wiederspiegelten, und in dem Feuer der Raketen zu vortheilhafter Geltung.

Während des Soupers producierte sich ein Schnellmodelleur, der, lediglich mittels der Finger arbeitend, mit kaum glaublicher Raschheit aus klebrigen, wie Wachs aussehenden, verschiedenfarbigen Reismassen jeden beliebigen Gegenstand nachbildete; wir ließen von dem Künstler zuerst allerlei Thiere, dann eine Japanerin, zuletzt einen Herrn aus der Gesellschaft modellieren — Aufgaben, die in vollendeter Weise gelöst wurden.

Tôkio—Nikkô, 20. August.

Vor der kleinen katholischen Missionskirche, wo ich einer Messe beiwohnte, waren die Zöglinge der dortigen Ordensschwestern aufgestellt. Die Klosterfrauen thun durch die Erziehung der Kinder sehr viel Gutes; belassen ihnen aber vernünftigerweise das japanische Costüm sowie den in Japan üblichen Gruß und sonstige traditionelle Äußerlichkeiten; die kleinen Musumes sind alle gleich adjustiert und wirklich sehr niedlich. Die Oberin, Mater Domitilla, eine würdige, alte Dame, weilt schon lange, ihrem frommen und nützlichen Beruf obliegend, in Japan.

Bei dem Besuche, den ich dem Erzbischofe von Tôkio, einem liebenswürdigen Franzosen machte, erfuhr ich durch ihn und einen dort anwesenden Missionär manche interessante Details über Land und Leute,

bedauerlicherweise aber auch, dass die Verbreitung der christlichen Religion in Japan nicht die wünschenswerten Fortschritte macht; denn die Japaner besitzen nicht viel religiösen Sinn und sind in Glaubensangelegenheiten meist sehr apathisch.

Bis jetzt hatte sich die Zahl der Festlichkeiten so sehr gedrängt, dass ich noch nicht Gelegenheit gefunden hatte, die Kaufläden Tôkios zu besuchen, und dies sollte heute, am ersten freien Tage, nachgeholt werden. Bei der Wanderung kam ich zwar durch einen großen Theil der Stadt, deren enorme Ausdehnung mir jetzt erst klar wurde, doch änderte sich der erste Eindruck, dass sie nämlich hinter den anderen besuchten japanischen Städten an Originalität zurückbleibt, nicht; allenthalben drängt sich ein Stück Europa in wenig stilvoller und unharmonischer Weise vor, und die Straßen, deren eine sogar 7 *km* misst, sind übermäßig lang und wirken ermüdend.

Die Läden Tôkios, namentlich die Curio Shops, bieten große Mannigfaltigkeit der Gegenstände und hiedurch reiche Auswahl; man glaubt alle originellen Schätze schon entdeckt und an sich gebracht zu haben, doch findet man immer wieder neue Formen und ganz unbekannte Objecte.

Auf Bronze, Lack, Porzellan, Holz und Papier erscheinen alle die heiligen Thiere und besonders häufig der Drache, welcher ja in der japanischen Mythe, Symbolik und Kunst eine so hervorragende Rolle spielt; auch dem Staatswappen, nämlich der schematisch geformten Blüte des Chrysanthemums, Kiku, und dem Hauswappen der Mikados, welches durch die Blätter und Blüten der Paulownia imperialis, Kiri, dargestellt wird, begegnen wir häufig.

In einem der Läden wurde plötzlich eine wellenförmige Bewegung des Bodens bemerkbar, die Wände bebten, das Wasser in den Aquarien spritzte hoch auf — offenbar erlebte ich eines jener Erdbeben, welche Tôkio so oft heimsuchen, und mir däuchte, dass die unterirdischen Mächte mich nicht ziehen lassen wollten, ohne mir ihre grauenhafte Macht zu zeigen, doch nur in mäßigem Grad, also gerade hinlänglich, um das Interesse zu wecken, aber nicht um verheerend zu wirken. In einem entlegenen Theile der Stadt hatte auch einer meiner Herren die Erdbewegung wahrgenommen.

Leider blieb mir keine Zeit mehr, Seidenstoffe zu erwerben, an denen Tôkio, wie man sagt, so reich ist, da ich vor meiner Abreise noch einen Besuch bei dem Gesandten Baron Biegeleben in dem Tôkio-Hotel abstatten wollte; dieses ist ein Gasthof ersten Ranges,

welcher einem Japaner gehört und von Japanern geleitet wird, gleichwohl aber jedem Hotel in England oder in der Schweiz würdig angereiht werden kann.

Die kurze Frist, die mir in Tôkio noch gewährt war, benützte ich, um ein japanisches Theater zu sehen, welches ungefähr so angelegt ist wie unsere großen Singspielhallen. Dem Eingange gegenüber liegt die große Bühne; der Zuschauerraum zerfällt in Logen, Parket und Gallerien, wovon die beiden ersteren durch halbmeterhohe Bretterwände in quadratische Felder getheilt sind, deren jedes vier bis sechs Personen Raum bietet; Bänke oder Stühle existieren nicht, alles sitzt nach Landessitte auf dem Boden. Die Insassen der Logen, ganze Familien oder Gesellschaften, richten sich dort in Anbetracht der Länge der Vorstellungen — sie dauern von Mittag bis 10 Uhr abends — häuslich ein und bringen Speise sowie Trank mit. Das Theater fasst circa 3000 Menschen, und alle diese, ohne Unterschied des Geschlechtes, rauchen; allerorten stehen Feuerbecken mit glühenden Kohlen und werden die Zündhölzchen meist nur auf den Boden geworfen; die feuerpolizeilichen Vorschriften scheinen nicht sehr strenge zu sein, was doch der Fall sein sollte in Anbetracht des Umstandes, dass das Gebäude nur aus Holz, Stroh und Papier errichtet ist. An Stelle von Mandelmilch, Limonade und ähnlichen Erfrischungen, die bei uns üblich sind, werden hier Reis, Früchte und Sake feilgeboten. Das fortwährende Rauschen der eifrig bewegten Fächer, Kindergeschrei und das Ausklopfen der Pfeifen verursacht andauernden und abwechslungsreichen Lärm, welcher den Kunstgenuss einigermaßen beeinträchtigt.

Die ziemlich geräumige Bühne ist sehr primitiv für den Scenenwechsel eingerichtet, indem dieser nur durch Drehung einer Scheibe erfolgt, welche die verschiedenen Decorationen trägt. Das aus wenigen Musikern bestehende Orchester befindet sich in der Höhe des ersten Stockwerkes neben der Bühne in einem käfigartigen Raum, aus welchem ab und zu unmelodische Töne an unser Ohr dringen. Rechts und links vom Parket und über die ganze Länge desselben gezogen, führen zwei Bretterstege, Blumenpfade genannt, zur Bühne; diese bieten für den An- und Abmarsch von Gruppen Bewaffneter sowie für Aufzüge Raum, dienen aber auch überhaupt für die Annäherung der Schauspieler, die schon vom Brettersteg aus zu agieren und zu sprechen beginnen. Während der langen Zwischenpausen begibt sich der elegante Theil des Publicums in die umliegenden Theehäuser, um erst bei Fortsetzung des Schauspieles in das Theater zurückzukehren.

Die Vorwürfe der im japanischen Theater zur Aufführung gelangenden Stücke sind zumeist der vaterländischen Geschichte entnommen, welche in ihren fortwährenden Daimio-Kriegen unerschöpflichen Stoff liefert; hitzige Kämpfe, Mord, Todtschlag und Harakiri, das jetzt außer Übung gekommen ist, bilden meist den Höhepunkt der dramatischen Entwickelung; doch fehlt es auch nicht an Darstellungen aus dem Volksleben und an Sittenstücken, wenn man diesen Ausdruck anwenden darf. Ist ein Stück gar zu lang oder zu tragisch im Ausgange, so werden, wie man mir sagte, beliebige Kürzungen vorgenommen und einzelne Acte aus anderen Bühnenwerken eingeschoben. Als Schauspieler treten ausschließlich Männer auf, die es jedoch verstehen, weibliche Partien in Stimme, Haltung, Geberde und Kleidung vortrefflich wiederzugeben.

Dass wir von der Handlung des Stückes, welches eben aufgeführt wurde, nicht viel verstanden, brauche ich nicht erst besonders hervorzuheben; dasselbe gehörte der Kategorie der Eifersuchtsdramen an und gipfelte, nach den Gesten und dem Mienenspiele der Acteure zu schließen, in dem heftigen Zerwürfnisse eines Liebespaares. Offenbar gestaltete sich der Verlauf überaus traurig, weil die Zuhörerschaft sichtlich ergriffen war, namentlich der weibliche Theil derselben in Thränen schwamm und wir mitunter lautes Schluchzen vernahmen.

Bald aber mussten wir uns von dem Schauspiele losreißen, um nach dem ziemlich entfernten Ujeno-Bahnhofe zu fahren, wo sich die kaiserlichen Prinzen und die Minister eingefunden hatten, von mir Abschied zu nehmen.

Die Bahn zieht in nördlicher Richtung, gutgepflegtes Land durchsetzend, bis Utsunomija, um von hier aus nordwestwärts gewendet den dem Japaner heiligen Boden von Nikkô zu erreichen. Von den Ufern des Tone-gawas an bis knapp vor Nikkô reicht eine Allee aus Cryptomerien, welche wohl ohnegleichen dasteht und in dem Dunkel der Nacht, schattenhaft umrissen, einen großartigen Eindruck macht. Ein frommer Mann, zu arm, um zu den Heiligthümern in Nikkô eine Bronzelaterne zu stiften, soll diese Allee gepflanzt haben. Wo wir heute auf einer Schienenspur flüchtig dahinrollten, zog unter den Tokugawa-Schôgunen der Reiheischi auf der nach ihm benannten Straße dahin, der Abgesandte des Mikados, welcher Gaben im Mausoleum Ijejasus zu Nikkô darzubringen hatte.

Um 11 Uhr nachts waren wir in Nikkô angelangt, wo ungeachtet der vorgerückten Stunde Neugierige in großer Zahl den schier endlosen Zug von Dschinrickschas anstaunten, welcher sich einer

Schlange gleich vom Bahnhofe nach dem über 2 *km* entfernten Nikkô-Hotel bewegte, das in der Thalenge außerhalb der Tempelstadt, nahe einem Tempelhaine liegt und uns treffliche Aufnahme bereitete.

Nikkô, 21. August.

Der Japaner sagt: »Nikkô minai utschi-wa kekko-to iuna« — wer Nikkô nicht gesehen, rede nicht vom Schönen. Die Natur hat in der That alles aufgeboten, um das Gebiet von Nikkô, »der Sonne Glanz«, zu dem, wie allgemein behauptet wird, landschaftlich anziehendsten Japans zu gestalten. Was jenen Namen führt, ist nicht eine städtische Ansiedelung, sondern ein etwa 600 *m* über dem Meere liegender, bergiger District vulcanischen Charakters; im engeren Sinne wird aber von den Japanern unter Nikkô das Weichbild zweier Ortschaften im Thal des Daja-gawa, Hatschiischi und Irimatschi verstanden, wovon die erstere eine lange gerade, bis zu dem Ufer des Flusses sich erstreckende Straße bildet.

Als Mittelpunkt des Gebietes und einer Reihe aufragender Berge erhebt sich bis zu 2540 *m* der Nantai-san, auch Nikkô-san genannt, gleich dem Fudschi einer der heiligen Berge Japans, zu dessen Gipfel die Gläubigen emporwallen. Seltener Reichthum an Gewässern belebt die Waldesruhe, klare Seen spiegeln die umrahmenden Höhen wieder, Bäche rauschen zuthal, kleine Fälle bildend, deren im Umkreise von 25 *km* etwa dreißig gezählt werden. Was aber der Landschaft einen unvergleichlichen Schmuck verleiht, ist die üppige Vegetation, welche Berg und Thal bedeckt, sind die gewaltigen Baumriesen, monumentale Cryptomerien, die in ihrer Unversehrtheit und ihrem feierlichen Ernste dem Thale höhere Weihe geben, in dessen Erde zwei der glänzendsten Gestalten des alten Japan ruhen, der große Ijejasu und sein Enkel Ijemitsu.

Angelockt durch die herrliche Natur, verbringen viele Vertreter fremder Staaten sowie Engländer und Amerikaner im Gebiete von Nikkô die heiße Jahreszeit, so dass hier die Tempelstadt auch eine Sommerfrische bildet, das Heilige und das Profane sich friedlich miteinander vertragen.

Leider war mir das Wetter nicht günstig, und von den Reizen jener Gegend, über welche ich in lebendigsten Farben gemalte Beschreibungen gelesen, die mir in Worten des Entzückens geschildert worden, bekam ich nur wenig, um nicht zu sagen, nichts zu sehen. Es goss in

Strömen, die Nebel hiengen tief zur Thalsohle nieder, die Berge und die Wälder verschleiernd, als wollten die geheiligten Stätten sich dem Blicke des Fremden entziehen, der gekommen war, nicht zu opfern und zu glauben, sondern nur zu schauen und zu genießen. Doch nicht allein die Natur, auch die Kunst hat beigetragen, Nikkô zu einem Glanzpunkte Japans zu gestalten, und an deren Werken konnten wir uns des argen Wetters ungeachtet erfreuen, so dass wir früh morgens unseren Rundgang antraten.

Vorerst drangen wir in einen lieblichen Tempelgarten, um einen Oberpriester aus seiner Behausung herbeizurufen, welcher, durch so frühzeitigen Besuch sichtlich überrascht, sich endlich gefasst hatte und das Sambutsu-dô, das ist die Halle der drei Buddhas, aufsperrte. Diese gleicht völlig den Bauwerken, welche wir bisher schon gesehen, und ist nur ausgezeichnet durch drei in riesigen Dimensionen gehaltene, vergoldete Bildnisse, deren eines die Göttin Kwan-on mit ihren tausend Händen, das zweite Amitâbha und das dritte abermals Kwan-on mit einem Pferdehaupte darstellt.

Größeres Interesse flößt eine außerhalb der Halle befindliche Säule, Sôrintô genannt, ein, die 1643 errichtet wurde und zwar zu dem Zweck, um böse Einflüsse abzuwehren; sie ist 13 *m* hoch, aus Kupfer in cylindrischer Form hergestellt und in ihrem unteren Theile von zwei Paar horizontalen, rechtwinkelig sich schneidenden Querbalken durchkreuzt, die mit ihren Enden auf niedrigen Kupfersäulen ruhen. Das obere Ende der Mittelsäule ist mit einer Reihe übereinander angeordneter, der Lotosblume nachgebildeter Zierate versehen, von welchen kleine Glocken niederhängen.

Unter dem Dache der mit ihren Ästen sich berührenden und so einen vollständigen Schluss bildenden Cryptomerien dahinschreitend, wandten wir uns dem Tempelmausoleum Ijejasus zu. Tiefe Stille, feierliche Ruhe herrscht im Bereiche der ehrwürdigen Bäume, deren dichte Benadelung kaum einem Sonnenstrahle gestattet durchzudringen und deren kerzengerade, rothbraune, oft mehrere Meter im Umkreise messende Stämme mit dem zarten, lichtgrünen Moose contrastieren, welches den Boden bedeckt. Während man sonst so häufig durch den Anblick einer vielgepriesenen Naturschönheit enttäuscht wird, tritt hier gerade der gegentheilige Effect ein; ich hatte mir, aller Schilderungen ungeachtet, die Wirkung dieser bedeutende Flächen bedeckenden Riesenbäume nicht so großartig vorgestellt und war hievon geradezu überwältigt.

Schon im Jahre 767 hatte hier in Nikkô der Priester Schôdô Schônin den ersten buddhistischen Tempel errichtet und dadurch den Grund zur Heiligung des Ortes gelegt; aber seine eigentliche Bedeutung hat Nikkô erst erlangt, seit der große Schôgun Ijejasu, vom Mikado als »Hoheit des ersten Ranges, Licht des Ostens, große Incarnation Buddhas« unter die Zahl der Götter versetzt, im Jahre 1617 hier bestattet wurde. Die Tempelanlage besteht aus einem Complexe terrassenförmig angeordneter Gebäude und Höfe, welche durch Treppen und Thore miteinander in Verbindung stehen. Durch die Äste zweier Reihen Cryptomerien blinkt uns das über 8 *m* hohe, aus Granit gefügte Portal entgegen, zu dem einige breite Stufen emporführen; der Fürst von Tschikusen hat dasselbe 1618 mit dem seinen Steinbrüchen entnommenen Material erbaut. Im ersten Hofe wird das Auge durch die in leuchtendem Rothlack erglänzende Pagode gefesselt, welche in fünf Stockwerken aufragt und in der Höhe des untersten Stockwerkes von Darstellungen des Thierkreises umrahmt ist.

Die in einiger Entfernung weiter emporführende Treppe ist gekrönt durch das Ni-ô-mon, das Thor der zwei Könige, mit zum Theile kunstvoller Darstellung von Löwen, Tigern, Einhörnern, Tapiren und fabelhaftem Gethiere reich versehen, die hier theils als Wächter, theils in anderer mystischer Function angebracht sind. Aus dem Thore heraustretend, befinden wir uns auf der ersten, durch eine intensiv roth bemalte Holzwand umfassten Terrasse der Tempelanlage und sind förmlich gebannt durch die harmonische Gesammtwirkung, zu welcher die stilvollen Bauten, die reiche Fülle künstlerischer Details, die Pracht der Farben, die lebhafte Bewegtheit und doch vornehme Ruhe der Decoration ineinanderfließen. In drei durch ihre gefälligen Formen ausgezeichneten Gebäuden werden hier alle für die religiösen Ceremonien zu Ehren Ijejasus erforderlichen Gegenstände, ferner solche, deren der Schôgun sich bediente, und Tempelschätze aufbewahrt, während ein anderer, prächtig geschmückter Bau eine Sammlung buddhistischer Schriften birgt. Aus dem Jahre 1618 stammt eine Cisterne, welche das geheiligte, für die Waschungen bestimmte Wasser liefert und, aus einem Stücke Granit gemeißelt, durch ein Dach geschützt ist, das auf zwölf Granitsäulen ruht.

Ein kleinerer Hof, dessen Front durch eine steinerne Balustrade abgeschlossen ist und den man über eine Treppe erreicht, enthält nicht weniger als 118 Bronzelaternen, jede einzelne ein Kunstwerk, Weihegeschenke von Daimios und anderen vornehmen Spendern, deren

Namen auf den Laternen verewigt sind. Eine weitere Anzahl von Bronzelaternen und Candelabern — einige hievon sollen aus Korea, andere aus den Niederlanden stammen — fallen durch ihre Größe sowie durch ihre reiche, künstlerische Gestaltung auf.

Durch das zweite große Tempelportal, das Jô-mei-mon, gelangten wir in den dritten Tempelhof. Dieses Portal verdient ein Juwel der japanischen Bau- und Decorationskunst genannt zu werden; hier haben sich Meister ihres Faches die Hand gereicht, um das Gewaltige mit dem Zarten zu paaren, um dem Können ihrer Zeit ein dauerndes, unser Staunen und unsere Bewunderung erweckendes Denkmal zu setzen. Ein reich geschmücktes, geschweiftes und auf vergoldeten Drachenköpfen ruhendes Dach schützt das Thor, welches von mächtigen Säulen getragen wird, die mit einem klein gehaltenen, geometrischen Dessin bedeckt und weiß bemalt sind. Die Capitäler der Säulen zeigen Köpfe des Einhorns, während die Tragbalken entlang rings um das Thor Drachenköpfe laufen und im Mittelfelde der Kampf zweier Drachen dargestellt ist.

Ein Gebäude des Hofes enthält die Bühne für die Kagura-Tänze, ein anderes das Goma-dô, einen Altar zur Verbrennung von Räucherwerk, während ein drittes die Tragsessel birgt, welche am 1. Juni jedes Jahres angeblich von drei Gottgeistern, Ijejasu und zwei anderen zu Gottheiten erhobenen großen Männern, eingenommen und dann in einer feierlichen Procession herumgetragen werden. Auf der Tanzbühne machte eine der Tänzerinnen rastlos tiefe Verbeugungen vor uns, wahrscheinlich gerne bereit, mit ihren Genossinnen eine Probe ihrer Kunst zum besten zu geben, die wir doch schon in Nara kennen gelernt hatten. Die Ränder und die Wände der Terrasse werden von kunstvoll gearbeiteten Steinreliefs bedeckt, welche allerlei Vögel und Pflanzen wiedergeben.

Durch das Chinesische Thor oder Kara-mon nähern wir uns dem Haupttempel, dessen Flügelthüren mit Arabesken in vergoldetem Relief verziert sind. Von mehreren Priestern geleitet, betraten wir, nachdem wir über unsere Schuhe noch Wollpantoffel angelegt hatten, das Innere des Tempels, welcher beiderseits Vorräume besitzt, die durch meisterhaft ausgeführte Holzschnitzereien und durch Malereien auf Goldgrund sowie durch reiche Ornamentik ausgezeichnet sind. Das Bethaus des Tempels ist sehr einfach gehalten und birgt im Hintergrunde das Gohei sowie den Spiegel; denn auch in dem Tempelmausoleum Ijejasus wurde nach dem Jahre 1868 durch Einschreiten der Regierung der buddhi-

stische Cultus zugunsten des schintôistischen verdrängt, so dass aus dem Bethaus alle dem ersteren dienenden Symbole und Geräthschaften entfernt wurden.

Das Allerheiligste, zu dem der Weg durch das Bethaus führt, ist mittels vergoldeter Pforten abgeschlossen. Angesichts dieser offenbarte sich der Vorzug, dessen ein Reisender sich erfreut, der nicht als einfacher Tourist durch die Lande zieht, mag immerhin letzterer wieder manche Unannehmlichkeit, welche das Reisen in officieller Eigenschaft mit sich bringt, nicht zu bestehen haben. Das Allerheiligste zu schauen, ist strenge verpönt, keines Fremden Fuß soll bisher diese heiligsten der Räume betreten haben; vor mir aber thaten sich die Pforten auf. Ich gestehe, dass mir dies zur besonderen Befriedigung gereichte, dass sich meiner ein Gefühl des Reisestolzes bemächtigte bei dem Gedanken, eines Anblickes theilhaftig zu werden, der bisher in der That noch keinem Europäer gegönnt war, vielleicht auch nicht gegönnt sein wird, und ich werde es zeitlebens dem wackeren Freunde Sannomija zu Dank wissen, dass er mir die hier geborgenen Wunderwerke menschlicher Kunst und Phantasie zu erschließen verstanden hat.

Das Sanctuarium zerfällt in mehrere Räume, deren einer einen Altar mit dem goldenen Gohei und dem Metallspiegel enthält; die hier befindlichen kunstvollen bildlichen Darstellungen buddhistischer Auffassung sind mit Tüchern verhängt. Begreifliches historisches Interesse erweckt die daselbst verwahrte Rüstung des tapferen Schôguns, welche, sehr einfach ausgestattet und mit schwarzem Lack überzogen, den nunmehr zum Gott erhobenen Mann geschützt hat, da er im Schlachtengetümmel den Grund zur Macht seines Hauses legte. Bei schwachem Kerzenscheine besahen wir das prunklose Eisenkleid, bis die Priester mittels einiger Laternen den in geheimnisvolles Dunkel getauchten Raum erhellten und unsere Blicke auf einen reich vergoldeten Schrein fielen. Vor diesem warfen sich die Priester nieder, berührten mit der Stirne den Boden und öffneten schließlich eine Art Tabernakel, in dem sich hinter einem Vorhang als letzter Hülle das Sanctissimum befand — eine bemalte Figur, Ijejasu in sitzender Stellung wiedergebend. Dieses Gottesbild vermag wohl in niemandem religiöse Ergriffenheit zu wecken; dafür aber versetzten mich der Schrein, welcher den Götzen birgt, die Decoration der Wände und die an den Thüren ersichtliche Arbeit in helles Entzücken. Mit Bedauern erfüllte mich nur, dass durch die Umstände, namentlich durch Mangel an der erforderlichen Beleuchtung, eine eingehende Besichtigung der Kleinode japanischer Kunst,

welche sich uns darboten, erschwert war, so dass ich mich mit dem Gesammteindrucke begnügen musste. Hier war in der That Verschwendung getrieben worden mit der Ausschmückung des Schreines, der Wände und der Thüren durch Bemalung, Vergoldung und Schnitzerei; der entfaltete künstlerische Reichthum an Motiven und deren vollendete Wiedergabe scheint im ersten Momente fast sinnverwirrend, ordnet sich aber bei näherer Betrachtung zu völliger Harmonie, zu wohlthuender Ruhe. Ijejasu, der als Mensch Großes, Gewaltiges geleistet, indem er der Geschichte seines Landes eine fast dreihundertjährige Bahn vorzeichnete, hat hier als Götze Wunder gewirkt, da er durch sein Andenken zu so hoher Kunstleistung, wie sie uns hier entgegentritt, zu begeistern vermocht hat.

Von der Stätte, welche des Gottes Bild umschließt, schreiten wir jener, welche des Todten Asche birgt, zu, klimmen über 240 Stufen aus Stein, die von Moos bedeckt sind, empor und stehen vor dem Grab Ijejasus. Ein hoher Steinsockel trägt eine Urne aus Bronze, welche die Überreste des Schôguns enthält; vor dem Sockel sind auf einem Steinaltar als Symbole aufgestellt ein Räuchergefäß, eine Vase mit Lotosblüten und anderen Blumen sowie ein großer Kranich, der auf dem Rücken einer Schildkröte steht und ein als Leuchter dienendes Blatt im Schnabel hält — alles wertvolle Bronzearbeit. Eine Steinbalustrade umfriedet das Grabmal; der Eingang führt durch ein massives Thor aus Bronze, das von zwei Löwen bewacht wird. Ernst ist der Platz, den sich Ijejasu selbst als Ruhestätte auserkoren, und die erhabene Einfachheit des Grabmales ergreifend; die Kunst, die sich in den zu Füßen des Grabes liegenden Bauwerken ein hohes Lied gesungen, scheint hier verstummt, als sollte derjenige, welcher emporgepilgert ist, in seinen dem Todten zugewandten Gedanken nicht durch bildnerischen Schmuck abgelenkt werden.

Nochmals kehrten wir zum Haupttempel zurück, um den stimmungsvollen Effect zu genießen, welchen der Einklang des architektonischen Aufbaues der Tempelanlage mit deren landschaftlicher Umrahmung und mit dem majestätischen Walde hervorbringt — und der Zauber dieser Wirkung wird noch erhöht durch den tiefen, über dem Grabmale des gewaltigen Kriegers ausgebreiteten Frieden, zu welchem heute der Regen eine melancholische Weise rieselte.

Der Tempelschatz, dem wir ebenfalls unseren Besuch abstatteten, enthält wie andere Räume gleicher Art kostbare Weihgeschenke hervorragender Personen, so Waffen, Rüstungen, Sattelzeug, allerlei Geräth-

schaften für feierliche Umzüge, Gebetrollen, ferner 50 *m* und mehr messende Rollen mit Darstellungen aus der Geschichte des Landes oder der Götterlehre. Besondere Erwähnung verdienen alte Kakemonos, welche Falken in täuschender Naturtreue und Scenen, die der in Japan angeblich noch immer betriebenen Falkenjagd entnommen sind, wiedergeben. In früheren Zeiten soll es möglich gewesen sein, von den habgierigen Bonzen durch Geld und gute Worte — und zwar durch mehr von dem ersteren als von den letzteren — einzelne der im Tempelschatze verwahrten Objecte zu erwerben. Als jedoch dieser Unfug infolge der großen Dimensionen, die er angenommen, Aufsehen erregt hatte, wurde demselben durch genaue Inventierung der Tempelschätze gesteuert.

Nach dem Tempelgrab Ijejasus konnten uns zwei andere Tempelanlagen, welche wir mehr durcheilten, als genau besahen, nicht mehr dasselbe Interesse einflößen.

Der uns begrüßende, in prachtvolle, violette Gewandung gehüllte Oberpriester des einen dieser Tempel war früher ein mächtiger Daimio der Nordprovinzen und hatte sich in dem Kampfe zwischen dem Mikado und dem Schôgun auf die Seite des letzteren gestellt; besiegt und seines Landes verlustig, wurde dem Daimio Gnade zutheil und nebst dem ihm zuerkannten Grafentitel als eine Art Pension die Stelle des Oberpriesters an diesem Tempel verliehen.

Die zweite Tempelanlage, das Mausoleum Ijemitsus, theils einem tief eingeschnittenen Thal entlang, theils auf der Lehne eines Berges erbaut, liegt unweit der Grabstätte Ijejasus und ist weit weniger glänzend ausgestattet, immerhin aber beachtenswert, weil sich hier der Buddhaismus behauptet hat und daher der ganze Ausstattungsapparat, dessen jener sinnfällige Cultus bedarf, noch vorhanden ist. Die bei den Tempelthoren postierten Tempelwächter repräsentieren eine stattliche Versammlung der scheußlichsten Fratzen; wir sehen hier einen rothen und einen grünen Teufel, »die zwei kühnen, goldenen Könige« und zwei Figuren in Menschengestalt, welche mit dem ganzen Aufgebote der üppigen buddhistischen Phantasie greulich ausgestattet sind; die eine, roth gefärbte stellt die Gottheit des Donners dar, welche vergoldete Schlägel in der Hand hält und einen über den Rücken geschwungenen Reif mit neun flachen Trommeln trägt, aus denen Blitze sprühen; das andere Scheusal, in hellblaue Farbe getaucht, repräsentiert den Gott des Windes und blickt uns mit aus Krystall gefertigten Augen sowie mit satanischer Miene an, indem es auf einem

Steinblocke sitzt und einen über den Rücken geworfenen Windsack mit den Händen zuhält. Votivlampen aus Bronze deuten auf die Verehrung hin, deren sich Ijemitsu erfreut.

Von hier fuhr ich direct nach Nikkô oder richtiger nach Hatschiischi und passierte abermals den schäumenden Daja-gawa, dessen beide Ufer durch zwei Brücken verbunden sind; die eine dient dem allgemeinen Verkehre, während die andere, Mihaschi, dem Mikado vorbehalten ist und nur zweimal des Jahres für Pilgerzüge geöffnet wird. An der Stelle, wo der Buddha-Priester Schôdô Schônin vor mehr als tausend Jahren eine wunderbare Erscheinung gehabt haben soll, erbaut, ruht die Brücke, in hellrothem Lacke leuchtend, auf steinernen Pfeilern, welche in die Felsen eingelassen sind.

Im Städtchen wandte ich mich dem Einkaufe von Pelzwaren zu, deren es hier eine große Auswahl gibt und die insofern culturhistorische Anklänge wachrufen, als vor den Umwälzungen des Jahres 1868 neben anderen auch alle jene, die sich mit Lederbearbeitung, mit Rauhwaren u. dgl. m. befassten, im Gegensatze zu den Heimin oder Angehörigen des gewöhnlichen Volkes, den Etas oder Unreinen, zugezählt wurden, das heißt einer verachteten, von der sonstigen Gesellschaft ausgeschlossenen Kaste, die in besondere Ortschaften oder Stadttheile verwiesen war — eine Stellung, die vermuthlich auf buddhistischen Einfluss zurückzuführen ist. Noch tiefer standen nur die Hinin, die Nichtmenschen, eine erst unter den Tokugawas entstandene Classe Armer, welchen nur gestattet war, sich auf uncultiviertem Lande niederzulassen. Unter den vorräthigen Rauhwaren fand ich auch solche, die bei uns unbekannt sein dürften, so Felle der japanischen Antilope, von Affen, von Bären der Insel Jeso, von Dachsen zweierlei Arten, von Ottern, deren Art von der bei uns vorkommenden verschieden zu sein scheint, von Seehunden und von großen Eichhörnchen; auch zwischen chrom- und ockergelb variierende Felle von Mardern sowie originelle, aus Fellen gefertigte Hausschuhe waren erhältlich. Bald wanderte ein Rickscha schwer beladen mit den erstandenen Waren in unser Hotel.

Da die Wege in der Umgebung Nikkôs, wie man mir sagte, mit Rücksicht auf meinen bevorstehenden Besuch mit großen Kosten in guten Stand gesetzt worden waren, wollte ich dies Opfer nicht nutzlos gebracht wissen und entschloss mich trotz des strömenden Regens, eine Fahrt nach dem Urami-go-taki genannten Wasserfalle zu unternehmen. Von der vielgerühmten landschaftlichen Schönheit der durchfahrenen Strecke bekamen wir des Regens halber leider nichts zu Gesicht und

mussten, unter unseren Regenschirmen hervorlugend, mit dem Anblicke der in nächster Nähe gelegenen, in frischem Grün prangenden Wiesen und Wälder vorlieb nehmen, welch letztere hier mannigfache Baumarten aufweisen, so auch Eichen und Ahorne. Kleine Weiler und Ortschaften, trübselig genug im Regen dreinsehend, lagen am Wege.

Unsere Rickschaläufer hatten ein schweres Stück Arbeit in der schlüpfrigen, grundlosen Fahrbahn zurückgelegt, als sie bei einem Theehause hielten, von wo wir den Marsch zu Fuß eine romantische Schlucht aufwärts antraten. Bald hören wir das Rauschen des Wasserfalles und sind endlich in einem von hochaufragenden Felsen eingeschlossenen Thalkessel; hier stiebt ein Gebirgsbach aus einer Höhe von 15 *m*, eine prächtige Cascade bildend, über eine Felswand herab in ein trichterförmiges Becken. Infolge des starken Gefälles oberhalb der Felswand und deren senkrechter Stellung stürzt die Wassermasse in einem weiten Bogen ab, so dass es möglich ist, unterhalb des Falles und hinter demselben vorbeizuschreiten, ohne größere Gefahr zu laufen, als von einem feinen Sprühregen benetzt zu werden. Der Urami-go-taki gehört nicht zu den Wundern seiner Art, bietet aber immerhin im Rahmen der engen Schlucht ein sehenswertes Schauspiel, namentlich weil die Erde hier aus zahllosen Falten, Schlitzen und Löchern Wässerchen zutage sendet, die eilfertig sprudelnd über die Felsen der Thalsohle zurieseln.

Hinter dem Wasserfalle steht eine Buddha-Statue, bei welcher die eingeborenen Ausflügler Visitkarten abzugeben pflegen, um der Nachwelt Kunde von dem staunenerregenden Ereignis ihrer Anwesenheit zu geben. Die Ortseitelkeit scheint also nicht nur bei uns, sondern auch im fernen Osten eine Heimat zu haben, allerdings in einer Form, die geschmackvoller ist als die bei uns übliche, verunstaltende Beklecksung von Mauern und Felsen, und es wäre daher unseren Reisenden und Touristen die Adoptierung des japanischen Gebrauches dringend anzurathen.

Während der Rückfahrt machte ich halt vor einer kleinen, am Ufer des rauschenden Daja-gawa reizend gelegenen Villa, welche Sannomija gehört und ihn zur Sommerszeit beherbergt; ich sprach hier bei dessen Gattin vor, die längere Zeit in Wien verbracht hat und das Deutsche vollkommen beherrscht.

Bei einer Avenue von 100 steinernen Buddhas vorbeifahrend, kehrten wir nach Nikkô zurück, um noch einige Einkäufe zu besorgen und sodann eine Strecke in der herrlichen Cryptomerien-Allee dahinzurollen, die ich gestern während der Fahrt nach Nikkô nur im Dunkel

der Nacht gesehen. Unter diesen Bäumen wandelnd, fühlt man sich von dem Hauch einer stolzen Vergangenheit umweht. Bemerkenswert sind namentlich zahlreiche Zwillingsbäume, die etwa bis auf den dritten Theil ihrer Höhe miteinander verwachsen sind.

Eine vielgepriesene Landschaft, welche die bösartige Anwandlung hat, sich gelegentlich einmal nur im Regenkleide zu zeigen, gleicht einem des besten Rufes sich erfreuenden Menschen, der auf einem Fehler ertappt, Gefahr läuft, von den bösen Zungen in Bausch und Bogen verdammt zu werden. Ich will gegen Nikkô gerechter sein; es hat sich wie eine Schöne benommen, die, ihrer Reize und deren Wirkung sicher, Gefallen daran findet, ein schmollendes Gesicht zu zeigen — und mir gegenüber hat Nikkô ununterbrochen geschmollt. Gleichwohl war ich, des unvollkommenen Eindruckes, den ich empfangen, ungeachtet, entzückt und kann auf den ganzen Zauber schließen, welchen der heilige Boden Nikkôs, von dem Glanz eines schönen Sommertages überhaucht, auszuüben vermag.

Abends thaten wir, was unter den Umständen das Gerathenste war; wir ließen uns die Laune nicht verderben und vereinigten uns zu einem heiter verlaufenden Diner, welches durch die drolligen Geschichten gewürzt wurde, die Schiffscapitän Kurvaka von der japanischen Suite, immer mehr aufthauend, in komischem Durcheinander französischer, englischer und japanischer Worte zum besten gab. Schließlich gestattete Jupiter pluvius, gerade als uns der schwarze Kaffee durch neckische Musumes serviert wurde, sogar die Abbrennung eines Feuerwerkes.

Nikkô — Jokohama, 22. August.

Da die unbarmherzige Eisenbahnverwaltung zu keiner anderen Stunde als um 5 Uhr morgens einen Extrazug nach Jokohama beistellen wollte, mussten wir beizeiten aus den Federn, um Nikkô Lebewohl zu sagen, und langten um 11 Uhr vormittags wieder auf dem Bahnhofe von Jokohama an, der sich im Nordosten der Stadt auf einer dem Meer abgewonnenen Stelle erhebt.

Gleich Tôkio in der Provinz Musaschi gelegen, ist es zu seiner heutigen Bedeutung aus einer an der Westseite der Tôkio-Bai befindlichen, unbedeutenden Ansiedelung erwachsen, seit diese im Jahr 1859 zum Vertragshafen erklärt und hiedurch der Handelsverkehr mit Europa sowie mit Amerika eröffnet worden ist. Der Ruhm, in das von Ijejasu inaugurierte und von dessen Enkel Ijemitsu ausgestaltete System

der Absperrung gegen den Verkehr mit fremden Nationen Bresche gelegt zu haben, gebürt den Amerikanern und ist insbesondere an die vom Commodore Perry im Jahre 1854 befehligte Expedition geknüpft, welche mit der Eröffnung der Häfen von Schimoda und Hakodate für den amerikanischen Handelsverkehr abschloss. Seither sind Kôbe, Ôsaka, Nagasaki, Hakodate, Niigata und Jokohama als Vertragshäfen für den Verkehr überhaupt und für die Besiedelung durch Fremde freigegeben worden, so dass sich die letzteren hier in den eigens hiezu bestimmten Stadttheilen niederlassen und im Umkreise von fast 40 *km* ohne besondere Erlaubnis reisen können. An Stelle Jokohamas war übrigens anfänglich das etwas nördlich gelegene Kanagawa zum Vertragshafen bestimmt, wurde jedoch wegen seiner Lage am Tôkaidô und den hier stets drohenden Conflicten zwischen den Fremden und den im Gefolge der reisenden Daimios des Weges ziehenden Samurais durch Jokohama ersetzt. Dieses spielt heute unter den Vertragshäfen die erste Rolle als Knotenpunkt aller Dampferlinien, welche Japan einerseits mit Europa und andererseits mit Amerika verbinden, als Ziel fast aller Kriegsschiffe, die Japan anlaufen wollen, und zahlreicher Handelsschiffe und Küstenfahrer jeglicher Art. Jokohama, 143.000 Einwohner zählend, ist recht eigentlich das Centrum der Berührung Japans mit dem Westen und mit dem Osten, die Ein- und Ausbruchstation des Handels geworden; daher rührt auch der internationale Charakter der Stadt, welcher in ihrem Äußern und ihrer Bevölkerung zum Ausdrucke kommt.

Eine mit bedeutenden Kosten errichtete Quaistraße zieht sich den Hafen entlang; Zollhäuser und mercantile Etablissements, wie Lagerhäuser und Ladeplätze, dienen dem Verkehr. Fast 3 *km* weit dehnt sich am Hafen die Fremdenniederlassung, das Settlement, aus, nach einer Feuersbrunst im Jahre 1866 größer und schöner wieder auferbaut, von breiten, wohlgepflegten Straßen durchzogen und Wohnhäuser, Banken, Bureaux, Clubs, Hotels und Consulate umfassend. Zahlreiche Fremde haben übrigens in Jokohama selbst nur den Sitz ihrer geschäftlichen Thätigkeit aufgeschlagen, ihre Behausung aber auf dem die Stadt im Westen halbkreisförmig umschließenden Hügelzuge, Bluff genannt, errichtet, um hier Waldesluft zu athmen und sich des schönen Ausblickes auf den Hafen zu erfreuen.

Das vorwiegende Bevölkerungselement wird selbstverständlich durch die Japaner gebildet; aber die Fremdencolonie, hauptsächlich aus Engländern und Amerikanern bestehend, ist stark genug, um sich schon im Straßenbild als führender Factor des städtischen Lebens bemerkbar

zu machen, so dass man, die Stadt durchwandernd, allerorten Fremden begegnet, nicht zum wenigsten den von den Kriegsschiffen ans Land gekommenen Matrosen, welche hier für die Entbehrungen langer Seefahrten Entschädigung suchen.

Obschon ich gebeten hatte, mir während der letzten Tage meiner Anwesenheit in Jokohama einen Incognito-Aufenthalt zu ermöglichen und daher auch auf die Begleitung durch die japanische Suite verzichtet hatte, folgten dem Rickscha, dessen ich mich bei meiner Wanderung durch Jokohama und bei der Besorgung von Einkäufen bediente, doch sofort der Polizeipräfect, ein polizeilicher Beamter und zwei Reporter, was in den Straßen begreifliches Aufsehen erregte. Nachdem andere Versuche, mich dieses Gefolges zu entledigen, vergeblich geblieben, nahm ich zur List meine Zuflucht, indem ich in das Grand Hotel eilte, dort frühstückte und dann, durch ein Hinterthürchen entwischend, einen anderen Rickscha bestieg. Aber die Freude an der gewonnenen Freiheit dauerte nicht lange, die Polizei war mir bald wieder auf der Fährte und kam schließlich full pace angesaust, so dass ich nun telephonisch Sannomijas Hilfe anrief, der auch bald zur Stelle war und mich von dem unerwünschten Geleite befreite. Kaum war aber eine Viertelstunde vergangen, so hatte sich mein Cortège abermals zusammengefunden, um sich gleich dem Schatten an meine Fersen zu heften, ja ich glaube sogar bemerkt zu haben, dass einer der Gefolgschaft jeden Gegenstand, den ich kaufte, sorgfältig notierte. Schließlich eilte ich an Bord, nicht ohne mich während der Fahrt dahin der Begleitung eines Polizeiorganes zu erfreuen, das mir in einer Barkasse nachzog.

Um die Erwerbung solcher Objecte, welche ich suchte, stand es in Jokohama nicht eben sehr erfreulich; obwohl die Zahl der Kaufläden Legion ist, war es recht schwierig, meinem Geschmacke Zusagendes zu finden, der durch den Aufenthalt in den eigentlichen Productionsstätten der japanischen Kunstindustrie, wie namentlich in Kiôto, offenbar ausgebildet und verfeinert worden war. Jokohamas Läden sind erfüllt mit Curiositäten im eigentlichen Sinne, welche auf die Fremden, insbesondere auf die Amerikaner, berechnet sind, die nur darauf ausgehen, möglichst rasch einige charakteristische Erzeugnisse des Landes zu erwerben, und derlei Nachfrage hat hier offenbar die Erzeugung nicht eben fördernd beeinflusst. Als ich meine Ansicht hierüber einigen Kaufleuten mittheilte, gaben diese die Richtigkeit der gemachten Wahrnehmung zu, fügten jedoch bei, dass gerade derartige minderwertige Waren, wenn dieselben nur groß, bunt, ja schreiend und

recht verschnörkelt seien, reißenden Absatz nach Amerika und auch nach England fänden, während stilgerecht, discret und geschmackvoll gearbeitete, daher auch wertvollere Erzeugnisse wenig gesucht würden.

Abends hatte ich die Herren unserer Gesandtschaft sowie jene der japanischen Suite zu einem Diner an Bord geladen, wobei heimatliche Weisen alle Gäste in fröhliche Stimmung versetzten.

Jokohama—Tôkio, 23. August.

Vormittags versuchte ich in Jokohama neuerlich mein Glück in der Besorgung von Einkäufen, und zwar diesmal von dem liebenswürdigen Baron Siebold geleitet, der sich durch seinen jahrelangen Aufenthalt in Japan vollkommene Vertrautheit mit allen Verhältnissen angeeignet hat und auch das japanische Idiom beherrscht. Leider hatten meine Bemühungen keinen Erfolg; denn vergeblich trachtete ich, Seidenstoffe und Brocate zu finden, wie ich solche in Kiôto erworben hatte, und erhielt überall auf meine Nachfrage den Bescheid, dass die Stoffe erst aus Kiôto bestellt werden müssten. Hingegen gelang es mir, die Bordmenagerie durch reizende, weiße Zwerghühner — eine ganze Volière voll — und durch einen der schon so seltenen Hähne zu ergänzen, deren Stoß eine Länge von mehreren Metern aufweist. Auch zwei sehr possierliche Bären sandte ich an Bord, die alsbald die Lieblinge der Mannschaft wurden und in der kürzesten Zeit aufwarten lernten; hoffentlich kommen sie wohlbehalten in die Heimat, wo sie den Burggraben in Konopišt bewohnen und zieren sollen.

Nachmittags wollte ich wieder in Tôkio sein und ließ, um den lauernden Augen der Polizei zu entgehen, Clam und Prónay direct nach der Hauptstadt fahren, wo sie auch auf das feierlichste von einer tausendköpfigen Menschenmenge und dem entsprechenden Aufgebote von Polizisten empfangen wurden, während ich mit Siebold in der vorletzten Station ausstieg und mittels Rickschas nach Tôkio eilte. Das Manöver gelang auch, wir konnten uns durch einige Stunden ganz unbehindert bewegen und ein Diner in einem Restaurant des schönen Ujeno-Parkes einnehmen.

Jokohama, 24. August.

Leider nahte der Abschied; der letzte Tag, den ich auf der »Elisabeth« verbringen konnte, war angebrochen; denn schon morgen soll die »Empress of China«, auf der ich mich einzuschiffen gedenke, und

welche im Laufe des heutigen Vormittages in Jokohama eingelaufen ist, nach Amerika abgehen. Die Kisten und Koffer wurden bereits gepackt, doch eilte ich nochmals an das Land, um einige Zwergbäume zu kaufen, und konnte bei dem zu diesem Zweck unternommenen Besuch einer großen Handelsgärtnerei über die Mannigfaltigkeit der zwerghaften Bäume sowie über die Variationen der Verkrüppelung, die den einzelnen Exemplaren beigebracht war, nicht genug staunen. Eine kaum fußhohe Fichte, welche ich kaufte, soll angeblich das Alter von mehr als 50 Jahren erreicht haben.

Bei einem Frühstücke vereinigte ich die Rangältesten jeder Charge und blieb den Rest des Nachmittages an Bord, mit der Ordnung verschiedener Angelegenheiten für die weitere Reise beschäftigt.

Offenbar mit Rücksicht auf die bevorstehende Abreise genoss ich heute, das erstemal seit meiner Anwesenheit in der Nachbarschaft des Fudschi-jamas, den Vorzug, den heiligen Berg mit seinem abgestumpften Kegel bei völlig reiner Atmosphäre zu sehen.

Als es dunkel zu werden begann, nahm ein großartiges Abschiedsfest seinen Anfang, welches die Herren des Stabes und die Mannschaft mir zu Ehren arrangiert hatten. In einem sinnreich durchdachten Zuge sollten Vertreter aller der Länder und Völker, die wir auf unserer Reise besucht und gesehen hatten, an mir vorüberwandeln, also lebende Bilder eine Wiederholung der bisher so überaus glücklich zurückgelegten Reise geben. Schon vor langer Zeit war an Bord mit den Vorbereitungen für das Fest begonnen worden; alle Künstler und Handwerker hatten mit Herstellung der Costüme, Decorationen u. dgl. vollauf zu thun. Gleichwohl war das Geheimnis so ziemlich bewahrt worden, und nur manchmal sah man einen rabenschwarzen Wilden oder einen Japaner nach der Probe durch die Batterie huschen.

Sobald mich der Commandant abgeholt hatte, versammelte sich der gesammte Stab vor meiner Kajüte, während die nicht am Zuge betheiligte Mannschaft sich in Gruppen auf dem Decke vertheilte; dieses war glänzend erleuchtet, und namentlich warf eine elektrische Sonne taghelles Licht gegen das Castell, von welchem aus sich der Zug entwickelte. Unser wackerer Kapellmeister hatte ein Potpourri componiert, welches Reminiscenzen an die einzelnen Phasen der Reise wachrufen sollte; soweit als möglich, waren Nationalweisen der betreffenden Länder eingeflochten, so dass der festliche Aufmarsch durch die musikalische Production in passender Weise begleitet und commentiert wurde.

Den Zug eröffneten Ägypter aus Port Saïd, Fellahs und Nubier, dann kamen schwarze Somâli und adrette englische Soldaten in den traditionellen rothen Röcken aus Aden; Ceylon entsandte Singhalesen und mehrere Buddha-Priester aus Kandy; Indien war durch eine Gruppe vertreten, in welcher auch schöne Inderinnen zu sehen waren. Die beiden besten Figuren in dieser Abtheilung bildeten der falsche Mahmud, nämlich der Maat Ivičich, welcher die Gewandung und den Turban unseres Dieners Mahmud entlehnt hatte und so dem Inder frappant ähnlich sah, ferner ein reicher Parse, dargestellt vom Büchsenmacher, der mit einem von unserem Schiffskaplan erborgten langen Rock und einem entsprechenden Embonpoint versehen war, um möglichst original zu erscheinen. Sehr charakteristisch und naturgetreu, mit Schmuck und Waffen echter Provenienz ausgerüstet, marschierten alle Insulaner auf, die Kanaken von Numea, die Papuas der Salomon-Inseln und endlich die Dajaks aus Borneo. Aus Australien waren Aborigines, sowie Farmer, Squatter und Buschklepper erschienen. Sehr witzig wurde das Einlangen der langersehnten Post in Hongkong durch einen schmetternden Postillon dargestellt. Die Söhne des himmlischen Reiches, bezopfte Chinesen, trippelten paarweise vorbei, gefolgt von einer ganzen Schar Japaner und Musumes, in Kimonos gehüllt, und mit allerlei japanischen Musikinstrumenten ausgerüstet, die aber zum Glücke nicht gespielt wurden. Der kleine Tiroler, welcher schon bei der Äquatorialtaufe in einer weiblichen Rolle, als Amphitrite, mitgewirkt hatte, machte auch als Musume einen niedlichen Eindruck.

Den Zug beschließend, marschierte der Bootsmann Zamberlin, mit der Flagge in der Rechten und gefolgt von 20 der größten und stärksten Matrosen in Parade, auf. Er machte vor mir halt, hielt die Flagge hoch und richtete an mich eine Ansprache echt patriotischen Inhaltes, in der er darauf hinwies, dass die gemeinsame Reise auf der »Elisabeth« ein glückliches Ende genommen habe und dass unsere Marine bei jeder Gelegenheit ihr Bestes thun werde, um die in sie gesetzten Erwartungen zu erfüllen. Wenn Seine Majestät unser Allergnädigster Kriegsherr seine Völker je wieder zum Kampfe rufen sollte, so wolle die Kriegsmarine abermals einstehen mit ihrem Blute für Kaiser und Vaterland, ihr heiligstes Panier, die Flagge, stets schützend und in Ehren bewahrend. Mit einem Hurrah auf mich beendete der brave Mann seine Rede, die mich bis zu Thränen ergriff, da er in seiner schlichten Art und Weise, aber mit aus dem Herzen kommender Begeisterung gesprochen hatte. Jeder von uns fühlte, dass Zamberlin so gesprochen hatte, wie

er empfand; seine Worte waren die eines patriotisch denkenden Soldaten und Österreichers. Mögen in unserer Marine sowie im Heere stets Unterofficiere herangebildet und erhalten werden von jener Biederkeit und Tüchtigkeit, welche Zamberlin auszeichnen, Männer, die das Herz auf dem rechten Flecke haben! Solche Leute sind die Stütze ihrer Commandanten, das leuchtende Vorbild der jungen Mannschaft. Gewiss ist gründliche Schulung und eine Summe von Wissen erforderlich, damit der Soldat in allen Fällen seine Schuldigkeit zu thun vermöge, aber dies allein genügt nicht; um dem Feind erfolgreich die Spitze bieten zu können, muss der Mannschaft die Erfüllung ihrer Pflicht vor allem zur Herzenssache geworden sein.

Ich schritt dann die Front aller Theilnehmer des Festzuges ab, wobei ich oft Mühe hatte, einzelne der Mannschaft, die mit mir bei Gelegenheit verschiedener Expeditionen zu Wasser und zu Land in nähere Berührung gekommen waren, in ihrer Vermummung wieder zu erkennen; namentlich bot die Feststellung der Identität bei den schwarzgefärbten Wilden nicht geringe Schwierigkeit. Das Arrangement des Festzuges war nicht bloß im Ensemble, sondern auch in den Details ein überaus gelungenes, wovon ich mich bei näherer Besichtigung der einzelnen Figuren und Gruppen überzeugte. Ich kann nur wünschen, dass diejenigen, welche das Fest insceniert haben, in dem Bewusstsein der mir bereiteten Freude und der freundlichen Erinnerung, welche ich der Vorführung der gelungenen Reisebilder bewahren werde, Entschädigung für die aufgewendete, wahrlich nicht geringe Mühe finden.

Ein Diner, zu welchem mich der Schiffsstab geladen hatte, fand auf dem von künstlerischer Hand in einen Gartensalon umgewandelten Eisendecke statt. Zum letztenmale waren wir heute auf jenem Platze vereinigt, wo ich mich mit den Herren des Stabes so oft zusammengefunden, — unter allen Himmelsstrichen, die wir durchfahren haben, an guten und an bösen Tagen, wie wir sie eben erlebt — um Gedanken, Eindrücke, Empfindungen in gemüthlichem Plaudern auszutauschen, um der lieben, fernen Heimat zu gedenken.

Wie überall, wo Soldaten zum Mahle vereinigt sind, wurde auch heute das erste Glas auf das Wohl unseres Allerhöchsten Kriegsherrn unter den feierlichen Klängen der Volkshymne geleert. Dann hielt der Commandant eine warm empfundene Ansprache an mich, welche ich, wie es mir gerade ums Herz war, tief ergriffen von dem Gedanken, dass ich schon morgen die »Elisabeth« verlassen, mich von den Herren des Schiffsstabes trennen soll, erwiderte, indem ich mit meinem innigsten

Danke die Hoffnung ausdrückte, dass unserer schönen Kriegsmarine jede Unternehmung glücken werde wie die bisherige Reise, und den Wunsch verband, dass den Herren eine glückliche Heimkehr im Gefühle treu erfüllter Pflicht beschieden sein möge.

Während des Diners wurde ich von den Officieren durch eine sinnige Gabe überrascht, durch Überreichung eines Bildes, welches der kunstgeübten Hand Rambergs entstammte und im Rahmen einer Reihe von Ansichten der besuchten Länder eine Weltkarte mit der ersichtlich gemachten Reiseroute darstellte. Das in Aquarell ausgeführte Bild ist durch treffende Auffassung sowie durch technische Vollendung ausgezeichnet und stellt dem ungewöhnlichen Talente des Künstlers ein glänzendes Zeugnis aus.

Vancouver Banff Jagdlager auf dem Black Mountain.

Vancouver — Banff — Jagdlager auf dem Black Mountain.

In See nach Vancouver, 25. August.

Morgens erschienen, um mich zu begrüßen, Baron Biegeleben an der Spitze des Gesandtschaftspersonales und Generalconsul Kreitner sowie die Herren der japanischen Suite, deren Zuvorkommenheit und unermüdlichem Eifer ich alle Anerkennung zolle. Auch die uns zugetheilten Beamten und Diener des Hofes, unter ihnen mein Freund der Leibjäger und der Mann mit dem stets gezückten Schwerte, welcher von uns mit dem Spitznamen »der Scharfrichter« bedacht worden war, fanden sich ein, um für die ihnen verliehenen Decorationen den Dank abzustatten.

Zur dauernden Erinnerung an die gemeinsame Fahrt ließ ich mich noch mit allen Herren des Stabes photographieren; dann wurde auf Deck ein feierlicher Gottesdienst abgehalten.

Endlich war der schwere Augenblick gekommen, jener, in dem ich Abschied nehmen musste von unserem braven Schiffe, von den Herren des Stabes, die ich alle so schätzen gelernt hatte und die stets bestrebt gewesen waren, mir das Leben an Bord so angenehm als möglich zu gestalten, von der wackeren Mannschaft. Die »Elisabeth« war mir in der achtmonatlichen Frist, während der sie uns so treu

durch ferne Meere getragen, zur Heimat geworden; hier habe ich mich zufrieden, glücklich gefühlt, und mit jener Empfindung der Freude, welche den Reisenden beseelt, wenn er, aus der Fremde kommend, vaterländischen Boden betritt, bin ich nach jedem längeren Aufenthalt auf dem Land immer wieder an Bord zurückgekehrt. Hier habe ich den guten militärischen Geist, den vortrefflichen kameradschaftlichen Sinn kennen gelernt, welcher in unserem Seeofficierscorps herrscht. Dank der Umsicht und Fürsorge des mir so lieb gewordenen Commandanten, der weder Mühe noch Anstrengung gescheut hat und bei Tag und bei Nacht auf seinem Posten war, um in jedem Augenblicke seiner ehrenvollen, aber auch schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, dank der trefflichen Führung des Dienstes durch unseren Gesammt-Detailofficier, dank der Tüchtigkeit sowie Gewissenhaftigkeit des Navigationsofficiers, dank endlich dem Pflichteifer des gesammten Stabes ist zum Stolz und zur freudigen Genugthuung aller das Ziel der gemeinsamen Fahrt glücklich erreicht worden. Der rasche Verlauf der immer unter Dampf zurückgelegten Reise in Verbindung mit dem verhältnismäßig kurzen Aufenthalt in den verschiedenen Häfen hat insbesondere an das Maschinenpersonal ganz außergewöhnliche Anforderungen gestellt, denen dasselbe in jeder Beziehung entsprochen hat.

Mit hoher Befriedigung muss ich des geradezu musterhaften Verhaltens der Mannschaft gedenken, welche unentwegt in treuer Pflichterfüllung ausgeharrt hat, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, so namentlich in den tropischen Klimaten, ohne sich der erleichternden Annehmlichkeiten zu erfreuen, welche uns zugebote gestanden. Nachdrückliche Hervorhebung verdient endlich der Umstand, dass unsere Mannschaft sich auch auf dem Lande, trotz des nicht immer guten Beispieles, welches ihr durch amerikanische und englische Matrosen gegeben wurde, ganz tadellos benommen hat und dass ungeachtet der verlockendsten Anträge nicht ein Fall von Desertion vorgekommen ist.

Unsere Kriegsmarine hat sich wieder in einer die hochgespannten Erwartungen rechtfertigenden Weise bewährt, indem sie unsere Flagge stolz durch den weiten Ocean in ferne Länder geführt. Die Vorsehung hat über dem Schiffe, welches sich zum erstenmale zu erproben hatte, gewacht, ein günstiger Stern über demselben geleuchtet; denn keine ernste Gefahr hat der »Elisabeth« gedroht, kein Unfall diese betroffen; in der Zahl jener, die auf ihren Planken sich zusammengefunden, hat der Tod sich keine Opfer gesucht, keine schwerere Erkrankung hat uns heimgesucht.

Ich schritt noch die Front der Mannschaft ab, welche auf Deck in Parade ausgerückt war, sagte allen Herren des Stabes ein herzliches Lebewohl und bestieg mit dem Commandanten das Galaboot. Als dann der Stab auf die Brücke eilte, die Mannschaft an die Salutstationen trat und unter den Klängen der Volkshymne ein dreifaches donnerndes Hurrah ertönte, da liefen mir — ich schäme mich nicht, es einzugestehen — die Thränen über die Wangen. Die Erinnerung an die Zeit, welche ich auf der »Elisabeth« verbracht habe, gehört zu den wertvollsten meines Lebens und wird mir dauernd eingeprägt bleiben.

Die »Empress of China« lag bereit, in See zu gehen, beim Fallreep aber herrschte lebhafte Bewegung; die Herren der Gesandtschaft und des Consulates mit ihren Damen waren nochmals erschienen, uns zu begrüßen, Verwandte und Freunde anderer Passagiere hatten sich eingefunden, Abschied zu nehmen. Wir tauschten noch einen letzten Händedruck mit Becker und Jedina, die Maschine der »Empress of China« begann zu arbeiten und das Riesenschiff wendete sich dem Hafenausgange zu. Von den japanischen Kriegsschiffen und von der »Elisabeth« ertönte Hurrahrufen, die Musikkapelle der letzteren spielte unsere Volkshymne und »O, du mein Österreich«; nächst der Ausfahrt wechselten wir noch Grüße durch Signale und winkten den treuen Genossen unserer Reise so lange zu, bis die »Elisabeth« nur mehr als kleiner, weißer Fleck erschien und auch Jokohama langsam unseren Blicken entschwand.

An Bord der »Empress« fängt für mich ein ganz neues Leben an; ich kann mich nicht so frei bewegen wie auf der »Elisabeth« und bin auf das sogenannte Promenadedeck angewiesen; die Commandobrücke stellt ein Heiligthum dar, das nicht betreten werden darf. Wir vermissen die militärischen Signale, Commandos und Rufe, die schrille Pfeife des Bootsmannes, mit einem Worte alles, was den Soldaten auf einem Kriegsschiff anheimelt; statt unserer flinken Matrosen sehen wir steife Engländer, mürrische Amerikaner sowie schlitzäugige Chinesen; statt deutscher, italienischer und kroatischer Laute hören wir nur englisch und immer wieder englisch reden; weder Reveille noch Retraite ertönen, bloß der dumpfe Klang des Gongs ruft zum Breakfast, Lunch und Dinner. Die Musikkapelle, die uns täglich zweimal mit heimatlichen Weisen erfreut hatte, wird hier durch einen enragierten Wagnerianer ersetzt, welcher ein bedauernswertes Clavier vom frühen Morgen bis zum späten Abend quält, so dass man rasend werden könnte und einem Clavierschutzvereine beitreten möchte.

Die »Empress of China«, im Jahre 1891 in London erbaut, ist ein schönes, großes Schiff, welches der Canadian Pacific Railway Company gehört; diese Eisenbahngesellschaft lässt drei solcher Dampfer zwischen Hongkong und Vancouver verkehren, um auf diese Weise Passagiere für ihre Canada durchquerende Linie zu werben. Ob hiebei die Kosten gedeckt werden, weiß ich nicht, da die Betriebsauslagen ungeheuere sind und die Anzahl der Passagiere meist eine kleine ist.

Die hauptsächlichsten Dimensionen des Schiffes sind: 139 *m* Länge, 15·5 *m* Breite und 7 *m* Tiefgang. Das Deplacement beträgt 5904 *t*, die Ladefähigkeit 3008 *t*; die direct wirkende Dreifach-Expansionsmaschine hat 10.000 indicierte Pferdekräfte und verleiht dem Dampfer eine Maximalfahrgeschwindigkeit von 18 Knoten in der Stunde; der Kohlenverbrauch beläuft sich bei ganzer Kraft auf 200 *t* in 24 Stunden. Die Takelage besteht aus vier Pfahlmasten mit Gaffelsegeln; die Innenbordbeleuchtung ist durchwegs elektrisch; das Schiff bietet Raum für 170 Passagiere erster Classe, 26 Zwischendeckpassagiere und 406 Deckpassagiere. Gegenwärtig befinden sich von der ersten Kategorie 72, von der zweiten 7 und von der dritten 160 Personen an Bord. Capitän der »Empress of China« ist R. Archibald, Reserveofficier der britischen Marine; die Bemannung besteht aus 71 Europäern und 142 Chinesen. Meine geräumige und — bis auf ein kurzes Bett — bequeme Kajüte liegt unter der Brücke neben dem Decksalon.

Wie auf jedem englischen Personenschiffe, wird man auch hier alsbald zum Passagier Nummer »So und soviel« und muss sich der allgemeinen Bordvorschrift fügen, welche besonders das Rauchen sehr einschränkt.

Einige Zeit fuhren wir noch längs der japanischen Küste hin, vom »Jajejama« begleitet, auf dem sich unser Gesandter, die beiden Legationssecretäre und der Generalconsul Kreitner eingeschifft hatten. Endlich tönte noch ein Hurrah vom »Jajejama« zu uns herüber, und dann verloren wir allmählich Kriegsschiff wie Küste aus dem Auge — wir steuern in offener See!

In See nach Vancouver, 26. August bis 4. September.

An den beiden ersten Tagen war das Wetter mild und angenehm, wir konnten in leichten Kleidern auf Deck verweilen; dann kamen wir aber in die Nähe der Aleuten und in die Region der Nord- und Nordostwinde, welche eiskalte Luft aus den Polargegenden führten, so dass

das Thermometer mit einem Schlage bis auf 7° C. sank und der Temperatursunterschied sich empfindlich genug bemerkbar machte. Hatten wir doch noch vor wenigen Tagen 34° C. zu verzeichnen gehabt! Alle Passagiere legten Winterkleider, Pelze oder Plaids an, und die Luftheizung der Kajüten wurde in Thätigkeit gesetzt.

Das Leben an Bord nimmt einen ziemlich regelmäßigen Verlauf; um $^1/_2$8 Uhr rufen Gongschläge zum Frühstücke, die Mahlzeiten werden in dem schönen, geräumigen Dining-room eingenommen, im übrigen verbringen wir jedoch den größten Theil des Tages auf dem langen Decke. Ein sehr rühriges Comité, bestehend aus dem heiteren zweiten Capitän und einigen Passagieren, insceniert hier eine Reihe von Spielen, welche die Mehrzahl der Mitreisenden beschäftigen. Jene, die nicht am Spiele theilnehmen, sitzen, in Plaids gehüllt, in langen Rohrstühlen und lesen oder eilen, Bewegung zu machen, auf und nieder. Diese »Runs« sind besonders nach den Mahlzeiten beliebt, namentlich bei den englischen und amerikanischen Damen, welche hiebei schier Unglaubliches leisten; dieselben dürften die besten Records erzielen, indem sie, Arm in Arm zu zweien oder dreien, mit sehr langen, nicht immer graziösen Schritten den Rand des Deckes unsicher machen.

An den ersten Tagen nahm mich die Ergänzung meiner Reiseerinnerungen aus der Zeit des Aufenthaltes in Japan in Anspruch, später lernte ich nach und nach auch die Mitreisenden kennen, unter welchen sich einige sehr nette Leute befanden. Meiner Kajüte gegenüber haust ein englischer Maler, welcher erfreulicherweise der französischen Sprache mächtig ist; er fährt zum drittenmal um die Erde, während seine Frau diese »kleine Tour« bereits zum achtenmal unternimmt. Das unruhige Leben scheint dem Künstler allerdings nicht mehr zu behagen; denn als wir ihn fragten, ob diese zahlreichen Reisen seiner Gattin nicht beschwerlich fielen, entgegnete er: »Enfin, c'est une maladie comme une autre!« Zur Reisegesellschaft gehören auch ein Fürst Galitzin, der in Paris einen Arm auf ziemlich prosaische Weise verloren hat, ein reicher Theehändler mit zwei blonden Töchtern sowie eine Anzahl anderer Damen der verschiedensten Altersstufen.

Mit einer reizenden, kleinen Amerikanerin spiele ich täglich mehrere Partien Tennis, ohne mit ihr, die nur englisch spricht, conversieren zu können, doch unterhalten wir uns trotzdem sehr gut; Clam und eine andere Amerikanerin sind die Partner. Unser Ground ist eigentlich entsetzlich, weil viel zu schmal, nur ungefähr die Hälfte eines Normalplatzes umfassend und auf 3 *m* Höhe gedeckt; bei Rollbewegungen

stehen wir überdies auf schwankender Basis; auch müssen wir die zwei vorhandenen Ballen stets selbst aufheben, die nach jedem Schlag auf dem ganzen Schiff umherrollen, so dass es hiebei immer eine kleine Hetzjagd und Suche gibt. Dies alles stört uns aber in dem Vergnügen nicht, auf hoher See Tennis zu spielen.

Drei andere Spiele, an denen ich mich öfters betheilige, erfordern eine gewisse Geschicklichkeit im Werfen von Scheiben und Kautschukringen nach bestimmten Nummern. Beim Cricket, welches die Engländer nicht missen können, geht es sehr lebhaft zu, so dass gleich am ersten Tag einem Herrn ein Finger gebrochen wurde und auch zwei andere der Mitspielenden verwundet den Kampfplatz verließen. Ein vom Vergnügungscomité arrangierter Ball missglückte, da anfänglich niemand musicieren und tanzen wollte, später aber, als der Wagner-Enthusiast, obschon er dies unter seiner Würde hielt, einen Walzer zum besten gab, sich nur einige amerikanische Ehepaare zu drehen begannen, so dass der Ball rasch ein Ende erreichte. Wenn alle Damen in der Neuen Welt der Sitte huldigen, nur mit ihren Gatten zu tanzen, wie langweilig müssen die Bälle in diesem Continente sein!

Nebst den Spielen auf Deck wurde, insbesondere abends, auch dem Gesange gehuldigt, theils in Einzelvorträgen, theils im Chore; doch bildete dies bei dem gänzlichen Mangel guter Stimmen und bei dem Umstande, dass die Theilnehmer anscheinend aus Grundsatz falsch sangen und so die Leistung keineswegs dem an den Tag gelegten Eifer entsprach, keinen sehr erquickenden Ohrenschmaus.

Mit echt englischer Genauigkeit kamen die strengen Sonntagsvorschriften zur Anwendung; der Zahlmeister hielt den Gottesdienst ab, vor- und nachmittags sang man endlose Chorale, kein Spiel durfte unternommen werden, selbst der Wagnerianer musste das Clavier feiern lassen, und unseren Jägern, die im Bar-room ein harmloses Kartenspiel versuchten, wurde dies sofort untersagt. Am Abende des 3. Septembers kam noch eine Art Disputation zwischen zwei protestantischen Geistlichen hinzu, welcher die Passagiere mit Andacht zuhörten. Einer der beiden war Anglikaner, der andere ein norwegischer Missionär, ein eigentlich bedauernswerter, missgestalteter Mann, der während eines sechsjährigen Aufenthaltes im Innern Chinas fast alle europäischen Sprachen und Gewohnheiten verlernt hatte und an Bord zum Ziele der Witze und Sticheleien wurde. Besondere Heiterkeit erregte es, als er sich eines Tages von Hodek im Costüm eines tibetanischen Lamas photographieren ließ.

Bis zum 1. September war das Meer stets ruhig, nur zuweilen von einer Nordostbrise leicht gekräuselt — Witterungsverhältnisse, welche zu dieser Jahreszeit eigentlich nicht zu erwarten standen. Der Horizont war morgens und abends trübe, doch heiterte sich das Wetter mitunter gegen Mittag etwas auf; in den ersten Nächten hatten wir noch herrlichen Mondschein. Die Färbung des Meeres zeigte nicht mehr das schöne Blau oder Grün, welches wir bisher gewohnt waren zu sehen, sie schien vielmehr bleigrau, ins Schwärzliche übergehend.

Eine große Zahl der verschiedenartigsten Alken, Möven und Sturmsegler umschwärmte das Schiff, ja sogar Vertreter einer kleinen Albatrosart zeigten sich; doch konnte ich diese Segler der Lüfte nicht näher bestimmen, gibt es ja selbst keinen Fachmann, der in den genannten Vogelspecies, welche ein ziemlich undurchforschtes und noch wenig bekanntes Gebiet der Ornithologie darstellen, genügend Bescheid weiß.

Am 30. August passierten wir den 180. Längengrad, und nun wurden die 24 Stunden, welche durch die Richtung der Reise gegen Osten entgangen waren, eingebracht, so dass wir an zwei aufeinanderfolgenden Tagen den 30. August zählten.

Das Schiff legte täglich 350 bis 360 Meilen zurück, bei günstigem Winde setzte man auch Segel, doch geschah dies ohne besonderen Einfluss auf die Geschwindigkeit.

Das, wie erwähnt, bis zum 1. September ruhige Wetter änderte sich dann, der Wind sprang gegen Südost um und brachte so hohen Seegang, dass selbst die riesige »Empress« tüchtig umhergeworfen wurde, obschon das Schiff die See recht gut verträgt und angenehme Bewegungen ausführt. Gleichwohl wurden alle Passagiere mehr oder weniger seekrank, und endlich war, als das Wetter sich auch am 2. September nicht beruhigte, außer mir und meinen Herren beinahe niemand auf Deck zu sehen, wo übrigens der Aufenthalt infolge der Kälte und der Sturzseen nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehörte. Der nächste Tag brachte uns aber die Sonne wieder, und wir hatten abermals so schöne Fahrt wie früher.

Am 4. September, dem vorletzten in See verbrachten Tage, wurde unter den Passagieren eine Collecte veranstaltet und der eingelaufene Betrag zu Mannschaftsspielen gespendet, welche recht animiert verliefen und den englischen Matrosen Gelegenheit boten, ihre Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Das Programm umfasste 12 Nummern, darunter ein Hindernisrennen über Taubarrièren und Bänke sowie

durch Rettungsringe, wobei die Concurrenten im »Finish« noch durch ein mit Mehl bestreutes Windsegel kriechen mussten und manche Heiterkeit erregende Scene mitunterlief; auch ein Flachrennen, ein Sacklaufen, ein Tauziehen und ein »Potatoe race« wurden veranstaltet, bei dem jener auf den Preis Anspruch erheben durfte, welcher eine bestimmte Anzahl von Kartoffeln, die auf dem Decke vertheilt waren, als erster in einen Kübel geworfen hatte; hieran reihten sich noch Hahnenkämpfe, ein Wettspringen u. dgl. m.

Nach dem Diner wurde ein von dem Wagnerianer verfasstes und componiertes Festlied auf Capitän Archibald und seine Officiere von einem gemischten Chor in greulichen Dissonanzen vorgetragen.

Endlich kam auch der Augenblick, in dem ich mich freute, der englischen Sprache nicht mächtig zu sein, da ich durch meine Unkenntnis einem bösen Schicksal entgieng; denn als der Rundgesang verklungen war, erschallte es im Kreise unter Nennung des Namens eines der Herren: »Speak, speak«, so dass dem unglücklichen Auserkorenen nichts erübrigte, als sich zu erheben und eine Ansprache zu halten. Diese Zwangsmaßregel wurde so oft angewendet, bis fast alle Herren an die Reihe gekommen und das Schiff sowie die glückliche Fahrt hinlänglich gepriesen waren. Als später der allgemeine »Schiffsonkel«, Fürst Galitzin, den Damen und Herren, die sich während der Fahrt bei den Spielen als die geschicktesten erwiesen hatten, mit freundlichem Lächeln und einigen aufmunternden Worten Brochen oder Photographien des Schiffes überreichte, wiederholte sich die für die Opfer recht unangenehme Redetortur. Schließlich trat wieder der Gesang in seine Rechte, aber ich ergriff, da jedermann bemüht war, unbarmherzig sein ganzes Repertoire zum besten zu geben, die Flucht und erfreute mich auf Deck der Pracht des wolkenlosen, gestirnten Himmels.

Vancouver, 5. September.

Nach dem schönen Abende hatte sich als Vorbote der nahen Küste dichter Nebel eingestellt und schon um 4 Uhr morgens weckten mich die mit der Dampfpfeife und der Sirene in Intervallen von fünf Minuten abgegebenen Nebelsignale unseres Schiffes. Da man von mittschiff kaum bis zum Buge sah, wagte der Commandant nicht, die Fahrt fortzusetzen, sondern ließ die Maschine stoppen und wartete unter beständiger Abgabe akustischer Signale den Morgen ab. Bei Tagesanbruch wurde unser Erkennungssignal gepfiffen und dieses

alsbald durch das Nebelhorn einer Signalstation an der Küste wiederholt — ein überzeugender Beweis für die Präcision, mit welcher die Navigation an Bord geführt wurde. Um 9 Uhr morgens setzten wir uns endlich wieder in Bewegung, eine Stunde später tauchten schon die schleierhaften Umrisse der Berge auf, und wir konnten nunmehr wieder die volle Fahrgeschwindigkeit aufnehmen. Allmählich begannen die Strahlen der aufsteigenden Sonne den Nebel zu durchdringen, so dass nach und nach einzelne Contouren der Küste, Berge und bewaldete Abhänge erkennbar wurden. Als weitere Vorboten des Landes sichteten wir viel Treibholz, darunter mächtige Cedernstämme; viele weiße Schmetterlinge umflatterten das Schiff, und auch kleinere Vögel statteten von Zeit zu Zeit unserer Takelage einen Besuch ab.

Der Nebel sank, blaue Flecke zeigten sich am Firmament, und wir erblickten, obgleich noch immer ein Dunstschleier über der See lagerte, doch schon deutlich die ziemlich hohe Küste des Amerikanischen Continentes und konnten selbst mit freiem Auge mächtige Fichten, Cedern und Thujen wahrnehmen, deren gerade Stämme hoch emporragten; kleine weiße Ansiedlerhäuser schimmerten unter dem dunklen Grün der Bäume hervor.

Die »Empress« steuerte in den Canal San Juan de Fuca, welcher die britische Insel Vancouver vom Festlande der Union, dem Staate Washington, trennt, so dass wir gleichzeitig Gebiete zweier Staaten vor uns sahen. Die Sonne strahlte wohlthuende Wärme aus, und nach einer Reihe kühler Tage sonnten sich die Passagiere behaglich auf Deck.

Gegen 2 Uhr nachmittags verkündete uns ein Trompetensignal, dass Victoria, die Hauptstadt von Britisch-Columbien, in Sicht sei und bald darauf giengen wir im Hafen vor Anker. Diese Stadt liegt auf der Südostseite der Insel Vancouver am Victoria-Hafen und unterhält als wechselseitiger Umschlagplatz für Ocean- und Flussdampfer einen lebhaften Handels- und Schiffahrtsverkehr mit den Hafenorten der Strait of Georgia und des Fraser-Flusses. Die Bucht gewährt einen recht freundlichen Anblick; rings um dieselbe ist auf einem Kranze grüner Hügel und Inseln die Stadt aufgebaut, welche dem ersten Blicke ihren Charakter als den einer modernen amerikanischen Stadt enthüllt: die Straßen verlaufen in gerader Richtung, die Häuser sind zumeist in geschmackloser Weise aus Holz erbaut, röthlich angestrichen und durch einen Wald von Stangen überhöht, die ein dichtes Netz von Telegraphen- und Telephondrähten sowie auch die Kabel der elektri-

schen Beleuchtung tragen. Im Hafen ragten die Masten und Theile des Rumpfes des gesunkenen Dampfers »San Pedro« traurig aus der See empor.

Unser Aufenthalt vor Victoria währte bloß eine Stunde, welche durch eine ärztliche Visite seitens der Hafenbehörde und durch die Ein- und Ausschiffung von Passagieren ausgefüllt wurde. Zu diesen Zwecken legte sich der riesige Hafen-Raddampfer »Yosemite«, dessen Balanciermaschine über Deck ragte, an die »Empress«. Außer den Passagieren, die sich nach Vancouver einschifften, strömte noch eine ganze Schar Neugieriger an Bord, und schon lange bevor der Dampfer angelegt hatte, rief eine Dame von diesem aus die Frage herüber, welcher von den Reisenden der Prinz sei; doch gewährte ich ihr nicht die Freude meines Anblickes, und so musste sie wieder an Land, ohne desselben theilhaftig geworden zu sein. Gleich bei der ersten Annäherung an Amerika hatten wir auch schon mit einer der Plagen dieses Landes Bekanntschaft zu machen — mit den Reportern, die ihrer unabweisbaren Zudringlichkeit halber allgemein berühmt sind und uns sofort interviewen wollten. Das Abgehen des »Yosemite« setzte diesem fruchtlosen Bemühen ein Ziel, und auch wir lichteten nun den Anker, durch eine Reihe kleiner Inseln weitersteuernd, die, von den bläulichen Dünsten der Abendluft angehaucht, sich mit ihren schönen Bäumen äußerst malerisch präsentierten. In einem der Canäle begegnete uns die manövrierende englische Pacific Squadron, — bestehend aus dem Flaggenschiffe »Royal Arthur«, einem stattlichen Panzerschiffe von 7700 *t*, einer Corvette und zwei Kanonenbooten — welche in erster Linie zum Schutze der Fischerei im Behringsmeere berufen ist und in Esquimalt, ungefähr 48 *km* südwestlich von Victoria, ihre Hauptstation besitzt.

In der Georgia Strait erfreuten wir uns an einem selten schönen Untergange der Sonne, welche eine Stunde lang in fast nordischer Weise als purpurrothe Kugel in der nebeligen Luft erschien, bevor sie hinter den Bergen der Insel Vancouver verschwand; die violetten Contouren der Eilande hoben sich scharf vom Abendhimmel ab.

Unsere vormittägige, durch den Nebel verursachte Verspätung einzuholen, fuhren wir mit allen Kesseln und größter Geschwindigkeit, so dass wir bis zu 18 Seemeilen stündlich zurücklegten. Wie mir der zweite Capitän lächelnd erzählte, sind der Commandant und der erste Maschineningenieur erst seit kurzer Zeit verheiratet, weshalb sie das Möglichste thäten, ihr Heim in Vancouver recht bald zu

erreichen. Ich fand diese eheliche Liebe sehr rührend und für die Passagiere recht angenehm, weil diesen hiedurch Aussicht geboten war, schon abends zu landen. Gar manche Seefahrt gienge rascher zu Ende, wenn die Schiffscapitäne erst kürzlich gefreit hätten.

Noch ein sehr enger Canal musste passiert werden; dann sichteten wir viele elektrische Lichter, die anzeigten, dass wir den Hafen vor uns hatten. Um 10 Uhr abends legte sich die »Empress« an einen Molo, auf dem ich trotz der Dunkelheit unter den der Ankunft des Schiffes Harrenden sofort Imhof entdeckte, mit welchem ich hier zusammentreffen sollte. Welche Freude, nach langer Abwesenheit von der Heimat einen guten Freund zu treffen, der geradewegs aus dieser kommt! Was Wunder, wenn uns Imhof noch in die späte Nacht hinein Rede und Antwort stehen und allerlei Neuigkeiten mittheilen musste. Dass er auch die Post gebracht hatte, ließ ihn doppelt willkommen sein.

Das Hotel, welches uns aufnahm und ebenfalls der Canadian Pacific Railway Company gehört, zeigte sogleich die Unannehmlichkeiten amerikanischer Hotels, worauf wir schon vorbereitet waren: die schlechte oder, besser gesagt, gar nicht vorhandene Bedienung, das lästige Rauchverbot und den Mangel an Gesellschafts- oder Rauchzimmern, in welchen man nach dem Speisen noch einige Zeit verweilen könnte, endlich die Küche. Ich bin gewiss kein Gourmand und zähle das Essen unter die geringsten Lebensfreuden; immerhin vermag ich mich mit der englischen, auch in Amerika eingebürgerten Art zu kochen nicht zu befreunden; denn alle Braten sind auf dieselbe Weise »à la Roastbeef« zubereitet und durch einen und denselben Geschmack ausgezeichnet, die Gemüse werden bloß mit Wasser abgekocht und eine andere Mehlspeise als der ewige Pudding scheint überhaupt nicht bekannt zu sein.

Vancouver, 6. September.

Vancouver trägt echt amerikanisches Gepräge, denn das jetzt von der Stadt eingenommene Areal war noch im Jahre 1885 mit dichtem Urwalde bedeckt, der einer kleinen, sich rasch vergrößernden Ansiedelung weichen musste. Sechs Jahre nach Gründung der letzteren konnte das neue Gemeinwesen bereits eine Stadt genannt werden, welche derzeit 20.000 Einwohner zählt, neben der Hauptstadt Victoria die bedeutendste Stadt Britisch-Columbiens ist, als Endpunkt der Canadian Pacific-Bahn sowie als Ausgangspunkt der transoceanischen Dampferlinien nach Japan und China stetig an Bedeutung gewinnt und im Fisch-

und Holzhandel des Nordens die erste Stelle einnimmt. Die bauliche Entwickelung Vancouvers vollzog sich nach der schon oft geschilderten amerikanischen Schablone: erst Straßen, dann elektrische Beleuchtung und zum Schlusse die Wohngebäude. Die letzteren, ungemein flüchtig und größtentheils nur aus Holz erbaut, scheiden sich in zwei Gruppen; sie sind entweder »praktische Gebäude« und dann eigentlich nichts Besseres als Kasten für Aufbewahrung von Menschen und deren Besitz, oder aber »schöne Gebäude«, welche, ein Ausbund aller Geschmacklosigkeit und im Villenstile gehalten, mit ihren Thürmchen, den Erkern und dem rothen Anstriche jenen Häusern ähneln, die von Kindern aus dem Materiale der bekannten Steinbaukasten zusammengefügt werden. Diese Villen sind häufig von kleinen, nur wenige Quadratmeter umfassenden Gärtchen umgeben, in welchen der Rasen sorgfältig gepflegt und üppig grün erscheint. Städte wie Vancouver bestehen aus einem Kerne von Häusern, der die Kaufläden und die öffentlichen Gebäude enthält; hat man aber diesen Kern durchquert, so haben die regelmäßigen Häuserreihen ihr Ende erreicht, da oft nur ein bis zwei Bauwerke in einer langgestreckten, mit einem hochtrabenden Namen belegten Avenue stehen. Dazwischen befindet sich verkäufliches Terrain und ragen die Wurzelstöcke niedergeschlagener sowie die Überreste verbrannter Baumriesen aus dichtem Unkraute hervor.

Ein derartiges Gemeinwesen macht einen überaus ernüchternden Eindruck, da es sofort zeigt, dass dessen Bewohner nur den Erwerb, den raschen Gewinn von Geld bezwecken, ihr Leben ausschließlich dieser Aufgabe entsprechend einrichten und des Sinnes für Schönheit oder Wohnlichkeit entbehren. Was keinen Ertrag abwirft, öffentliche Anlagen, Alleen u. dgl. m., bleibt meist weg, dafür aber durchsaust die elektrische Bahn die Straßen und schweben viele Tausende von Telegraphen- und Telephondrähten über unseren Köpfen; alles eilt dem Geschäfte nach, hastet, drängt; man sieht keine heiteren Mienen, Freunde gleiten aneinander vorbei, ohne herzliche Begrüßung, da ihnen diese nur Zeitverlust bedeutet. Manchmal sind auf der Straße zweifelhafte Gestalten oder zerlumpte Indianer zu sehen, welch letztere, durch den Genuss von Feuerwasser völlig herabgekommen, in ihrer Degenerierung einen widerlichen Anblick bieten und in nichts an ihre stolzen Vorfahren, die einstigen Besitzer des Landes, erinnern.

Die Straßen in Vancouvers innerstem Stadttheile sind mit Asphalt belegt, alle übrigen mit hohem Staube bedeckt; die Trottoirs bestehen aus starken Pfosten schönsten Cedernholzes. Öffentliche Gebäude, dem

landesüblichen Geschmack entsprechend, sind in kürzester Frist und in nichts weniger denn gefälliger Form erstanden, so der Gerichtshof, mehrere Schulen u. dgl. m.

Die größte Sehenswürdigkeit Vancouvers ist der Stanley-Park, eine Reserve auf einer von Meereseinschnitten umrandeten Halbinsel, welche noch einen Theil der herrlichsten alten Bäume trägt, die hier vor geldgieriger Nutzbarmachung geschützt sind.

Der Weg bis zu der langen Holzbrücke, welche den Meeresarm zwischen Vancouver und dem Park übersetzt, zeigt beiderseits die Art, in der hierzulande die prächtigen Urwälder gerodet werden. Ein schonungsloser Vernichtungskrieg wird gegen diese 500- bis 600jährigen Cedern, Thujen und Douglas-Tannen geführt, die eine Höhe von mehr als 100 *m* und einen Stammesumfang von 8 bis 10 *m* erreicht haben und nun Platz machen müssen, damit im Laufe der Zeit Terrain gewonnen werde. Das herrlichste Holz, das bei uns einen fabelhaften Wert repräsentieren würde, findet fast nur als Heizmaterial für Locomotiven Verwendung; in den meisten Fällen wird an den Wald Feuer gelegt, da Säge wie Axt nicht rasch genug arbeiten. Es berührt recht schmerzlich, zu sehen, wie diese mächtigen Patriarchen der Wälder nutzlos zugrunde gerichtet werden und auf Tausenden von Hektaren als Reste ehemaliger schöner Bestände nur mehr verdorrte, unten angekohlte Stämme gegen Himmel ragen. Das Feuer tödtet diese Riesen, die dann erst, soweit nöthig, niedergeschlagen und gänzlich verbrannt werden; das Ausgraben der Wurzeln bedeutet die letzte Etappe der Urbarmachung des Bodens, worauf dann die Rodungsfläche mehrere Jahre brach liegen bleibt, bevor sie umgeackert und bebaut wird. In der ganzen Umgebung Vancouvers raucht und glimmt es, überall ist der Schlag der Axt vernehmbar, und selbst dort, wo gegenwärtig noch keine Aussicht besteht, die Cultivierung des Bodens in Angriff nehmen zu können, wird der Wald einstweilen wenigstens durch Feuer zerstört, damit das Hindernis für alle späteren Eventualitäten beseitigt sei.

Nach diesen Bildern der Verwüstung labt sich das Auge an dem prächtigen Walde des Stanley-Parkes, an den Stämmen voll urwüchsiger Kraft, die seit Jahrhunderten hier wurzeln und unter denen seinerzeit nur der Elch und der Bär wechselten, während nur selten der Tritt einer Rothhaut oder der Ruf des Wapitis die tiefe Stille unterbrach. Jetzt sind überall schöne Wege angelegt und englische Aufschriften angebracht, welche die Ausübung der Jagd sowie jede Beschädigung

verbieten und die Namen der verschiedenen Partien des Parkes verkünden; bleiche Ladies fahren unter den Bäumen spazieren oder arrangieren Picknicks unter deren schattigem Dache. So mancher der Baumriesen ist im Laufe der Zeit überständig geworden, sein Stamm innen gefault und die Krone abgestorben, aber noch in diesem Zustande bleibt er durch Menschenalter aufrecht stehen, durch seine gewaltigen Dimensionen imponierend. Einer dieser abgestorbenen Kolosse hat einen Umfang von 12 bis 16 *m*, so dass in seinem Innern 12 Personen bequem Platz finden. Wir sehen hier Cedern, Thujen, Douglas- und andere Tannen, insbesondere die schöne Balsam-Tanne (Abies balsamea) mit den an der Unterseite bläulichgrauen Nadeln sowie Fichten.

Obschon die Riesenbäume ziemlich nahe beisammen stehen und daher wenig Licht durchlassen, ist der Unterwuchs außerordentlich üppig; wir begegnen hier vorzugsweise Baum- und Strauchgattungen, die auch in Europa vorkommen, so Ahorn, Erlen, Haselnuss, Pappeln, Weiden u. a. m. Auffallend ist die mächtige Entwickelung der Himbeer- und Heidelbeersträucher, die fast kleine Bäumchen bilden, aus welchen man sogar Stöcke schneiden kann. Lange Moose und Flechten hängen malerisch an den unteren Zweigen der Bäume und an dem dichten Gewirre des Unterwuchses; belebend wirken die zahlreichen, den Park umgebenden Canäle und Buchten, in denen man große Lachse emporschnellen sieht. Das gegenüberliegende, bergige Festland Canadas bildet den effectvollen Hintergrund des Parkes.

Da sich trotz des jetzigen Schießverbotes kein Wild mehr im Parke befindet, wurde — offenbar als Ersatz hiefür — am Ausgang ein Thiergarten angelegt, in dem zwei schwarze Amerikanische Bären (Baribal, Ursus americanus), sehr schöne Seeadler mit schneeweißem Kopf und Stoß sowie ein vielgequälter Affe in ihren Zwingern hausen.

Nach diesem wirklich genussreichen Ausfluge kehrte ich in die Stadt zurück, um noch durch einige Zeit dem ausgezeichneten Spiel einiger Mitglieder des Lawn Tennis Clubs zuzusehen; wie gerne ich auch am Spiele theilgenommen hätte, so fehlte mir doch angesichts der hier entfalteten Kunstfertigkeit der Muth hiezu.

Vancouver, 7. September.

Wir mussten noch einen Tag in Vancouver verbringen, um den Jagdarrangeuren Zeit für die Vorbereitungen zu unserer Expedition in die canadischen Rocky Mountains zu lassen, und ich beabsichtigte daher

heute mit einem jagdkundigen Herrn in der nächsten Umgebung der Stadt etwas umherzustreifen, um ein Grouse oder ein anderes Gethier zu erlegen. Die Ansichten über das zu erwartende Resultat dieses Unternehmens waren sehr getheilt; die einen meinten, wir würden Wild antreffen, die meisten behaupteten aber, dass die richtige Saison hiefür vorüber sei. Mein Vorhaben schien genügt zu haben, den Himmel zu verstimmen — schon früh morgens goss es in Strömen und ein kalter Wind pfiff und heulte über den Dächern, so dass die Abfahrtsstunde verschoben werden musste, bis der Regen nachzulassen begann; dann gieng es in einem hohen, leichten Wagen mit drei meiner Herren und dem Jagdkundigen, welcher sich äußerst unpraktisch in einen tadellosen schwarzen Salonanzug gekleidet und mit dünnen Stiefletten sowie mit schwarzem Hute versehen hatte, aus dem Bereiche der Stadt.

Unser Weg führte zuerst auf einer langen Holzbrücke über einen Meeresarm, dann einen sanften Bergrücken entlang, der anfangs nur verbrannten, todten Wald aufwies, später aber und besonders auf dem jenseitigen Hange mit üppigen, schönen Bäumen bestockt war. Über eine zweite Brücke hinweg erreichten wir eine große Insel, welche den lieblichen Namen Lulu Island trägt und ziemlich dicht von Farmern besiedelt ist. Zwischen den Waldpartien lagen primitiv mit Kartoffeln, Hafer und Gerste bebaute Felder; landwirtschaftliche Maschinen surrten allenthalben, während Rinder und Pferde auf kleinen Wiesen grasten — den ersten wirklichen Wiesen, die wir fast nach Jahresfrist wieder zu sehen bekamen. Die Wohnhäuser der Farmer unterschieden sich nicht im geringsten von den Häusern Vancouvers.

Wir waren auf dem Schauplatz unserer Thaten angelangt, und der Jagdkundige rieth, einen am Rande des Meeres sich hinziehenden Rohrbusch zu durchstreifen, blieb aber, während wir eindrangen, seinen dünnen Stiefletten zuliebe wohlweislich zurück. Das Rohr war nicht besonders hoch, doch der vielen eingeschnittenen Wasseradern wegen schwierig zu passieren. Gleich zu Beginn unserer Wanderung sahen wir in unerreichbarer Distanz einige Gänse und Enten vom Meeresspiegel aufstehen, dann aber schien die Gegend wie ausgestorben. Eine Rohrdommel und drei Bekassinen bildeten später unsere ganze Ausbeute, da wir von den in Aussicht gestellten Enten nur noch einmal eine Kitt hoch über unsere Köpfe hinwegziehen sahen; hingegen trafen wir auf eine Menge todter Lachse mit dunkelrothem Fleische, welche theils auf der Oberfläche des Wassers schwammen, theils durch die Flut an das Land geworfen waren.

Da es während dieser unbefriedigenden Expedition wieder heftig zu regnen begonnen hatte, kehrten wir zu dem Jagdkundigen zurück und fragten nach seinen weiteren Plänen. Ein ansässiger Experte wurde herbeigerufen und versicherte uns, dass in dem Inselgebiete Grouse und Fasanen in Fülle zu finden seien; mehrere Felder und Remisen bezeichnete er als die besten Jagdplätze. Zu diesen gieng es nun bei strömendem Regen, nachdem wir zuvor in einer Scheune einen kleinen Imbiss verzehrt hatten. Eine mit hohen Farnkräutern überwucherte Waldparcelle enthielt jedoch kein lebendes Wesen — es hieß daher, dass die Grouse, da sie nicht im Walde seien, in den Feldern zu finden sein müssten. Wir stürmten also unverdrossen kreuz und quer durch die Haferfelder, aber ebenso resultatlos wie im Walde, bis endlich der Jagdkundige erklärte, dass offenbar die Farmer die Grouse selbst schössen und wir wahrscheinlich deshalb dieses Wild nicht angetroffen hätten. Wir dankten mit einigen geflügelten Worten bestens für die etwas spät ertheilte freundliche Auskunft und bestiegen ganz durchnässt wieder unsere Wagen, um nach Vancouver zurückzukehren, wo wir den Abend mit Vorbereitungen zu unserer Abreise ausfüllten und ein herzlich schlechtes Diner den Tag beschloss.

Vancouver—Banff, 8. September.

Da der Zug, welcher uns auf der Canadischen Pacific-Bahn durch die Rocky Mountains führen sollte, erst gegen 11 Uhr vormittags abgieng, begab ich mich noch rasch zu zwei Fellhändlern, die auch ausgestopfte Thiere feilhielten; es geschah dies weniger in der Absicht, Erwerbungen zu machen, als um die Fauna Nordcanadas, wenn auch nur flüchtig, kennen zu lernen. Wir sahen hier mächtige Seelöwen von der Insel Vancouver, Wapiti-Geweihe und Häupter, Büffelhörner, Mule-Hirsche, deren Haupt mit den hängenden Lauschern jenem eines Maulthieres ähneln soll, Black-tails oder Schwarzschwanzhirsche, — die beiden letztgenannten Arten ausgezeichnet durch kurze, sehr starke und geperlte Geweihe, deren zahlreiche Enden nach oben und nach vorne gestellt sind — Bergschafe und weiße Bergziegen; an Flugwild waren verschiedene Polartaucher und nordische Eisenten, Gänse und die weißköpfigen Seeadler vertreten. Der eine der beiden Händler, ein Deutscher namens Zimmer, ist ein Original; er nennt sich Indianer-Doctor und führt in seinen Annoncen den Titel Professor. Dessen ärztliche Thätigkeit beschränkt sich allerdings darauf, dass er den

Indianern die unglaublichsten Arzneien und Mixturen gegen Felle in Tausch gibt; diese sind zumeist nicht gegerbt und in einem recht mangelhaften Zustande. Der Verkaufsladen bietet den Anblick ärgster Unordnung; die Felle liegen eingeölt umher, dazwischen finden sich Arzneien und heilkräftige Kräuter; ein Stich, Kaiser Wilhelm in Lebensgröße darstellend, prangt über einem Haufen von Mammutknochen und Wapiti-Stangen; einige dickleibige Spinnen und Scorpione in Spiritus gruppieren sich um eine preußische Pickelhaube; verschiedene Köter und Kaninchen tummeln sich in allen Räumen. Schließlich ließ ich mich doch zu Käufen verleiten und wurde mit dem alten Manne, der auch schöne Felle von Grizzly-Bären, Seeottern und Bergziegen besaß, handelseins, worauf er zum Schlusse noch eine gebleichte Wapiti-Stange ergriff und zu uns gewendet sagte: »Wer die Durchlaucht ist, dem mache ich dies zum Präsent«.

Mit dem nur einmal des Tages verkehrenden Personenzuge der Canadian Pacific Railway verließen wir Vancouver, um eine der interessantesten Bahnstrecken der Erde kennen zu lernen. Die genannte Bahn führt quer durch ganz Canada von Vancouver bis Montreal und bildet die rascheste Verbindung zwischen dem Pacifischen und dem Atlantischen Ocean, zunächst die schönsten Theile Nordamerikas, nämlich die berühmten Rocky Mountains, die amerikanische Schweiz durchziehend, ehe sie in die schier unermesslichen Prairien hinabsteigt; dann führt sie nördlich der großen Seen hin und erreicht schließlich ihr östlichstes Endziel Montreal; die Länge dieser Bahn sammt den Nebenlinien beträgt 4677 *km*. Die Regierung überließ der Gesellschaft 1140 *km* fertiger Eisenbahnlinien im Werte von 35 Millionen Dollars unentgeltlich und übergab ihr behufs Ausbaues dieser ungeheueren Strecken 25 Millionen Dollars bar, sowie 10.116 km^2 Ländereien, welche für immer von allen Steuern und Abgaben befreit sind; im Jahre 1884 wurden der Gesellschaft neuerdings $22^1/_2$ Millionen Dollars bewilligt. Die Gesammtkosten der Canadian Pacific-Bahn betrugen 250 Millionen Dollars. 1884 wurde von Osten her der Gipfel des Felsengebirges im Kicking Horse-Pass erreicht und im darauffolgenden Jahre die Verbindung mit der von Vancouver aus gebauten Strecke bewirkt.

Welch enorme Schwierigkeiten haben sich diesem kühnen Unternehmen entgegengestellt! Die hohen Bergketten mit ihren steilen Abhängen, den Lawinen und Felsstürzen, die zahlreichen Flüsse und Schluchten und nicht zum wenigsten die klimatischen Verhältnisse

schienen dem Vordringen der kühnen Ingenieure halt gebieten zu wollen. Technische Wunder mussten in Gebieten geschaffen werden, in denen weit und breit kein menschliches Wesen hauste, außer einigen nomadisierenden, wilden Indianerstämmen, und die tracierenden Söhne des 19. Jahrhunderts waren in einigen Gebieten die ersten Weißen, deren Fuß die Thäler und Berge betrat, welche nun der Schauplatz eines Triumphes moderner Technik werden sollten. Der Bau wurde nur dadurch erleichtert, dass das Material nicht schwierig zu beschaffen und dessen Transport unschwer zu bewerkstelligen war; denn die mächtigen Cedern lieferten vorzügliches Holz für Schwellen, Wasser und Stein fehlte nirgends; hingegen war die Arbeitskraft äußerst kostspielig, weil nur mit Mühe erhältlich, und der Kampf mit der Natur ein beständiger.

Unser Train besteht aus einer langen Reihe von Schlafwagen, welche mit Sitzen versehen sind, durch deren Umklappen nachtsüber Betten hergestellt werden, die zwar etwas kurz, aber im allgemeinen ganz gut sind; ein Mittelgang führt durch alle Waggons, so dass man hier dem ganzen Train entlang frei circulieren kann. Da der Restaurationswagen seines Gewichtes wegen auf den steilsten Strecken des Felsengebirges nicht mitgeführt werden kann, wird ein solcher von Zeit zu Zeit in den Zug eingeschaltet. Der Observation Car ermöglicht, die Naturschönheiten besser als von den Coupés aus zu genießen, so dass, wer den lästigen Kohlenstaub und die Kälte nicht scheut, sich in diesem Wagen einer prächtigen Aussicht erfreut. Eine mächtige Locomotive mit starken Scheinwerfern und einem vorgespannten Pfluge schleppt den Zug; streckenweise muss eine zweite, ja auch eine dritte Maschine nachhelfen. Wächterhäuser, Schranken und sonstige Sicherheitsvorkehrungen kennt man hier nicht, drei Stunden vor Passierung des Trains fährt ein Mann auf einer Draisine die Strecke ab, um etwaige Störungen zu erheben und zu melden; was sich eventuell noch später ereignen sollte, das bleibt der Aufmerksamkeit des Maschinenführers überlassen und — dem guten Glücke.

Die sonst so trefflich eingerichteten Sleeping and Parlor Cars haben auch ihre Schattenseiten; die Fenster sind der oberhalb herabzuklappenden Betten wegen niedrig und klein, so dass man sich immer tief bücken muss, wenn man einen Blick auf die vorbeifliegende Gegend werfen will. Bei der bekannten Rücksichtslosigkeit der Yankees bringt sogar die angenehme Möglichkeit der freien Circulation durch alle Wagen den Nachtheil mit sich, dass jedermann hin- und herläuft,

umhertollende und schreiende Kinder alles unsicher machen und ein ständiger Luftzug herrscht. Erfreulicherweise hatte mir der Bahndirector einen eigenen Wagen beigestellt, so dass ich von alledem nichts zu leiden hatte und auch durch das sonst in Kraft bestehende Rauchverbot nicht berührt wurde. In der Regel wird nur eine Wagenclasse mitgeführt; doch sind auch sogenannte Colonistenwaggons angehängt, welche eine Art zweiter Classe repräsentieren.

Zunächst zieht sich das Bahngeleise längs eines langen Meeresarmes hin, der weit ins Land reicht und aus dem Lachse munter emporschnellen, während Reiher fischend am Ufer stehen und kleine Flüge Enten schnatternd aufstreichen; dann biegt die Trace in eine kleine Ebene ein, die sich als bebautes, mit Wiesen durchsetztes Land am Ufer des Fraser oder Thompson Rivers ausbreitet. Bald aber weht uns frische, stärkende Luft entgegen, und Bergland nimmt uns auf; an beiden Seiten sehen wir grünende Höhen, die noch den vollen Schmuck der Wälder tragen, und hin und wieder schimmert durch das dunkle Grün ein kleiner, stiller See oder ein Flüsschen. Je weiter wir kommen, desto höher thürmen sich die Berge, mächtige Felspartien treten hervor und die Thalwände rücken näher aneinander, das Thal wird enger. Leider passieren wir bald wieder eine Zone verbrannter Bäume, deren kahle, ragende Stangen traurige Wahrzeichen der beim Bahnbaue vorgenommenen sinnlosen Verwüstungen sind; die damals gelegten Brände wurden vom Winde oft weitergetragen und nahmen dann erschreckende Dimensionen an, ganze Lehnen und Kuppen ergreifend, so dass wir stundenlang durch Regionen fuhren, in denen die Wälder erstorben sind. Ab und zu hat das verheerende Element ein kleines Plätzchen verschont, welches schön grün, einer Oase in der Wüste gleich, zu uns herabsieht. Auch jetzt noch steigen an vielen Stellen Rauchsäulen auf, die Waldbränden entquellen, welche von jagenden Indianern oder anderen Waldläufern gelegt wurden. Wie viele Millionen der schönsten Bäume sind solcherart nutzlos zugrunde gegangen!

Ungefähr nach Verlauf je einer Stunde erreicht der Train ein Stationsgebäude; es sind dies eigentlich nur zur Speisung der Locomotivkessel bestimmte Wasserstellen, in deren Nähe mit der Zeit kleine Ansiedelungen von Arbeitern oder Trappern entstanden sind. Irgend eine elende Holzbaracke mit zwei oder drei Zimmern führt stets den stolzen Namen Hotel. Zumeist ärmlich oder verkommen aussehende Gestalten stehen, die kurze Pfeife im Munde, bei den Stationen und betrachten neugierig die in den Waggons befindlichen Reisenden.

Beinahe in jeder Station verließ ich meinen Wagen, um mich an der herrlichen Gebirgsluft zu erquicken, die uns nach zahlreichen heißen, in den Tropen verbrachten Tagen wahrhaft köstlich dünkte.

Leider verfolgte uns die Ungunst des Wetters, es regnete fast den ganzen Tag und die mächtigen Spitzen der felsigen Berge waren beinahe fortwährend in Nebel und Wolken gehüllt. Wir passieren manchen Tunnel und manch enge, durch steile, besonders nahe aneinandertretende Felsen gebildete Schlucht, während unter uns der Fraser River, ein echtes Kind der Berge, in die Tiefe stürzt und, weithin rauschend, durch seine milchweiße Farbe das Schneewasser verräth. Unwillkürlich wurde ich an unsere Enns gemahnt, welche in einzelnen Strecken ganz ebenso durch das prächtige Gesäuse braust. Auf den am Ufer emporragenden Felsen und Steinen sieht man häufig Indianer hocken, die mit seltener Ruhe und Ausdauer Lachse fischen; die gefangenen Thiere werden in Streifen geschnitten und in kleinen, offenen Hütten reihenweise an Stangen aufgehängt und geräuchert. Hunderte solcher Räucherhütten mit dem schönen, rothen Lachsfleische sind längs des Flusses sichtbar.

Gegen Abend hört der Regen auf, der Nebel verzieht sich, die mächtigen Formen der Berge kommen zum Vorschein, und wir erblicken auf den Höhen den ersten Schnee. Das Gebirge nimmt mit einem Schlag einen ganz anderen Charakter an, welcher — wenn dieser Vergleich zulässig ist — an afrikanische Formen erinnert: sandige Lehnen, ohne jeden Unterwuchs und spärlich mit Kiefern bedeckt, machen einen recht trostlosen Eindruck; hohe und steile Felswände, unregelmäßig geschichtet und durchwegs gelb in gelb erscheinend, ragen auf; in den Thälern wächst nur kümmerlich ein mageres Kraut.

Bis zum Einbruche vollständiger Dunkelheit fuhren wir durch solch traurige, einförmige Landschaft.

Banff, 9. September.

Nichts mehr von afrikanischer Landschaft — wir sind knapp unter der Region des ewigen Schnees, und da wir zum Frühstück in der Station Glacier Hotel aussteigen, liegt ein wunderbarer, mächtiger Gletscher vor uns, so nahe, dass wir ihn fast mit den Händen greifen können — die Überraschung war nicht gering. Es ist dies der sogenannte Great Glacier of the Selkirks, überragt von dem 3600 *m* hohen Sir Donald, welcher zur Selkirkskette gehört und dem gegenüber sich die schneebedeckte Gold Range hinzieht. Wir konnten ringsum

eine herrliche Scenerie, Schneeberge, tief eingeschnittene Thäler und Schluchten, rauschende Bäche und sprudelnde Quellen sowie prächtige Alpenvegetation bewundern.

Leider herrscht abermals arger Nebel, untermengt mit kaltem Regen, so dass sowohl die Spitze des Sir Donald, als die Gipfel der anderen hohen Berge unseren Blicken entzogen sind; dies ficht uns jedoch nicht an, sind wir doch wieder in den Bergen, den höchsten Regionen und den Gletschern nahe, fühlen uns wohl und leicht, während großartige Bilder an unseren Augen vorbeiziehen, die jedoch wie am Vortage durch den Anblick von Waldverwüstungen beleidigt werden, da die Fahrt häufig genug durch Wälder geht, welche dem Feuer zum Opfer gefallen sind. Über der Waldesgrenze ragen mächtige Felsen empor, Urgebirge mit selten imposanten Formen, wobei Gipfel an Gipfel gereiht ist und allenthalben Firne und Gletscher leuchten, welche sich in die Spalten und kleinen Thäler drängen. Die kalte Witterung der letzten Tage hat Neuschnee gebracht, und die Berge sehen, nachdem sich der Nebel endlich etwas verzogen, aus, als ob sie mit Zucker bestreut wären.

Zur Winterszeit müssen hier unzählige Lawinen donnernd zuthal fahren, wie dies zahlreiche Lawinenwege beweisen, in deren Zuge die stärksten Baumstämme geknickt daliegen und gewaltige Felsblöcke wirr durcheinandergesäet sind. Der Bahnkörper ist überall durch Holzgallerien gegen Lawinen- und Felsschläge geschützt, so dass man viele Kilometer durch tunnelartige Holzbauten fährt, deren abwehrende Wirkung noch durch Lawinenbrecher verstärkt ist, welche keilförmig aus Holzklötzen und Baumstämmen zusammengesetzt sind.

An schwindelerregenden Abhängen saust der Zug vorbei und manche steil abstürzende Schlucht, in deren Tiefe Gletscherwasser tobt und tost, wird auf Brücken übersetzt, welche ungeachtet der Abgründe, über die sie hinwegführen, nur aus Holzwerk bestehen; allerdings trachtet die Bahnverwaltung, diese mitunter allzu filigranartig erscheinenden Bauten durch eiserne Constructionen zu ersetzen, und wir sahen deren auch schon mehrere im Baue begriffen. Je höher wir kamen, desto mehr hatte ich Ursache, den großartigen, mit seltener Kühnheit geführten Bau der Canadian Pacific-Bahn zu bewundern. Dächte ein Unternehmer bei uns daran, in ähnlicher Weise, wie dies hier geschehen, Curven anzulegen, Niveaudifferenzen zu überwinden, Brücken zu construieren u. dgl. m., so würden diese tollkühnen Ideen von der Behörde schon im Keim, im Project erstickt werden.

Gegen Mittag gelangen wir in ein stilles, ernstgestimmtes Thal, in dem das Feuer noch nicht gewüthet hat und die dunkelgrünen Fichten und Kiefern sich wie ein Teppich ausbreiten; in der Thalsohle bilden sich Hochmoore, welche durch die Arme eines kleinen Flusses bewässert und von ähnlich gelblichem, sauerem Grase bedeckt sind, wie unsere Moore. Passionierte Fischer erbeuten in den zahlreichen Gewässern dieser Gegenden besonders viele Lachse und Forellen. In dem 1231 *m* über dem Meere gelegenen Field, woselbst das ganze Thal von einer großen Schuttmoräne erfüllt ist und der 3200 *m* hohe Mount Stephen die Station mit seinen schroffen Felsen überragt, hielten wir Mittagsrast. Während aller meiner Reisen habe ich noch nie einen Berg dieser Höhe gesehen, der ganz unvermittelt und ohne Vorberge und Sockel sich als riesenhafter Block fast senkrecht erhebt. Auf halber Höhe klebt förmlich an den steilen Wänden ein Silberbergwerk, welches erst im Entstehen begriffen ist; man wollte zur Förderung der Erze einen kleinen Schienenstrang emporführen, doch scheiterte selbst der kühne Unternehmungsgeist der Amerikaner und deren vorgeschrittene Technik an den Schwierigkeiten, welche die Felsen des alten Bergriesen bereiteten; so blieb denn der Bau unvollendet.

Höher und höher steigt die Bahnlinie an, drei Maschinen ziehen und schieben uns pustend und schnaubend aufwärts, bis wir endlich durch eine Klamm, in der ein Wasserfall brausend zerstiebt, fahren und bei der Station Stephen die größte Meereshöhe des Schienenstranges der ganzen Pacific-Bahn, nämlich 1610 *m*, erreicht haben. Die Sonne erbarmt sich unser, zertheilt Nebel und Wolken und lässt uns gerade im richtigen Augenblicke das gewaltige Panorama der weithin ausgedehnten Ketten mit deren Gletschern und Firnen erschauen.

Unvergesslich prägt sich die Großartigkeit dieses Anblickes der Erinnerung ein. Die Erhabenheit des schweigsamen und doch die Kräfte der Natur in so mächtiger Sprache preisenden Bildes bringt tiefen Eindruck hervor. Gleichwohl glaube ich, dass die Gebirgswelt der Rocky Mountains, trotz ihrer imposanten Massen und ihrer eigenartigen Formation den Vergleich mit unseren Alpen nicht bestehen kann. Jene erscheint zwar in manchen Theilen durch die Originalität der Schönheit fesselnder, durch die Bizarrerie der Formen interessanter, durch die Massenentwickelung und die gewaltigen Dimensionen großartiger als die Alpen; aber der unvergleichliche Reiz und Schmuck der frischen, herzerfreuenden Flora unserer Berge, der hinreißende Gegensatz zwischen dem Ernst des hochaufragenden Urgesteins und der

Jugendlichkeit des Pflanzenkleides, das Berg und Thal in den Alpen überzieht, fehlt den Gebirgsknochen Amerikas. Allenthalben stören mich an diesen theils die traurigen Überreste ehemaligen, von Flammen verzehrten Waldes, theils dort, wo noch Wald vorhanden ist, die düstere Färbung desselben und der dadurch aufgeprägte ernste, beinahe finstere Charakter. So erscheint mir das Gebirge der neuen Welt, welches wir übersteigen und durchqueren, alt und alternd im Gegensatz zu den jugendfrohen Alpen der alten Welt.

Oberhalb der Waldgrenze, dort, wo bei uns das dichte, nahrhafte Gras wächst, welches dem Vieh und dem Wilde eine so vorzügliche, kräftige Äsung gibt und sich, grünschimmernden Bändern gleich, zwischen den Felsen hinzieht, findet man hier nur kahles Gestein oder Büschel gelber, vertrockneter Gräser, die wenig malerisch aussehen. Von den Alpenhütten mit ihren sangesfrohen Bewohnern, von den Bauernhöfen, umgeben von blumigen Matten, den Huben und den Holzknechthütten, wodurch die österreichischen Alpen ein so reizendes, lebhaftes Gepräge erhalten, will ich gar nicht sprechen; denn hier ist ja noch vollkommene Wildnis und außer einigen in den Stationen ansässigen Bahnbediensteten und Arbeitern bewohnt kein menschliches Wesen diese stillen Höhen und tiefeingeschnittenen Thäler. Was uns nicht genug Wunder nehmen kann, ist, dass wir von der Bahn aus keinerlei Gethier sehen; nicht einmal ein Raubvogel zieht seine Kreise, und kein Laut unterbricht die feierliche, beinahe unheimliche Stille. Ich bin zwar sonst ein großer Freund der jungfräulichen Natur, in welche die Cultur noch nicht vorgedrungen ist, doch bieten mir die Rocky Mountains in ihrer Culturlosigkeit des Guten zu viel und bringen daher den Eindruck der Verlassenheit, der Leblosigkeit hervor.

Im Kicking Horse-Passe kommen wir an mehreren kleinen Gebirgsseen vorbei und überschreiten die Provinzialgrenze zwischen Britisch-Columbien und Alberta sowie die große Wasserscheide zwischen dem Pacifischen und dem Atlantischen Ocean. Ein hurtig und murmelnd dahinrieselndes Bächlein, welches seine Wasser ostwärts führt, ruft in mir den freudigen Gedanken wach, dass ich mich immer mehr der geliebten Heimat nähere.

Im Laufe der Fahrt passieren wir auch ein knapp am Bahngeleise angelegtes Lager der Stoney-Indianer mit deren charakteristischen Zelten, die von einer großen Zahl kegelförmig aufgestellter Stangen getragen werden. Vor dem Lager stehen und lungern Rothhäute beiderlei Geschlechtes, die ersten, die wir zu Gesichte bekamen; ihre

Haartracht ist noch die traditionelle, aber leider bedienen sich diese Kinder der Wildnis zum Theile bereits europäischer Kleidungsstücke, in welchen sie unseren Zigeunern nicht unähnlich sind.

Endlich treten die Berge etwas zurück, das Thal erweitert sich, und wir haben Banff erreicht, ein Schwefelbad und einen Sommercurort, mitten im Canadischen Nationalparke. Die an der Bahn gelegene Ansiedelung besteht aus ungefähr fünfzig Holzhäusern, die bloß für Fremde gebaut sind; denn überall sieht man Curio Shops und andere Kaufläden, in welchen die Merkwürdigkeiten des Landes feilgeboten werden. Eine kurze Wagenfahrt bringt uns zu dem großen, ebenfalls der Canadian Pacific Railway Company gehörigen Hotel, das zwar auf dem schönsten Punkte der ganzen Gegend, aber recht geschmacklos erbaut ist; hieher pilgern in den Sommermonaten viele Fremde, zahlreiche Familien wohnen hier zum Curgebrauch oder in der Sommerfrische. Banff ist zwar eine ganz junge Schöpfung, erfreut sich aber trotzdem großen Zuspruches, weil der Rundblick vom Hotel und insbesondere von der großen, hölzernen Terrasse aus auf die mächtigen Berge und Gletscher, die mitunter in recht abenteuerlichen Formen aufragen, in der That entzückend ist.

Die Saison ist schon vorbei, — die Temperatur beträgt nur mehr 6° Celsius — so dass nur einzelne verspätete Gäste das Hotel bewohnen, welches ganz aus Holz und derart leicht gebaut ist, dass jeder Tritt innerhalb des Gebäudes durch alle Stockwerke und in jedem Zimmer wiederhallt. Eine an Jahren vorgerückte Amerikanerin hält hier für die Fremden die sonderbarsten, von Indianern herrührenden Curiositäten feil, die sämmtlich den Stempel der Neuheit und der Fälschung an sich zu tragen scheinen.

Unmittelbar nach der Ankunft fuhren wir in einer großen Coach zu einem felsumstarrten Thalkessel, dessen kolossale Felswände unser Staunen wachriefen, und dann zu den warmen Schwefelquellen, deren es im Umkreise von 3 *km* sieben gibt. Die eine dieser Thermen sprudelt aus einem natürlichen Bassin hervor, während die andere sich in dem Krater eines ehemals thätigen, jetzt aber ruhigen Geysers befindet. Zu dieser zweiten Quelle führt ein unterirdischer, schmaler Gang bis in eine Grotte, in welche nur durch eine ganz kleine Öffnung, aus der einst der Strahl des Geysers emporstieg, etwas Tageslicht einfällt.

Inzwischen war es Abend geworden und ein recht frisches Lüftchen wehte uns entgegen, als wir ins Hotel zurückkehrten, um nach des Tages Mühen der Ruhe zu pflegen.

Banff — Penticton, 10. September.

Der schöne, wenngleich kühle Morgen bewog mich, mittels einer vierspännigen Coach eine Partie zu dem in östlicher Richtung von Banff gelegenen See Pamasae-wapta oder Teufelssee zu unternehmen. Hiebei kamen wir zunächst an der aus einer Reihe von Blockhäusern bestehenden Polizeistation vorüber, in der ein Detachement der berittenen canadischen Polizeiwache bequartiert ist; dann gieng es ungefähr anderthalb Stunden in einem weiten Thalkessel dahin, dessen hohe Randgebirge mächtig und imposant, aber beinahe jeder Vegetation bar sind; kahle Wände, schier unermessliche Stein- und Geröllhalden wechseln miteinander ab.

An dem tiefsten Punkte des Thales liegt zwischen Bergen eingebettet der blaue See, an dessen Ufer ein kleines, weißes Häuschen blinkt, in welchem ein biederer Canadier die Fremden fructificiert, indem er schlechten Sherry ausschenkt und Gehörne sowie Felle um fabelhafte Preise feilhält. Ein Fischadler zieht in scharfem Flug über den Wasserspiegel, von Zeit zu Zeit auf Beute herabstoßend; feierliche Ruhe liegt über dem Gebirgssee, dem ein klares Flüsschen entströmt, welches, brausend und sich durch die engen Schluchten seinen Weg erkämpfend, Banff zueilt. Im Thale stehen einige Kiefernwäldchen, deren Bäume eigenthümliche, kurze Äste tragen, so dass ein derartiger Wald aussieht, als ob ihn die wackeren Tiroler nach der ihnen eigenthümlichen Unsitte »g'schnatzelt« hätten.

Ins Hotel zurückgekehrt, erfuhren wir, dass der Zug, der uns gegen Mittag zu einer Jagdexpedition in den Bereich der Gold Range bringen sollte, eine dreistündige Verspätung habe — ein hierzulande recht häufiges Vorkommnis. Wir fassten uns somit in Geduld und warteten das Eintreffen des Spätlings ab, der uns dieselbe Strecke, die wir gekommen waren, wieder zurückführte, doch dies nur bis zur Station Sicamous Junction, von wo aus eine nach Süden abzweigende Linie der Canadian Pacific-Bahn benützt werden sollte.

Penticton, 11. September.

Beim Erwachen durch die Coupéfenster blickend, sahen wir, dass das Land einen ganz anderen Charakter angenommen hatte: unser Auge schaute nicht mehr zu Bergriesen und Gletschern empor, sondern glitt über gewelltes Mittelgebirge, langgestreckte, dichtbewaldete Höhenzüge,

über Thäler hin, in welchen Waldparcellen mit bebauten Flächen abwechselten und zahlreiche Farmen einen gewissen Wohlstand der Gegend bekundeten. Verschiedene Seen trugen zur Belebung des Bildes umsomehr bei, als sich im Bereiche desselben auch Wild, nämlich Gänse, Enten und Taucher zeigten. Bezeichnet man die Rocky Mountains als wildromantisch, so verdient jene Landschaft das anerkennende Epitheton »lieblich«.

Leider erfreuten wir uns nicht lange dieses Anblickes; denn bald wurde der Wald spärlicher, und trockenes, gelbes Gras bedeckte die öde aussehenden Lehnen. Wir fuhren zwar noch immer an vielen Seen vorbei, vermissten aber das frische Grün, welches uns früher so angenehm berührt hatte.

In Sicamous waren wir auf das Geleise der erst kürzlich dem Verkehr übergebenen Zweiglinie Sicamous-Vernon übergegangen; die letztgenannte Endstation liegt am Okinagan-See, der sich, einem Fluss ähnelnd, 121 *km* lang in südlicher Richtung durch das Land zieht. Bei Priests' Landing vertauschten wir den Waggon mit dem »Aberdeen«, einem ungefügigen Heckraddampfer, in dessen hohem Oberbaue sich die Cabinen befinden; dieses Fahrzeug gehört gleichfalls der Canadian Pacific-Bahn, und es läuft bei ausschließlicher Holzfeuerung etwa 12 Knoten.

Der »Aberdeen« setzte sich in Bewegung, sein mächtiges Schaufelrad begann Wasserberge aufzuwühlen und wir steuerten hinaus über die spiegelglatte Fläche des Sees; der Tag war wunderschön, die Sonne strahlte auf uns herab und verbreitete eine wohlthuende Wärme; besonders klare Luft ließ uns bei der nicht übermäßigen Breite des Sees an beiden Ufern jedes Detail erkennen. Das uns umschließende Mittelgebirge war theils spärlich bewaldet, theils in großen Flächen, die im Frühjahr üppig grünen sollen, mit gelbem Grase bedeckt; zahlreiche Herden weideten auf den Lehnen. Ich selbst genoss leider nur wenig von der schönen Fahrt; denn ich fühlte mich infolge einer heftigen Erkältung nicht wohl und musste daher während des größten Theiles der Überfahrt in meiner Cabine liegen; nur zeitweise vermochte ich durch ein kleines Fenster einen Blick auf die Umgebung zu werfen.

Sechs Stunden währte die Fahrt bis zu dem am südlichen Ende des Sees gelegenen Penticton, von wo aus demnächst eine Eisenbahnverbindung mit der North Pacific-Bahn der Vereinigten Staaten hergestellt werden soll; doch ist vorläufig nur der Platz für den zukünftigen Bahnhof ausgesteckt und ein hölzernes Hotel im Entstehen

begriffen. Mit Rücksicht auf den projectierten Bahnbau und die voraussichtlich in kürzester Zeit aus dem Boden schießende »Stadt« Penticton lässt die Canadian Pacific-Bahngesellschaft schon jetzt täglich, wenn auch mit Verlust, den Dampfer verkehren, nur um das Erstlingsrecht der Schiffahrt auf dem Okinagan-See zu wahren und eine allfällige Concurrenz von vorneherein auszuschließen. Vorläufig fährt nur selten ein Passagier, meist nur ein Jäger oder Squatter mit, und auch wir hatten bei unserer Fahrt nur zwei Reisegesellschafter. Die Unternehmungslust der Amerikaner scheut eben selbst bedeutende Auslagen nicht, die einen Gewinn in der Zukunft erwarten lassen.

Noch spät abends wurde alles für unsere geplante Jagdexpedition in die Gold Range besprochen, bestimmt und vorbereitet.

Penticton—Shingle Creek, 12. September.

Die Nachrichten, welche wir erhalten hatten, waren sehr günstig; man sprach von ausgezeichneten Erfolgen, die uns nicht ausbleiben könnten, ja es verlautete, dass ein Rudel von 100 Bergschafen durch Indianer bestätigt und ein Mann eigens beauftragt sei, dieses seltene Wild zu beobachten. Gegen derartige, übertrieben scheinende Anpreisungen verhalte ich mich, durch die mannigfachen jagdlichen Misserfolge bei verschiedenen Völkern gewitzigt, sehr reserviert, da mich die Folge noch jedesmal gelehrt hat, dass es mit dem gerühmten Wildreichthume nicht so weit her ist.

Es war beschlossen worden, die Bagage — Gewehre, Zelte, Proviant und die nothwendigsten Kleidungsstücke — gleich bei Tagesanbruch auf Pferden verpackt abzusenden, während wir gegen 10 Uhr vormittags folgen wollten. Leider schien auch hier die Pünktlichkeit eine unbekannte Tugend zu sein; denn als ich nach 9 Uhr meine Cabine verließ, waren weder Packpferde noch Indianer zu entdecken. Endlich kamen die Rothhäute einzeln, ganz gemüthlich herbeigeritten, und auch Mr. Ellis, der einzige Grundbesitzer dieser Gegend, welcher für die Beistellung der Pferde und der als Führer und Jäger erforderlichen Indianer sorgen sollte, schien es keineswegs eilig zu haben und über unsere ganze Expedition recht ungehalten zu sein. Diesem Herrn Ellis, einem gebürtigen Schotten, gehört der ganze Umkreis, ein Tausende von Quadratkilometern umfassendes Gebiet; alle in der Nähe befindlichen Indianer stehen zu ihm in einer Art von Unterthanenverhältnis, und er liebt es, sich als König dieses Ländchens zu fühlen

und zu zeigen. Mit scheelen Augen beobachtet er das Vordringen und die Erfolge der Canadian Pacific-Bahngesellschaft in dieser unermesslichen Wildnis, in der er bisher alleiniger Herrscher war und durch 28 Jahre völlig ungestört walten konnte, was begreiflich erscheinen lässt, dass er jeden Fremden als Eindringling betrachtet. Seine Ungnade erstreckte sich daher auch auf uns; wir mussten aber, mit der Beistellung von Mann und Pferd ausschließlich auf ihn angewiesen, gute Miene zum bösen Spiele machen und bei dem Gewaltigen die eindringlichsten Bitten und schönsten Phrasen vorbringen. Gegen 10 Uhr wurde schließlich die Traincolonne flott und gieng unter Commando unseres Reisemarschalls und Hodeks in die Berge ab; mehrere Indianer, die ihren Thieren schier unglaubliche Lasten aufgebürdet hatten und jene mit Lassos vor sich hertrieben, folgten.

In angemessenem Verhältnisse zu der Verspätung des Bagagetrains kamen auch unsere Leibrosse erst nach 11 Uhr herbei, so dass Imhof hinlänglich Muße hatte, einen der vier unser Schiff umkreisenden Fischadler mit einem glücklichen Schusse herabzuholen. Der Tod eines aus ihrer Mitte schien die Genossen wenig anzufechten, da sie immer von neuem herbeistrichen. Doch konnten wir ihnen keine weitere Aufmerksamkeit schenken, weil wir aufbrechen mussten.

Jedermann wählte eines der keineswegs schönen, aber kräftigen Indianerpferde aus und trachtete so gut wie möglich, sich mit dem mexikanischen Sattel vertraut zu machen, einem Marterinstrumente, welches das Sitzen keineswegs zu einer Annehmlichkeit macht und selbst einem passionierten Reiter einen langen Ritt verleiden kann. Das hohe Sattelgestell, an dem sich vorne der Knopf zum Befestigen des Lassos befindet, zwingt den Reiter, ganz steif und nach Art des von mir perhorrescierten sogenannten »alten Husarensitzes« in der »Gabel« zu sitzen; die nur handbreiten Seitenblätter gehen nicht vom Sattel aus, sondern hängen an den Bügelriemen; die Bügel selbst sind unförmlich groß; die Befestigung des Sattels geschieht durch Gurten, ähnlich jenen unseres Damensattels; die Pferde sind mit Stangen aufgezäumt, die bei den einzelnen Rossen die denkbar verschiedensten Formen aufweisen.

Unsere Führer, die für die nächstfolgenden Tage auch als Jäger dienen sollten, waren Vollblutindianer und Mischlinge von dem etwa 150 Köpfe zählenden Stamme der Okinagans, welche die umliegende Gegend bewohnen und sich angeblich durch Arbeitsamkeit und gutes Verhalten auszeichnen; auch sind sie fast sämmtlich zum katholischen

Glauben bekehrt. Zwei Cowboys, die uns ebenfalls begleiteten, waren den Indianern ziemlich gleich adjustiert; sie trugen breitkrämpige Filzhüte, Wollhemden und lange, mit Fransen besetzte Lederhosen, lederne Mokassins und merkwürdigerweise auch dicke Lederhandschuhe, die an Fechthandschuhe aus Hirschleder gemahnten und Verzierungen in grellen, gestickten Dessins aufwiesen.

Unsere Karawane setzte sich nun durch ein am Rande des Sees gelegenes, auenartiges Terrain bis zur Farm des Mr. Ellis in Bewegung, der hier die nöthigen Instructionen an die führenden Indianer ertheilte. Die Farm, aus mehreren kleinen Häusern und Stallungen bestehend, liegt, von Wiesen und einzelnen Feldern umgeben, sehr hübsch unter hohen Bäumen in einem freundlichen, grünen Thale am Ufer des Okinagan-Flusses, dessen besonders klare Wässer eilenden Laufes vorbeiströmen. Mr. Ellis beschäftigt sich hauptsächlich mit der Zucht von Rindern und Pferden, die sich das ganze Jahr hoch in den Bergen aufhalten und daselbst ein halbwildes Leben führen; ein großer Procentsatz geht durch Abstürze oder als Opfer der Bären zugrunde, so dass man allenthalben Skelette verendeter Thiere sieht; aber immerhin dürfte Mr. Ellis seine Rechnung finden, da ihm die Erhaltung seiner Herden fast keine Kosten verursacht. Bis zu den höchsten Stellen der steilsten Berglehnen sieht man die Thiere emporklettern, die sich an den Bächen und den sonstigen Trinkwasser bietenden Stellen in größeren Rudeln sammeln. Ich war über das gute Aussehen der Herden in hohem Grade erstaunt, da ich annehmen musste, dass die Thiere in den versengten und verdorrten Lehnen kein genügendes Futter finden könnten; doch hat die Natur hiefür gesorgt, da zwischen den gestürzten Baumstämmen manches Alpenkraut und in den tieferen Lagen eine unscheinbare, blaugraue Pflanze sprießen, die besonders zur Winterszeit ein gesundes und vom Vieh gesuchtes Futter liefern. Bedarf der Farmer einer größeren Anzahl Rinder oder Pferde zum Verkaufe, so sendet er seine Cowboys und Indianer beritten in die Berge, damit dieselben die erforderlichen Thiere einfangen und abtreiben. Die Feldwirtschaft wird nur in dem für den Bedarf der Farm erforderlichen Umfange betrieben; als wir Mr. Ellis fragten, ob er auch Weizen baue, bejahte er dies mit dem Zusatze, dass er dies nur seinen Hühnern zuliebe thue.

Am jenseitigen Flussufer drangen wir in das Indianerdorf, das theils aus Hütten, theils aus Wigwams, das ist Zelten, besteht; erstere sind einfache Blockhäuser und mit Rasenziegeln belegt, letztere zeichnen sich nur durch die in ihrem Innern vorherrschende Unordnung

aus. Die Haupterwerbsquelle bildet die Viehzucht, welche in derselben Weise wie vom Farmer betrieben wird und einzelnen Indianern bereits ein ansehnliches Vermögen eingetragen haben soll. Rings um die Hütten liegen kleine Felder und sogar Obstgärten, in welchen wir zu unserer Überraschung schwer mit Früchten behangene Bäume erblickten.

Auf einem schmalen Viehpfade, welcher die Lehne entlang führte, ritten wir den Bergen entgegen. Dieser Theil unserer Route war ziemlich eintönig, da die Nadelbäume, zumeist Kiefern, auf dem gelben, sandigen Boden in großen Abständen vertheilt stehen und nirgends geschlossenen Wald bilden; erst nach einiger Zeit kamen wir in ein schmales Thal, woselbst sich schöne Ausblicke auf die entfernter liegenden Bergketten erschlossen. Manche steil eingeschnittene Schlucht, in welcher klare Bäche Rossen und Reitern willkommenen Labetrunk boten, musste passiert werden; des schlechten, schmalen Pfades wegen konnten wir fast nur im Schritte reiten und bloß auf einigen kleinen Plateaux war es möglich, für kurze Zeit zu galoppieren. Unser scharfes Auslugen nach Wild hatte keinen Erfolg, da wir außer einigen Falken und Vertretern einer grauschwarzen Hühnerart nichts entdecken konnten; dagegen wurde der Anblick der Gegend wieder freundlicher, und von dem Glanze der sinkenden Sonne schön überstrahlter, dichter Wald zeigte sich uns. Bald darauf überholten wir unseren Train, der sich nur sehr langsam und mit Schwierigkeiten kämpfend vorwärts bewegte, weil die eben erst eingefangenen Mustangs sich, an das Tragen von Lasten nicht gewöhnt, jeden Augenblick niederlegten, so dass unsere Weinvorräthe, die Gewehre und der photographische Apparat in arge Gefahr kamen.

Zwei Stunden später erreichten wir ein kleines Thal, wo unter vielhundertjährigen Tannen und Kiefern, am Rand eines Bächleins im Shingle Creek das Lager aufgeschlagen wurde. Nach dem Abpacken der Pferde schritt man an das Aufstellen der Zelte, und bald entwickelte sich ein äußerst reges und fröhliches Leben; Bäume wurden gefällt, Holz gespalten, und in kürzester Zeit loderte ein mächtiges Feuer auf, an dem mehrere Mitglieder der Expedition ihre Kochkunst versuchen mussten, weil wir kein fachkundiges Individium angeworben hatten. Während tagsüber recht angenehme Temperatur geherrscht hatte, wurde es abends empfindlich kühl, weshalb wir recht nahe ans Lagerfeuer rückten.

Die der Lasten und Sättel entledigten Pferde weideten, in ein Rudel zusammengetrieben, das unter den Bäumen spärlich wachsende Gras ab; denn Körnerfutter erhalten die Thiere auch bei den größten

Anstrengungen nicht. Überhaupt war die schlechte Behandlung, welche die Pferde durch die Indianer erfahren, auffallend; zu mangelhafter Fütterung trotz harter Anforderungen gesellten sich bei jeder Gelegenheit Fußtritte und Schläge, da der Indianer eben keine Liebe für seine Pferde zu besitzen scheint und sie nur so viel als möglich ausnützt. Wenn man demungeachtet und obgleich die Pferde schon in früher Jugend, oft als Füllen, Dienste leisten müssen, mitunter auffallend gute Exemplare findet und die Thiere im allgemeinen nicht nur reine Füße, sondern überhaupt kein schlechtes Exterieur besitzen, so spricht dies für die Rasse. Die Rothhäute bedienen sich nicht immer eines Sattels; sie sitzen häufig nur auf einer Decke ohne Gurte und ziehen dem Pferd als Zaum bloß einen Strick durch das Maul oder begnügen sich mit einer Halfter, so dass es ein fremdartiges, stets fesselndes Bild ist, einen Reiter mit Hilfe derart primitiven Reitzeuges über Stock und Stein rasen zu sehen.

Seitwärts von uns lagerten die Indianer, welche mit ihrer Kochkunst rascher ans Ziel kamen als wir, da es uns noch an Übung fehlte und wir viel Zeit mit Versuchen verloren. Eine ungemein versalzene Suppe und ein ebensolches Gulyás, beides ein sprechender Beweis für die Richtigkeit des bekannten Sprichwortes, dass viele Köche den Brei versalzen, waren das heutige Ergebnis unserer culinarischen Bildung; doch genossen wir dasselbe lachend und scherzend und saßen dann noch lange beim Lagerfeuer, welches gespenstige Lichter auf die alten Tannen warf, während die Sterne hell zu uns herniederfunkelten.

Derartige Expeditionen haben ihre eigenen Reize; denn man lernt, sich in jede Lage zu schicken, sich allenthalben selbst zu helfen und ist beständig bei Mutter Natur zu Gast. Wenn ich vor die Wahl zwischen einer officiellen Reise, bei welcher nach endlicher Bewältigung einer langen Reihe von Empfängen und Feierlichkeiten ein vorzügliches Diner, ein bequemes Bett sowie aller erdenkliche Comfort winken, und einem fröhlichen Jagdzuge, wie wir ihn derzeit unternehmen, gestellt bin, so werde ich mich wohl ohne Zaudern für letzteren entscheiden.

Für mich, meine Herren und die Diener war je ein Zelt bereitet worden; da aber das Zelttuch ganz dünn, ohne Doppellage und hauptsächlich darauf berechnet war, einem Pferde aufgeschnallt zu werden, so mussten wir uns gut in unsere Pelze einhüllen, um während der kühlen Nacht nicht zu frieren.

Shingle Creek—Black Mountain, 13. September.

Unserem ursprünglichen Plane zufolge hätten wir die ganze Dauer unserer Expedition, nämlich fünf Tage, auf dem Lagerplatz im Shingle Creek bleiben sollen; doch drangen die Indianer darauf, schon heute morgens weiter und höher auf den Black Mountain zu wandern, da sie der Meinung waren, dass sich dort mehr Wild finden würde. Sie selbst hatten die vierte Morgenstunde zum Aufbruche bestimmt; doch lachten sie uns, als wir sie gegen 5 Uhr ermahnten, ernstlich an den Aufbruch zu denken, einfach aus, begannen ihr Frühstück zu kochen, fiengen dann in aller Ruhe nach und nach die Pferde ein und sattelten diese sehr langsam, so dass wir uns erst gegen 7 Uhr in Bewegung setzen konnten. Leider gab es kein Mittel, diese phlegmatischen Leute anzuspornen, ganz abgesehen davon, dass die Anwendung irgend welchen Zwanges wahrscheinlich nur die gegentheilige Wirkung gehabt hätte; es erübrigte uns daher nichts, als uns mit Geduld zu wappnen.

Im Verlaufe des Rittes bedauerten wir den verspäteten Aufbruch nicht mehr, weil es in der Dunkelheit doch nicht möglich gewesen wäre, auf den schmalen Pfaden und an den schroffen Abhängen zu reiten. Hiebei war uns reichlich Gelegenheit geboten, die Geschicklichkeit der Pferde zu bewundern, welche ohne einen Fehltritt zu thun, der jedenfalls von verhängnisvollen Folgen begleitet gewesen wäre, auf den kaum fußbreiten Steigen emporkletterten und häufig genug gestürzte Baumstämme von bedeutender Dimension übersteigen mussten.

Heute galt es abermals, tief eingeschnittene Schluchten zu durchqueren, doch war die Berglehne wenigstens anfänglich ziemlich dicht bewaldet. Auch konnten wir die ersten Spuren von Wild wahrnehmen, dessen Fährten unseren Weg kreuzten; aus einem dichten Busche von Preiselbeeren strich ein Grousé ab, das in seinem Gebaren und Aussehen der europäischen Birkhenne ähnelt, und schließlich sahen wir sogar an jungen Pappeln die Rinde vielfach geschält und abgefegt. Je höher wir emporkletterten, desto rauher wurde die Luftströmung, desto unwirtlicher gestaltete sich die Scenerie. Zu meinem Leidwesen nahm ich wieder überall die Spuren der entsetzlichen Waldbrände wahr, dürre, halb verkohlte, theils noch emporragende, theils gestürzte Bäume. Dass wir uns der Grenze des Baumwuchses näherten, verriethen kleinere, aber widerstandsfähige Bäume, so eine reizende Gattung Balsam-Tannen, mit dem charakteristischen, kegelförmigen Wuchs und dichten,

kurzen Ästen, die als echte Wettertannen allen atmosphärischen Einflüssen Trotz bieten. Zwischen den Bäumen traten mächtige Felspartien hervor und hemmten den Blick; frostiger wurde die Luft, und ein kalter, schneidender Wind wehte uns entgegen.

Als wir eben eine ziemlich schwierige Passage zurückgelegt hatten, sprang plötzlich der führende Indianer einer Katze gleich vom Pferde, kauerte sich nieder und zeigte, mir »Deer, Deer« zurufend, nach der jenseitigen Lehne. Ebenfalls abspringend, gewahrte ich auf wenigstens 300 Schritte ein Mule-Thier äsen; da ein Anpürschen der ungünstigen Wind- und Terrainverhältnisse wegen nicht durchführbar erschien, versuchte ich den Schuss, aber ohne Ergebnis; denn das Thier verschwand in einer Kieferndickung.

Es galt nun noch einen besonders beschwerlichen Anstieg zu überwinden, der uns sehr steil auf ein hohes Joch führte, so dass die braven Mustangs schwere Mühe hatten, uns an dieser Stelle emporzubringen. Knapp unter dem Joche zog sich eine windumtoste Mulde hin, in der unser neues Lager aufgeschlagen werden sollte; doch konnte der Train erst in einigen Stunden eintreffen, weshalb wir von den dampfenden Pferden absaßen, um sogleich in der Nähe zu pürschen. Ein Indianer blieb bei den Pferden, ein zweiter sollte mich führen, meine Herren vertrauten sich zu je zweien ebenfalls der Führung von Rothhäuten an, dann bestimmten wir genau die Rayons, in welchen jeder von uns jagen sollte, und trennten uns mit einem kräftigen »Waidmannsheil!«

Geführt von meinem Indianer, namens Charley, der sich kürzlich den Arm gebrochen hatte und ihn in der Schlinge trug, wandte ich mich westwärts und spürte bald nächst dem Lagerplatze zwei Grizzly-Bären, wie es schien eine glückliche Mutter mit ihrem Jungen, die kurze Zeit vorher an dieser Stelle vorbeigewechselt sein mussten, — eine erfreuliche Entdeckung, welche meine Pulse höher schlagen ließ und meinen Jagdeifer steigerte. Auch riss nicht weit von uns ein Stück Hochwild aus, von dem ich aber nur noch die Läufe sehen konnte.

Das lautlose Pürschen war hier nicht leicht; wir mussten häufig über niedergebrochene Bäume steigen, klettern und springen und hatten auch sonst große Terrainschwierigkeiten zu überwinden. Die Gebirgslandschaft, die sich vor mir ausbreitete, bot viel Anziehendes und Interessantes: den größtentheils dürren, an der Grenze des Baumwuchses befindlichen Wald, eigenthümliche Fels- und Steinpartien, mit vielfarbigen Moosen und Flechten bedeckt, versumpfte Stellen, die

wie Hochmoore im Kleinen erschienen, und endlich eine Gebirgsflora, welche manche Verwandtschaft mit der heimatlichen aufwies. Ich fand Schafgarben, rothe Akelei, violette Orakelblumen, Zwergwachholder, eine Art Arnica u. dgl. m. Nebelstreifen jagten über die Höhen hin, verschwanden aber bald, worauf ein eiskalter, scharfer Wind einsetzte.

Um eine Ecke biegend, sah ich plötzlich ein Stück Wild flüchtig vor mir ausreißen und auf einem Kamme gegen mich zurückhoffen; obgleich die Distanz sehr groß war, wagte ich den Schuss, das Stück zeichnete gut auf Blattschuss und verschwand hinter dem Kamme. Durch den Schuss aufgeschreckt, erschien ein zweites Stück und stellte sich, jedoch durch Äste gedeckt, fast auf demselben Fleck; auch jetzt gab ich Feuer und schickte mich zur Nachsuche an, in deren Verlauf ich zuerst reichlich guten Schweiß, bald darnach auf ungefähr hundert Schritte vom Anschusse das eine Stück mit Blattschuss und schließlich in der Nähe auch das zweite fand. Beide Stücke waren starke Thiere des Mule-Wildes, in der Größe zwischen unserem Hoch- und Damwilde, mit merkwürdig geformten, beinahe fledermausartigen Lauschern; ein weiteres Kennzeichen dieser Thiere ist das gänzliche Fehlen von »Krandeln«.

Kopfschüttelnd betrachtete der Indianer beide Stücke, meinte, dass dies gute Schüsse gewesen seien, machte dann das conventionelle Zeichen für Essen und sprach fortwährend vom Camp. Die Verständigung mit diesem Manne war für mich sehr schwer, da er nur ein Gemisch von Englisch und Indianisch kauderwälschte; doch bestand kein Zweifel, dass er nach dem Lagerplatz zurückkehren wollte, womit ich aber durchaus nicht einverstanden war, da ich weiterzupürschen wünschte, und es gelang mir nur durch Anwendung geeigneter Mittel, in meiner Rothhaut die Sehnsucht nach dem Lagerplatze zu unterdrücken und das Verständnis für die Fortsetzung der Pürsche zu wecken.

Wir kamen zu einem schön gelegenen Punkte, von welchem aus ich die durch eine tiefe Schlucht von uns getrennten jenseitigen Felsenberge und einen über viele hundert Hektare sich ausdehnenden Wald bewundern konnte, der durch eine blaue Bergkette abgeschlossen wurde. Auch hier waren bedeutende Complexe durch Brände zerstört worden; doch erfuhr ich, dass nicht allein Indianer, Bahnarbeiter und Colonisten die Urheber solcher Verwüstungen sind, sondern auch die Goldgräber in dieser Region, deren Berge den bezeichnenden Namen Gold Range tragen, den Wald anzünden, um den Boden dann genauer untersuchen zu können.

Als ich langsam in einer ziemlich bewachsenen Lehne weiterpürschte, wechselten abermals zwei Mule-Thiere vorbei; ich schoss, worauf das erste nach einigen Schritten verendet stürzte, während das zweite, anscheinend gut getroffen, gegen das Thal zu flüchtig wurde und bald unter den Bäumen verschwand. Jetzt war der Indianer aber nicht mehr zu halten, er wiederholte öfters das ominöse Wort »Camp« und nahm schnurgerade Direction gegen das Lager, obgleich ich gerne die Pürsche ausgedehnt und vor allem das zweite Thier noch weiterhin gesucht hätte, da wir es innerhalb einiger hundert Schritte nicht finden konnten. Hiezu wollte er sich nicht bequemen, ich musste ihm schließlich nachgeben und so erkletterten wir eine steile, bereits oberhalb der Waldgrenze gelegene Höhe, die an zwei Stellen ewigen Schnee zeigte, und stiegen auf dem jenseitigen Hange wieder bergab. Um die Rückkehr in das Camp zu verzögern, setzte ich mich nieder und markierte eine Rast. Obschon ich glaubte, mich noch wenigstens eine Stunde weit vom Lagerplatze zu befinden, hörte ich plötzlich in der Nähe Schüsse fallen und Kugeln über meinem Kopfe pfeifen, ein Beweis, dass ich in das Pürschterrain einer anderen Partie gekommen war; als ich der Richtung, aus welcher die Schüsse fielen, nachgieng, traf ich auf Prónay und Imhof, die beim Lager auf Grouse schossen und mich nicht in dieser Direction wähnten, die eigentlich in ihren Rayon fiel. Die Indianer hatten uns alle kunterbunt durcheinandergeführt und zeigten für ihre Aufgaben überhaupt wenig Eifer. Ich hatte den ganzen Tag ausbleiben wollen und war doch schon um 12 Uhr wieder im Camp; ebenso war es Imhof und Prónay ergangen, welche unfreiwillig mit Wurmbrand und Clam zusammengetroffen waren und, ebenfalls in das Lager zurückgeführt, nunmehr auf Grouse jagten. Da mein Indianer durchaus nicht zur Fortsetzung der Jagd zu bewegen war, gab ich ihm den Auftrag, wenigstens die erlegten Thiere abzuholen, und betheiligte mich an der Pürsche auf Grouse.

Es ist fast unglaublich, wie vertraut oder, besser gesagt, dumm diese Thiere sind; werden sie vom Boden aufgescheucht, so streichen sie nur eine kurze Distanz weiter, um gleich wieder einzufallen, und baumen sie auf, so kann man sich ziemlich ungedeckt nähern und sie herabschießen. Sind mehrere aufgebaumt, so können alle geholt werden, da sie zumeist trotz der Schüsse sitzen bleiben; von einer Kitt, die auf eine große Tanne oberhalb der Pferde und des Lagerfeuers einfiel, schoss Imhof der Reihe nach drei Stücke, deren eines ins Feuer, ein zweites auf ein Pferd fiel. Nach einer halben Stunde untersuchten wir

den Baum abermals genau, wobei wir noch zwei Grouse an den Stamm gedrückt entdeckten, die ich dann schoss; leider waren sie, weil mit Kugeln erlegt, etwas zerschossen, bereicherten aber gleichwohl unseren Tisch.

Während dieser Zeit war die durch die Schwierigkeiten des Marsches aufgehaltene und etwas erschöpfte Traincolonne unter Commando Sanchez', der seine ersten Versuche als Reiter sehr gut und wacker absolvierte, mit den Zelten und dem Proviant eingetroffen, worauf die Zelte in der Höhe von weit mehr als 2000 *m* auf dem hiefür in Aussicht genommenen, den Stürmen ausgesetzten Platz aufgeschlagen wurden und ich mich, noch immer nicht ganz wohl, durch einige Zeit der Ruhe hingab. Als ich mich nach drei Stunden um den Verbleib der erlegten Thiere erkundigte, waren die unverlässlichen Indianer noch immer nicht weggeritten, dieselben zu holen.

Endlich litt es mich nicht mehr beim Lagerfeuer; ich nahm meinen Stutzen und pürschte, da kein Indianer zur Stelle war, allein durch die nächstgelegenen Höhen und Wälder und vernahm, von einem Felsblock auslugend, alsbald den Schrei eines Indianers; auf meine Antwort arbeitete sich Charley durch das Gewirre der Holzstämme und berichtete, dass er durch ein naheliegendes Thal zwei Grizzly-Bären vertraut wechseln gesehen habe. Auf diese Nachricht hin eilte ich trotz meiner Müdigkeit, so rasch es die gestürzten Bäume gestatteten, vorwärts und fand zwar die noch ganz frischen Spuren, leider aber nicht die Bären; auch meine Hoffnung, ihnen den Weg ablaufen zu können, erwies sich als trügerisch. Der Abend brach herein, und ich musste ins Lager zurückkehren; nur selten habe ich einen so schlechten und ermüdenden Weg wie diesmal vor mir gehabt, da wir in einen großen Wind- oder Schneebruch kamen, in dem uns ein wahres Labyrinth wild durcheinander liegender Stämme zu unausgesetztem Klettern und Springen nöthigte. Bald schmerzten uns die Füße so sehr, dass wir kaum weitergehen und nur mühsam uns vorwärts schleppend das Lager erreichen konnten; ein Grouse bildete meine einzige Beute. Inzwischen war auch die Partie Wurmbrand-Clam nach sechsstündigem Marsche rückgekehrt, von dem sie ein Mule-Kalb und ein Grouse mitbrachte.

Nach Sonnenuntergang wurde es stets kälter und ungemüthlicher; eisiger Wind, der directe von den nahen Schneefeldern kam, blies uns unbarmherzig ins Gesicht, und wir konnten uns am Lagerfeuer nur wenig erwärmen, da der Platz wegen des Mangels hoher Bäume gar keinen Schutz bot.

Black Mountain — Shingle Creek, 14. September.

Infolge der stürmischen, kalten und im Freien verbrachten Nacht hatte sich meine Erkältung wieder verschlimmert, und ich musste daher über Zureden meiner Herren mit schwerem Herzen den Befehl zum Rückmarsche geben; denn hier wäre in der That keines längeren Bleibens gewesen. Wir hätten eigentlich noch zwei Tage auf dem Black Mountain verweilen sollen, und ich wollte insbesondere noch eine mit Charley besprochene Pürsche auf einem weiter entfernten, felsigen Berge unternehmen; aber ich glaube selbst, dass ich dies in meinem Zustand nicht zu leisten vermocht hätte. So gieng es denn wieder zurück nach dem Shingle Creek; ich beabsichtigte mit Wurmbrand längs des Weges hinabzupürschen, während Clam auf dem einen, Imhof und Prónay auf dem anderen der nebenliegenden Höhenzüge ins Thal gelangen sollten.

Langsam kamen wir thalab, bis sich der Steig theilte und Charley erklärte, dass ich besser thäte, mit ihm den bequemeren nach links abzweigenden Weg zu reiten, wogegen Wurmbrand und die Jäger, welche die Gewehre trugen und zu Fuße giengen, den zweiten Pfad, der sich ohnehin bald wieder mit unserem vereinige, einschlagen könnten. In einer unbekannten, wilden Gegend soll man sich nie von den Gefährten, vor allem aber nicht von seinem Gewehre trennen, was sich auch diesmal bewahrheitete; denn von einer Wiedervereinigung der Steige war keine Rede, der Indianer führte mich über die unglaublichsten Hänge und Leiten, so dass ich die Geschicklichkeit meines Falben bewundern musste. Alsbald trafen wir auch auf Hochwild, ich hatte aber kein Gewehr, alles Rufen nach Wurmbrand und den Jägern war vergebens; zum Überflusse setzten sich im weiteren Verlaufe dieser gewehrlosen Pürsche zwölf Grouse auf wenige Schritte vor mich hin, um mich erstaunt anzuäugen. Jetzt riss mir die Geduld völlig und befahl ich Charley in nicht sehr zartem Tone, mich so rasch als möglich zum Lagerplatze im Shingle Creek zu bringen, wo ich Wurmbrand, der führerlos ebenfalls einige Irrwege eingeschlagen hatte, bereits vorfand.

Als der Train erschien, wurde mit dem Aufschlagen des Lagers begonnen; in längeren Intervallen trafen zuerst Imhof und Prónay mit einigen Grouse und dann Clam mit einem erlegten Mule-Thier ein.

Um die besondere Dummheit der Grouse zu schildern, sei noch erwähnt, dass die mit dem Train reitenden Indianer mit ihren Stöcken von den Pferden herab einige Grouse erschlagen konnten.

Das Kochen nahm uns wieder vollauf in Anspruch, und wir stellten mit gemeinsamen Kräften ein herrliches Mahl von sechs Gängen zusammen, das uns in dieser Wildnis besser schmeckte als das feinste Diner von Sacher. Außer den Conserven stand noch frisches, in allen möglichen Formen zubereitetes Wild, namentlich aber Grouse zugebote, die noch schmackhafter munden als unsere Haselhühner. Da ich es meinerseits in der edlen Kochkunst noch nicht sehr weit gebracht habe, wurde ich hauptsächlich zum Rupfen der Grouse und zur Verfassung eines stilgerechten französischen Menus verwendet, während Imhof sich als Küchenchef vorzüglich bewährte. Bei einem großen Feuer, das wir mit mächtigen Klötzen gefällter Balsam-Tannen unterhielten, wurde der Abend recht angenehm verbracht, Hodek musste sich als Declamator producieren, und auch manche Jagdgeschichte aus den heimatlichen Gefilden regte uns an. Die Nacht war nicht so kalt wie die auf dem Black Mountain verbrachte.

Shingle Creek—Penticton, 15. September.

Als sollte uns die Erinnerung an die Jagdexpedition in die Gold Range besonders eingeprägt und der Abschied von den Rocky Mountains recht schwer gemacht werden, genossen wir heute eines selten schönen Tages. Tiefblauer Himmel wölbte sich wolkenlos über uns, die Sonne sandte erwärmende Strahlen herab, die köstliche, frische Bergluft war von balsamischem Fichten- und Tannengeruche durchzogen, zahlreiche Schmetterlinge gaukelten umher, die letzten Tage ihres Lebens genießend, und buntschillernde Käfer krochen auf der Rinde gestürzter Bäume.

Bis Mittag blieben wir noch im Lager, machten verschiedene photographische Aufnahmen, saßen dann auf, und weiter giengs gegen Penticton; es war ziemlich heiß, der Weg herzlich schlecht, und unsere sonst wilden, doch jetzt schon ermüdeten Mustangs konnten nur mehr unter beständiger Nachhilfe von Sporen und Peitsche weitergebracht werden.

Im Indianerdorfe bat ich Charley, mir eines der Häuser zu zeigen, und wurde alsbald von ihm in sein eigenes Heim geführt, wo mich seine äußerst corpulente Ehehälfte empfieng, die in eine Art Negligé gehüllt war und in einer Leinwanddüte ein Kind auf dem Rücken trug. Wie staunte ich aber, als ich beim Betreten des Blockhauses statt der erwarteten Waffen, Häute und Scalps erschlagener Feinde eine Näh-

maschine sowie eine Kaffeemühle und die Wände mit Ausschnitten aus illustrierten Zeitungen beklebt fand, so dass ich an den schönen Erinnerungen irre zu werden begann, die ich auf Grund der Lectüre berühmter Geschichten dem Volke der Indianer bewahrt habe. Die Ehe Charleys scheint sehr gesegnet zu sein; denn in dem kleinen Raume weinten, schrieen und kugelten sich Kinder aller Altersstufen, während die älteste Tochter an der Nähmaschine hantierte; die guten Leute schätzen die Reinlichkeit offenbar sehr gering, weshalb ich nicht wagte, die mein Interesse weckenden Gegenstände zu berühren, und die Stube, der herrschenden Stickluft weichend, bald verließ. Vor dem Hause hatten sich inzwischen einige alte Weiber, wahre Megären, versammelt, welche sich über unseren Besuch hoch erfreut zeigten, mit den Fingern auf uns wiesen und sich lebhaft in ihrer gutturalen Sprache unterhielten.

Der katholische Missionär des Ortes, ein alter Franzose, der schon seit 25 Jahren in diesen Gegenden weilt, kam zu Pferd angesprengt und spendete nicht nur seinen Pfarrkindern alles Lob, sondern wusste auch allerlei Interessantes von den Indianern zu erzählen, hieran manche Bemerkung über sein Leben und sein neues Vaterland knüpfend. Er rühmte insbesondere die Intelligenz der Rothhäute, die ich allerdings nicht bezweifle, ohne im übrigen einen guten Eindruck von ihnen empfangen zu haben, obschon oder weil ich sie mit forschendem Auge betrachtete.

Die Indianer Nordamerikas, die Urbewohner des Landes, noch im letzten Jahrhunderte zahlreich und mächtig, sind in der gegenwärtigen Epoche in unaufhaltsamem Rückgange begriffen, da das Gedeihen der Rothhäute als eines Jäger-, Fischer- und Kriegervolkes eben mit dem raschen Vordringen moderner Cultur unvereinbar zu sein scheint. Zur Waffenruhe gezwungen und aus seinen einst so wildreichen Jagdgründen in bestimmte Bezirke, Reservations, gedrängt, verfällt dieses Volk, für dessen Blüte die Ungebundenheit offenbar eine wesentliche Voraussetzung ist, immer mehr und zwar um so schneller, als es weit leichter den Übeln der Civilisation als deren Segnungen zugänglich ist. Krankheiten aller Art, Trunksucht und Corruption haben in der modernen Periode Nordamerikas unter den Rothhäuten rasch Eingang und Verbreitung gefunden; dagegen ist es nur in beschränktem Maße gelungen, die Indianer zu civilisieren, sie zum Christenthume zu bekehren, sesshaft zu machen und in tüchtige Ackerbauer umzuwandeln. In Canada ist übrigens die Lage der Indianer eine weit günstigere,

der Fortschritt in ihrer Gesittung ein viel bedeutenderer als in den Vereinigten Staaten. Dies gelangt nicht nur in den numerischen, moralischen und materiellen Verhältnissen der Indianer, sondern auch in der Gesinnung zum Ausdrucke, welche sie den Herren der Gebiete gegenüber an den Tag legen. Während in Canada Aufstände indianischer Stämme, wie jener der »Schwarzfüße« im Jahre 1886, wider die Weißen nur vereinzelt vorgekommen sind, haben die Vereinigten Staaten in den letzten Decennien fast stets im kleinen Kriege mit den Rothäuten gelebt; hier flackert auch jetzt noch im Nordosten und in den Rocky Mountains das Glühfeuer der Empörung zeitweilig wieder auf.

Wie in der Union, so sind auch in Canada die Indianer auf Reservationen beschränkt; während aber die 423 Reservationen Canadas vorwiegend ertragsfähiges und den Indianern zusagendes Land darstellen, sind die Indianergebiete innerhalb der Union zumeist wertlose oder doch ärmliche und ungastliche Ländereien, deren Umfang überdies immer wieder eingeschränkt wird.

Der Hauptsumme nach sind, wie bemerkt, die Indianer in Nordamerika in stetem Rückgange begriffen.

Erwähnenswert ist insbesondere das Schwinden jener Stämme, welche uns Europäern durch Geschichte und Roman nahegerückt sind. Denn wer dächte, wenn er von den englisch-französischen Kriegen in Nordamerika während der Jahre 1744 bis 1748 und 1754 bis 1763 liest, nicht an die Huronen, an die Irokesen, Mohawks, Tuscarora u. s. w.? Die berühmten »sechs Nationen« sind nun heute so zusammengeschmolzen, dass im Jahre 1892 in der Union nur mehr 13.621, in Canada gar nur mehr 8508 Indianer lebten, welche Abkömmlinge jener Stämme sind, deren Namen uns durch die Kämpfe Chingachgooks und Unkas', der letzten Mohikaner, als Freunde oder als Feinde des unsterblichen Nathanael Bumppo, des Pfadfinders und Lederstrumpfes geläufig sind.

Der Dampfer »Aberdeen« langte gegen 5 Uhr an dem hölzernen Steg in Penticton an, worauf ich mich sogleich an Bord und recht bald zur Ruhe begab.

Penticton—Priests' Landing, 16. September.

Morgens fühlte ich mich etwas wohler, verblieb aber doch an Bord und verkürzte mir die Zeit, indem ich von den Indianern lederne Mokassins und Handschuhe einhandelte. Die Indianer-Damen waren sehr neugierig und wollten durchaus den fremden Prinzen sehen, so

dass sie sich sogar unter Führung des Missionärs an Bord wagten; ich war gerade mit Eintragungen in mein Tagebuch beschäftigt, als sie herbeikamen und mich anstarrten, welchen Augenblick Imhof benützte, um die holden Schönen, die sich durch sehr energische Gesichtszüge und kräftige Gestalten auszeichneten, zu photographieren. Die Indianerinnen wurden dies bald gewahr; doch brachte die Erkenntnis verschiedene Wirkungen hervor, indem einige schreiend das braune Antlitz mit einem Tuche verhüllten, während andere, minder scheu und scheinbar recht eitel, ihr Kopftuch abnahmen, damit ihre dichten, schwarzen Haare besser zur Geltung kämen.

Am Landungsstege hatte sich inzwischen ein lebhafter Handel entwickelt, da der Reisemarschall alle für die Expedition angeschafften und nunmehr entbehrlich gewordenen Gegenstände, wie Feldbetten, Kochgeschirre u. dgl. m., dann die erübrigten Conserven und alkoholischen Getränke mit bedeutendem Verluste an den Mann brachte. Das meiste erstand Mr. Ellis, der den günstigen Kauf dadurch feierte, dass er sich sofort an Ort und Stelle einen Capitalrausch antrank.

Gegen Mittag, kurz vor dem Auslaufen, sprang ein heftiger, stürmischer Wind auf, welcher den See aufwühlte, so dass das Abgehen des ungefügigen Dampfers beinahe unmöglich wurde; ein Tau, mit welchem der Bug des Schiffes freigeschwait werden sollte, riss alsbald, und wir trieben wieder an den Steg, an den wir dröhnend anschlugen, zur größten Freude des alkoholisch gestimmten Mr. Ellis, der über diesen Misserfolg des Fahrzeuges der von ihm bestgehassten Canadian Pacific Railway Company in ein Freudengeheul ausbrach und den Hut schwenkte.

Das Manöver wurde wiederholt, die Trosse riss neuerdings, und diesmal war das Zurücktreiben, sowie das Anschwaien noch heftiger, so dass der Steg in allen Fugen erkrachte und auch wir auf dem Schiff einen gewaltigen Stoß erhielten. Die Aufregung wurde nun eine allseitige, der Wind heulte immer stärker, der Capitän schrie und fluchte, Mr. Ellis jauchzte, der Missionär rief mir zu, er trage sich an mitzureisen, um mich auf den Tod und die Reise ins Jenseits vorzubereiten, welches wohlwollende Anerbieten ich jedoch vorläufig dankend ablehnte. Ein drittes Tau wurde zum Verholen ausgebracht, und da zu wenig Mannschaft an Bord war, drängte sich eine bunte Gesellschaft, zum Theile recht drollige Gestalten, herbei, um am Gangspille für das allgemeine Wohl eifrigst zu arbeiten; der Zahlmeister, die Passagiere, die Kellner in Hemdärmeln — alle drehten kräftig mit,

bis der gemeinsame Eifer endlich von Erfolg gekrönt war. Der Bug wandte sich seewärts, die Maschine setzte an, und wir konnten das offene Wasser gewinnen.

In der Station Kelowna, die aus einigen Ansiedlerhäusern besteht, benützte ich den viertelstündigen Aufenthalt zur Besichtigung einer am Ufer stehenden Dampfsäge, welche von einer Maschine mit 42 Pferdekräften betrieben wird; fünf Circularsägen und eine Hobelmaschine verarbeiteten daselbst die riesigen Fichtenstämme der Urwälder binnen kürzester Frist zu glatten Brettern. In einem kleinen Kramladen kauften wir noch rasch einige lederne Indianercostüme und Handschuhe. Gegen 6 Uhr waren wir bei Priests' Landing und verblieben an Bord des »Aberdeen«. Spät abends stellte sich Regen ein.

Yellowstone-Park.

Yellowstone-Park.

Priests' Landing—Revelstoke, 17. September.

Während der Nacht hörte der Regen wieder auf; ein frischer, von den Bergen herabwehender Wind brachte schöne, wenngleich kühle Witterung. Des heutigen Sonntags wegen sollte kein Train verkehren und ich konnte daher nur durch die besondere Gefälligkeit der Bahnverwaltung einen Extrazug erhalten, der gegen 3 Uhr nachmittags abzugehen hatte. Ich blieb bis dahin der Erkältung wegen, an der ich noch immer litt, an Bord, während meine Herren einen bewaffneten Spaziergang auf die oberhalb der Station liegenden Höhen unternahmen und einige Grouse einer kleineren Art heimbrachten. Später versuchten wir in der Nähe des Schiffes mit Angeln zu fischen, was jedoch ziemlich erfolglos blieb, obgleich einigen Engländern, die wir des Abends zuvor an derselben Stelle beobachtet hatten, schöne Lachsforellen zur Beute gefallen waren.

Im Extrazuge, der aus zwei Schlafwagen und einem Ungethüme von einer Locomotive bestand, begrüßte uns freundlich grinsend Mr. Fisher, ein Mulatte, der uns bereits von Vancouver aus während der Eisenbahnfahrt bedient hatte. Wir flogen durch die uns schon bekannte liebliche Gegend der Hauptlinie zu, welche wir bei Sicamous erreichten. Etwa eine Stunde vor dieser Station tritt die Bahn

an das Ufer einer Ausbuchtung des Shuswap-Sees heran, welcher sich langgestreckt und ernst zwischen dunklen Wäldern hinzieht; nur ein von Indianern gesteuertes Rindencanoe, einzelne große Taucher und hin und wieder ein Flug Enten waren auf dem glatten Wasserspiegel zu sehen. Neuschnee, der in der Nacht gefallen, bedeckte die Kämme der Berge, und die düsteren Tannen nahmen sich im weißen Kleide, welches sie dies Jahr wohl zum erstenmal angelegt hatten, ganz entzückend aus. Nach der Station Sicamous bogen wir alsbald von dem Seeufer in eine dicht bestockte Waldlandschaft ein, die von einem kleinen Flusse, dem Spallumsheen River, in zahlreichen Krümmungen durchzogen wird; wohlthuend wirkte es, hier auf längere Strecken Wald zu blicken, an den noch nicht Feuer gelegt war.

Der Sonnenuntergang brachte uns eine Überraschung, nämlich eine Art Alpenglühen, wie ich es in dieser Weise noch nie gesehen hatte, und das an Schönheit unvergleichlich war; bei sonst bewölktem Himmel erglänzten, sich scharf von den bereits im Schatten befindlichen Theilen der Wälder abhebend, die Höhen im intensivsten Roth, das gegen unten violett verlief, während die beschneiten Spitzen zart rosa angehaucht schienen. Dieser herrliche Farbeneffect währte beinahe eine halbe Stunde.

Spät abends waren wir in Revelstoke, wo wir die Waggons verließen und uns auf dem der Columbia and Kootenay Steam Navigation Company gehörigen Flussdampfer »Columbia« einschifften, mit welchem wir den Columbia-Fluss zuthal fahren mussten, um bei Northport wieder die Eisenbahn zu besteigen, die uns nach unserem nächsten Ziele, dem Yellowstone-Parke, bringen sollte. Der »Columbia« ist nach demselben Systeme, wie der »Aberdeen« erbaut, nur in allen seinen Dimensionen größer gehalten, so dass er bis zu 100 Passagiere erster Classe aufnehmen kann; doch scheint er sehr alt und reparaturbedürftig zu sein, weil überall angeschlagen stand, dass sich die Rettungsgürtel in jeder Cabine unter den Betten befänden, und ich aus meiner Cabine durch klaffende Spalten der Bordwand blicken konnte, während es einem anderen Herrn durch das Deck aufs Bett regnete.

Revelstoke — Northport, 18. September.

Lärmen, Gepolter und das klägliche Geheul der Dampfpfeife zeigten uns nach 4 Uhr morgens das Abgehen des Dampfers an, und wir steuerten, als ich bald darauf die Gallerie betrat, bereits mit voller

Fahrgeschwindigkeit im Columbia-Flusse. Dieser ist im allgemeinen ziemlich schmal und läuft in zahlreichen, oft sehr scharfen Windungen durch ein enges, zu beiden Seiten von steilen Hügeln und Bergketten eingeschlossenes Thal; die Navigation wird außerdem durch viele Bänke und Felsen des Flussbettes erschwert. Ich musste daher die Geschicklichkeit und Kühnheit des Capitäns bewundern, der auf seinem mangelhaft steuernden Schiffe mit ganzer Kraft durch diese Hindernisse fuhr; allerdings ist der Tiefgang des Dampfers gering, wodurch die Schwierigkeit der Navigation etwas verringert und die Gefahr vermindert wird, und andererseits ist das Fahrzeug, wie bemerkt, mit zahlreichen Rettungsringen ausgestattet, was wohl für alle Eventualitäten als genügend erachtet wird, da ja bekanntlich in Amerika Menschenleben nicht allzuviel gelten.

Bald verließen uns die vom Feuer verheerten Wälder, und wir traten in Gebiete ein, die von solchen Verwüstungen bisher verschont geblieben sind; sollte auch hier eine Eisenbahn gebaut werden, so wäre wohl die schöne Zeit der prächtigen Waldungen zu Ende. Das Gebiet des Columbia Rivers gehörte bis vor kurzem zu den wenigst bekannten und erforschten Theilen Nordamerikas, und Weiße kommen erst seit Beginn der Flusschiffahrt in diese Wildnis; gegenwärtig sind es zumeist Goldgräber, welche als erste Pionniere vordringen und ihr Dasein fristen, indem sie theils im Flusse Gold waschen, theils in den Gebirgen Erze suchen. Auch einzelne Farmer trachten hier dadurch ihr Glück zu begründen, dass sie zuerst ein Stückchen Wald roden und dieses dann bebauen; unser Dampfer brachte einem dieser Farmer seinen ersten Pflug. Die Ansiedler finden anfänglich ihren Lebensunterhalt nur in der Jagd, die sehr ergiebig sein soll, da viel Hochwild und zahlreiche Bären vorkommen.

Mitunter fuhr unser Dampfer mitten im Wald, ohne dass sich eine Ansiedelung in der Nähe befand, gegen das Ufer und schiffte daselbst einige Goldgräber aus, die sofort in den Urwald eindrangen. Man kann sich daher unschwer vorstellen, welch eigenartige Gesellschaft an Bord vereinigt war; wüste und rohe Gesellen trieben sich in abgeschabter, zerrissener Kleidung, den großen Hut auf dem Kopf und den Revolver zur Hand, auf Deck und in den Salons umher, uns Gelegenheit bietend, schon hier mit der amerikanischen Rücksichtslosigkeit bekannt zu werden. Allenthalben lümmelten diese Kumpane umher, legten die Füße auf Sophas und Stühle, spuckten überall hin und nahmen Bücher, die nur einen Augenblick im Salon liegen geblieben waren, einfach an sich.

Der Fluss geht noch innerhalb Canadas zweimal in Seen, in den Upper und den Lower Arrow Lake, über, was wir jedoch nur an der lichteren Färbung des Wassers wahrnahmen, da wir sonst die Seen nur für eine Verbreiterung des Flussbettes gehalten hätten.

Die einzige größere Ansiedelung an unserer Route verdankt ihre Entstehung einer Silbermine, welche in der Selkirk Range erschlossen wurde und ziemlich reichhaltig sein soll; infolge der gegenwärtigen Entwertung des Silbers fand eine Verminderung des Betriebes statt, und man verwendet daher die vorhandenen Arbeitskräfte zur Erbauung einer vom Bergwerke zum Seeufer führenden Eisenbahn. Bei dieser Ansiedelung, die aus mehreren kleinen Bretterhäuschen mit dem unvermeidlichen Kramladen und aus einer Dampfsäge besteht, sahen wir alle Arbeiter am Landungsplatze versammelt, weil eben Zahlungstag war und unser Dampfer das Geld brachte. Das Einschiffen des Holzes für unsere Kesselfeuerungen zog sich schier endlos hinaus; große Holzscheite lagen am Rande des Waldes aufgeschichtet, der Capitän ließ den Dampfer in deren Nähe im Schlamm aufsitzen und schickte ein paar Leute ans Land, welche die Klötze einzeln an Bord trugen.

Schlechtes Wetter verfolgte uns auch hieher, und während vormittags dichter Nebel über den Bergen lagerte, jede Fernsicht benehmend, fieng es nachmittags überdies zu regnen an; es wurde bitter kalt, so dass ein Verweilen im Freien unmöglich wurde und wir bei den spuckenden Söhnen der Wildnis im Salon verweilen mussten. Erfreulicherweise hatte eine mitreisende, nebenbei bemerkt, auch sehr hübsche Amerikanerin hinlängliche Nachsicht, uns das Rauchen zu gestatten, wofür wir ihr herzlich dankbar waren.

Northport — Spokane, 19. September.

Früh morgens passierten wir in der Nähe von Fort Shepherd die Grenze zwischen Britisch-Canada und den Vereinigten Staaten und befanden uns jetzt im Gebiete des Staates Washington.

Vormittags legte der Dampfer in Northport, der Endstation unserer Flussfahrt, an; da aber hier die weise Einrichtung besteht, dass nur an jenen Tagen, an welchen der Dampfer nicht verkehrt, ein Eisenbahnzug abgeht, war ich gezwungen, einen Extrazug zu nehmen, der nur aus Maschine, Gepäckswagen und einem Pullmann-Salonwagen bestand, welch letzteren ich gleich für die ganze weitere

Reise mietete. Dieser Wagen hatte eine Küche, bequeme Schlafstellen und bot den Vortheil, dass wir hoffen durften, unter uns zu bleiben und so der Berührung mit unliebenswürdigen Reisegefährten überhoben zu sein.

Der Übergang von der Landungsstelle zum Bahnhofe von Northport ist eigenartig; denn das Geleise ist in den Fluss hineingeführt, der Dampfer kommt so nahe an dieses heran, dass er aufsitzt, der Zug aber fährt buchstäblich bis über die halbe Achsenhöhe ins Wasser, und der Reisende gelangt, während kleine Fischchen rings um den Dampfer und den Zug schwimmen, großen Schrittes vom Schiff in das Coupé. Unser Gepäck war rasch umgeladen, und nun gieng es, trotz des wenig vertrauenerweckenden Baues der Spokane Falls and Northern Railway, sehr schnell das steil abfallende Seeufer entlang bis Marcus, wo die Bahn den See verlässt, um sich nach Spokane zu wenden.

Die Gegend zeigt hier ein wesentlich anderes Gepräge als tagszuvor; nicht besonders hoch entwickelte Kiefern wachsen in ziemlicher Entfernung von einander, den Boden bedeckt trockenes, gelbes Gras, statt der früher so häufigen Brandstellen zeigen sich mit Mais, Hafer und Weizen bebaute Felder, und in der Nähe der Farmen tummeln sich Herden schöner Rinder sowie Rudel gut gebauter Pferde. Auffallend viele Dampfsägen liegen an der Bahn und riesige Stöße zugeschnittener, gehobelter Bretter beweisen, dass man hier den Wert des Holzes sehr zu schätzen weiß. Die Besitzungen der einzelnen Farmer waren von Zäunen umschlossen oder mit Stacheldraht umfriedet. Wir erblickten auch etwas Wild, indem von kleinen Seen und rohrbewachsenen Tümpeln größere Kitten Enten aufstiegen und pfeilschnellen Fluges an den Coupéfenstern vorbeizogen.

Schon in Northport hatte ich ein Telegramm des Obersten Cook erhalten, der mich aufforderte, sein in der Nähe der Stadt Spokane befindliches Regiment und Lager zu inspicieren, da wir uns im genannten Orte zwei Stunden aufhalten müssten. Ich lehnte mit Rücksicht auf mein Incognito die etwas eigenartige Einladung dankend ab, was Veranlassung zu einem Schmähartikel im Spokaner Abendblatte gab, das uns in den Waggon zugestellt wurde. Dieser Artikel trug den lakonischen Titel: »Franz is here«, war mit meinem Bildnisse verziert und strotzte von böswilligen Unwahrheiten, die aber keinesfalls den beabsichtigten Zweck, mich zu ärgern, erreichten; ich fand im Gegentheile diese Zeitungsblüte nur lächerlich, umsomehr als sich verschiedene Stellen von unbeabsichtigt komischer Wirkung eingeschlichen

hatten. So hielt sich beispielsweise der übellaunige Reporter über unsere allzu zahlreichen Gepäcksstücke auf und stellte die Frage, wie dies erst sein würde, wenn ich verheiratet wäre; dann bemängelte er das »nonchalante« Abstreifen der Cigarrenasche und brachte noch allerlei anderen Unsinn vor.

Statt der Parade beizuwohnen, benützte ich den Aufenthalt zu einer Besichtigung der Stadt Spokane, die mit ihren geschmacklosen, grün oder roth angestrichenen Bauten ein wenig erfreuliches Bild darbietet. Mittelpunkt eines reichen Agriculturdistrictes, wurde Spokane im Jahre 1878 gegründet und 1889 nach einem großen Brande umgebaut; Spuren des letzteren sind noch jetzt im Stadtcentrum wahrnehmbar. Die Straßen wiesen ganz außerordentliche Kothmengen auf, die mich an Zustände in kleinen Ortschaften Halbasiens erinnerten.

Die beiden innerhalb der Stadt gelegenen Wasserfälle, Spokane Falls, werden als Naturschönheit gerühmt, sind aber in der That nur Wehre, über die das Wasser aus der Gesammthöhe von 45 *m* abfällt und dessen Kraftäußerung einer Beleuchtungsanlage sowie zahlreichen Fabriken und anderen Unternehmungen dienstbar gemacht wurde.

Nach einem zweistündigen Aufenthalte wurde unser Waggon an den Haupttrain, der trotz seiner Länge von Passagieren dicht besetzt war, angehängt und die Weiterreise mit der Northern Pacific Railway angetreten.

Spokane — Livingston, 20. September.

Der Morgen brachte uns eine Fahrt durch trostlose Gegend, in der kahle, mit gelbem Grase bedeckte Hügel und im Hintergrunde vom Neuschnee erglänzende Berge mit spärlichem Baumwuchs aufragen. Wir sahen nur wenige Farmen, dafür häufiger Indianer, deren in einer Station ein ganzer Trupp geschliffene Büffel- und Ochsenhörner zum Kauf anbot. Männer und Weiber hatten das Gesicht roth oder chromgelb tätowiert, das Haar in Zöpfe geflochten und in den Ohren Ringe aus Muschelschalen; die Kleidung der Männer erschien als ein Gemisch der nationalen und der europäischen Tracht, und es entbehrte nicht der Komik, einen Sohn der Wildnis vor sich zu sehen, der zwar Mokassins und originale Lederhosen trug, aber den Oberleib in ein abgetragenes, schwarzes Jaquet gehüllt und das Haupt statt durch Adlerfedern mit einem eingetriebenen Cylinder geschmückt hatte; die Weiber waren in bunte Kotzen gehüllt und blickten starr auf die dem Zuge entsteigenden Reisenden. Welch ein Unterschied zwischen diesen

von der Cultur angekränkelten Indianern und deren wilden, freien, stolzen Vorfahren, die noch vor nicht allzu langer Zeit die Herren des Landes waren!

Nachmittags überschritten wir zum zweitenmale den Hauptrücken der Rocky Mountains, diesmal im Mullan-Passe, mittels eines in 1691 *m* Seehöhe liegenden, über einen Kilometer langen Tunnels; der Scheitel des Gebirgskammes erhebt sich bis zu 1789 *m*. Der Contrast zwischen der West- und der Ostseite dieser Wasserscheide ist ein auffallender; die gelben Lehnen der Westseite werden durch eine zerrissene Felsenlandschaft ersetzt, in der sich die Bahn mittels bedeutender Krümmungen und scharfer Curven dahinwindet; die Felsen nehmen nicht selten phantastische Gestaltung an; die Vegetation lässt im Westen wie im Osten gleich viel zu wünschen übrig.

Kurze Zeit nachher rast der Zug über eine Art Hochprairie, ein sehr breites, flaches Thal; eine Bergkette, auf deren Gipfel hoher Schnee liegt, steigt schroff empor. Halbwilde Viehherden treiben sich auf der Prairie umher und häufig muss der Locomotivführer den langgezogenen Ton der Dampfpfeife erschallen lassen, um die Thiere von den Schienen zu verjagen; zahlreiche Skelette verendeter Stücke bleichen zu beiden Seiten der Trace. Da die Gegend sehr erzreich, insbesondere goldhältig ist, sahen wir zahlreiche Minen und Bergwerke, um die sich Ansiedelungen, Städte genannt, gruppieren, deren bedeutendste Helena ist, die Hauptstadt von Montana. Rings um die an Spokane erinnernde Ortschaft finden sich ergiebige Gold- und Silberlager in Quarzgestein, nebstbei auch Kupfer-, Eisen- und Bleierze.

Mit bedeutender, auf amerikanischen Bahnen fast zur Regel erhobenen Verspätung kamen wir in Livingston an, wo wir im Waggon übernachteten, da auf den kleineren Strecken leider keine Nachtzüge verkehren, so dass man gezwungen ist, die Nacht in einem Hotel oder im Schlafwagen zu verbringen.

Livingston—Mammoth Hot Springs Hotel, 21. September.

Unsere Nachtruhe wurde durch das beständige Verschieben unseres Waggons, welches unter rücksichtslosen Stößen bewerkstelligt wurde, sowie durch das unaufhörliche Pfeifen und Glockengeläute der Locomotiven empfindlich gestört, so dass wir das Abgehen des Zuges, der uns nach dem Endpunkte der Strecke, der Station Cinnabar, bringen sollte, freudig begrüßten.

Die zweistündige Fahrt führte längs des Yellowstone-Flusses in einem Thale, das sich nach Passierung einer Schlucht, des Gate of the Mountains, erweitert und Paradise Valley genannt wird; hohe Berge mit schneebedeckten Gipfeln, darunter der 3340 *m* hohe Emigrant Peak, ragen zu beiden Seiten empor. Eine halbe Stunde vor Cinnabar verengt sich das Thal wieder und bildet eine felsige, romantische Schlucht mit Sandsteinwällen, die sich bis zu einer Höhe von 600 *m* den Berg hinanziehen; schon hier tritt der vulcanische Charakter des Gebietes in manchen Gesteinsarten und Formen zutage.

In Cinnabar harrten der ankommenden Passagiere große, mit vier bis sechs sehr guten Pferden bespannte Coaches, in welchen die Fahrt nach dem ersten interessanten Punkt im Yellowstone-Parke, den Mammoth Hot Springs, angetreten wurde. Beim Verlassen des Waggons begrüßte uns empfindliche Kälte, und nach kaum einem halben Kilometer Weges befanden wir uns in einer Schneelandschaft. Die Vegetation war, der hohen Lage — etwa 1600 *m* über dem Meere — entsprechend, ziemlich spärlich, doch fanden sich an den Wasserläufen und Berglehnen Tannen, eine kleine Thuja, Pappeln und besonders ein graugrüner Ginsterstrauch, der hier vorherrschend ist; sehr erstaunt war ich, allenthalben einen mit langen Stacheln bewehrten Zwergcactus zu sehen, der am Boden kriechend wächst.

Die Straße war stellenweise ziemlich steil geführt, da sie in der zurückzulegenden Distanz von etwa 13 *km* um 368 *m* aufsteigt. Bei der kleinen Ansiedelung Gardiner, welche an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Yellowstone River liegt, fielen mir die zahlreichen umherliegenden Wapiti-Geweihe auf. Hier erreichten wir das Gebiet des Yellowstone-Nationalparkes.

Dieser berühmte und vielbesuchte Park, dessen Areal 22.560 km^2 beträgt, wurde durch Congressacte vom Jahre 1872 als öffentlicher Park erklärt und darf als solcher in keiner Weise angetastet werden; das Holzfällen, die Jagd, der Betrieb von Bergwerken u. dgl. m. ist untersagt. Dieser löbliche Beschluss erhält die Originalität des durch seine Naturschönheiten sowie durch die eigenthümlichen vulcanischen Erscheinungen ausgezeichneten Landstriches und schützt denselben vor der Verwüstung durch Menschen. Das ganze Gebiet ist vulcanischer Bildung, welche durch die große Zahl von Geysern, heißen Quellen, Terrassen- und Kraterbildungen, Obsidianfelsen und Schwefelhügeln das Erstaunen und die Bewunderung des Besuchers wachruft; sollen doch beispielsweise die hiesigen Geyser jene Islands weit übertreffen.

Etwa dritthalb Kilometer von dem Punkt entfernt, bei dem man den Park erreicht, wird die Grenze von Wyoming überschritten, auf welches der größte Theil des Parkes entfällt, während Montana und Idaho mit weit kleineren Landstrichen an dessen Areal participieren.

Nach Überwindung der letzten Steigung lag das Mammoth Hot Springs Hotel, fast 2000 *m* über dem Meere, vor uns, ein unförmlicher, riesiger Holzbau mit mehreren Annexen, in rother und gelber Farbe prangend; einige rechts hievon gelegene Pavillons dienen als Kasernen und Stallungen einer Cavallerieabtheilung, welche für die Bewachung des Parkes und die Aufrechthaltung der Ordnung daselbst zu sorgen hat. Das Sternenbanner auf einem hohen Maste bezeichnet den Rallierungsplatz dieser Truppe.

Der Park wird alljährlich mit Ende September für den Fremdenverkehr geschlossen, so dass jetzt die Saison schon ihrem Ende nahegerückt war; dennoch zählte das Hotel noch viele Gäste und unter diesen eine beträchtliche Zahl übellauniger Deutscher, die anscheinend von der Ausstellung in Chicago hieher gekommen waren. Obgleich das Hotel Raum für 400 Betten besitzt und das beste des Parkes sein soll, mangelte es dennoch an jedem Comfort und an jeglicher Bequemlichkeit für die Reisenden, ein Übelstand, welcher durch die Bedienung noch verschärft wurde, die eine recht nachlässige war, soweit sie nicht gänzlich fehlte.

Als wir endlich einquartiert waren, begaben wir uns zu den Mammoth Hot Springs, heißen Quellen, die durch ihre Kalksinterablagerungen Terrassen bilden, deren Colorit und malerischer Aufbau sich zu einem prächtigen Schauspiele gestalten, wie es auch in Neu-Seeland, in Island und Kleinasien nicht schöner gefunden werden soll. Bei heftigem Schneegestöber schritten wir das ganze Terrain ab, welches etwa 70 Quellen und 10 bis 12 Terrassen umfasst; neben der weißen, grellgelben oder braunrothen Farbe der Ablagerungen nahm sich das tiefe Blau der Quellen, die brodelnd ihr heißes Wasser aus unergründlichen Tiefen bringen, umso effectvoller aus. Manche dieser Quellen, deren Temperatur zwischen 12 und 47° C. schwankt, zeigen übrigens eine ganz ruhige Oberfläche, so dass wir, wenn der beständig aufsteigende Dampf sich im Winde verflüchtigte, in den azur- oder dunkelblauen Schacht hinabsehen und die Structur der Ablagerungen sowie des Gesteines beobachten konnten; trotz der mitunter hohen Temperatur des Wassers setzen sich dünne Schichten von Algen am Gestein an. Der bröckelige Rand der Quellen schimmert infolge der

Niederschläge meist in bräunlicher oder auch zinnoberrother Farbe, während sich an den Abflüssen schöne tropfsteinartige und feinblätterige Absitzungen bilden; sind dieselben noch ganz weiß oder lichtgelb mit Schwefel durchsetzt, so gilt dies als Beweis, dass die Quelle erst vor kurzem entstanden ist.

Eine jeder vulcanischen Gegend zukommende Eigenthümlichkeit, die sich aber hier besonders häufig zeigt, ist das plötzliche Verschwinden und Versiegen der Quellen und Geyser, während ebenso unvermuthet neue an anderen Stellen entstehen; so zeigte man uns eine Quelle, die erst vor zwei Wochen zutage getreten war, aber doch schon ansehnliche Ausdehnung erlangt hatte.

Wie in allen von Fremden vielfach besuchten Gegenden, hat auch hier jeder bemerkenswertere Punkt, jede Terrasse und Quelle, einen Namen, der oft genug befremdlicher oder widersinniger Art und auf weißen Tafeln verewigt ist; so heißen zwei mächtige, freistehende Steinkegel erloschener Geyser, die gleich im Beginne des Rundganges besichtigt werden, das Liberty Cap und Giant's Thumb. Nach Passierung dieser Kegel steigt man auf schneeweißem Kalke die größte der Terrassen, Minerva Terrace genannt, hinan, und nun reiht sich Terrasse an Terrasse, Quelle an Quelle. Zu den bemerkenswertesten dieser Sehenswürdigkeiten zähle ich die Jupiter Terrace, die Pulpit-Bassins, die Pictured Terrace, die Narrow Gauge Terrace, die Cupid's Cave, die Teufels- und die Bärenhöhle, — die drei letztgenannten sind kraterähnliche, tiefe Felsenlöcher, aus denen jedenfalls vor Zeiten Quellen strömten — endlich den Orange Geyser und den Weißen Elephanten. Diese beiden sind heiße Quellen, welche aber keine Terrassen bilden, sondern ihre Ablagerungen kegelförmig aufthürmen; die Benennung Orange Geyser ist nur insofern richtig, als der Kalksinter dieser Quelle anscheinend eine Beimengung von Eisenoxyd besitzt und daher orangefarbig aussieht. Der Weiße Elephant gleicht thatsächlich einem riesigen Dickhäuter dieser Art, und warmes Wasser der aufbauenden Quelle rieselte, als wir auf einer der glatten Seitenflächen emporklommen und den »Rücken« des Gebildes betraten, unter unseren Füßen hervor.

Außer den genannten gibt es noch zahlreiche kleinere Gebilde, Quellen und Sprudel, und beinahe überall, wo wir über diesen vulcanischen Boden hinschritten, klang es unter den Tritten dumpf und hohl; viele Quellen lassen auch ein Zischen, Brodeln oder dumpfes Getöse auf weite Entfernungen hin wahrnehmen.

Am Fuße der Mammoth Hot Springs hat ein unternehmender Yankee einen Laden eröffnet, in dem er verschiedene Gegenstände feilhält, die von den heißen Gewässern, ähnlich wie in Karlsbad, rasch mit einer festen Kalkschichte überzogen werden.

Der Abend war recht ungemüthlich, da es in dem Hotel keinen Raum gibt, in dem man nach der Mahlzeit rauchen und plaudern könnte; man ist auf das Stiegenhaus und auf die wenig angenehme Gesellschaft umherlungernder und spuckender Cowboys und Arbeiter, die überall Zutritt haben, angewiesen, so dass wir uns schließlich in eines unserer Zimmer flüchteten.

In dem Mammoth Hot Springs Hotel ist man übrigens gezwungen, frühzeitig zu Bette zu gehen, weil um 11 Uhr ohne Rücksicht auf die Bewohner die gesammte elektrische Beleuchtung eingestellt wird.

Fountain Geyser Hotel, 22. September.

Der heutige Tag ließ sich bitterkalt, wenngleich schön und wolkenlos, an. Auf beinhart gefrorenem Boden entrollte unsere Coach dem Hotel und bog an den Springs vorbei in die Schlucht des Gardiner Rivers, wo die Straße so steil ansteigt, dass unsere vier guten Pferde nur mühsam Schritt für Schritt vorwärts kamen. Trotz Pelz, Decke und des Lebenserweckers Cognac froren wir während der ersten Stunden der 68 *km* langen Fahrt recht empfindlich.

Nach einiger Zeit erreicht man das Ende der Schlucht, eine Art Pass, welcher nach einem gelben, an den Felsen wachsenden Moose Golden Gate genannt wird und in dem sich der Weg längs einer Felswand über eine hölzerne Brücke hinzieht.

Das Golden Gate findet sich in allen Reisehandbüchern bildlich dargestellt, und unzählige Photographien desselben werden verkauft; doch gibt es in unseren Gebirgen Hunderte viel schönerer Schluchten und Pässe, deren niemand erwähnt. Mir fiel es schon hier auf, dass in Amerika der Humbug auch auf Naturschönheiten ausgedehnt wird und manche ganz unbedeutende Erscheinungen und Punkte dem Reisenden als bewunderungswürdig aufgedrängt werden. Ich bin gewiss ein großer Freund der Natur und ihrer Reize, genieße den begründeten Ruf eines Naturschwärmers, kann tagelang in einer schönen Gegend oder im Walde verweilen und dennoch in jedem Baume, jedem Berge, kurz in allem neue Anziehungspunkte finden; wenn mir aber Reisehandbücher, Fremdenführer, Reisemarschälle und Kutscher gewissermaßen

anbefehlen, etwas »schön« zu finden, so verfliegt meine Bewunderung, ich beginne, nüchternen Auges zu prüfen und Vergleiche mit der Heimat anzustellen, die meistens zugunsten der letzteren ausfallen.

Leider ist die ganze Schlucht mit todten Bäumen, den Zeugen früherer Waldbrände, besäet, und die Regierung könnte wenigstens hier im Nationalparke neben der Straße Aufforstungen vornehmen lassen. Der Gardiner stürzt als kleiner Wasserfall vom Kamme des Passes, über den wir auf ein ebenes, prairieartiges Hochplateau kamen; in dessen Mitte liegt der Swan Lake, der trotz dieses hochtrabenden Namens eigentlich nur eine kleine Pfütze ist. Hinter uns ragte der 3400 *m* hohe Electric Peak, der höchste Berg des Yellowstone-Parkes, auf, zu unserer Rechten erhoben sich die Schneegipfel des Quadrant Mount, des Bannock Peak und des Mount Holmes, dreier mächtiger, steiler Berge, welche sämmtlich über 3000 *m* hoch sind.

Nach der monotonen Prairie des Hochplateaus nahm uns lebender Wald auf, der sich zwar an Schönheit mit den Forsten unserer Breiten nicht vergleichen lässt, aber doch nur eine geringe Anzahl verbrannter oder vom Schneedrucke geknickter Bäume enthält. Kiefern und Tannen bilden beinahe ausschließlich den Bestand, nur hin und wieder lugen einige zwergartige Zitterpappeln oder Weiden aus dem dunklen Grün des Nadelholzes hervor. Da es heute eine prächtige Neue gab, unterhielten wir uns damit, die zahlreichen, den Weg kreuzenden Fährten anzusprechen und entdeckten viele, durch bedeutende Größe ausgezeichnete Elk-(Wapiti-)Fährten, ferner solche von Wölfen, Füchsen und Hasen. Eichhörnchen dreierlei Arten, darunter ein ganz kleines, gestreiftes, niedliches Thier, huschten pfeilschnell umher oder sonnten sich auf den gestürzten Bäumen, um beim Herannahen des Wagens rasch wie der Blitz im Geäst oder Wurzelwerke zu verschwinden.

Der Wildreichthum des Parkes ist dank dem geltenden, strengen Jagdverbote ganz ansehnlich; die letzten Vertreter der einst unzählbaren, wilden Büffelherden, sinnloser Vernichtungswuth roher Farmer und Cowboys entrückt, fristen hier ihr Dasein; neben ihnen gibt es Wapitis, Moose (das eigentliche Elch), Big-horns, Bergschafe, kleinere Hirschgattungen, sechs Varietäten von Bären (Grizzly, Cinnamon, Black, Silvertipped, Smutfaced und Silk Bears), einen Bergpanther (Mountain Lion), Wölfe, Füchse, Coyotes, Biber, — anderwärts dem Aussterben nahe, wenn nicht der Verfolgung Einhalt gethan wird — Ottern, Marder, Moschusratten, Hermeline, Hasen, Kaninchen, Dachse, Iltisse und sogar

eine Art von Stachelschweinen. Von Flugwild findet man Grouse, Adler und andere Raubvögel, Eulen, viele Gänse und Enten, Pelikane und angeblich Schwäne; dann Kraniche, Krähen, Raben, eine Art blauer Heher und häufig Tannenheher, die in Stimme, Flug und Gebaren den unseren ähnlich sind.

Trotz der überall angebrachten Tafeln, welche ein »No Shooting« sprechen, und obschon die Militärabtheilung auch die Ausübung der Jagd zu verhindern hat, wird doch viel gewildert. So hörte ich, dass vor kurzem von einer Bande bei 500 Stück Wapitis erlegt und über die Grenze geschafft wurden, und ob nicht die Captains, welche mit ihrer Mannschaft in den langen, einsamen Wintermonaten, während welcher der Park gesperrt ist, dessen einzige Bewohner sind, manchmal zur Büchse greifen, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Drei Kilometer vom Swan Lake kreuzt man den Indian Creek und den Willow Creek, die hier in den Gardiner münden, und steht bald darauf dem Obsidianfelsen gegenüber, den ich mir wesentlich anders vorgestellt hatte; der erkaltete Strom vulcanischen Glases ist allerdings am Felsen und auf den vielen umherliegenden Bruchstücken zu bemerken, doch sind der Lichteffect und die Spiegelung keineswegs so außerordentlich, wie sie geschildert werden. Das Interessanteste ist jedenfalls, dass der als guter Orientierungspunkt dienende Felsen den Indianern, denen er als heilig galt, in seiner harten Masse einst vortreffliches Material für Pfeilspitzen geliefert hat. Als die Straße hier durchgelegt wurde, wollte man das schöne Gestein nicht durch Pulver- oder Dynamitsprengungen verwüsten, sondern erhitzte es stark, um dann rasch kaltes Wasser darüber zu gießen — ein Verfahren, infolge dessen sich der Fels von selbst spaltete.

Zu unserer Rechten lag der Beaver Lake, ein kleiner, hübscher Waldsee mit blauem Spiegel und Biberbauen; hier, wie auf allen Wasseransammlungen gibt es eine Menge Enten, die gar nicht scheu sind und ganz vertraut in nächster Nähe unseres dahinrollenden Wagens umherschwammen. An einem kleinen, in der Nähe des Beaver Lake gelegenen See erwartete uns eine große Überraschung; denn als wir ahnungslos das Ufer entlang fuhren, sahen wir plötzlich auf einer Wiese am Rande des Wassers eine braune Masse sich bewegen, in der wir endlich, auf 150 Gänge herangekommen, zu unserer größten Freude einen mächtigen Biber erkannten; einen solchen am hellichten Tage lustwandeln zu sehen, ist wohl eine besondere Seltenheit, was auch unser Kutscher, der diese Strecke einen geraumen Theil des Jahres

hindurch befährt, bestätigte. Wir ließen den Wagen gleich halten und beobachteten das Thier, welches sich keineswegs stören ließ; selbst als wir schrien und pfiffen, wechselte es langsam wackelnden Ganges fort, nur manchmal sich verhaltend und nach uns zurückäugend. Wie sehr bedauerte ich das leidige »No Shooting«, das mir einen Schuss auf dieses rare Thier verwehrte — was für eine kostbare Jagdtrophäe hätte doch dieser anscheinend sehr alte Herr abgegeben! Er war so nahe, dass ich seinen schönen, dichten Pelz mit den langen, silbergrau angehauchten Spitzen, den keilförmigen, starken Schwanz und die plumpen Läufe genau wahrnehmen konnte. Dieses Intermezzo hob unsere etwas »eingefrorene« Stimmung umsomehr, als auch die Sonnenwärme allmählich fühlbarer zu werden begann.

Es befremdete mich sehr, dass der Kutscher von Zeit zu Zeit anhielt und die dampfenden Pferde ihres erhitzten Zustandes ungeachtet mit Schneewasser tränkte, was ich bei meinen Pferden nicht wagen würde; als wir ihn deshalb interpellierten, meinte er, dies sei von der Gesellschaft so angeordnet, und er müsse an dieser Stelle während des ganzen Jahres tränken. Im Sommer mag dies allerdings angehen, doch finde ich die blinde Befolgung solcher Vorschrift bei dieser Jahreszeit und den obwaltenden Umständen sehr kühn oder sehr thöricht.

Abermals folgten zwei kleine Seen, die Twin Lakes, wonach es auf einem manchmal recht schlechten Wege durch ein waldiges Thal gieng, bis wir die Lunchstation, das Norris-Hotel, erreicht hatten, welches bereits zweimal abgebrannt ist, so dass jetzt an dessen Platze nur ein großes Zelt steht; in diesem suchen zahllose Fliegen, die Gäste quälend, vor der herannahenden Winterkälte Schutz und wird den Reisenden schlechtes, kaltes Frühstück vorgesetzt. Der Wirt spielt sich auf den Witzbold und Hanswurst hinaus, hat aber auch Anfälle besonders zuthunlicher Art, in welchen er den Gästen die Hand reicht und sie wie alte Freunde und Bekannte begrüßt; so rief er Wurmbrand zu: »Oh, wie geht es Ihnen, lieber Herzog!« und that ähnlicher Kindereien mehr.

Gleichzeitig mit uns trafen aus der entgegengesetzten Richtung mehrere Gesellschaften ein, deren Damen zumeist nichts weniger als jung waren. Während der Fahrt waren uns ziemlich viele Reiter mit Bagagepferden und kleine Familienwagen begegnet, meist ärmere Leute, welche den Yellowstone-Park im Laufe der warmen Jahreszeit campierend durchzogen hatten und jetzt vor der einbrechenden Kälte reißaus nahmen. Ein Wagen mit einer sehr corpulenten Familienmutter

und einer ganzen Schar hoffnungsvoller Sprösslinge jeglichen Alters, die auf Betten und Küchengeräthschaften saßen, nahm sich ganz wie ein Zigeunerwagen aus.

Die bewaffnete Macht wurde durch eine Patrouille vertreten, die uns singend, aber vor Kälte klappernd und mit theatralischen Sombreros sowie mit Stulphandschuhen angethan, entgegengeritten kam.

Sobald wir Hunger und Durst mit kaltem Fleisch und mit einer Flasche des so berühmten amerikanischen Zinfandel-Weines gestillt hatten, eilten wir zu Fuße zur Besichtigung der naheliegenden Sprudel und heißen Quellen; hier sah ich zum erstenmal einen thätigen Geyser, den sogenannten Constant Geyser oder Minute Man, der zwar unter seinen Brüdern einer der kleinsten ist, aber als erstgelegener unsere Aufmerksamkeit fesselte. Inmitten einer großen Kalksinter-Terrasse steigt derselbe mit besonderer Emsigkeit alle vier Minuten 6 *m* hoch und schleudert hiebei seine krystallklare Wassersäule unter bedeutender Dampfentwickelung wie ein starker Springbrunnen empor, die ganze Umgebung mit heißem Wasser übersprudelnd.

Ganz nahe hievon ist der Black Growler, ein nicht mehr thätiger Geyser, der aber unter heftigem, unterirdischem Getöse eine Dampfsäule ausstößt. Wenige Schritte von der Straße liegt in einer Höhlung der Mud Geyser, eine anscheinend ruhige Quelle mit glattem Spiegel; im Verlaufe von je 20 Minuten zeigen sich jedoch Bläschen auf der Oberfläche, und plötzlich steigt das Wasser mit starkem Rauschen 2 *m* hoch empor, einen Kegel bildend, wie solche bei manchen künstlichen Wasserwerken zu sehen sind; acht Minuten dauert diese merkwürdige Naturerscheinung an, dann fällt die ganze heiße Wassermasse ebenso rasch, wie sie erschienen ist, wieder in sich zusammen und die Quelle liegt klar und ruhig vor uns, wie vordem. Weiterschreitend, kamen wir zum Emerald Pool, einem erloschenen Geyser, dessen Wasser im Krater eine so schöne grüne und blaue Farbe hat, wie ich solche noch bei keiner anderen Quelle gesehen habe; in der unergründlichen Tiefe ist die Strahlenbrechung des Lichtes einzig in ihrer Art.

Der in einer kleinen Nebenschlucht liegende Monarch Geyser ist ziemlich jung und in seinen Eruptionszeiten höchst unzuverlässig, da er in längeren, ungleichen Intervallen seine allerdings 30 *m* hohe Wassersäule steigen lässt; dieser Geyser wurde ebenso, wie mancher andere im Parke, durch Hineinwerfen von Seife verdorben. Letztere hat nämlich die merkwürdige Wirkung, eine plötzliche Eruption hervor-

zurufen; doch hat die übermäßige Anwendung dieses chemischen Gewaltmittels einzelne Geyser überreizt, so dass manche ganz ausblieben oder unregelmäßig und nur mehr auf geringere Höhe sprangen. Das jetzt zu Kraft bestehende Verbot dieses Unfuges ist zu spät erflossen, da viele Geyser durch das »Seifen« bereits außer Thätigkeit gesetzt worden sind.

Außer den genannten besitzt das Norris Geyser Bassin noch eine große Zahl kleinerer Geyser und heißer Quellen, die für sich allein betrachtet, alle höchst interessant wären, jedoch in der Gemeinschaft mit großartigeren Erscheinungen, die zu Vergleichen veranlassen, an Bedeutung verlieren.

Am Tage vor meiner Ankunft hatte ein Norddeutscher, welcher, sich vor einer Schar Damen als »verfluchter Kerl« producieren wollte, die unüberlegte Idee, sich über dem Constant Geyser mit gespreizten Beinen aufzustellen; als die Eruption erfolgte, wurde er ganz verbrüht und schwebt jetzt, als das Opfer seines kindischen Bravourstückes, zwischen Leben und Tod.

Im Verlaufe der Weiterfahrt kamen wir an den Elk-Park, eine große, waldumschlossene Wiese, welche der Gibbon River mit ruhigem Laufe durchströmt; an den Ufern desselben sahen wir mehrere der schönen amerikanischen Gänse mit dunkelblauen, beinahe schwarzen Köpfen und Hälsen sowie mit weißen Bandstreifen. Sie zeigten sich, entgegen den Gewohnheiten ihrer europäischen Verwandten, sehr vertraut und ließen uns nahe herankommen. Außer diesen erblickten wir auf dem ganzen Wege nur wenige Vertreter der gefiederten Welt; hin und wieder eine Weihe oder einen Bussard, ziemlich häufig kleine Falken mit graublauem Leib und rothen Flügeln, einige Heher, Drosseln, Grouse, Finken und Meisen. Unter der sehr spärlichen Flora fiel mir nur ein Enzian mit langstieligen, violetten Blüten auf.

Unsere Stage Coach rollte in einem waldigen Thale vorwärts den Gibbon River entlang, dem Wege folgend, welcher sich durch den dunklen, von scharf gezeichneten Felspartien unterbrochenen Forst schlängelt; endlich verengte sich das Thal schluchtartig, der Weg stieg bis zu einem Punkte steil an, von dem aus wir tief unter uns die malerischen Gibbon Falls erblickten. Der Fluss stürzt daselbst über einen 25 *m* hohen Felsen und vereinigt sich im Thale des Firehole River mit diesem zum Madison River. An einer Biegung des Weges überblickten wir unermessliche Waldstrecken, welche in weiter Ferne von den drei weißen, 4270 *m* hohen, außerhalb des Parkes liegenden

Sentinels der Teton Mountains überragt werden; diese Berge bilden die Grenze zwischen Wyoming, dem Gleichheitsstaate, in dem Männer und Frauen die gleichen politischen Rechte genießen, und Idaho.

Steil bergab fahrend, kommen wir in das Thal des Firehole Rivers, passieren eine Station sowie ein Zeltlager der den Polizeidienst versehenden Cavallerie-Escadron und sind nach achtstündiger Wagenfahrt um 5 Uhr abends in dem von einem Kranze dampfender Quellen und Geyser umgebenen Fountain Geyser Hotel.

Hier waren wir im eigentlichen Centrum der vulcanischen Oberflächenerscheinungen angelangt und benützten rasch den erübrigenden Rest des Tages, um den größten der hierorts gelegenen Geyser, den nur wenige Minuten vom Hotel entfernten, alle zwei bis drei Stunden springenden Fountain Geyser zu besuchen, wo wir zahlreiche Reisende fanden, die ebenfalls den Moment der Eruption erwarteten. Zu meinem größten Erstaunen sah ich bei einem der kleineren, beinahe continuierlich in Thätigkeit befindlichen Nebengeyser eine Bekassine am Rande des Kraters in dem heißen Wasser umhertrippeln und stechen.

Ein allgemeines Ah! der Wartenden rief mich an den Rand des großen Geysers, in dem sich alsbald unter starkem Brodeln und Zischen eine mächtige, 10 *m* breite Wassersäule zu einer Höhe von 45 *m* erhob; die Strahlen der untergehenden Sonne brachen und spiegelten sich in der massigen Wassergarbe und boten einen herrlichen Farbeneffect, den ein anwesender lebhafter Franzose nicht mit Unrecht jenem einer Fontaine lumineuse gleichstellte.

Kaum war das Spiel des Fountain Geysers beendet und Ruhe in dem aufgeregten Wasser eingetreten, so harrte unser schon ein neues Schauspiel, die Mammoth Paint Pots, große Schlammquellen, welche in fortwährender Bewegung sind; schneeweißer, zäher, heißer Schlamm, frisch gelöschtem Kalke ähnelnd, wird hier an zahlreichen Stellen in Form von hemisphärischen Massen, Kegeln, Ringen oder auch als Strahl emporgeschleudert und fällt klatschend wieder zurück.

Der lebhafte Franzose und ich konnten uns nicht enthalten, mit unseren Stöcken in die Masse zu stechen und Stückchen vom erkalteten Rande hineinzuwerfen, doch zeigte sich alsogleich das wachende Auge des Gesetzes in Gestalt eines Soldaten, der uns diesen Übergriff gegen die »Rules and Regulations« verwies. Diese Ordnungswächter, deren stets einer in der Nähe der hervorragendsten Punkte anzutreffen ist, sind von peinlichster Genauigkeit und wachen strenge darüber, dass kein Steinchen des Nationaleigenthumes abhanden komme.

Zum Hotel zurückgekehrt, weideten wir uns länger an dem prächtigen Bilde, das der helle Schein des aufgehenden Mondes in die Rauchsäulen der Geyser wob, als an dem Diner, welches genau so schlecht war, wie wir es bisher in Amerika noch überall gefunden hatten; nur waren in angenehmer Weise die unhöflichen Kellner durch eine Schar hübscher Mädchen ersetzt, die von einer sehr alten und sehr mageren »Chefin« mit Argusaugen bewacht wurden.

Fountain Geyser Hotel, 23. September.

Die Yellowstone Park Company verwaltet als privilegierte Hotel-Actiengesellschaft auch das Transportwesen und hat für ihre Pferde, welche die anstrengende 68 *km* lange Fahrt vom Mammoth Hot Springs Hotel bis zu dem im Lower Geyser Bassin gelegenen Fountain Geyser Hotel ohne Relais zurücklegen müssen, hier eine Art Rasttag eingeschaltet, welcher in der Regel zu einer dreistündigen, ungemein interessanten Fahrt nach den schönsten und größten vulcanischen Gebilden des Parkes, im Lower und im Upper Geyser Bassin benützt wird.

Clam konnte heute leider nicht an unserer Fahrt theilnehmen, da sich bei ihm abermals eine Mahnung an das Tropenfieber eingestellt hatte. Dichter Nebel überdeckte morgens das ganze Land, doch hob er sich bald und räumte einem sehr schönen, verhältnismäßig warmen Tage das Feld. Vor der Abfahrt hatten wir noch einen hartnäckigen Kampf mit unserem Kutscher, der um keinen Preis das große, aussichtbehindernde Dach der Coach abnehmen wollte und sich erst, als die von uns telegraphisch ersuchte Direction ihre Erlaubnis ertheilte, brummend entschloss, unserem Wunsche zu willfahren, jedoch nicht ohne hiebei das Gerüst des Daches zu brechen. Der Wagen rollte zunächst über eine hohl klingende Kalksinter-Terrasse, die befürchten ließ, dass wir einsinken würden, und in der That glitt eines unserer Hinterräder in den kleinen Krater einer heißen Quelle. Kaum fünf Minuten vom Hotel entfernt, sahen wir einen capitalen Wolf, der auf 200 Schritte vor uns über eine ganz freie Fläche trollte und wieder unser lebhaftes Bedauern, im Parke nicht jagen zu dürfen, wachrief; längere Zeit hindurch konnten wir ihn auf Schussdistanz beobachten, bis er, beständig nach uns zurückäugend, im Walde verschwunden war.

Hart an dem Firehole River liegt der Excelsior Geyser, welcher seit dem Jahre 1888, mit einer kurzen Ausnahme im Jahre 1890, nicht mehr gespielt hat, früher aber allerdings der bedeutendste im Becken

war und seine Wassermassen 60 bis 90 *m* hoch emporschleuderte, als richtiger »Geysir«, altisländisch der Wütherich. Jetzt sieht man nur noch einen großen Krater mit siedend heißem Wasser, das in der Mitte dunkelblauen, an den Rändern aber infolge der durchscheinenden Ablagerungen röthlichen Schimmer zeigt, der sich selbst in den aufsteigenden Dämpfen spiegelt.

Unweit des Excelsior Geyser hielt unser Wagen knapp am Rande der Turkoise Springs, deren klares Wasser thatsächlich von türkisblauer Farbe ist; bemerkenswert sind auch die nebenliegenden Quellen, Artemisia und Morning Glory.

Eine Brücke des Firehole leitet in das ausgedehnte Obere Geyserbecken, welches zahlreiche Quellen und gegen 40 Geyser enthält, deren wir schon nächst der Brücke einige erblickten und zwar zuerst den Riverside Geyser, dessen in bestimmten Intervallen erfolgende Eruption wir leider versäumten, dann den Grotto, der eine Art Wölbung und einen keulenförmigen Kegel über seine Quelle gebaut hat; der nächste Geyser wird nach seiner Kraterform Castle genannt, springt in unregelmäßigen Perioden und gleicht, meiner Ansicht nach, einem rauchenden, großen Kamine.

Der schönste und größte aller gegenwärtig thätigen Geyser ist der Old Faithful, welcher diesen Namen in der That verdient, denn er hält seine Eruptionszeit, 65 Minuten Ruhe und 4 Minuten Spiel, genau ein. Wir konnten daher die bis zur nächsten Eruption fehlende halbe Stunde zum Besuch einer schneeweißen Kalkterrasse verwenden, die auf gewölbter Oberfläche eine ganze Reihe von Brunnen trägt; so den Beahive mit bienenkorbähnlichem Kegel, welcher derart regelmäßig gebaut ist, dass man ihn für ein Kunstproduct halten könnte; die durch eigenthümliche, schwarzviolette Wasserfarbe ausgezeichnete Giantess, welche nur alle 14 Tage springt, während ihr Gemahl, der Giant, sehr launisch ist und seine Wasserkünste in zum voraus unbestimmbaren Zwischenräumen producierl. Sehr herzige Geyserchen sind der »Schwamm« und der »Schmetterling«, welche lebhaft pustend und wichtig thuend kleine Wassersäulchen aufwerfen; ersterer gleicht in Farbe und Aussehen vollkommen einem Schwamme, während letzterer genau die Contouren der Flügel eines Schmetterlings zeigt. Beim Lion und bei der Lioness, kleinen Geysern mit kegelförmig aufgebauten Kratern, ist an der Außenwand eine blasenartige, harte Sinterablagerung bemerkbar, welche als etwas Neues und noch nicht Gesehenes zur Mitnahme eines Stückchens reizt; doch verhindert der scharf auslugende

Soldat, welcher keine Reisegesellschaft unbeobachtet lässt, jegliche Ausbeute und griff, als es Imhof endlich nach schwerer Mühe gelungen war, ein Stück des Sinters verschwinden zu lassen, sofort zu, um den kostbaren Schatz wieder der Tasche des Frevlers zu entreißen.

Unser Führer machte uns nun aufmerksam, dass es Zeit sei, wieder zum Old Faithful zurückzukehren, wo mich meine Neugierde zuerst noch einen Blick in den bereits rumorenden Krater werfen ließ, welches Unterfangen durch eine heiße Dampfwolke bestraft wurde, die mich plötzlich einhüllte und heftig brannte. Unmittelbar darauf erfolgte die Eruption, die gewaltige Wassermasse erhob sich wie ein immenser Springbrunnen etwa 45 *m* hoch, ein herrliches Schauspiel bietend, dessen Wirkung durch das schöne Wetter, den tiefblauen Himmel und den dunkelgrünen Hintergrund des Tannenwaldes bedeutend gehoben wurde. Ebenso rasch wie sie gekommen war, sank die gigantische, sich nach jeder Seite hin verschieden präsentierende Wassersäule in den Krater zurück, dessen Umgebung aus kleinen, wellenförmig gezeichneten Becken besteht, in welchen das zurückgebliebene Wasser rasch verdampft.

Auf den nach dem Naturgenusse sich einstellenden Hunger der Reisenden ist durch ein hölzernes Hotel Bedacht genommen, woselbst gefrühstückt wird. Da der Old Faithful, wie bemerkt, alle 65 Minuten springt, warteten wir diese Frist ab, um einen neuerlichen Ausbruch zu bewundern und photographische Aufnahmen zu machen.

Mit den erwähnten Geysern und Quellen ist die Zahl derartiger Erscheinungen noch lange nicht erschöpft, weshalb ich nachmittags in einem leichten Wagen noch eine Reihe anderer Geyser besichtigte. Man sollte glauben, dass diese einander mehr oder weniger gleichen und daher bei dem Besucher bald Ermüdung eintritt; doch ist dem nicht so, da jedes der Naturwunder sich durch besondere Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten auszeichnet.

Der bereits vormittags gesehene Grotto machte uns die Freude, sich eben zu producieren, indem er einer Cascade gleich aus verschiedenen Öffnungen heißes Wasser ausströmen ließ; dann kamen wir zur Punsch-Bowle, einer kochenden Quelle mit erhöhtem Rande, zur White Pyramid, dem Kegel eines erloschenen Kraters, zum Splendid Geyser, Fan, Mortar und wie alle diese Naturspiele noch heißen mögen. In einem kleinen Seitenthale blendete uns die schneeweiße Ablagerung mehrerer Quellen, welche sich daselbst moränenartig ausbreitet und die abgestorbenen Bäume allmählich versteinert.

Hodek wollte uns in besonders malerischer, dem Charakter der Gegend entsprechender Pose photographieren und bat uns, den sehr steilen Krater des anscheinend ruhigen Castle Geyser zu besteigen und auf dem schmalen Rande desselben Stellung zu nehmen. Dieses Bild kühner Kraterbesteigung wäre jedenfalls sehr originell gewesen, doch waren Prónay und ich kaum oben angelangt, als dem alten Castle unsere Absicht zu missfallen schien; denn plötzlich begann er zu speien und uns beide mit Wasser zu überschütten, während heißer Dampf überdies Prónay an der Nase verbrannte. Unwillkürlich mussten wir zugestehen, dass unser Unternehmen auch nicht viel vernünftiger war, als jenes des Deutschen bei dem Constant Geyser, und ließen uns in dem neuerlichen Spiele des Old Faithful, das wir aus der Ferne betrachteten, Ersatz für unseren verunglückten Einfall bieten.

Auf einem anderen Weg, als jenem, den wir gekommen waren, kehrten wir zum Hotel zurück, wobei wir unter dem Geschnatter mehrerer Flüge Gänse eine ziemlich tiefe Furt des Fireholes mit dem Wagen zu passieren hatten. Während meine Herren abends noch spazieren giengen, blieb ich im Hotel, an meinem Tagebuche schreibend, bis mich der prachtvolle Mondesaufgang wieder ins Freie lockte.

Yellowstone Lake Hotel, 24. September.

Erfreulicherweise konnte Clam heute an der Fahrt theilnehmen, zumal das Wetter prachtvoll und ein relativ warmer Tag zu gewärtigen war. Im Fountain Geyser Hotel lieferte uns der Wirt noch einen Beweis amerikanischer Unfreundlichkeit, indem er auf unsere Frage, wann der Old Faithful wieder spielen werde, mit einem mürrischen »Ich weiß es nicht« antwortete. Kaum im Walde verschwunden, erfuhren wir von den im zweiten Wagen folgenden Jägern, dass der Geyser nach wenigen Minuten in Action getreten sei.

Bis zum Upper Geyser Bassin hatten wir denselben Weg vor uns wie am Vortag und fuhren daher an den gestern besichtigten Geysern vorbei, die infolge der kühlen Morgentemperatur besonders stark rauchten. Von da an bis zum Yellowstone-See blieb unser ständiger Begleiter ein Wald, der, ziemlich wüst und öde aussehend, allerdings kein solcher in unserem Sinne war, immerhin aber vereinzelte schöne Bäume enthielt. Eine große Zahl derselben zeigte frische Spuren von Bären, welche die Stämme erklettert und in der Rinde die Abdrücke und Risse ihrer Tatzen zurückgelassen hatten. Diese

Kletterübungen werden von den Bären, die ihre Nahrung ausschließlich auf dem Erdboden finden, nur zum Zeitvertreibe vorgenommen, während Biber ernste Arbeit an armdicken Stämmen verrichtet hatten, die in einer Höhe von etwa 30 *cm* glatt durchgebissen waren.

Der erste Punkt unserer Fahrt, zu dessen Bewunderung man uns einlud, rechtfertigte eine solche durch nichts; es waren dies die Kepler-Fälle, welche von dem in einer kleinen Schlucht über ein paar Steine herabfallenden Firehole gebildet werden. Den Wald unterbrechende Felspartien und steinige Leiten waren mit einer leichten Schneedecke überzogen und regten in uns passionierten Gebirgsjägern den Gedanken an, wie geeignet diese Plätze für Bartgams wären, und wie sehr sie dann in unseren Augen gewinnen würden.

Die in vielfachen Krümmungen angelegte Straße bezeugte, dass heuer sämmtliche Straßenbauten und Reparaturen unterblieben waren; die Yellowstone-Park-Gesellschaft hat in diesem Jahre, in dem sich der Fremdenbesuch auf nur 3000 Personen belief, so schlechte Geschäfte gemacht, dass sie überall sparen und beispielsweise 100 Kutscher entlassen, sowie 200 Pferde, für welche es an Beschäftigung mangelte, auf die Weide schicken musste.

Nach längerem Anstieg und wiederholter Tränkung der Pferde erreichten wir ein waldiges Hochplateau von bedeutender Ausdehnung, wo eine 2470 *m* über dem Meere befindliche Tafel mit der Aufschrift »Continental Divide« belehrt, dass man sich auf der Wasserscheide zwischen dem Pacifischen und Atlantischen Ocean befinde. Aus einem weithin reichenden Walde leuchtet die blaue Fläche des südlicher gelegenen Lake Shoshone entgegen, und in weiter Ferne ragen einige schneebedeckte Spitzen empor.

In sehr scharfen Serpentinen führt der Weg wieder bergab, darthuend, dass die Parkgesellschaft hier entweder wenig um die Sicherheit der Reisenden besorgt ist oder ihren Pferden sehr vertraut; denn das schmale Geleise, das knapp für einen Wagen Raum bietet, zieht, ohne durch ein Geländer oder eine sonstige Schutzvorkehrung abgeschlossen zu sein, hart an Abgründen vorbei, wozu noch kommt, dass der Unterbau der Straße, aus weichem Materiale bestehend und mit bedenklichen Rissen durchsetzt, geringes Vertrauen erweckt.

Ganz unvermuthet liegt der Yellowstone-See zu unseren Füßen, und weithin schweift der Blick bis zu den umrandenden Bergen, sich an dem herrlichen Bilde weidend. Dieses Gewässer bedeckt in der Höhe von 2360 *m* einen Flächenraum von 362 km^2 und zieht sich mit tiefen

Buchten ins Land, so dass man es mit vier Fingern einer Hand vergleichen kann; uns zunächst breitet sich die West Bay oder Thumb aus, woselbst gewöhnlich das Frühstück in einem Zelt eingenommen wird. Ganz in der Nähe sprudeln viele heiße Quellen hervor, deren einige bemerkenswert sind, so eine Schlammquelle, ähnlich den Mammoth Paint Pots, die aber statt des weißen Breies intensiv rosa gefärbten Schlamm auswirft und hiedurch einer brodelnden Erdbeercrême gleicht, dann die Gerberquelle mit braunem Wasser u. a. m. Einzelne Quellen liegen knapp am Seeufer, theilweise auch innerhalb des Sees, so dass beim Fishing Cone nur die Ablagerungen das heiße Wasser vom kalten trennen; hier kann man, mit der Angel am Quellrande stehend, im See Forellen fangen und diese alsbald, ohne sich von der Stelle zu rühren, im heißen Wasser kochen — ein Scherz, der öfters prakticiert wird, wie die vielen umherliegenden Gräten und Fischskelette beweisen.

Im Lunchzelte, wo uns ein kaum genießbares, dem Ende der Saison entsprechendes Frühstück vorgesetzt wurde, fanden wir eine Gesellschaft Deutscher, welche sich zu einer vierwöchentlichen Jagdexpedition südlich der Parkgrenze begaben und viel von den großen Wildmengen jener Gegend zu faseln wussten; das fürsorgliche Park-Cavalleriecommando hatte den Jüngern Nimrods für die Dauer der Reise durch den Park die Gewehre versiegelt.

Auf dem kleinen, nicht der Parkgesellschaft, sondern einem privaten Unternehmen gehörigen Dampfboote »Zillah«, das uns über den See brachte, fungierte der Capitän aus Ersparungsrücksichten auch als Steuermann, Cassier und Stewart; den Hauptschmuck des Bootes bildete ein unter dem Sternenbanner angebrachtes, capitales Wapiti-Geweih — eine in diesen Gegenden weit verbreitete Sitte; sah ich doch einmal sogar eine Locomotive, die auf dem Rauchfang ein Geweih trug.

Idyllische, lautlose Ruhe herrscht im Gebiete des Bergsees, den in prächtiger Umrahmung mächtige Berge umfassen, so der Mount Sheridan, Mount Cathedral, Grizzly, Eagle Peak und Mount Table. Vom Ufer an ziehen sich auf den Bergen bis zur Vegetationsgrenze unermessliche Forste empor, welche auch den Hauptstandort der hier heimischen Büffel bilden; eine kürzlich diese Stelle passierende Gesellschaft soll sogar einige dieser Riesen der Thierwelt vom Schiff aus gesehen haben. Zahlreiche Enten sowie Gänse bevölkerten den See und tummelten sich in nächster Nähe unseres Fahrzeuges umher; in einiger Entfernung sahen wir Schwäne und Pelikane, und auf einer kleinen Sandbank saß ein Seeadler mit schneeweißem Kopf und Stoße.

Das Yellowstone Lake Hotel, ein ebenfalls geschmackloser Bau, steht auf einem kleinen Hügel oberhalb des Sees und ist mir infolge seiner Lage sowie seiner Aussicht das sympathischeste unter allen Hotels im Parke, die ich bisher kennen gelernt habe.

Da mir der Besitzer des Dampfers den Vorschlag gemacht hatte, vor Sonnenuntergang noch auf Lachsforellen zu fischen, fuhren wir in zwei kleinen Booten bis zur Austrittstelle des Yellowstone-Flusses aus dem See, dort unser Glück zu versuchen; ich fischte mit einer Schleppangel und einer Fliege, doch war nicht viel Aussicht auf Erfolg vorhanden, weil nur die Monate Juli und August für den Fischfang günstig sind und die Fische infolge der Kälte wenig Neigung zeigten, anzubeißen. In dem prächtig klaren Wasser des Flusses, in dem man überall, selbst bei bedeutender Tiefe bis auf den Grund sehen konnte, tummelten sich zwar zahlreiche Fische, aber auch die verlockendsten Fliegen übten lange keine Anziehungskraft, bis endlich zwei Lachsforellen der Versuchung doch erlagen und Imhof zur Beute fielen, der mit mir im Boote saß. Diese Salmoniden zeichnen sich hier durch besonders schöne Färbung aus, da ihre goldgelbe und rosenrothe Haut mit zahlreichen, dunklen Flecken bedeckt ist.

Ein gleichfalls dem Fischfang obliegender Deutscher, dem wir zufällig begegneten, versicherte uns, dass die Fische am Morgen noch etwas besser angebissen hätten, die jetzige Stunde jedoch ganz ungeeignet sei, so dass wir uns zum Rückzuge entschlossen, während desselben durch das herrlich schöne Untergehen der Sonne, ein Alpenglühen und den gleichzeitigen Aufgang des Mondes über dem stillen Bergsee für den wenig befriedigenden Fischfang reichlich entschädigt.

Für den späten Abend wurde uns noch der Anblick eines Bären versprochen, welcher, wie man im Hotel behauptete, nach Anbruch der Dunkelheit täglich dem beim Hause befindlichen, mit den zahlreichen weggeworfenen Conservenbüchsen ausgestatteten Düngerhaufen seinen Besuch abstattet; tagszuvor hatte ihn eine Gesellschaft bei seinem Mahl überrascht, worauf er brummend einen Baum erkletterte und von den Anwesenden mit Holzstücken beworfen wurde. Trotz langen Wartens bekam ich nichts zu Gesichte, fand aber einen Pferdecadaver, der bereits von einem Bären angeschnitten war.

Eine stark decolletierte und mit Brillen versehene ältliche Hebe, die einen äußerst komischen Eindruck machte, bediente uns beim Souper. Nachtsüber mussten wir in den ofenlosen, feuchten Zimmern empfindliche Kälte ertragen.

Grand Cañon Hotel, 25. September.

Vor Kälte klappernd verließen wir am frühen Morgen unser Lager, um unter wolkenlosem Himmel nochmals dem Fischfange zu obliegen; der Dampfschiffbesitzer, welcher neben dem Hotel wohnt und einer der wenigen zuvorkommenden Amerikaner war, die ich kennen lernte, lieh uns das nöthige Angelgeräthe, mit welchem ausgerüstet wir nach einer kleinen Traversade über den See bald wieder am Flusse waren. Diesmal fischte jeder von uns allein in einem Boot, und ich ließ mich weiter flussabwärts rudern, weil ich dort eine günstigere Stelle vermuthete.

Während der Überfahrt konnte ich die zahlreiche Arten aufweisende Vogelwelt des Yellowstone Rivers beobachten; Entenflüge zogen unausgesetzt auf und nieder, Gänse flatterten mit lautem Geschrei auf, Möven strichen eleganten Fluges pfeilschnell einher und Bussarde, Weihen und Fischadler zogen ihre Kreise über dem Kahne, dessen Bewegungen von den Hehern, die auf dem Ufer aufgebaumt hatten, mit heiseren Lauten begleitet wurden.

In einer kleinen Bucht, die mir für den Fang günstig schien, legte ich das Boot vor Anker und gieng mit großer Geduld an mein Werk; zu meiner Freude biss nach etwa einer Stunde die erste Forelle an, welcher nach längeren Zwischenräumen weitere vier Stücke folgten, deren jedes ungefähr ein Kilogramm wog; einige andere Forellen, die ich schon erbeutet glaubte, giengen mir wieder verloren, da es mitunter nicht möglich war, die an der Angel hängenden, blitzschnell umherschießenden Fische sofort ins Boot zu bringen. Man konnte deutlich erkennen, wie die Fische infolge der Kälte nur widerstrebend die lockende Fliege annahmen, die sie oftmals umspielten, ohne darnach zu schnappen. In der guten Saison muss der Fischfang hier einen sehr unterhaltenden Sport bilden, da man zu jener Zeit, wie ich hörte, binnen kürzester Frist an hundert Stücke fangen kann.

Als in der Folge keine Forelle mehr anbeißen wollte und mein Bemühen auch an einer anderen Stelle fruchtlos blieb, vereinigte ich mich mit den anderen Herren, die ebenfalls einige Beute hatten, und kehrte zum Hotel zurück, wo sieben in der Nacht gefangene und getödtete Stinkthiere zu sehen waren. Diese besitzen einen dachsartigen Körper und weiches, schwarz und weiß gefleckte Fell; da sie die ganze Umgebung, in der sie sich befinden, durch ihren penetranten Geruch verpesten, werden sie eifrig verfolgt.

Nachmittags machten wir uns in unserer Coach auf den Weg zum Yellowstone Cañon, zuerst dem Ufer des Sees, dann jenem des Yellowstone-Flusses folgend. Bald hörte der geschlossene Wald auf und machte freien, mit Artemisia-Pflanzen bedeckten Stellen Platz, die, von Bäumen umgeben, dem Wild ein treffliches Äsungsterrain bieten; wohl manche Büffelherde dürfte einstmals diese Plätze aufgesucht haben.

Auf halbem Wege, nächst der Straße, zeigt sich eine der seltsamsten Erscheinungen des Parkes, der Mud Cauldron oder Schlammgeyser, ein tiefer Trichter, aus dessen seitlicher Öffnung unausgesetzt unter starker Dampfentwickelung und dumpfem Dröhnen blaugrauer, kochender Schaum ausgeworfen wird, was sich recht unheimlich ausnimmt. Jeder Gegenstand, der hineingeworfen wird, verschwindet in der schauerlichen Öffnung für immer, nur Holzstücke kommen manchmal für kurze Zeit, doch bereits ganz zersetzt wieder an die Oberfläche.

Das nördlicher gelegene Hayden Valley, ein völlig baumloses, ödes Thal mit wellenförmigen Hügelketten, wird von einem Bächlein in Schlangenwindungen durchflossen; ein noch sichtbarer, ausgetretener Pfad zeigt den Weg an, den einst ein ganzer Indianerstamm, nach bedeutenden Verlusten im Kampfe gegen andere Stämme mit Weib und Kind aus den südlichen Gebieten in den Norden auswandernd, benützt hatte. Heutzutage ist es den Indianern untersagt, das Territorium des Yellowstone-Parkes zu betreten.

Als wir eben über eine Brücke gefahren waren, erblickte ich ein Stinkthier vorbeiwechseln; dem Kutscher »Stop« zurufen, die Stöcke ergreifen und aus dem Wagen springen, war Eins, und nun begann eine sehr heitere Jagd, bei der wir Steine als Wurfgeschosse verwendeten. Das Stinkthier wollte, obwohl in die Enge getrieben, durchaus nicht das Wasser annehmen, sondern lief am Ufer auf und ab, bis es sich endlich stellte und von seinem letzten Rettungsmittel, einem abscheulichen Parfum, den ausgiebigsten Gebrauch machte, was uns aber nicht abhielt, es gleichwohl zu erbeuten. So hatten wir im Gefilde des Parkes, wenn auch ohne die Gewehre benützt zu haben, doch eine Strecke zu verzeichnen; ich gab Auftrag, diese auf dem zweiten Wagen unterzubringen, und dann fuhren wir, die lustige Stinkthierjagd besprechend, fröhlich weiter.

Kaum waren wir im Grand Cañon Hotel, unserer Nachtstation, angelangt, als Hodek auch schon mit der Meldung eintraf, dass der Kutscher des zweiten Wagens die Mitnahme des Stinkthieres nicht

zugelassen habe; er — Hodek — habe eben versucht, dasselbe an die Achse zu binden, doch sei der Kutscher vom Bocke gesprungen und habe es weit weg geschleudert, was zu einem heftigen Auftritte zwischen beiden geführt habe. Das Stinkthier war daher liegen geblieben; ich wollte aber die schwer errungene Beute nicht fahren lassen, und so wurde nun Kriegsrath gehalten, was zu thun sei, umsomehr als das Thier auch nicht ins Hotel gebracht werden durfte. Endlich siegte eine bedeutendere Anzahl von Dollars über die Bedenken des Kutschers, der mit Hodek zurückritt, und bald lag der Balg unseres Stinkthieres in einer Blechbüchse wohl verpackt bei den Gepäcksstücken.

Die größte Sehenswürdigkeit des Parkes ist unstreitig der große Cañon des Yellowstone-Flusses, welcher allein schon eine Reise nach dem Nationalparke verlohnen würde. Durch Erfahrungen gewitzigt, hatte ich mich auch der Anpreisung dieser Naturschönheit gegenüber sehr reserviert verhalten, gestehe jedoch gerne, dass hier meine Erwartungen weitaus übertroffen worden sind.

Wir kamen gerade zu rechter Zeit an, weil der Abend kurz vor Sonnenuntergang der günstigste Moment für die Besichtigung des Cañons ist, und fuhren in einem kleinen Wagen, welcher den mangelhaften Zustand des Waldweges unserer Erinnerung schonungslos einprägte, vom Hotel ab. An mehreren niedrigen Aussichtspunkten vorbeikommend, welche uns die Pracht des Thales bereits ahnen ließen, sehen wir uns endlich am Fuße des 460 *m* über den Yellowstone aufragenden Inspiration Points. Da liegt sie nun vor uns, die mehr als 300 *m* tief abstürzende Schlucht, mit steilen, fast senkrechten Wänden, welche phantastisch geformte Vorsprünge mit wild zerrissenen Spitzen und Felsennadeln aussenden, während sich der Fluss in der Thalsohle einem blauen Bande gleich dahinschlängelt. Die coulissenartig nebeneinander aufstrebenden Felszacken zeigen selbst ebenfalls die kühnsten Gestaltungen und schließen kleine Schluchten sowie Schutthalden, mit abgebröckeltem Gestein erfüllt, ein; der Rhyolith, aus welchem die Felsen bestehen, unterliegt eben sehr der Verwitterung und Zersetzung, so dass sich unausgesetzt einzelne Stücke ablösen und die Zerklüftung immer weiterschreitet.

Bei weitem das Schönste und Eigenartigste des Cañons sind die mannigfaltigen Färbungen, in welchen das felsige Gestein und vor allem die Schütten erglänzen; alle nur erdenklichen Farben in den verschiedensten Schattierungen sind hier vertreten, doch herrschen gelb, roth,

rosa und weiß vor. Besonders in Roth finden sich alle Nuancen vom dunkelsten Blutroth bis zum zartesten Rosa, wie solche kaum ein wohlausgestatteter Farbenkasten aufzuweisen vermag; die einzigen dunklen Stellen werden von wenigen, verkrüppelten Kiefern gebildet, die sich in Felsspalten fortfristen. Vermöchte selbst der Pinsel eines Malers alle die Farben, die wir hier erschauen, in ihren Abtönungen und in ihrem Schmelze sowie die bizarren Formen des Gesteines getreu wiederzugeben, so würde doch jedermann behaupten, dass das Bild unnatürlich sei und ein ähnliches in der Natur nicht existieren könne. Selbst die detaillierteste Beschreibung von Meisterhand wäre durchaus ungenügend, um eine zutreffende Vorstellung von der hier in so überraschender Fülle entwickelten seltsamen Pracht und Herrlichkeit zu vermitteln. Wer diese in ihrer ganzen Größe erfassen will, muss hier an einem schönen Herbstabende geweilt haben, um einen Traum der kühnsten Einbildungskraft verwirklicht zu sehen.

Im Beginne der Schlucht zeigt sich der Große oder Untere Wasserfall des Yellowstones, welcher an dieser Stelle schäumend und tosend über eine senkrechte Felswand von fast 100 *m* Höhe herabstürzt, während der Obere Wasserfall, in weiter Ferne liegend, nur als silberweißer Punkt erscheint; gegen die andere Seite zu verliert sich die Schlucht in bewaldeten Bergen, die abends eine dunkelviolette Färbung annehmen, während hinter diesen ein schneebedeckter Bergriese die Scenerie effectvoll abschließt. Diesem herrlichen Anblicke kann ich nur jene wenigen Momente, da sich in Dardschiling der Nebel zertheilte und mir die Spitzen des Himalayas in ihrer jungfräulichen Majestät enthüllte, würdig zur Seite stellen.

Der Inspiration Point, eine mitten im Cañon gelegene, für Schwindelfreie nicht allzuschwierig erreichbare Felsspitze, ist für die Rundschau der günstigste Punkt; umsomehr nahm es mich Wunder, dass für den Schutz der Reisenden an diesem Orte gar nicht gesorgt ist und weder Geländer noch Stufen den immerhin gefährlichen Weg erleichtern, vor dessen Zurücklegung bis zum äußersten Punkte ich jeden, der nicht Bergsteiger ist, warnen möchte.

Je tiefer die Sonne hinter die Berge sank, um so wechselnder wurde auch das Spiel der Farben, so dass wir, in Bewunderung versunken, uns lange von dem Schauspiele nicht trennen konnten, bis die wiederholte Mahnung des Kutschers, welcher die Rückfahrt in der Dunkelheit scheute, zwang, vom Inspiration Point zu scheiden. Einige große Steine, die wir zuvor noch abrollten, sprangen donnernd

von Absatz zu Absatz, durchsausten die enorme Fallhöhe in wenigen Secunden und verschwanden aufklatschend im Fluss. Auf einer der Felsnadeln, an deren höchste Spitze geklebt, entdeckten wir einen großen Adlerhorst, dessen Erbauer sich ein wohl unersteigliches Plätzchen gewählt haben.

Abends stöberten drei Bären, anscheinend eine Alte mit zwei Jungen, in dem kaum 200 Schritte vom Hotel entfernt liegenden Haufen von Conservenbüchsen, bei welcher Beschäftigung ein Herr, der sich schon vorher in der Nähe des Platzes verborgen hatte, die Thiere erblickte; als aber der ganze Schwarm Reisender, darunter auch wir, herbeieilte, verschwanden die Bären leider auf Nimmerwiedersehen, weil die Hotelgäste, besonders aber die Damen, äußerst unruhig waren, schwätzten und kicherten, was wohl selbst einen zahmen Bären vertrieben hätte.

Ohne das unerbittliche »No Shooting« hätte ich mich gewiss an diesem allerdings nicht poetischen Platz angesetzt, überzeugt, dass ich im Laufe der Nacht zum Schusse gekommen wäre.

Mammoth Hot Springs Hotel, 26. September.

Da ich die Wunder des Great Cañons noch einmal schauen wollte, eilte ich bei Sonnenaufgang zu einem anderen Aussichtspunkte, dem Look-out Point. Die Sonne leuchtete grell in das Farbenlabyrinth und ließ besonders die gelben Töne intensiv hervortreten; in der Schlucht strich ein Fischadler auf und nieder, und über uns auf steiler Spitze war abermals ein Adlerhorst zu sehen. Vom Look-out Point stieg ich einen sehr steilen und für unsere städtischen Stiefletten ziemlich wenig geeigneten Weg gegen den Großen Wasserfall bis zu einer Klippe hinab, welche über demselben liegt und einen guten Überblick über die Stromschnellen und den Kessel des Falles ermöglicht, in dem starke Baumstämme umherwirbelten.

Da die Coach noch nicht zur Stelle war, beschlossen wir, eine kleine Jagd auf die allerliebsten, gestreiften Eichhörnchen, welche auf den Bäumen und dem Boden umherhuschten, zu veranstalten; es gab deren sehr viele, doch konnten wir, da Stöcke und Steine unsere einzigen Waffen bildeten, nur ein Exemplar erbeuten.

Die bald nach diesem verpönten Vergnügen angetretene Fahrt gieng in westlicher Richtung durch waldiges Hügelland und bot wenig Abwechslung; unmittelbar bevor wir das Norris-Hotel erreichten und

wieder auf die uns schon bekannte Route kamen, ersahen wir in einer Schlucht Basaltfelsen von abenteuerlicher Gestaltung, darunter als hervorragendsten einen großen Block, »des Teufels Ellbogen«.

Bei dem drolligen Irländer frühstückten wir wieder in dem fliegenreichen Zelt und unternahmen, da die Kutscher erklärten, sie müssten die Pferde hier wenigstens anderthalb Stunden rasten lassen, in der Umgebung, möglichst gedeckt vor den aufmerksamen Augen der Soldaten, eine Fortsetzung der vormittägigen Jagd auf Eichhörnchen.

Eine Unzahl gestürzter Bäume und Holzstücke, unter welche sich die überaus flinken Thierchen blitzschnell verkrochen, und Erdbaue mit weitverzweigten Gängen, die gleichfalls als Schlupfwinkel dienten, erschwerten unser Beginnen. Nachdem wir jedoch einige Zeit tüchtig umhergelaufen waren, hatten wir endlich fünf Stück auf der Strecke, darunter eines in lebendem Zustande, das, arg bedrängt, in eine leere Conservenbüchse geflüchtet war.

Während wir bei der Hinfahrt die Strecke zwischen Norris Geyser Bassin und Mammoth Hot Springs im Winterkleid und bei bedeutender Kälte gesehen hatten, bot jetzt die Landschaft ein ganz anderes Bild; der Schnee war vor den wärmenden Sonnenstrahlen gewichen, so dass die bunte Färbung der Laubbäume, welche zwischen roth, gelb und grün wechselte, zur vollen Wirkung kam, insbesondere auf dem prairieartigen Hochplateau und den Lehnen um den Swan Lake. Beim Beaver Lake zeigte sich leider keiner seiner Bewohner, der emsigen Biber, wogegen wir knapp vor dem Golden Gate einen anderen seltenen Repräsentanten der amerikanischen Thierwelt, nämlich eine Gabel-Antilope, einen auffallend starken Bock, erblickten, der auf Schussdistanz vom Wagen über die freie Fläche wechselte und wiederholt ohne jedes Zeichen von Scheu stehen blieb. Diese Antilope — Amerika besitzt nur diese eine Art — erinnerte mich in Gang und Gebaren sowohl an unser Reh, wie an die Gemse; sehr originell ist das hakenartig gebogene, starke Gehörne.

Kurz darauf sah ich auf ungefähr 200 Schritte wieder ein merkwürdiges Thier durch die niederen Büsche der Prairie wechseln, das ich zuerst nach Farbe und Gang für einen Biber hielt; doch bald erkannte ich, dass es ein Stachelschwein war, welches unsere Anwesenheit bemerkt und sich bereits zur Flucht gewendet hatte. Rasch sprangen wir vom Wagen, stürmten bei möglichster Ausnützung unserer Lungen und Beine dem Thiere nach und parforcierten es nach ausgiebigem Dauerlauf; als die Distanz zwischen uns und dem Stachel-

schwein immer geringer wurde, warf es sich in eine Grube, in der es mit einem Jagdmesser den Fang erhielt. Das amerikanische Stachelschwein unterscheidet sich nicht unwesentlich von dem indischen; die Stacheln sind bedeutend kürzer, am vorderen Theile des Körpers hat es lange borstige Haare und ist dunkler gefärbt.

So hatten wir denn, ohne das »No Shooting« im Yellowstone-Parke übertreten zu haben, doch ein Stinkthier, ein Stachelschwein und sechs Eichhörnchen, nebst einem unschuldigen Finken, welcher bei der Eichhörnchenjagd durch ein Wurfgeschoss getroffen worden war, auf der Strecke und hoben, obgleich die Jagd keine sehr edle in Sanct Huberto genannt werden konnte, unsere letzte und interessanteste Beute gleichwohl freudig auf den Wagen.

Gegen Abend langten wir im Mammoth Hot Springs Hotel ein, wo unser eine arge Enttäuschung harrte; denn die lange erwartete und mit Bestimmtheit zugesagte Post war noch immer nicht eingetroffen.

Mammoth Hot Springs Hotel — Livingston, 27. September.

Da auch mit dem Morgenzuge noch immer keine Postsendung eingelangt war, machte ich, die Zeit bis zur Abfahrt nach Cinnabar benützend, dem Captain Anderson, Commandanten der hier bequartierten Cavallerieabtheilung, einen Besuch, um dessen kleine, zur Absendung nach Washington bereitgehaltene Menagerie zu beschen. Captain Anderson hatte mich am Abende vorher in gelinde Verzweiflung versetzt, als er mir versicherte, dass er uns, wenn ihm unsere Wünsche nur wenige Tage vorher bekannt geworden wären, die Erlaubnis hätte erwirken können, im Parke Raubwild schießen zu dürfen. Wie leicht hätte ich da einen der conservenlüsternen Bären erlegen können!

Der Capitän bewohnt ein nett eingerichtetes Holzhaus und wusste mir manch interessantes Detail über die Verhältnisse im Parke zu erzählen. Seine Escadron hat einen sehr anstrengenden Dienst, da viele Posten und Patrouillen zu versehen sind, die hauptsächlich auf die zahlreichen Wilddiebe zu fahnden und bei deren Keckheit wohl auch manche Gefahr zu bestehen haben. Einem Wilderer wurde kürzlich ein nettes Pony abgenommen, das in der Nähe des Wohnhauses stand.

Die Menagerie war klein, zählte aber bemerkenswerte Stücke, so ein Stachelschwein, einen jungen Bussard, ein dachsartiges, mir unbekanntes Thier, drei ziemlich zahme Biber, die sich sogar aus

dem Käfige herausnehmen ließen und frei umherspazierten. In einem eisernen Käfige saß ein schwarzer Bär, welcher erst vor wenigen Tagen gefangen worden war und nun auch die Reise nach Washington antreten sollte. Vier reizende Wapiti-Kälber waren ganz zahm, kamen auf einen Ruf herbei, uns neugierig beschnüffelnd, während ein Fuchs schleunigst seinen künstlichen Bau aufsuchte und von Zeit zu Zeit mit schlauem Blick aus einer Röhre hervorlugte, sich aber bei jeder Annäherung sofort wieder zurückzog.

Im Laufe des Vormittags langten einige Karawanen von »Sauerteig-Touristen« an, welchen Namen hier die mit hochbepackten Wagen, mit Kind und Kegel den Park durchziehenden und ihn nun verlassenden Familien führen, deren mehreren wir bereits am ersten Tag unserer Tour begegnet waren. Gefährte, Gepäck und Insassen trugen deutlich wahrnehmbare Spuren des zigeunerhaften Umherstreifens an sich. Die Art, in der diese Naturschwärmer den Park bereisen, ist zweifellos eine höchst eigenthümliche und uns kaum verständliche Form, Sommerfrische zu genießen. Irgendwelchen Ansprüchen an Comfort dürfen die Reisenden nicht huldigen, und ob sie für die mannigfachen Entbehrungen der mühseligen Fahrt in der Ungebundenheit des Daseins Ersatz finden, da dieses doch von der Gunst des Zufalles und von der Laune des Wetters abhängig ist, mag dahingestellt bleiben, scheint aber der Fall zu sein.

Auf dem kleinen Platze besichtigte ich noch eine Abtheilung Cavallerie, ungefähr eine halbe Escadron, welche unter Commando eines Officiers exercierte. Die Truppe übte Aufmärsche und Bewegungen, die etwas complicierter als bei uns ausgeführt wurden; die Entwickelung einer Schwarmlinie, bei welcher zu Pferde der Carabiner ergriffen wird, scheint eine der wichtigeren Evolutionen zu sein. Die Pferde waren auffallend groß, stark und auch gut, zumeist Schimmel; das Reiten der Leute und besonders die rüde Behandlung der Pferde waren mir weniger sympathisch. Die Reiter trugen einheitlich dunkelblaue Uniformen mit gelben Lampassen auf den Beinkleidern, hiezu graue Schlapphüte und hohe, schwere Stiefel; die Bewaffnung bestand aus Säbel, Revolver und Carabiner; dieser und der Säbel waren am Sattel befestigt.

Nach Cinnabar kamen wir diesmal rascher als bei der Herfahrt, weil die Wege in besserem Zustande waren und es größtentheils bergab gieng. In dem genannten Orte mussten wir noch lange auf den Abgang des Zuges der Northern Pacific Railroad warten, welcher uns

über Livingston nach Butte City bringen sollte, von wo aus wir das Centrum des Mormonenthums, Salt Lake City, unser nächstes Reiseziel, zu erreichen gedachten.

Während der Wartezeit in Cinnabar unterhielten wir uns mit einem alten Sachsen, der vor 30 Jahren seiner Heimat entlaufen war, um in Amerika ein freies Jäger- und Trapperleben zu führen, das ihm anscheinend sehr gut anschlug; gegenwärtig betreibt der Mann einen schwunghaften Handel mit Bärenfellen und versteinertem Holze. Mit besonderer Begeisterung erzählte er von seinen Jagdzügen, auf welchen er das aus dem Park auswechselnde Wild schießt, that jedoch, als ich ihn fragte, ob er verheiratet sei, sehr entrüstet und bekannte sich somit als überzeugungstreuer Hagestolze.

Infolge eines günstigen Zufalles bekam ich hier auch die kühnste Reiterin der Gegend zu Gesichte, welche selbst das stützigste und wildeste Pferd zu bändigen vermag, dafür aber, was Schönheit und weibliche Anmuth betrifft, von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt worden ist.

In Livingston mussten wir unseren Pullmann Car auch als Nachtquartier beziehen, weil der Zug nach Butte City erst um 4 Uhr morgens eintreffen sollte. Erstere Stadt ist ein bekannter Handelsplatz für Felle und Pelze; in den Läden sind käuflich: Puma-, Bären-, Wolf-, Fuchs-, Katzen- und Marderfelle, Büffeldecken, zahlreiche Geweihe, unter welchen sich capitale, vom Wapiti- und Black-tail-Hirsche sowie vom Bergschafe stammende Exemplare befanden; weiters eine Menge Indianercuriositäten, als Waffen, Schmuck und verschiedene Erzeugnisse der Hausindustrie.

Die Preise, welche die Händler forderten, waren geradezu unverschämt; doch nicht genug an dem, mussten wir es gewissermaßen als einen Act der Gnade erbitten, das gewünschte Stück um unser gutes Geld kaufen zu dürfen oder gar eine Emballage zu erhalten. Ein einfacher Indianerkotzen kostete 10 Dollars, ein schlecht ausgestopftes Büffelhaupt 600 Dollars und ein Paar Wapiti-Stangen bis zu 200 Dollars; doch ward trotz alledem unsere Kauflust eine sehr rege, weil wir manche schöne Objecte ausfindig machten.

Als ich abends zwei meiner Herren mit allen nöthigen Attesten und Beglaubigungen zum Postmeister sandte und diesen ersuchen ließ, die für uns bestimmte und mit uns fast gleichzeitig eingelangte, nach Mammoth Hot Springs Hotel adressierte Postsendung hier in Livingston auszufolgen, musste ich einen neuerlichen Beweis ameri-

kanischer Unfreundlichkeit erleben, der unsere gute Laune arg trübte. Obschon die Herren überdies ein Schreiben des Postmeisters von Mammoth Hot Springs Hotel vorwiesen, worin dieser seinen Collegen ersuchte, uns die verspätet eingelangte Post einzuhändigen, und letztere eben auf dem Schalter lag, so dass einzelne Adressen lesbar waren und sich constatieren ließ, dass sich unter den Briefen auch solche befanden, deren baldiger Empfang für mich von Wichtigkeit war, wollte der unhöfliche Postmeister unsere Post um keinen Preis herausgeben, sondern beharrte, aller zur Umstimmung angewandten Mittel ungeachtet, darauf, dieselbe nach ihrem Adressorte weiterzusenden; schließlich stülpte er den Hut auf und verließ, ohne weiter ein Wort zu sagen, sein Bureau.

Butte City — Salt Lake City — Colorado Springs — Manitou — Chicago — Niagara Falls — New York.

Butte City — Salt Lake City — Colorado Springs — Manitou — Chicago — Niagara Falls — New York.

Livingston—Butte City, 28. September.

Der Zug führte uns auf einer Zweiglinie der Northern Pacific Railway in südöstlicher Richtung durch eine öde und traurige Gegend, durch uncultiviertes, hügeliges Terrain, und nur in der Ferne waren die Gipfel der Rocky Mountains zu erblicken; allenthalben sahen wir Vieh in großer Zahl, welches trotz des ärmlichen Bodens gut genährt schien. Anderthalb Stunden vor Butte City wurde das Land gebirgig, die Eisenbahn übersetzte auf hohen Holzbrücken tief eingeschnittene Thäler und Schluchten; zahlreiche rundliche Felsblöcke auffallender Größe lagen überall umher, spärlichem Baumwuchse nur wenige freie Stellen einräumend.

An vielen Punkten nahmen wir deutliche Anzeichen des Bergbaues wahr, welcher in diesem erzreichen Districte der Rocky Mountains lebhaft betrieben wird und dessen Centrum Butte City ist. Diese, eine Minenstadt im vollsten Sinne des Wortes und in einem bergumrandeten, kahlen Thale gelegen, ist schon aus der Ferne an den rauchenden Schloten kenntlich. Im Mittelpunkte des städtischen Weichbildes ragt ein erzreicher Hügel auf, dessen Kupfer- und Silberschätze durch mehrere Minen erschlossen sind; die zu diesen gehörigen Maschinenhäuser, verschiedene Wäschereien und große Haufen tauben

Gesteines bedecken des Hügels Oberfläche; kleine Bahnen, auf denen Wagen und Hunde mit den gewonnenen Erzen rollen, führen von Werk zu Werk; überall dampft, hämmert und pocht es.

Um diesen Hügel reihen sich die Stadt und einzelne Ansiedelungen, welche im Laufe der Zeiten zu Vorstädten geworden sind, so dass Butte gegenwärtig 40.000 Einwohner zählt. Wenn amerikanische Städte schon überhaupt den Ruf genießen, geschmacklos erbaut zu sein und einen ernüchternden Eindruck hervorzubringen, so leistet Butte City hierin wohl das Ärgste. Man denke sich ein Gemeinwesen von beträchtlicher Ausdehnung, in dem nicht ein Baum, nicht ein grünender Fleck das Auge erfreut, die Häuser kunterbunt auf den Lehm oder Sand hingebaut sind, in den entlegeneren Straßen beinahe an Zigeunerwagen gemahnen, überall aber das Non plus ultra der Geschmacklosigkeit erreichen; die Straßen sind holperig wie elende Landwege. Und doch leben in der Stadt zahlreiche Millionäre, die sich aber hier keinerlei Annehmlichkeit gönnen, ihr trauriges Heim nicht zu verschönern verstehen und nur Dollar auf Dollar häufen.

Ein dichtes Netz von Drähten breitet sich über den Dächern aus und grellfarbige Annoncen mit aufdringlicher Reclame bedecken die Fronten und Seitenwände aller Gebäude. Innerhalb einer zweistündigen Rundfahrt habe ich nie abstoßendere Eindrücke empfangen als hier, bin aber doch befriedigt, Butte City gesehen zu haben, weil meine Ansicht, dass man selbst sehen muss und sich sein Urtheil nicht durch Beschreibungen formen lassen darf, neuerlich bekräftigt wurde.

Es interessierte mich noch, eines der Bergwerke kennen zu lernen, und ich fuhr daher zu einer Mine, woselbst mir bedeutet wurde, dass Beamte und Arbeiter beim Lunch seien und der Betrieb eingestellt wäre, was den Schluss zuließ, dass europäische Schichteneintheilung, bei welcher eine Stockung in der Arbeit vermieden bleibt, hier im »freien« Lande wohl nicht durchführbar ist. Nach längeren Pourparlers erklärte sich ein Arbeiter bereit, uns das Bergwerk zu zeigen, das auf 335 *m* abgeteuft sein soll und in das wir zu sieben auf einer Schale einfuhren, die eigentlich nur für vier Personen bestimmt ist. Zum Glücke machten wir schon im zweiten Horizonte halt und verfolgten, jeder mit einer flackernden Kerze versehen, einen Stollen, bis wir, über mehrere Leitern kletternd, an die Arbeitsplätze kamen. Hier zeigten sich die kupfer- und silberhältigen Adern in einem Gesteine, das merkwürdigerweise auf eine lehmartige Masse führt. Der Abbau geschieht in Terrassen, welche übereinanderliegen und durch starke Holzpfeiler gestützt sind, wie denn

auch an anderen Stellen mit dem hierlands so wohlfeilen Holze nicht gespart wird. Der Ertrag des Bergwerkes dürfte ein mäßiger sein, weil es nur 60 Arbeiter beschäftigt und ziemlich verwahrlost aussieht; ich verzichtete daher auf den Besuch der zur Zeit ebenfalls feiernden Wäscherei und Schmelzerei und kehrte zum Bahnhofe zurück.

Daselbst begann eben eine geraume Zeit währende Verschiebung unseres Waggons, wobei, wie wir schon öfter zu erfahren Gelegenheit hatten, die Maschinen so heftig anprallten, dass die Waggons nur durch ihre vortreffliche Construction vor Beschädigung bewahrt wurden.

Leichten Herzens schieden wir von Butte City und fuhren bis zum Einbruche der Dunkelheit südwärts gegen Salt Lake City durch ein kahles Thal mit zahlreichen kleinen Stationen; längs der Bahn tummelten sich vielköpfige Herden. Einige schöne Lichteffecte, welche die scheidende Sonne in den Bergen hervorzauberte, entschädigten einigermaßen für die Eintönigkeit der Gegend.

Salt Lake City — Colorado Springs, 29. September.

Ein fruchtbares Thal weist Getreide- und Obstbau, vor allem aber ausgedehnte Kürbis- und Melonencultur auf, doch sind die Lehnen ebenso kahl, wie die am Vortage passierten. Bald entdeckten wir den großen Salzsee, welcher 129 *km* lang und 48 *km* breit ist und sich durch seinen hohen Gehalt an Salz auszeichnet; letzterer beträgt 22·4 Procent gegen 3·5 Procent im Meerwasser und wird nur von jenem des Todten Meeres mit 25 Procent übertroffen. Kurz vor Salt Lake City näherten wir uns dem Seeufer und passierten mehrere Badestellen, so auch die heilkräftigen Beck's Hot Springs. Zinnoberrothe Büsche, welche die sonst kahlen Bergabhänge bedeckten, brachten einige Abwechslung in das recht monotone Landschaftsbild.

In Salt Lake City bestiegen wir sogleich Wagen, um an die Besichtigung des »Tabernakels«, des Hauptheiligthums der Mormonen, und der sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt zu gehen.

Stifter der Mormonen-Secte ist Joseph Smith, der in seinem 25. Lebensjahre am 6. April 1830 zu Fayette, einem Städtchen des Staates New York, seine Anhänger zu einer Gemeinde organisiert hatte; im nächsten Jahre war diese nach Ohio und 1833, von hier verjagt, nach Missouri übersiedelt. Auch aus diesem Staate ausgewiesen, wandten sich die Mormonen über County Caldwell nach Illinois, woselbst sie im Jahre 1840 in der Grafschaft Hancock die Stadt Nauvoo und einen

schönen Tempel erbauten, doch mit den übrigen Einwohnern in Feindseligkeiten geriethen, die vier Jahre nach der Gründung Nauvoos zu dessen Zerstörung und zu offenem Kampfe führten, bei dem Smith den Tod fand. Brigham Young, der Nachfolger Smiths im Prophetenthume, wanderte mit 1500 Mann aus und zog auf beschwerlichen Pfaden über die Rocky Mountains bis zum Großen Salzsee, woselbst die Gemeinde sich 1847 niederließ und den Staat Utah begründete. Als dieser schon nach drei Jahren als Territorium anerkannt wurde, ernannte die Unionsregierung Brigham Young zu dessen Gouverneur, worauf trotz mancher Conflicte eine Zeit besonderer Blüte der Colonie folgte; in unseren Tagen ist aber ein Rückgang bemerkbar, die Zahl der Gentiles — Nichtmormonen — hat sehr zugenommen, wodurch die socialen Verhältnisse wesentlich verschoben erscheinen. Überdies hat auch die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten die Vielweiberei der Mormonen verurtheilt und sie zum Aufgeben dieser Institution gezwungen.

Eine Rundfahrt durch die Stadt zeigte uns, was hier geleistet worden ist und wie die Mormonen es verstanden haben, den sterilen Boden durch unermüdliche Arbeit urbar zu machen. Im angenehmen Gegensatze zu Vancouver und Butte City erblickten wir hier Alleen, welche die Straßen einsäumen, und rings um die Häuser geschmackvolle Gärtchen mit immergrünem, üppigem Rasen; an den Wänden der Gebäude ranken sich verschiedene Schlingpflanzen empor, so dass jede Behausung in erfreulicher Weise die Vorliebe der Bewohner für Nettigkeit und deren Wohlgefallen an grünendem Schmucke darthut. Bäume und Gärten lassen die schachbrettartige Anlage der Stadt weniger monoton erscheinen, und einzelne Bauten sind ganz geschmackvoll ausgestattet; durch die schnurgerade gezogenen Straßen saust eine ewig klingelnde Tramway mit elektrischem Betriebe, doch sieht man auch viele gute Traber vor leichte Wagen gespannt.

Das Tabernakel ist ein riesenhafter Bau von elliptischer Form, 76 *m* lang, 45 *m* breit und 21 *m* hoch; das Dach, von 44 schlanken Sandsteinpfeilern getragen, ist aus Holz construiert, mit eisernen Schindeln bedeckt und stellt eine der größten freien Bogenwölbungen der Welt dar. Der große Innenraum, welcher für die gottesdienstlichen Handlungen der Mormonen bestimmt ist, gleicht einem gigantischen Theater; das Parquet und die hölzerne Gallerie umfassen 8000 Sitzplätze, während im ganzen 12.000 Personen Raum finden können; am Westende befindet sich eine Plattform mit Stühlen für den Präsidenten,

die Bischöfe, die 12 Apostel und die Redner sowie für den Chor, der um eine mächtige Orgel angeordnet ist. Von außen erinnert das vollständig schmucklose Tabernakel an eine ungeheuerlich große Schildkröte.

Da nur jeden Sonntag um 2 Uhr nachmittags ein feierlicher Gottesdienst stattfindet, konnten wir einem solchen nicht beiwohnen, was wir lebhaft bedauerten. Die Akustik dieses gewaltigen Baues ist eine vorzügliche; man hört, trotz der Länge des Saales, jedes am entgegengesetzten Ende im Flüstertone gesprochene Wort und vernimmt sogar das Niederfallen einer Stecknadel auf die Galleriebrüstung, ein Experiment, welches unser Führer mit Stolz producierte.

Östlich vom Tabernakel liegt der neue, im Jahre 1862 vollendete Tempel, ein stattlicher Bau aus lichtgrauem Granit mit je drei Thürmen an den beiden Schmalseiten; der mittlere Thurm der ostwärts gewandten Hauptfaçade ist von einer Kolossalfigur aus reichvergoldetem Kupfer, den Mormonen-Engel Moroni darstellend, gekrönt. Da meiner Ansicht nach die Höhenverhältnisse dieses Gebäudes mit dessen Breite nicht in harmonierenden Einklang zu bringen sind, kann ich dasselbe nicht schön nennen; doch wirkt es durch seine Größe imposant. In dem Tempel werden geistliche Handlungen, so Trauungen, Taufen und die Consecrationen zu Priestern und Bischöfen vollzogen, sowie Predigten gehalten und besondere Gebete verrichtet. Der neue Tempel hat bis nun 4,000.000 Dollars gekostet und soll in seinem Innern reich decoriert sein; leider ist jetzt der Eintritt nur den Mormonen gestattet, weshalb wir uns mit der Besichtigung der Außenseite begnügen mussten.

Unweit des Tempels sahen wir das Tithing Storehouse, woselbst die Mormonen den ziemlich bedeutenden Zehnten in natura entrichten müssen und eben Gefährte mit abzuliefernden Waren standen. An diesen prosaischen Bau schließt sich ein kleiner Stadttheil, welcher ehedem Brigham Young, der seine Gemeinde wie ein kleiner Tyrann beherrscht hat, zu eigen war; hier sind das Bienenkorb- und das Löwenhaus, mit entsprechenden symbolischen Emblemen geschmückt, erwähnenswert, da in diesen Gebäuden zehn Frauen des Propheten wohnten, während dessen Lieblingsgattin eine gegenüberliegende Villa für sich allein besaß. Brigham Young hatte 42 Frauen und erfreute sich gesegneter Nachkommenschaft, deren Zahl, nach differierenden Mittheilungen, auf 56 bis 76 angegeben wird; wenn auch nur die erstgenannte Ziffer der Wahrheit entspricht, dürfte der seltene Familienvater nicht geringe Schwierigkeiten bei der Ernährung seines Hausstandes und der Erhaltung des häuslichen Friedens gefunden haben.

Unter den Gentiles cursieren sehr drastisch aufgefasste, photographische Caricaturen über das Eheleben Brigham Youngs, welche allein schon genügen würden, von dem Beitritte zu dieser Secte abzuhalten. Gegenwärtig leben noch drei Witwen des vielbeweibten Mannes, sowie einige Söhne; einem dieser Sprossen begegneten wir in den Straßen.

An der Stelle, wo Brigham Young mit seiner Mormonenschar nach langer Wanderung halt gemacht, das umliegende Terrain vertheilt und die Anlage der Stadt angeordnet hat, erhebt sich ein wenig geschmackvolles Standbild, einen Adler darstellend, welcher, einer brütenden Henne gleich, auf vier plumpen, eisernen Bögen sitzt. Das Grab des 1877 verstorbenen Brigham Young und mehrerer seiner Frauen liegt, nur mit einem schmucklosen Stein überdeckt, auf einem Rasenplatze, welcher von Pappeln und einem schmiedeisernen Gitter umgeben ist.

Die schönste Aussicht über Stadt und Umgebung bis zur weiten Fläche des Salt Lake bietet sich vom Prospect Hill dar; mit Freude ruht das Auge auf den zahlreichen Pappel-, Akazien- und Ahornalleen sowie auf den Gärten, über welche der Tempel und das Tabernakel unförmlich groß emporragen. Von hier ist auch das Fort Douglas zu sehen, welches vom »Uncle Sam« erbaut wurde, als die Mormonen mit den Gesetzen und Einrichtungen der Union allzusehr in offenen Widerspruch gerathen waren.

Unser redseliger Kutscher, der mit Freund »Whisky« auf recht intimem Fuße zu stehen schien, führte uns dann noch in der ganzen Stadt umher, zeigte uns die Häuser der hervorragendsten Mormonen und die schönsten Hotels, darunter das Templeton-Hotel, in dem ich mittels Lifts in das vierte Stockwerk fuhr, um auch von hier den Rundblick zu genießen.

Schließlich besuchten wir einige Curio Shops, in welchen sehr hübsche Objecte, besonders Mineralien aus den zahlreichen umliegenden Bergwerken, Erzeugnisse von Indianern und Felle feilgehalten wurden. Die Mormonen, welche ich bei dieser Gelegenheit sprach, machten kein Hehl daraus, dass sie sich durch die stete Zunahme der Gentiles sehr gedrückt fühlten und dass die Polygamie, obzwar sie gesetzlich nicht anerkannt sei, insgeheim doch fortbestünde.

Den Rest des Nachmittages verbrachte ich, während meine Herren nochmals in die Stadt fuhren, schreibend in meinem rollenden Hause, dem Pullmann Car. Gegen Abend entlud sich unter Donner und Blitz bei strömendem Regen ein arges Unwetter, welches uns bei der Abfahrt nach Colorado Springs das Geleite gab.

Colorado Springs, 30. September.

Auf der Strecke der Denver and Rio Grande Railroad rollten wir, nachdem wir uns bei Prevo City ostwärts gewendet hatten, unserem nächsten Ziele, Colorado Springs, zu. Landschaftlich ist diese Route als höchst interessant zu bezeichnen, weil der Schienenstrang eine ganze Reihe der großartigsten Cañons durchzieht. Enge Felsenthäler und Schluchten gibt es ja auch in Europa, doch weder in solcher Zahl und Ausdehnung, noch durch die grotesken Formationen ausgezeichnet, denen wir hier begegnen. Leider verdarb uns schlechtes Wetter zumeist den Genuss der Scenerie; denn es schneite, als wir den Cañon des Grand Rivers durchfuhren, in dichten Flocken und Nebelmassen bedeckten die Bergspitzen sowie die höheren, mitunter bis zu 750 *m* beinahe senkrecht aufragenden Wände.

An vielen Stellen ist die felsumstarrte Schlucht so enge, dass die Bahn und der Fluss gerade knapp nebeneinander Raum haben und das Tageslicht nur zwischen kolossalen, schroffen Wänden einfallen kann; dennoch haben in den Felsspalten verkrüppelte Kiefern Wurzeln geschlagen, und wo ein Fleckchen Erde zwischen den Steinen übriggeblieben ist, lugen intensiv roth und gelb gefärbte Büsche hervor. Die Sandsteinfelsen nehmen die abenteuerlichsten Gestaltungen an, verwitterte und zerbröckelte Partien wechseln mit tiefen, langen Rissen und Höhlungen ab, und man wähnt jeden Augenblick, überhängende Mauern oder Blöcke in die Tiefe stürzen zu sehen, in welcher der schäumende Fluss sein Bett immer mehr und mehr eingräbt; durch die Gewalt der Eisbildung abgesprengte Felsblöcke thürmen sich stellenweise zu mächtigen Massen, das prachtvolle Bild ergänzend, das diese wildromantische und düstere Gegend bietet.

Der Cañon des Grand Rivers erstreckt sich auf 27 *km* Länge, bis das Thal, in dem viel frisch gefallener Schnee lag, sich erweitert, jedoch ohne den öden und steinigen Charakter zu verlieren; so oft der Nebel durch den herrschenden Wind zerrissen wurde, konnten wir auch die den Cañon begrenzenden hohen Berge sehen.

Bald traten wir in den Eagle River Cañon ein, der seinem Vorgänger wohl ähnlich, doch noch bedeutend enger ist, so dass man selbst vom Boden des Waggons aus nicht an den Wänden emporblicken kann; auch mussten hier, obschon die Bahntrace sonst immer hart am Flussufer zieht, einige kleinere Tunnels gebohrt werden. Förmlich an die Wände geklebt scheinen die kleinen Hütten der Bergarbeiter

und die Grubeneingänge der Bergwerke, welche den Erzreichthum erschließen und die vorwiegende Erwerbsquelle der sehr dünn gesäeten Bevölkerung bilden.

Als wir nach Passierung des Eagle Cañons eine Art Hochebene erreichten, umfieng uns aus dichtem Schneegewölke brechender lichter Sonnenschein, der mehrere grünende Felder, hier ein ungewohnter Anblick, bestrahlte; weidende Rinder und Pferde brachten Leben in die Landschaft.

Zwei Städte, Leadville und Salida, zeigen den schon wiederholt beobachteten Typus städtischer Ansiedelungen, obgleich das Gebiet, wie ganz Colorado, lange Zeit mexikanisch gewesen ist, bevor dieses von den Vereinigten Staaten annectiert wurde; an die vergangene Epoche erinnern zahlreiche Namen von Bergen, so die schneebedeckte Sangre de Cristo Range, und von Orten, wie Pueblo, welches wir später passierten.

Unmittelbar nach Salida beobachteten wir mächtige, rundliche, mitunter reihenweise übereinander gelagerte Felsblöcke, deren einzelne an Größe ein kleines Haus weit übertrafen. Die Vegetation war hier eine überaus dürftige und nur durch eine dachförmige Zwergfichte und gelbblühende Cacteen vertreten.

Was Großartigkeit anbelangt, kann sich der letzte der Cañons, der des Arkansas, mit dem Great Cañon im Yellowstone-Parke messen, doch fehlen jenem die herrlichen Lichteffecte und Farben, die mich an diesem entzückten; hingegen ist im Cañon des Arkansas die Zerrissenheit des rothen Sandsteines sowie die Höhe der Granitfelsen geradezu verblüffend und steigen an der engsten Stelle dieses 13 *km* langen Passes, der Royal Gorge, die Felsen bis zu 800 *m* an. Überwältigt von dem Anblicke, stand ich, dem Beispiele der meisten Mitreisenden folgend, auf der Plattform des Waggons, während der dahinsausende Train sich aus dem Bereiche der dräuenden, gigantischen Massen zu flüchten schien. Derartige schaurige Gegenden tauchen wohl vor unserem Geiste auf, wenn wir von Angriffen der Indianer auf Eisenbahnzüge, von Kämpfen zwischen jenen und den Reisenden und von der sonstigen Romantik des fernen Westens mit all ihren gruseligen Beigaben erzählen hören.

Plötzlich, und ohne dass die begleitenden Wände Ausläufer aussenden, hört der Engpass auf, einem breiten prairieartigen Thale weichend, in dem schüchterne Versuche auf dem Gebiete des Acker- und des Obstbaues bemerkbar waren.

Von Pueblo wendet sich die Bahn nordwärts, Colorado Springs zu, einem seines gesunden Klimas halber beliebten Curorte, woselbst wir unser Nachtquartier aufschlugen, um morgen nach Manitou zu fahren und von hier aus den 4331 *m* hohen Pike's Peak zu besteigen.

Manitou, 1. October.

Mit eisiger Kälte, Schnee und Sturm brach der Tag an, alle Berge waren in Nebel gehüllt und die Aussichten für die Möglichkeit der projectierten Partie nach der Spitze des Pike's Peaks auf ein Minimum reduciert; mit den Ausflügen ins Gebirge haben wir während der Reise in Amerika wenig Glück.

Des Morgens stellte sich unser Gesandter in Washington, Schmit von Tavera, vor, welchen ich hieher gebeten hatte; er bestätigte mir die Richtigkeit der über die unerquicklichen Verhältnisse der Ausstellung in Chicago und leider insbesondere der österreichischen Abtheilung vernommenen Gerüchte, so dass ich nunmehr meinen dortigen Aufenthalt nur auf wenige Stunden festsetzte. Auch entrollte er mir ein anschauliches Bild der Zustände in den Vereinigten Staaten auf allen Gebieten des öffentlichen und des privaten Lebens, welches die von mir bisher gewonnenen Eindrücke nur allzusehr bekräftigte und ergänzte. Besonders verdient hervorgehoben zu werden der mit der jedesmaligen Erneuerung der Präsidentschaft eintretende Wechsel in der Beamtenschaft, der ganz abgesehen von crassen Auswüchsen, zu welchen dieses System Veranlassung gibt, die nothwendige Continuität in der Verwaltung ausschließt. Nicht minder scheint in dem Lande der Freiheit eine Wohlfahrtspflege zugunsten der arbeitenden Classen als völlig entbehrlich betrachtet zu werden und durch die Freiheit, gegebenen Falles Hungers zu sterben, substituiert zu sein. Wirtschaftliche Erschütterungen sind bei völlig mangelnder Fürsorge im Interesse der Arbeiter von nachhaltigster Wirkung auf diese, und namentlich die Silberkrisis soll großes Elend nach sich gezogen haben. Trotz derartiger trister Erscheinungen üben die Vereinigten Staaten noch immer ihre Attractionskraft auf Auswanderer aus, deren auch aus unserer Heimat alljährlich viele Tausende ihr Glück in der neuen Welt versuchen, um allerdings nur zu oft einem überaus traurigen Los entgegenzugehen, da sie nicht selten bloß Ausbeutungsobjecte gewissenloser Agenten sind und, an Ort und Stelle recht- und hilflos sich selbst überlassen, der jammervollsten Lage verfallen.

Nach kurzer Bahnfahrt erreichten wir das nur 10 *km* von Colorado Springs entfernte Manitou, welches am Fuße des Pike's Peaks reizend situiert ist und einen Anziehungspunkt für Leidende und Touristen bildet. Die Besteigung des hochragenden Gipfels, der im Jahre 1806 von Captain Pike entdeckt und zuerst erklommen worden ist, galt seither als eines der verlockendsten Unternehmen, so dass man sich im Jahre 1890 entschloss, an Stelle des ermüdenden Reitpfades zu der Spitze des Berges eine Zahnradbahn nach dem System Abt emporzuführen. Der Anfangspunkt dieser im Jahre 1891 eröffneten Bahn liegt 2013 *m* über dem Meere, der zu bewältigende Höhenunterschied beträgt 2318 *m* und die Endstation der Bahn befindet sich daher um 534 *m* höher als die Spitze des Großglockners. Ich hätte zwar die Partie nach der Spitze des Pike's Peaks, auf dessen Höhe uns Freund Bädeker der dünnen Luft halber Nasenbluten in sichere Aussicht stellt, gar zu gerne unternommen, aber leider vereitelten dichtes Schneegestöber und weitreichender Nebel unser Vorhaben, umsomehr, als auf dem Gipfel bereits am Vortage 25 Kältegrade gemessen wurden; ich blieb daher in Manitou, welches malerisch in einem Thalkessel liegt und einen freundlichen, netten Eindruck macht.

Es ist ein seiner kohlensauren Soda- und Eisenquellen wegen häufig besuchter Badeort, in welchem für die Bequemlichkeit und das Wohlbefinden des Publicums viel gethan wird; dies beweisen unter anderem auch die vielfachen Anlagen und Pflanzungen, in welchen Häuser und Villen geborgen liegen. Zahlreiche Hotels und Pensionen sind auf den Fremdenbesuch berechnet, und auch eine Spielbank hat sich hier etabliert.

Das schlechte Wetter schreckte uns keineswegs ab, die in winterliches Kleid gehüllten Naturschönheiten der Umgebung in Augenschein zu nehmen, und zwar zunächst den Williams Cañon, eine ziemlich schmale Felsschlucht, deren blutrothe, aus stark eisenhältigem Sandstein erwachsene und zu beiden Seiten der Straße hochaufragende Felsen wir aus nächster Nähe und mit aller Muße betrachten konnten; einige dieser Felsen sind gestützt, um eine Gefährdung der Passanten auszuschließen.

Weit interessanter ist der Garden of the Gods, ein etwa 240 *ha* großes Gebiet, durch eine Reihe phantastischer, isolierter Felsbildungen ausgezeichnet, die Namen tragen, welche bei einiger Phantasie als nicht schlecht gewählt erscheinen. Hier gibt es eine »Gepäckshalle«, kofferähnliche, übereinandergeschlichtete Würfel, dann den »Garten

der Schwämme«, woselbst sich durch Auswaschung Formen gebildet haben, die steinernen Riesenpilzen täuschend ähnlich sehen; der Balanced Rock ist ein etwa 200 *t* schwerer, konischer Felsen, der auf einem meterbreiten Postament aufsitzt; großartig sind dünne Sandsteinmauern, wie die Coulissen einer Bühne aneinandergereiht und wahrhaft groteske Gebilde zeigend, so »Loths Weib«, den »Elephanten«, den »Bären«, den »Amerikanischen Adler«, den »Büffelkopf« und endlich die »Einander küssenden Kameele«.

Jedenfalls lassen diese Naturspiele an Originalität nichts zu wünschen übrig; sie erheben sich in ihrer blutrothen Farbe ganz unvermittelt aus dem Boden und lohnen die Besichtigung vollauf. Im »Göttergarten« sah ich zum erstenmale nach längerer Zeit wieder eine Eichenart, allerdings nur eine kleine, unserer Zerreiche ähnliche, mit stark geschlitzten Blättern.

Während wir uns von einem Händler in dessen Curio Shop ausgiebig prellen ließen, verzogen sich die Nebelwolken, die Sonne trat hervor, die tief beschneite Bergkette und sogar der Gipfel des Pike's Peaks zeigte sich, so dass wir unendlich bedauerten, in diesem Augenblicke nicht auf der Spitze des Bergriesen weilen und über die Rocky Mountains sowie über die endlosen Prairien von Colorado und Texas ausschauen zu können; doch war die Stunde der Abfahrt nach Chicago gekommen, und ich musste mich entschließen abzureisen, ohne den Pike's Peak erklommen zu haben.

Manitou — Chicago, 2. October.

Auch während der heutigen langen Fahrt hatten wir Gelegenheit, die Rücksichtslosigkeit, mit der auf allen Kreuzungspunkten unser Pullman Car verschoben wurde, in recht unangenehmer Weise zu empfinden. Wagt es der Reisende, bei dem Locomotivführer oder dem Conducteur um schonungsvolleres Vorgehen zu ersuchen, so wird er ausgelacht oder erhält zur Antwort, dass niemand gezwungen werde, die Bahn zu benützen. Als Beweis für die Wucht und Stärke der Stöße, die wir erhielten, diene der Umstand, dass beinahe alle unsere Weinflaschen, die wohlverpackt in Holzgestellen eingebettet waren, zerbrochen wurden. Das unausgesetzte Läuten der an den Locomotiven angebrachten Glocke, das als Warnungssignal dient, greift die Nerven an, da der Glockenton eine frappante Ähnlichkeit mit jenem unseres Zügenglöckleins hat.

Nachts passierten wir die große Stadt Denver, die sich durch zahlreiche industrielle Etablissements auszeichnet. Des Morgens sahen wir keine Naturschönheiten, keine Cañons mehr, da wir mit der Burlington and Missouri River Railroad bereits die fruchtbaren Gefilde des Staates Nebraska, eine endlose Ebene, in östlicher Richtung durchzogen. Über Mais und immer wieder Mais, der zwar das Auge des Landwirtes erfreuen mag, dem Reisenden aber auf die Dauer ziemlich eintönig erscheint, schweift der Blick dahin; zahlreiche artesische Brunnen, von Windmotoren betrieben, besorgen die Bewässerung der Felder. Die Farmen und die Städte zeigen das Gepräge des raschen, überhasteten Entstehens und der Ungemüthlichkeit; die Wohnhäuser tragen keinerlei Zier, nur zahllose Annoncen und Reclameplacate; allenthalben ersetzen landwirtschaftliche Maschinen die menschliche Arbeitskraft; Rinder- und Pferdeherden ziehen umher.

In Lincoln, der Hauptstadt Nebraskas, kamen unserem Gesandten während des Verschiebens der Hut und die Bagage abhanden; auch traf uns hier die unangenehme Nachricht, dass wir in Chicago am Tage der Ankunft das vorausgesandte Gepäck wahrscheinlich nicht vorfinden würden. Die vielgerühmten amerikanischen Eisenbahnverhältnisse sehen eben aus der Nähe betrachtet wesentlich anders aus, als man nach schönfärbenden Schilderungen glauben sollte, und selbst in Italien habe ich ähnliche Zustände wie hier nicht wahrgenommen; so läuft bei den riesig langen Zügen nur ein einziger Gepäckswagen mit, und das Gepäck der zahlreichen Reisenden wird, wenn es keinen Platz findet, ohne dass der betreffende Passagier verständigt würde, zurückgelassen, um erst 24 Stunden später am Bestimmungsort anzulangen.

Omaha, »die Thorstadt«, eine der Haupteinbruchstationen nach dem Westen, bleibt mir unvergesslich durch den Ansturm, welchen die dortigen Reporter während unseres viertelstündigen Aufenthaltes auf meinen Waggon unternahmen; als ich für kurze Zeit ausgestiegen war, um frische Luft zu schöpfen, konnte ich mich nur sehr schwer vor den drohenden Interviews retten. Eine Zudringlichkeit, im Dienste der öffentlichen Meinung, wie sie hier an den Tag gelegt wurde, hätte ich nicht für möglich gehalten, obwohl die amerikanischen Pressverhältnisse eigentlich alles erwarten lassen; denn die Pressfreiheit scheint hier im Sinne der Vogelfreiheit des Nebenmenschen verstanden zu werden, dessen intimstes Privatleben davor nicht sicher ist, vor die Öffentlichkeit gezerrt zu werden. Die Zeitungen, von der größten angefangen bis zu dem kleinsten Sudelblättchen herab, wimmeln von sensationellen

Nachrichten, von Schmähartikeln sowie pikanten Histörchen, und im politischen Parteikampfe scheint auch das schlechteste Mittel gut genug. Dass meine Person ebenfalls herhalten musste, damit den Lesern verlogene Stilblüten ärgster Sorte aufgetischt werden konnten, betrachte ich mit jener Gleichgiltigkeit, welche die einzig richtige Würdigung eines derartigen Vorganges ist.

Bei Omaha tritt die Bahntrace an den Missouri heran, läuft einige Zeit längs dessen rechtem Ufer und überschreitet ihn endlich mittels einer hohen und langen Brücke, welche der Zug, sich bereits auf der Strecke des Chicago, Burlington und Quincy Railroads bewegend, ganz langsam befährt. Der Missouri präsentiert sich hier als ein sehr träger Strom mit zahlreichen Nebenarmen und schmutzig gefärbtem Wasser.

Keinerlei Wild belebte die Gegend; hingegen boten die Auen einen erfreulichen Anblick, da sie an unsere Auen erinnerten, in welchen jetzt der Brunftschrei des Hirsches ertönt und jeder Waidmann die schönsten Stunden des Jahres verlebt. Eichen, Ahorne, Pappeln, Weiden, kurz alle ständigen Vertreter des Auwaldes waren hier zu sehen, und Waldparcellen in kleinen Bodensenkungen und Thälern verschönerten, auch nachdem wir den Flusslauf schon verlassen hatten, das Gesammtbild der Gegend.

Chicago, 3. October.

Eine ganze Reihe von Schienensträngen, theils mit unserer Fahrtrichtung parallel laufend, theils divergierend über und unter derselben führend, zeigte früh morgens an, dass wir uns Chicago näherten; dieses kolossale Verkehrsnetz gewinnt fortwährend an Ausdehnung, breite, mit Schienen belegte Straßen bilden sich, auf welchen die Züge mit großer Schnelligkeit aneinander vorbeisausen, ohne Unterschied, ob sie die belebte Stadt, das besiedelte Land oder die Prairie durchfahren. Es ist erstaunlich, dass bei dem gänzlichen Mangel an Bahnwächtern, Schranken und sonstigen Sicherheitsvorkehrungen sowie bei dem geringen Beamtenstande, dessen Vertreter man selten zu Gesichte bekommt, sich nicht mehr Eisenbahnunfälle ereignen. Bei uns wäre es unmöglich, täglich zahllose Eisenbahnzüge in voller Fahrt die Straßen volkreicher Städte durcheilen zu lassen und sich hiebei auf das Zeichen der Locomotivglocke als einziges Warnungssignal zu beschränken. Wird einerseits bei uns zu Hause in Bezug auf die Sicherheit der Person und auf die Verhütung von Unfällen manchmal etwas zu weit

gegangen und das reisende Publicum allzusehr bevormundet, so ist andererseits das hier beliebte System denn doch zu »amerikanisch«, um der Nachahmung würdig zu sein.

Schmutzige Vorstädte, dampfende Fabriksschlote und undurchdringliche Rauchwolken, welche über der Stadt schwebten, waren die ersten Eindrücke, die wir bei unserer Ankunft in Chicago empfiengen. Da ich die kurze Zeit meines Aufenthaltes ausschließlich und ungestört der Besichtigung der Ausstellung widmen wollte, hielt ich es für geboten, den Zug zu verlassen, ohne erkannt zu werden, und eilte, als ich in der Einfahrtshalle ein ganzes Heer von Reportern mit dem nöthigen Schreibmaterial in den Händen unter der Führung eines höheren Eisenbahnbeamten auf meinen Pullman Car zuschreiten sah, durch einige Waggons hindurch und gelangte auf diese Weise unbemerkt zu einem Wagen, den ich sogleich zu der nach der Ausstellung führenden Bahn fahren hieß.

Chicago war die erste Stadt des nordamerikanischen Ostens, die ich sah; obgleich dieselbe weit großartiger und mächtiger in ihren Dimensionen ist, als die bisher von uns berührten amerikanischen Gemeinwesen, konnte ich ihr doch gar keinen Gefallen abgewinnen. Während die Vorstädte und die entfernteren Stadtviertel durchaus den wiederholt geschilderten Städten des Westens gleichen, treten im Innern Chicagos an die Stelle der Holzbauten wahre Ungethüme von Häusern, die aber bloß auf die praktische Ausnützung berechnet und ebenfalls ohne jeglichen Aufwand an Schönheitssinn erbaut sind. Ein Haus gleicht dem anderen auf das genaueste und nur die Anzahl der Stockwerke ist verschieden; wir sahen Bauwerke, die 15, ja 18 Stockwerke zählten, doch jedes Schmuckes, selbst des kleinsten verschönernden Details entbehrten. Diese riesigen Zinsthürme, welche aus einem großen Eisengerippe mit Hohlziegelfüllung bestehen, sind manchmal im Verhältnisse zu ihrer Höhe äußerst schmal, was natürlich eine harmonische Wirkung von vorneherein ausschließt; infolge des Rauches, welcher den Fabriksschloten entqualmt, haben die Häuserfronten, die Dächer und die Straßen ein düsteres, unfreundliches Äußere erhalten, welches durch den dunklen, rothen oder braunen Anstrich der Gebäude noch verstärkt wird.

Bei dem großen Auditorium Hotel, das die Ecke der Michigan-Avenue und der Congress-Straße bildet, bestiegen wir die längs des Michigan-Sees zur Ausstellung führende Eisenbahn; eine doppelte, mit Steinblöcken ausgefüllte Pallisadenwand hat die Wellen des oft

stürmisch bewegten Sees vom Ufer abzuhalten, doch werden gleichwohl die Schienen der eigens für Zwecke der Ausstellung erbauten Bahn häufig fußhoch überschwemmt.

Eine große Menschenmenge wallt schon in den Morgenstunden der Exhibition zu und wird mit Dampfbooten, mit Eisenbahnzügen oder endlich mittels Coaches dahin befördert; letztere erfreuen sich besonderer Vorliebe seitens der Söhne Albions, welche dann unter Peitschengeknall und Trompetengeschmetter in den World's Fair einfahren. Die Bahn lässt alle fünf Minuten einen Zug abgehen; die 20 Minuten währende Fahrt endet auf einem langen hölzernen Viaducte, der einen guten Ausblick auf die Ausstellung mit ihrem Meere von Hallen und Gallerien, Kuppeln und Thürmen bietet.

Wenn ich vorerst den Gesammteindruck wiedergeben will, den mir die Ausstellung während meines eintägigen Besuches gemacht hat, so kann ich nicht leugnen, dass derselbe, sowohl was die Ausdehnung und Anlage, als auch den architektonischen Ausbau der Hauptobjecte anbelangt, ein durchaus großartiger war; man wollte alle bisherigen Ausstellungen übertrumpfen, was auch in den erwähnten Gesichtspunkten gelungen ist. Der Ausstellungsplatz, 278 *ha* umfassend, wird an drei Seiten von den Häusern der Stadt, an der vierten Seite vom Michigan-See begrenzt. Die Hauptgebäude imponieren durch ihre fabelhafte Größe, desgleichen die Wasserbauten, die Avenuen und die Verkehrsanlagen in der Ausstellung selbst, obschon das ganze Terrain vor kurzem noch eine öde Wüste war. Wie alles, so hat auch diese Ausstellung ihre Schattenseiten; die exponierten Gegenstände entsprechen nicht immer den Erwartungen, der Besucher sieht viel Unnöthiges, manches Alte, dem er schon oft begegnet ist, und Dinge von höchst zweifelhaftem Werte. Mitunter erkennt man das Bestreben, unförmlich große Hallen um jeden Preis ausnützen zu wollen; so fand ich beispielsweise einen bedeutenden Raum mit schlecht ausgestopften Thieren und Präparaten erfüllt — ein hieher übertragenes naturhistorisches Museum, dessen Existenzberechtigung an dieser Stelle zumindest fraglich ist. Von der Absicht geleitet, alles in einer Großartigkeit vorzuführen, welche der erstaunten Welt als nur in Amerika möglich gezeigt werden sollte, ist man mitunter dem Schwindel verfallen, der unter der glänzenden äußeren Hülle hervorlugt. Auch kann nicht unerwähnt bleiben, dass das Publicum in der Ausstellung durch sein rücksichtsloses Vorgehen, sein Drängen und Stoßen den Aufenthalt nicht immer eben angenehm machte.

Da mich die schon früher angedeuteten Umstände zwangen, dem Besuche der Ausstellung nur einen Tag zu widmen, trachtete ich soviel als möglich zu sehen, vor allem aber die hervorragendsten Gebäude, dann die mich interessierenden forst- und landwirtschaftlichen, ethnographischen und naturgeschichtlichen Abtheilungen. Wenngleich ein Tag im Vergleiche zum Umfange der Ausstellung unzureichend sein musste, konnten wir doch einen allgemeinen Überblick gewinnen und, den erforderlichen Eifer an den Tag legend, das Wichtigste auch eingehender besichtigen. Jegliche Führung hatte ich abgelehnt, um nicht vom Willen des Führers abhängig zu sein und auf dessen Wunsch vor einer Seifen- oder Parfum-Exposition in Bewunderung verharren zu müssen, und eilte mit Zuhilfenahme eines Planes jenen Objecten zu, die ich als sehenswert erachtete.

In dem Kinderpavillon, einer Ausgeburt amerikanischen Sensationsbedürfnisses, welcher dem Endpunkte der Bahn zunächst gelegen ist, waren Kinder in allen Entwicklungsstadien vom neugeborenen Säugling an bis zu Sprösslingen im zehnten oder zwölften Jahre ausgestellt und wurde die Behandlung sowie die Pflege des amerikanischen Kindes ad oculos demonstriert; dass dies bei den reihenweise in Wiegen liegenden Säuglingen nicht immer ästhetisch wirkte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Unwillkürlich gedachte ich meines Besuches in Moskau, wo ich im Staats-Findelhause zur allgemeinen Heiterkeit die Front von 3000 Säuglingen und den dazu gehörigen Ammen abschreiten musste. Selbstverständlich betrachtete ich auch die in Chicago exponierte Schar mit den Augen eines Junggesellen, der bekanntlich angesichts von Kindern durch andere Gefühle beschlichen wird, als eine junge Mutter. Zum Glücke hat die Ausstellungscommission dafür gesorgt, dass die lebenden Objecte in ihren Räumen nur durch große Fenster gesehen werden können und somit verschiedene intime Vorgänge der Kindererziehung in der Regel dem Beschauer entrückt bleiben können; doch hat man dessenungeachtet Gelegenheit genug, auch diese Details eingehend zu studieren.

Anregender erschien mir die Garten- und Obstausstellung; der horticole Theil ist zwar, mit Ausnahme der interessanten mexikanischen Cacteen, welche in allen Varietäten und Formen zu sehen waren, ziemlich unbedeutend, hingegen das exponierte Obst, sowohl was Qualität als Quantität betrifft, höchst bemerkenswert. Auf dem Gebiete der Obstcultur wird neuerer Zeit in Amerika Hervorragendes geleistet, wobei Californien, das ein ganz vorzügliches Obst liefert, den

Reigen führt; leider war die Pfirsich- und Birnenzeit dieses Landes schon vorbei, hingegen in dieser netten und reinlichen Abtheilung eine Serie der herrlichsten Äpfel- und Traubengattungen zu sehen.

Wooded Island stellt einen von zahlreichen, mit Kieswegen durchzogenen Garten dar, dessen Anlage jedoch durch Übertreibung der Gartenkunst als Künstelei erscheint und den Eindruck der Geschmacklosigkeit hervorruft; die umgebende Lagune wird mit Petroleummotorbooten und zahlreichen anderen Fahrzeugen, darunter einigen Venetianer Gondeln, befahren.

Zwischen den langgestreckten Gebäuden der Bergbau- und der elektrischen Ausstellung hervorkommend, betritt man den Hauptplatz der Ausstellung, der einen fesselnden, imponierenden Eindruck macht; in der Mitte des Platzes befindet sich das große, mit Fontänen und Statuen geschmückte Bassin, auf dem sich zahlreiche Boote tummeln, ringsum erheben sich die mächtigsten Bauten des Ausstellungsgebietes, welche in dem architektonischen Aufbau und dem äußeren Schmucke wirkungsvoll übereinstimmen. Es ist beklagenswert, dass diese prachtvollen Gebäude nur für die allerkürzeste Zeit berechnet sind und kaum die wenigen Monate der Ausstellung überdauern werden; denn schon jetzt zeigen sich Schäden an denselben. Jedes dieser Bauwerke besteht aus einem kolossalen Eisengerüste mit Holzfüllungen, die mit einer sehr effectvoll wirkenden, stuckartigen weißen Masse, Staff genannt, überkleidet sind. Dieses Material, Michigangips mit einem Zusatze von Kalk und Jutefasern, wurde überdies zu allen decorativen Bildhauerarbeiten, welche die Façaden verschönern, und selbst zu der 22 *m* hohen Kolossalfigur der Freiheit verwendet.

Der bemerkenswerteste Bau ist der kuppelgekrönte Administrationspalast, vor dem die Statue des Columbus errichtet ist, während rechts davon die Maschinen- und die Agriculturhalle, links die Elektricitäts- und die Industriehalle liegen; das Casino und die Musikhalle bilden den Abschluss des Platzes gegen die Seeseite.

Das Bassin entsendet zwei durch mächtige Brücken überspannte Arme, deren nördlicher mit der Lagune verbunden ist, und bietet mit diesen Abzweigungen dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt. Die erwähnte Freiheitsstatue, deren Sockel im Bassin fußt, passt in ihrer reichen Vergoldung und den schlecht proportionierten Formen nicht nur nicht in den imposanten Rahmen, sondern wirkt sogar störend, was jedermann, der Sinn für künstlerische Schönheit hat, selbst der

enragierteste Republikaner, welchem die phrygische Mütze ein heiliges Symbol ist, zugestehen dürfte. Geschmackvoller präsentiert sich die Mc. Mounies-Fontäne, ein Kolossalbrunnen in Form eines Triumphfahrzeuges, auf dem die Columbia thront und allegorische Figuren das Ruder führen; zu beiden Seiten sind Fontaines lumineuses und auf der Einfassung des Bassins Säulen mit Darstellungen von Thieren in übernatürlichen Dimensionen angeordnet.

Den schönsten Ausblick auf diese großartigen, binnen kurzer Zeit aufgeführten Werke genießt man von den über die Seitencanäle führenden Brücken; trotz des niederströmenden Regens und der gehegten Vorurtheile konnte ich dem sich darbietenden Bilde meine Bewunderung nicht versagen, die nur durch das Bedauern darüber getrübt wurde, dass all diese Herrlichkeit bloß kurzen Bestand haben und nicht auch künftigen Zeiten erhalten werden soll.

Die Agriculturhalle als gedeckten Durchgang benützend, schritt ich der anthropologischen Ausstellung zu, bekam aber auf dem Wege dahin noch manches zu sehen; so zunächst die Vorführungshalle der weithin sich dehnenden Vieh- und Pferdeausstellung, welche Exposition übrigens, wie ich vernommen hatte, nichts Hervorragendes bietet. Zahllose Windmotoren bei Seite lassend, machte ich bei einem Modelle der Behausungen der ehemaligen Höhlenbewohner Amerikas halt; ein Felsen ist hier mit allen Rissen und Zerklüftungen naturgetreu wiedergegeben und in dessen Innerem eine in verkleinertem Maßstabe gehaltene Ansiedelung jener merkwürdigen Menschen dargestellt, die sich in Grotten Wohnstätten, welche unseren Burgen ähnlich sind, erbaut hatten. Die Höhlenfunde werden in einem angrenzenden Museum gezeigt; darunter befinden sich Leichen und Leichenreste in gut mumificiertem Zustande, Geräthe des Hausgebrauches, insbesondere hübsche Thongefäße und Feuersteinwaffen aus jener prähistorischen Periode.

In der anthropologischen Abtheilung interessierten mich namentlich zwei Gruppen: die Indianer-Ausstellung und jene der Ausgrabungen, welche aus allen Theilen Amerikas herrühren; das Fesselndste in der zweiten Gruppe waren die aus Mexiko und Südamerika stammenden Funde, Belege für die hochentwickelte Cultur und Kunstfertigkeit der Azteken.

Unter den exponierten Objecten Australiens und der Südsee-Inseln fand ich manch wohlbekannte Gegenstände wieder; so ein großes Bild eines der Papuadörfer bei Port Moresby, welches mich lebhaft an den dort mit den Eingeborenen eifrigst betriebenen Tausch-

handel erinnerte. Einen Beweis dafür, dass die Gruppierung der Ausstellungsobjecte nicht immer systematisch correct ist, durfte ich unter anderem wohl darin erblicken, dass sich in der anthropologischen Abtheilung neben Menschenschädeln, Pfeilspitzen und anderen aus der Steinzeit herrührenden Gegenständen ein Gesundheitsmieder und Spielkarten aus aller Herren Ländern vorfinden. Im ersten Stockwerke des Gebäudes waren größtentheils naturhistorische Gegenstände untergebracht, darunter das lebensgroße Modell eines bei Stuttgart gefundenen Mammuts. Merkwürdigerweise machen sich in diesem Raume auch einige Geweih- und Fellhändler breit.

An die anthropologische schließt sich die Forstausstellung, die meine Aufmerksamkeit durch die mannigfaltigen Hölzer anzog, welche aus den verschiedenen Staaten Amerikas stammen und anschaulich in rohem, geschnittenem und poliertem Zustande zusammengestellt sind; mancher Urwaldriese hat sein Leben lassen müssen, um hier seinen mächtigen Querschnitt zu zeigen, und neben gigantischen Stämmen von Fichten und Thujen liegen auch Mahagoniklötze, die zumeist aus Mexiko eingesandt wurden. Die Forstausstellung ist allerdings nach unseren Begriffen keine solche, und ich möchte dem Katalog, ungeachtet der kühnen Behauptung, dass noch nie eine forstliche Exposition eine ähnliche Vollkommenheit aufzuweisen hatte, widersprechen; denn es fehlt ihr jeder Beleg dafür, dass hierzulande auf den Ersatz der geplünderten Waldungen durch Aufforstung Bedacht genommen wird. Ungeheuere Bäume und ebensolche Querschnitte allein sind kein Zeugnis für eine rationelle Forstcultur, und in manchen Gebieten wäre es, obgleich Nordamerika gewiss noch immense Holzschätze besitzt, doch schon sehr nothwendig, für die Regeneration des schonungslos ausgebeuteten und verwüsteten Waldes zu sorgen. Ganz schüchtern treten hier auch einige Industriezweige, welche das herrliche Holzmaterial verarbeiten, mit ihren Erzeugnissen hervor.

Auf einem freien Raume vor diesen Pavillons sind Modelle größerer Aztekenbauten und hohe, geschnitzte Götzenfiguren der Vancouver-Indianer ausgestellt. Aufschriften, welche die schrecklichen Thaten besonders gefürchteter Indianerhäuptlinge schildern, lockten uns in mehrere Zelte, in denen wir diese romanhaften Gestalten oder wenigstens Erinnerungen an dieselben zu sehen hofften; doch dienten die Aufschriften nur der Reclame für die in der Civilisation schon sehr fortgeschrittenen Indianer, welche in den Wigwams verschiedene Gegenstände zum Kaufe boten.

Die Beschickung der Exhibition muss einem Aussteller enorme Kosten verursacht haben, und das ist Krupp, welcher in einem Pavillon Monstregeschütze, riesige Schiffsschrauben, mächtige Panzerplatten, Stahlguss- und Schmiedestücke sowie Eisenbahnmaterial vereinigt hat; schon der Transport der Objecte von Essen nach Chicago soll gewaltige Summen verschlungen haben, und nun weigerten sich, wie man mir erzählte, die Eisenbahn- und Schiffsgesellschaften, den Rücktransport zu angemessenen Preisen zu übernehmen, so dass Krupp seine ganze Ausstellung der Stadt Chicago als Geschenk überließ. Was die friedfertigen, Schweine züchtenden Bürger namentlich mit den schreckbaren Kriegsutensilien machen werden, ist allerdings nicht leicht vorauszusehen.

Die Erinnerung an Columbus wird in der ganzen Ausstellung sorgsam gepflegt, wie auch eine getreue Nachbildung des Klosters Santa Maria de la Rabida bezeugt, in dem Columbus auf der Fußreise von Palos nach Madrid gerastet und jenen Plan gefasst hat, welcher die Einwilligung des Königspaares errang. Das Kloster ist damals Eigenthum des Franciscanerordens gewesen und stand unter dem Guardian Juan Perez, dem Beichtvater der Königin Isabella, der vermöge seines Einflusses Columbus wichtige Dienste erweisen konnte. Die Mönche der Rabida weihten die Flotille des kühnen Seefahrers vor der Ausfahrt und segneten das Schiff abermals, auf welchem der große Mann nach Entdeckung Amerikas im Hafen von Palos eintraf. In den engen Räumen des nachgebildeten Klosters waren zahlreiche Bilder und Reliquien zur Erinnerung an Columbus ausgestellt, doch herrschte hier ein solches Gedränge, dass wir, von dem Menschenstrome fortgeschoben, nur wenig sehen konnten.

Auf dem glatten Spiegel eines Bassins schaukelten das im Arsenal de la Carracca in Spanien erbaute und nach Chicago überführte Modell der »Santa Maria«, des Flaggenschiffes Columbus', sowie die Modelle der beiden Gefährtinnen, der »Niña« und »Pinta«; dieselben sind getreulich nachgebildet und präsentieren sich als echt spanische Schiffe ihrer Zeit mit dem thurmartigen Hecke sowie dem hohen Buge, wie man sie auf Abbildungen der Armada zu sehen gewohnt ist.

Der Muth des großen Colon, der mit so kleinen Schiffen die gewagte Fahrt über das unbekannte Meer ins Ungewisse unternommen hat, ist nicht weniger bewundernswert, als die Thatsache staunenerregend, dass die Fahrzeuge die lange und stürmische Oceanreise zu bestehen vermochten.

Welch einen Gegensatz bietet der »Illinois«, das im Michigan-See verankerte Modell eines Kriegsschiffes der Vereinigten Staaten! Dieses ist in natürlicher Größe hergestellt, vollkommen ausgerüstet und bemannt, sowie mit allen Offensiv- und Defensivwaffen ausgestattet; auch eine Marine-Ausstellung der Regierung befindet sich an Bord. Ein meinem Soldatengefühl widerstreitendes weil unwürdiges Spiel wird hier insoferne getrieben, als sich jeden Nachmittag die eingeschifften Officiere und Mannschaften im Exercieren mit Geschützen, im Manövrieren mit Torpedos und Booten vor einer gaffenden und den Zutritt bezahlenden Menge producieren; dies verträgt sich mit dem Ernste und dem Decorum des Soldatenstandes nicht, sondern drückt diesen auf das Niveau der Seiltänzer und Jahrmarktskünstler herab. Hierzulande erfreut sich der Soldat eben nicht der ausnahmsweisen Stellung und des Ansehens, die ihm, Gott sei Dank, in Europa noch gesichert sind, und so darf man sich weder über jene öffentliche Schaustellung der Marine, noch darüber wundern, dass auf dem Bundesparadefeld auch eine größere Abtheilung der Landtruppen der Vereinigten Staaten täglich Übungen für Zuseher vornimmt.

Um von der Besichtigung der zahlreichen Hallen etwas auszuruhen, bestieg ich die elektrische Bahn, welche den Ausstellungsplatz auf einem hölzernen Gerüste durcheilt und an ihren Endpunkten Schleifen bildet; obgleich ich bei dieser Fahrt hauptsächlich nur die Dächer der verschiedenen Bauwerke zu Gesichte bekam, bot dieselbe doch Gelegenheit, den Ausstellungsplatz in seiner ganzen, wahrhaft riesigen Ausdehnung zu überblicken.

Bei der Fischerei-Ausstellung — diese ist in einem großen Gebäude spanisch-romanischen Stiles mit reich ausgebildeter Kuppel untergebracht — verließen wir die Bahn und konnten uns bald überzeugen, dass der Inhalt des schönen Baues dessen Außenseite keineswegs entspricht; nur das Aquarium macht eine Ausnahme, ebenso die lehrreiche Collection Schwedens mit ihren Booten und Fischereigeräthschaften. In den großen Becken des Aquariums tummeln sich die verschiedensten Süß- und Seewasserfische, vom Karpfen bis zur Lachsforelle, Welse, Haie, fratzenhafte Teufelsfische, Hummer, Langusten u. dgl. m.

Mittlerweile hatte sich bei uns gewaltiger Appetit zu regen begonnen, doch mussten wir lange suchen, bevor wir ein Locale fanden, dessen in großen Lettern prangende Aufschrift »Restaurant français« leider mit dem Gebotenen nicht harmonierte; immerhin hatte

dies den Vortheil, dass wir durch die culinarischen Genüsse keineswegs gefesselt wurden und unsere karg bemessene Zeit wieder der Ausstellung widmen konnten.

Die Industriehalle, welche 123.400 m^2 bedeckt, stellt das größte Einzelgebäude der Welt dar; das eiserne Dach der Halle hat eine Höhe von 62 *m*, und wird von 27 Hauptbogen mit einer Spannweite von 116 *m* getragen; an Baumateriale wurden 7.700 *t* Holz, 5.450 *t* Stahl und 900 *t* Eisen verwendet, die Kosten des Gebäudes beliefen sich auf 1,700.000 Dollars. Ich beschränkte mich darauf, die österreichische Abtheilung zu besichtigen, welche manches Beachtenswerte, namentlich aber Glas, Porzellan, Ledergalanteriewaren von Förster und anderen sowie kunstgewerbliche Gegenstände enthielt; allerdings dürfte vielen unserer Industriellen die Reise zu weit und die Chance des Gelingens zu unsicher gewesen sein, was ich, ohne es ihnen verübeln zu können, bedauere.

Das regnerische Wetter heiterte sich gegen Abend auf und die Sonne schien freundlich, so dass sich in den Avenuen und Gartenanlagen ein reges Treiben entwickelte.

Mein nächstes Ziel war die Gallerie der schönen Künste, ein großer Mitteltract, welcher durch verbindende Säulenhallen mit zwei Annexen zu einem stattlichen Baue vereinigt und mit reichem decorativen Schmuck ausgestattet ist; vor der Mitte des Bauwerkes erhebt sich eine Kolossalstatue des Augustus. Die Kunst aller europäischen Staaten ist hier reichlich vertreten, und namentlich die Künstlerschaft Österreichs hat hervorragende Werke eingesandt, in denen ich meist gute alte Bekannte begrüßte — so Makarts »Fünf Sinne«, Porträts von Angeli, Brožiks »Fenstersturz«, die bekannte, packende Scene aus der österreichischen Nordpolexpedition von Payer, die schönen Pausinger'schen Hirsche u. a. m.; in einem der Säle steht die wohlgetroffene Büste Seiner Majestät. Österreich kann auf diesen Theil seiner Ausstellung stolz sein; die Kunst vieler anderer Länder vermag sich mit den Werken unserer Heimat nicht zu messen.

Den Rest des Abends bis zur Abfahrt des Zuges widmete ich der Midway Plaisance, der Hauptattraction für jeden Besucher, der sich, ermüdet und überwältigt von der Großartigkeit der Ausstellung, nach Erholung und Unterhaltung sehnt. Natürlich herrschen auch hier Riesendimensionen; denn dieses Vergnügungsetablissement größten Stiles bildet einen 2 *km* langen Boulevard, an dessen beiden Seiten eine unabsehbare Menge von Schaubuden, Theatern, Vaudevilles und

Restaurants, Wohnstätten wilder Völker, Panoramas u. dgl. m. liegen. Ich möchte die Midway Plaisance mit einem vergrößerten und verlängerten Wurstelprater vergleichen, in dem die Gemüthlichkeit und natürliche Heiterkeit durch die Masse und Originalität des Gebotenen ersetzt wird.

Der erste Pavillon ist dem schönen Geschlechte gewidmet und führt den Titel »Die 40 schönsten Damen aller Nationen«; der Zulauf zu diesem vielverheißenden Gebäude ist ein sehr bedeutender, und so nahmen auch wir Tickets, um die lebende Schönheitsgallerie zu besuchen. In kleinen, auf einer Tribüne angeordneten käfigartigen Boxes saßen, lagen oder standen in Nationalcostüme gekleidete Vertreterinnen der verschiedenen Länder, deren Namen unterhalb der Abtheilungen in großen Lettern prangen. Hier waren die Schwedin neben der glutäugigen Andalusierin, die Türkin neben der Chinesin, die Deutsche neben der Japanerin u. s. w. zu sehen. Ich konnte mich im ersten Augenblicke nicht enthalten, hellaut aufzulachen, da mir die Anordnung der Käfige den Eindruck einer — sit venia verbo — Menagerie machte, und meine Heiterkeit pflanzte sich, als gar einige Damen in dieselbe einstimmten, auf alle Anwesenden fort. Einzelne der »40 schönsten Damen der Welt«, welche die Sache ernster auffassten und von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen sein wollten, schossen zwar vernichtende Blicke auf den Spötter, die Mehrzahl lächelte aber hold und schien erfreut zu sein, dass die Langeweile des täglich zwölfstündigen, ruhigen Sitzens und Angestarrtwerdens einigermaßen unterbrochen wurde. Wenn ich auch nicht alle Damen, namentlich nicht die »Austria« und die »Croatia«, zu den schönsten der Welt zählen möchte, so zeigten einige doch auffallend hübsche Gesichter, deren Besitzerinnen wohl ein besseres Los verdient hätten. Die Griechin, die im Gewande der schönen Helena und im Vollbewusstsein ihres griechischen Profils auf einem antiken Podium saß, wurde als eine ehemalige Blumenverkäuferin der Freudenau erkannt; ihre Antworten auf unsere Fragen waren echt wienerisch und athmeten den Wunsch des Mädchens nach baldiger Rückkehr in die Heimat. Eine andere Dame war ebenfalls eine Wienerin, welche im Vorjahr in der Musik- und Theaterausstellung als Champagnerhebe fungiert hatte; die Türkin, die mit mehreren Genossinnen in einem improvisierten Harem auf schwellenden Kissen lag, während ihr reiches Costüm und das blitzende Diadem die Illusion vervollständigen sollten, schien in England das Licht der Welt erblickt zu haben. Die sichtliche Freude, welche den

Wienerinnen die Anwesenheit ihres Landsmannes bereitete, rührte mich sehr, doch musste ich bald das Weite suchen, um einer drohenden, spontanen Ovation zu entgehen.

In Hagenbecks Menagerie, die in Circusform erbaut ist, finden täglich Vorstellungen statt, die ganz Vorzügliches auf dem Gebiete der Thierdressur bieten und daher zahlreiche Zuschauer anlocken, ohne dass die sonst so beliebte amerikanische Art der Reclame geübt zu werden brauchte. Vier ausgewachsene Löwen folgten wie Hunde ihrem Bändiger, der sie zum Schlusse, vom Publicum lebhaft acclamiert, vor einen Wagen spannte und mit diesem die Arena umfuhr; auch ein ganz trefflich auf dem Bicycle fahrender Löwe war zu sehen. Bemerkenswert ist das friedliche Zusammenleben verschiedener Thiere in einem Käfige, die sich in Freiheit verfolgen und bekämpfen würden; so hausten ein Eisbär mit Tigern und Affen, Löwen mit fetten Schweinchen, Panther mit Hunden u. dgl. m. nachbarlich nebeneinander.

Wir schritten von Bude zu Bude, deren manche wir ziemlich enttäuscht verließen, weil das Gebotene den marktschreierischen Anpreisungen nicht entsprach; die fremdländischen Völker, welche ich, wie beispielsweise die Papuas, in ihrer Heimat aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, unterließ ich zu besuchen; in freundlicher Erinnerung an den Aufenthalt auf Java, besah ich jedoch Freund Kerkhovens javanisches Dorf, welches aber zu meinem Bedauern wenig Anziehungskraft auszuüben schien.

Die Productionen der Theater begannen sämmtlich so spät, dass ich keiner derselben beiwohnen konnte. Leider vermochte ich wegen gewisser in der österreichischen Abtheilung herrschenden Verhältnisse nach Ansicht des Gesandten auch das vielgerühmte Alt-Wien nicht zu besuchen und musste mir an einem Paar der berühmten Wiener Würstel sowie an einigen Semmeln genügen lassen, die mir ein Freund brachte. Zur Genugthuung gereicht, dass in Alt-Wien sehr gute Geschäfte gemacht werden sollen und sich hier, dank den trefflichen Productionen Ziehrers sowie der guten Wiener Küche, die elegante Welt Chicagos Rendezvous gibt.

Zur Übertrumpfung des Eiffelthurmes ist ein Riesenhaspel in Gestalt eines kolossalen, eisernen Rades erbaut, woran Waggons von der Größe der Pullmann Cars hängen, die in einem verticalen Kreis auf- und niedersteigen, sobald das Rad durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird. Bei elektrischer Beleuchtung macht das eiserne Ungethüm, von dessen Scheitelpunkte man die ganze Ausstellung

überblickt, den Eindruck eines gigantischen Gespenstes. Nachdem eine Rutschbahn noch Reminiscenzen an den Wurstelprater wachgerufen hatte, ließen wir uns zu den Lappländern locken, die in ihren Erdhütten eine ziemlich schmutzbehaftete Existenz führten und eben beim Nachtessen vereinigt waren, über den verspäteten Besuch aber gleichwohl sehr erfreut schienen.

Hatte mir der Hauptplatz vor dem Administrationsgebäude schon bei Tag einen großartigen Eindruck gemacht, so war dies in noch viel höherem Grade bei Nacht der Fall, da man es meisterlich verstanden hat, den Totaleffect durch glänzende und richtig disponierte Beleuchtung zu steigern. Tausende und Abertausende elektrischer Lichter, welche den architektonischen Linien folgen und sich im Bassin wiederspiegeln, sind auf den Bauwerken angebracht; von den Firsten einzelner Gebäude werfen mächtige Projectoren ihre blendenden Strahlen in die Tiefe, die rauschenden Cascaden und springenden Fontänen leuchten — alles glüht, glänzt, gleißt und glitzert wie die Decoration zu einem Zauberballette. Ich hätte dem nüchternen Sinne der Amerikaner die Fähigkeit zur Inscenierung einer so vollendeten und wahrhaft schönen Lichtwirkung nicht zugetraut.

Bei der Rückkehr in unsere rollende Wohnung erhielt ich endlich eine langerwartete Postsendung, die in Jokohama verspätet eingelangt und mir dann durch ganz Nordamerika nachgereist war.

Niagara Falls, 4. October.

Die Nachtruhe wurde abermals durch die mit dem Verschieben verbundenen, heftigen Stöße empfindlich gestört; auch konnten wir am Morgen wieder den Verlust mehrerer Weinflaschen sowie die Verletzung eines der uns bedienenden Neger, welcher durch die Wucht eines Anpralles gegen die Waggonwand geschleudert ward, constatieren.

Wir hatten Chicago kaum mit dem Michigan Central Railroad verlassen, um dem nächsten Reiseziele, den Niagarafällen, zuzufahren, als wir in das Gebiet des Staates Indiana und dann in jenes von Michigan eintraten; bei Detroit übersetzten wir mit dem Eisenbahnzug auf einem großen Trajectschiffe den Detroit River, der den Huron- und den kleinen St. Clair-See mit dem Erie-See verbindet, und erreichten endlich bei Windsor das Gebiet der canadischen Provinz Ontario.

Der Tag war schön und die Gegend sehr anmuthig, da Waldungen und Waldparcellen mit Farmen, Obstgärten und Feldern abwechselten; die Bäume trugen allenthalben bereits das herbstliche Kleid, das viel intensiver als unter unserem Himmelsstriche gefärbt war und sich an den zahlreichen Eichen und Ahornen in auffallend schönem, vom hellen Zinnober bis zum dunklen Purpur variierendem Roth zeigte, wirksam gehoben durch das Gelb und Braun der Pappeln und Kastanien. Die Obstbäume, unter welchen ein scharlachrother Ailanthus wucherte, waren mit Früchten behangen.

Trotz dieser hübschen Bilder, an denen wir uns nicht satt sehen konnten, bedauerte ich, nicht wie sonst am 4. October hoch oben in den Kärntner Bergen weilen zu können, um hier in meiner kleinen Jagdhütte reine Luft zu schöpfen und mich, von meldenden Hirschen umgeben und vom Jägerjungen sowie vom Schweißhunde begleitet, ungetrübten Naturgenusses zu erfreuen, das Auge an der unvergleichlichen Landschaft unserer Alpen weidend. Der Mensch hängt eben an seinen Gewohnheiten und vermisst schwer, was er liebgewonnen.

Das plötzliche Anhalten des Zuges riss mich aus meinen Betrachtungen, alles rief: »Der Niagara, der Niagara«. Die Bahnverwaltung hat einen Aufenthalt von wenigen Minuten eingeschaltet, um den Reisenden einen Blick auf den Fall zu ermöglichen, der mich im ersten Moment enttäuschte, ernüchterte; denn schon seit meiner frühesten Jugend hatte sich in mir eine Vorstellung dieses Naturwunders ausgestaltet, die in grellem Widerspruche mit der Wirklichkeit stand. Der Fluss stürzt in einer ganz flachen Gegend, aus welcher Städte, Hotels und rauchende Fabriksschlote aufragen, über einen Felsabsatz, der einem ungeheueren Wehre nicht unähnlich ist, hinab. Trotzdem leugne ich nicht, dass dieser mächtigste Wasserfall der Erde einen durchaus großartigen Charakter an sich trägt, der aber allerdings in meinen Augen durch den Mangel der landschaftlichen Scenerie stark verliert; es fehlt eben der dieses Bildes würdige Rahmen.

Der Niagara River ist der Abfluss des Superior-, Michigan-, Huron- und Erie-Sees und besitzt, auf seinem 58 *km* langen Lauf um 100 *m* abfallend, eine reißende Geschwindigkeit; am Rande des Falles wird das Flussbett durch Goat Island getheilt und bilden sich daher zwei Fälle, nämlich der 322 *m* breite, amerikanische und der 915 *m* breite, gekrümmte Horse Shoe- oder canadische Fall. Die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Canada geht mitten durch den Horse Shoe-Fall; beide Fälle ergießen in einer Minute 425.000 m^3 Wasser

zuthal. Unterhalb der Fälle verengt sich der Fluss und bildet tosende Stromschnellen, die man von der hohen Cantilever Bridge der Michigan Central Railroad übersieht, einer freischwebenden Brücke, welche den Niagara übersetzt, ohne auf Pfeilern zu ruhen. Etwa 90 *m* weiter flussabwärts ist die Railway Suspension Bridge gespannt, eine Kettenbrücke, die unterhalb des Bahngeleises noch eine Brücke für den Straßenverkehr trägt.

Der Zug macht, nachdem er über die Cantilever Brücke auf amerikanisches Gebiet gelangt ist, außerhalb der Stadt Niagara Falls halt, welche ihr Entstehen und ihren Bestand weniger den industriellen Etablissements, als dem Fremdenzuflusse verdankt; kommen doch jährlich über 400.000 Besucher hieher.

Alsbald verfügten wir uns nach dem auf canadischem Ufer gelegenen Queen Victoria Niagara Falls Park, der sich 4 *km* weit den Fluss entlang zieht, und, wohlgepflegt sowie mit saftiggrünem Rasen und mächtigen Bäumen geschmückt, allenthalben prachtvolle Ausblicke auf die Fälle bietet. Table Rock ist der Punkt, von dem aus gesehen der Hufeisenfall die bedeutendste Wirkung hervorbringt; mit betäubendem Getöse stürzt die Wassermasse ab, während der feine Wasserstaub, in welchen die Sonne prächtige Regenbogen webt, hoch aufgewirbelt wird.

In einem naheliegenden Haus erhält man Kautschukanzüge, die nur das Gesicht freilassen, fährt dann mit einem Elevator zum Fuße des Falles, passiert hier zuerst eine Höhle und schreitet dann auf einem schmalen Stege zwischen den Felsen und den donnernden Wassermassen weiter. Es war ein eigenthümliches, fast möchte ich sagen beengendes Gefühl, das wir, inmitten der tosenden Gewässer an eine Felswand gelehnt, empfanden; unsere Stimmen vermochten den gewaltigen Lärm nicht zu übertönen, und von Zeit zu Zeit erhielten wir aus bedeutender Höhe eine Douche nach der anderen. Die Felsen bestehen hier aus Sandstein und sehr brüchigem Schiefer, von dem sich unausgesetzt größere Stücke ablösen, so dass das Gefühl der Sicherheit beim Vorwärtsschreiten stark beeinträchtigt wird. Auf Stufen und Leitern und unter häufigem Ausgleiten auf den schlüpfrigen Steinen klommen wir noch ungefähr 30 *m* tiefer, kamen wieder vor den Fall und konnten uns hier, durch ein ausgiebiges Sturzbad begrüßt, neuerdings an der Großartigkeit des Schauspieles erfreuen. Äußerst effectvoll war die von den Strahlen der untergehenden Sonne hervorgezauberte röthliche Beleuchtung des Falles.

Mein Namenstag wurde beim Diner im Waggon gefeiert, worauf wir uns einen vergnüglichen Abend in der vielgepriesenen Music Hall von Niagara Falls machen wollten; doch war der hier gebotene Kunstgenuss höchst mäßig und auch das Publicum von der geringsten Sorte.

Niagara Falls — New York, 5. October.

Vormittags besuchte ich einige der zahlreichen Curiositätenläden der Stadt, welche, nach den Preisen zu schließen, auf die Ausbeutung der Fremden berechnet sind; die interessanteren, von Indianern herrührenden Gegenstände sind unerschwinglich. Die Fälle existieren hier in zahllosen photographischen Aufnahmen, und möchte ich fast behaupten, dass erstere im Bilde noch wirkungsvoller sind als in der Natur. Ausgestopfte Thiere in den unglaublichsten Stellungen scheinen einen beliebten Kaufartikel zu bilden.

Der Rundsicht nach allen Richtungen dient ein beinahe 100 *m* hoher eiserner Thurm, dessen Spitze mit einem Lift binnen weniger Secunden erreicht ist; doch musste auch hier mit Bedauern constatiert werden, dass es an landschaftlichen Reizen fehlt und das Auge nur über eine langweilige, mit Ortschaften übersäete Ebene schweift.

Von dem auf canadischem Ufer gelegenen Rapids Park steigt man mittels einer Drahtseilbahn zu den Stromschnellen, den Whirlpool Rapids hinab. Die gewaltige Wassermasse wogt daselbst, hohe Wellen aufwerfend, durch die verengte Schlucht dahin und nimmt, da sie in derselben nicht genügend Raum findet, thatsächlich eine convexe Form an. Hier büßte im Jahre 1883 Captain Webb bei dem Versuche, die Stromschnellen zu durchschwimmen, sein Leben ein; einem Nachfolger, der sich jedoch zu dem gleichen Zweck in ein Fass einschließen ließ, gelang in späterer Zeit das tollkühne Wagnis. Dass Blondin die Fälle auf dem Seile überschritten hat, ist bekannt.

In jeder Beziehung höchst interessant ist die Fahrt auf einem kleinen Dampfer, welcher von dem auf dem amerikanischen Ufer gelegenen Prospect Park aus beinahe bis unter den Hufeisenfall steuert, so dass der aufgeworfene dichte Wasserstaub das ganze Deck überspült; mit großem Geschicke fährt der Capitän so nahe als möglich an den Fall heran, dass das Schifflein auf den Wirbeln und Wellen tanzt und der Beschauer von dem im Sonnenlichte grell leuchtenden Gischte förmlich geblendet wird. Während der Fluss an anderen Stellen eine dunkelgrüne Färbung zeigt, ist hier alles weiß in Weiß — die herab-

stürzenden Massen, der Wasserstaub und die zahllosen Wirbel, die wie siedendes Wasser aufschäumen. Der dumpfe, tosende Lärm, der aus nächster Nähe an das Ohr dröhnt, wirkt sinnverwirrend.

Der Dampfer trägt den Namen »Maid of the Mist« zur Erinnerung an eine alte Sage, welche erzählt, dass die Indianer seinerzeit alljährlich dem Gotte des Falles das schönste Mädchen des Stammes opferten; dieses wurde in ein blumengeschmücktes Canoe gesetzt und so über die Fälle in den Tod getrieben. Als einst die Lieblingstochter eines Häuptlings diesem Lose verfiel, stürzte der unglückliche Vater ihr nach und verschwand mit seinem Kind im tosenden Fall. Im Laufe der Zeit wurde diese Sage geändert und ausgeschmückt, die Indianerin verwandelte sich in eine Fee, die jene aufnimmt, die aus Unvorsichtigkeit oder freiwillig im Niagara den Tod finden; denn alljährlich fordert der Strom zahlreiche Opfer.

Prospect Point, ein mit einer schützenden Steinmauer versehener Aussichtspunkt des gleichnamigen Parkes, liegt unmittelbar am Rande des amerikanischen Falles und bietet dem Besucher die Möglichkeit, zu seinen Füßen die ungeheuere Wassermenge, in weißen Staub aufgelöst, über die Felsen stürzen zu sehen. Ostwärts schreitend erreichten wir die Brücke, welche nach Bath Island führt, und von hier über eine zweite Brücke Goat Island, das, durch reiche Baumvegetation geschmückt, zahlreiche Aussichtspunkte, unter diesen als bemerkenswertesten den dicht neben dem Hufeisenfalle gelegenen Terrapin Rock, besitzt.

New York, 6. October.

Die Nacht hindurch fuhren wir mit rasender Schnelligkeit an vielen Städten und an zahlreichen großen Etablissements vorbei, was wir an dem elektrischen Licht erkannten, welches blitzartig an unseren Coupéfenstern vorbeihuschte. Als der Morgen angebrochen war, eilten wir am Ufer des Hudson dahin, den wir bis New York nicht mehr verließen; dichter Nebel verschleierte das gegenüberliegende Ufer und nur auf unserer Seite sahen wir viele zuberg und zuthal fahrende Schiffe.

Auf dem Bahnhof in New York und im Hotel Windsor harrten meiner zahlreiche Reporter, deren Bemühungen jedoch auch hier vergebliche blieben. Ich zog es vor, unseren Gesandten und den Generalconsul Havemeyer zu empfangen, bei welchem Anlasse letzterer, eine der reichsten Persönlichkeiten New Yorks, mich einlud, am nächsten Tage seine Farm zu besichtigen.

Eine nähere Untersuchung unseres Gepäckes offenbarte uns dessen durch die rüde Behandlung auf den amerikanischen Bahnen eingetretenen desolaten Zustand. Nicht weniger unerfreulich berührte, dass eine fällige Post nicht eingetroffen war, so dass wir die Hoffnung, die mit Bestimmtheit erwartete Sendung noch zu erhalten, der unmittelbar bevorstehenden Abreise wegen aufgeben mussten.

Von einer Besichtigung New Yorks konnte nicht die Rede sein, es galt also nur im Flug ein Gesammtbild, eine Momentaufnahme zu erhaschen. Zu diesem Zwecke steuerten wir nach dem nächst City Hall Park im Centrum des älteren Stadttheiles gelegenen Pulitzer Building mit dem World's Office, den Geschäftsräumen einer der größten Zeitungen, die alltäglich in der Auflage von einer halben Million Exemplaren hier das Licht der Welt erblickt. Der palastähnliche Bau ragt mit 17 Stockwerken bis zur Höhe von 94 *m* empor und wird von einer mächtigen Kuppel gekrönt. Von hier gewinnt man einen vortrefflichen Überblick über die Stadt, welche dort, wo im Jahre 1624 durch die Holländisch-westindische Compagnie die erste dauernde Niederlassung gegründet worden ist, zu dem größten und reichsten Gemeinwesen der neuen Welt, zu einem nur London nachstehenden Handels- und Geldplatze geworden ist und heute mit Brooklyn, Jersey sowie mit einigen Vororten $3^1/_2$ Millionen Einwohner zählt.

Wie ein plastischer Plan liegt der Complex von Städten unter uns; zunächst das eigentliche New York auf der Manhattan-Insel, welche vom North River oder Hudson und vom East River bespült wird; östlich erhebt sich Brooklyn, westlich Jersey City; zwischen diesen erstreckt sich die ausgedehnte Upper Bay mit der kolossalen Freiheitsstatue, einem Geschenke der ideenverwandten Französischen Republik, auf Bedloe's Island; in der Ferne sieht man Staten Island und Coney Island, die bereits im Nebel zu verschwinden scheinen. Im Hafen wie auf beiden Flüssen tummeln sich Schiffe aller Größen und aller Nationen, der kleine Segelkutter und der Fünfmaster, die schnellen Bowers und die Atlantic-Dampfer.

Während der untere und ältere Theil der Stadt unregelmäßig erbaut ist, die Straßen enge und krumm dahinziehen, feiert oberhalb der 13. Straße die Regelmäßigkeit der Anlage in den sich im rechten Winkel schneidenden Verkehrsadern den vollendetsten Triumph. Nur der Broadway, die alte Hauptstraße und Schlagader New Yorks, welche sich vom Südosten nach dem Nordwesten erstreckt, und der Central Park unterbrechen die Monotonie des städtischen Bildes. Gleichwohl ist

dieses durch die Großartigkeit seiner Nüchternheit sowie durch die Mächtigkeit seiner Dimensionen imponierend — schön kann ich es nicht nennen.

Vier Hochbahnen, Tramways, Omnibusse und Wagen aller Arten durcheilen die Straßen und bewältigen ebenso wie die zahlreichen Dampffähren im Hafen und auf den Flüssen, den enormen localen Verkehr. Dahinfließenden dunklen Strömen gleich schieben sich Menschenmassen nach allen Richtungen des Weichbildes.

Während wir aus schwindelnder Höhe auf die Städte herabblickten, welche da blühen und wachsen, wurden wir von einem Gefühle der Ehrfurcht ergriffen vor jenem höchsten Wesen, welches hier lebt und regiert — vor dem allmächtigen Dollar!

Die aus der Vogelperspective gewonnene Skizze durch einige kräftigere Striche ergänzen zu können, durchfuhren wir die Stadt in einigen ihrer bedeutendsten Theile. In der älteren Ansiedelung vereinigt sich das geschäftliche Leben, hier herrscht das »Business«, ist die Geburtsstätte der Millionen. Der Broadway leitet, einem Saugrohre gleich, diese lieblichen Kinder des Südens nach den oberen Regionen der Stadt und der Gesellschaft, dorthin wo die goldenen Früchte in behaglichstem Comfort, in fürstlicher Pracht, in schwelgerischem Luxus verzehrt werden. Der Abstand zwischen Production und Consumtion der Millionen beträgt nur 8 *km*; denn in dieser Länge erstreckt sich der Broadway bis zum Central Park, um von hier als Boulevard weiter zu laufen. In dem unteren Theil entwickelt sich ein sinnbetäubendes Verkehrsleben, eine wahnwitzige Jagd nach dem Glücke, nach dem Dollar. Je mehr der Broadway sich der oberen Stadt nähert, um so zahlreicher, glänzender, üppiger werden die Verkaufspaläste und Läden, Stores; hier ist der Bereich derjenigen, welche die ausgelegten Schätze wohl zu erwerben vermögen. Zwischen der 23. und 25. Straße kreuzt der Broadway die Fifth Avenue, die, in ihrem südlicheren Theile gleichfalls dem geschäftlichen Leben dienend, von der 42. Straße an den eigentlichen Sitz der Geldaristokratie, der Millionäre und hiedurch das Herz von New York bildet. Die Fifth Avenue ist von einem Elevated Railroad und einer Tramway bisher noch verschont geblieben; stattliche Privathäuser, stolze Paläste reihen sich hier aneinander; man hat auch den Versuch gemacht, künstlerisch schöne Bauwerke zu errichten, aber keinerlei Erfolg erzielt, da der Baustil im ganzen und großen der gleiche ist und der als Material verwendete braune Sandstein keinen Effect hervorbringt.

Als Specialität des Straßenbildes dürfen die zahlreichen Bars angesehen werden, welche dem Publicum allerlei mehr oder weniger combinierte Getränke bieten; »Hoffmanns Haus« thut ein übriges, indem es seinen Gästen auch den bildnerischen Anblick europäischer Künstler ermöglicht, die wohl eine würdigere Stätte verdient hätten.

In den Vereinigten Staaten liebt man es, in Anwandlungen von Selbstüberschätzung und Eigendünkel von jedem Werke, jeder Erfindung, jeder Institution zu behaupten, dass hiemit das Beste, das Größte der Welt geboten sei und dem Schlagworte »the first of the world« begegnet man allenthalben, obwohl diese Bezeichnung nicht immer zutrifft; in Anwendung auf die East River-Brücke oder Brooklyn-Brücke, wie sie auch genannt wird, ist jedoch die Berechtigung jenes Superlatives nicht wegzuleugnen. Wir hatten hier in der That die größte Hängebrücke der Welt vor uns; ein Meisterwerk technischer Kunst, ist diese Verbindung zwischen New York und Brooklyn 1825 *m* lang und 26 *m* breit, die Brücke erhebt sich 41 *m* über den Flutwasserstand, so dass die Schiffe unter derselben passieren können, ohne die Stengen zu streichen; in der Mitte ist ein erhöhter Fußweg angelegt, zu dessen Seiten zwei Bahngeleise und zwei Fahrstraßen angeordnet sind. Im Trabe fahrend, brauchten wir beinahe 13 Minuten, um von dem einen Ende der Brücke zum anderen zu gelangen.

Die weitere Rundfahrt vervollständigte durch den Anblick zahlloser, in bunten Farben, in allen Dimensionen und Formen prangender, marktschreierischer Reclamen den Eindruck geschäftlicher, auf ihrem Höhepunkt angelangter Betriebsamkeit und durch den Mangel an Gärten sowie an grünenden Plätzen jenen der Nüchternheit, welchen einige Standbilder nicht zu bannen vermögen, jenes von Garibaldi wohl am wenigsten.

Unmittelbar nach dem Frühstücke besuchten wir den Central Park, den Prater New Yorks, woselbst sich nachmittags die reiche Welt Stelldichein gibt. Mit Stolz wurde uns berichtet, dass die durch eine niedrige Steinmauer umfriedete Gartenanlage einem sumpfigen und felsigen Terrain mit dem Aufwande von 15 Millionen Dollars abgerungen worden sei. Der ausgedehnte Park erscheint als wahres Labsal durch das frische Grün der Bäume, worunter namentlich zahlreiche Varietäten von Eichen, und der Rasenplätze, durch die malerisch angeordneten Baumgruppen und Lichtungen; mehrere Teiche, darunter die Croton Reservoirs tragen zur Abwechslung bei. Die Mall, eine breite, von mächtigen Ulmen eingefasste und durch eine Reihe von Bildwerken

geschmückte Fahrbahn, bietet in der Season Gelegenheit zu glänzenden Auffahrten, zur Schaustellung der Millionäre New Yorks. Den Mietwagen und Equipagen sahen wir auffallend schöne Pferde vorgespannt — eine Beobachtung, die ich schon während der Rundfahrt durch die Stadt machen konnte, wie ich denn auch wahrgenommen hatte, dass selbst die Pferde der Lastwagen sich als gar stattliche, gute Exemplare präsentieren. Hingegen errangen die Wagen, welche im Park an uns vorbeirollten, meinen Beifall nur in minderem Grade, da sie zwar luxuriös gebaut sind, aber der Gefälligkeit und Eleganz in der Form entbehrten. Auch von den zahlreichen Reitern und Amazonen, die auf- und niedersprengten, war ich nicht sonderlich entzückt.

Das Diner nahmen wir bei Delmonico, auf dem Madison Square, einem Restaurant, welches sich unbestritten des ersten Ranges sowie weitreichender Berühmtheit erfreut und uns nicht nur Roastbeef oder Lammscoteletten, sondern auch auserlesene Producte französischer Küche bot; distinguiertes Publicum füllte die eleganten Räume.

Den Abend beschlossen wir in Koster und Bials Variété-Theater, womit eine Restauration in Verbindung steht. Wir wohnten hier einer Vorstellung nach Art jener bei, wie sie im Wiener Etablissement Ronacher geboten werden, und waren nicht wenig erfreut, als drei Sängerinnen, dem Anscheine nach Österreicherinnen, die »Blaue Donau« vortrugen. Minder angeregt fanden wir uns durch ein am Schluss aufgeführtes Ballett, welches ein Fest am Hofe Ludwig XIV. zum Vorwurfe hatte; die Ausstattung und die Darstellung ließen ebenso viel zu wünschen übrig, wie die Tänzerinnen, die den Jugendjahren zumeist schon seit längerer Zeit entwachsen waren.

New York, 7. October.

Schon um 6 Uhr morgens holte mich Generalconsul Havemeyer ab, um mich nach seiner im Westen New Yorks gelegenen Farm zu geleiten. Durch die menschenleeren Straßen gieng es nach dem Südwesten der Stadt zum Ufer des North Hudson Rivers und von hier mittels eines großen Trajectdampfers nach Jersey City, wo unser ein Extrazug wartete.

Diese Trajectdampfer, wahre Ungeheuer, deren stets eine größere Anzahl flussauf- und abwärts fährt, können auf einmal 10 bis 20 Wagen und mehrere hundert Passagiere aufnehmen; die Höhe des Deckes correspondiert mit jener der Anlegestellen, beziehungsweise

der Straße, so dass die Wagen direct an Bord und an das Land fahren können. Trotz der frühen Stunde herrschte auf dem Flusse schon reges Treiben; Fahrzeuge aller Arten zogen auf und nieder, zahlreiche mächtige Dampfer der transatlantischen Linien waren vor den großen Lagerhäusern der Compagnien vertäut; flussaufwärts lagen zwei Kriegsschiffe und mehrere Torpedoboote der Vereinigten Staaten vor Anker.

Gleich hinter Jersey City durchfährt die Bahn einen langen Tunnel und tritt dann in ein weites Sumpfterrain, das mit hohem, gelbem Schilfe dicht bewachsen ist; kleine, freie Wasserflächen und Wasseradern durchziehen dasselbe und einzelne Waldparcellen ragen als Inseln aus dem Sumpfe, der gegenwärtig entwässert und ausgefüllt wird, um Ackerland zu gewinnen. Weiterhin kamen wir in eine überaus freundliche Gegend, welche weder Ortschaften noch Fabriken enthielt und mit ihren Wäldchen, Feldern und Obstgärten entfernt an die tiefer liegenden Gelände Oberösterreichs erinnerte; dieser Umstand, wie auch der herrliche, klare und warme Herbsttag ließen das landschaftliche Bild als ein äußerst sympathisches erscheinen, namentlich weil der Wald in allen Tönen der Farbenscala prangte.

Bei dem kleinen Bahnhofe nächst der Farm Havemeyers erwartete uns eine Coach, bespannt mit einem tadellos schönen, schwarzbraunen Viererzug, und in flottem Tempo gieng es in der herbstlich gestimmten Landschaft, an thaubenetzten Wiesen und Feldern vorbei, der Farm zu.

Vor dieser liegt Havemeyers Fasangarten, der angeblich eine jährliche Aufzucht bis zu zweitausend Fasanen liefert. Hier sollten wir jagen und hatten uns, die schönsten Hoffnungen nährend, mit einer Unmenge Patronen versehen; als ich jedoch statt der Treiber nur drei Pointer sah, die auf Fasanensuche ausgelassen wurden und wie toll revierten, überdies auch der Forstmeister, ein Franzose, nicht sehr »waidgerecht« schien, wurden meine Erwartungen stark herabgestimmt. Unsere Strecke betrug thatsächlich nur drei geschossene und vier von den Hunden gefangene Stücke, was den Jagdleiter bewog, das geringe Jagdergebnis mit dem Hinweis auf die Kürze der uns zugebote stehenden Zeit zu entschuldigen; in einem anderen, entfernter liegenden Theile des Jagdgebietes würden wir viel mehr Fasanen angetroffen haben. Ich fühlte mich jedoch reichlich dadurch entschädigt, dass ich während des bewaffneten Spazierganges Baumstudien obliegen und hiebei die in mannigfaltigen Varietäten vertretene Eiche bewundern konnte. Neben einem Forsthause befanden sich die Aufzucht und die Kammern, in welchen über tausend Fasanen umherliefen.

Die misslungene Jagd vergaßen wir alsbald über der Besichtigung der Farm, die nebst dem ausgedehnten Grundcomplex eine reizende Villa und großartige Wirtschaftsgebäude umfasst. Die Lage der Villa muss als eine überaus günstige bezeichnet werden, da diese eine prächtige Aussicht auf den Meierhof, die ausgedehnten Wiesen und auf die bewaldeten Bodenerhebungen bietet. Die Villa ist nach von Havemeyer selbst gezeichneten Plänen erbaut, sehr wohnlich und gemüthlich eingerichtet, meist mit Holztäfelung versehen; Epheu und andere Schlingpflanzen ranken sich an der Außenseite des Bauwerkes empor, welches dem Besitzer das Zeugnis ausstellt, dass er über dem Erwerbe von Millionen den Sinn für geschmackvolle Häuslichkeit nicht verloren hat. Havemeyer stellte mir hier seinen Schwiegersohn vor, welcher das ganze Jahr in dieser ländlichen Idylle haust und zugleich mit rühmenswertem Verständnisse die Verwaltung der Ökonomie besorgt; er ist passionierter Landwirt und sprach mit großer Begeisterung von Wien, woselbst er längere Zeit verweilt hatte.

Da wir bis zum Abgange des Zuges bloß eine Stunde vor uns hatten, konnten wir nur noch den Pferde- und den Kuhstall besichtigen, die mit großem Luxus ausgestattet und tadellos sauber gehalten sind. Die Pferde Havemeyers und besonders einzelne Exemplare, die er uns vorführen ließ, errangen unsere volle Anerkennung; es sind schön gebaute, edle, dabei kräftige Pferde und größtentheils, von einigen importierten, englischen Halbblutpferden abgesehen, Producte der Landeszucht. Die Kühe stehen in einem in Kreuzform erbauten Stalle, von dessen Mittelpunkt aus man alle Stücke überblicken kann; an reichlichem Futter mangelt es nicht, so dass der Ertrag an Milch ein ganz bedeutender ist, die theils nach New York versandt, theils in einem schönen, mit Porzellankacheln ausgelegten, großen Raume zu Butter verarbeitet wird.

Der Zustand der umliegenden Felder ist, soviel sich vom Wagen aus beurtheilen ließ, ein sehr guter, der Boden scheint fruchtbar, Mais sowie Raps standen vorzüglich. Wenn ich auch glaube, dass der Ertrag dieser Farm bei deren von dem Streben nach Correctheit und Nettigkeit, ich möchte fast sagen Eleganz beherrschtem Betriebe kein bedeutender sein dürfte, so kann sich andererseits ein Crösus wie Havemeyer doch die Freude eines derartigen Vergnügens gönnen, ohne Schaden befürchten zu müssen. Zwischen dem Meierhof und der Bahnstation liegt ein größerer Thiergarten mit einem guten Stande von Hoch- und Rehwild.

Während der Rückfahrt machte mir Havemeyer interessante Mittheilungen über seine industriellen Etablissements; von besonderer Bedeutung ist dessen Zuckerraffinerie in Brooklyn, welche täglich 1,814.400 *kg* Einwurf verarbeitet, was bei Annahme von 300 Arbeitstagen einer jährlichen Production von 544.320 *t* entspricht.

Als wir rasenden Laufes über den Damm des Sumpfgebietes von Jersey City eilten, erlitten wir plötzlich eine Havarie an der Locomotive und konnten, obschon der Locomotivführer und die Conducteure unausgesetzt »All right« riefen, dennoch weder vor- noch zurückfahren, so dass sich ein vorbeisausender Expresszug unser erbarmte und aus der nächsten Station eine Hilfsmaschine sandte, die uns mit bedeutender Verspätung nach Jersey City brachte.

Mittag war bereits vorüber, und schon um 3 Uhr hatte die »Bretagne«, mit welcher ich nach Europa zurückkehren sollte, abzugehen, vorher aber wollte mir Havemeyer noch ein Dejeuner bei Delmonico geben. Das unmöglich Scheinende wurde dennoch bewerkstelligt; mit echt amerikanischer Geschwindigkeit setzte unser Dampfboot über den Hudson, im schnellsten Laufe jagten die Wagen durch die Straßen und ehe wir uns dessen versahen, saßen wir an einer reichbesetzten Tafel, die in der That alles bot, was sich Feinschmecker nur wünschen können. Wir wähnten uns an der Tafel des Lucullus; das historische Ragout von Nachtigallenzungen fehlte zwar, doch wurde uns ein Gericht aufgetischt, welches aus Austern-Parasiten, aus kleinen Krebschen von Bohnengröße, hergestellt war, die als sehr seltene Gäste in den Austernschalen gefunden werden; wenn ich hinzufüge, dass etwa 100.000 Austern geöffnet werden mussten, um die für unser Frühstück erforderliche Anzahl von Krebschen zu sammeln, so ist ein Maßstab für den Wert dieser allerdings vorzüglichen Speise gegeben, der sich die übrigen Bestandtheile des Menus würdig anreihten.

Der freundliche Gastgeber und unser Gesandter geleiteten mich an Bord der »Bretagne«. Um 3 Uhr nachmittags verließen wir, das Herz von dem beseeligenden Gefühle geschwellt, der Heimat zuzusteuern, den Hafen New Yorks und die neue Welt, die letzte große Etappe der langen Fahrt um die Erde.

Es war mir, entgegen meinen ursprünglichen Absichten, nicht gegönnt, die Vereinigten Staaten zu bereisen, ich musste mich vielmehr darauf beschränken, das enorme Gebiet derselben zu durchfliegen. Daher vermochte ich denn die gewonnenen Eindrücke auch nicht aus der Tiefe zu schöpfen, sondern konnte sie nur an der Oberfläche der

Erscheinungen sammeln. Wie aber die emporschießenden und sprudelnden Geyser die geheimnisvollen im Schoße der Erde waltenden Kräfte offenbaren, so darf wohl auch auf anderen Gebieten aus den zutage tretenden Symptomen auf die tiefer liegenden Gründe und Ursachen geschlossen werden. Was ich von der Landschaft Nordamerikas gesehen, die gewaltigen Gebirge, die schaurig eingerissenen Thäler, die endlosen Ebenen, die ungeheueren Ströme und Wasserfälle, die Meeren gleich sich weithin erstreckenden Seen, die unermesslichen Entfernungen, die in ihren letzten Athemzügen noch vernehmbaren, im Erdinnern verschlossenen Elementargewalten — dies alles trägt das unverkennbare Gepräge der Großartigkeit an sich. Doch ist das nicht eine Großartigkeit, vom Hauche der Erhabenheit und Poesie umwoben und verklärt, die der Sohn des alten Europas zu schauen gewohnt ist und durch welche die Natur die zartesten Saiten des menschlichen Herzens berührt — es ist vielmehr die mit stolzem Selbstgefühle der Unüberwindlichkeit, mit trotzigem Bewusstsein der Urkraft gepaarte Großartigkeit, die uns hier entgegentritt und die den unerschöpflichen im Schoße der Erde aufgespeicherten Reichthum aller Art vor der gierig darnach langenden Hand zu vertheidigen bereit ist, aber gerade hiedurch den Menschen zum Kampfe herausfordert. Dieser Kampf ist entbrannt und die Natur in demselben unterlegen; der Riese Goliath ist zu Füßen des schwachen David hingestreckt worden. Wenn irgendwo der Mensch mit seinen höheren Zwecken gewachsen ist, so ist dies in den Vereinigten Staaten geschehen. Hier galt es himmelstürmende Gebirge zu übersteigen, zu durchbrechen, Ebenen zu durchmessen, Gewässer dienstbar zu machen, den jungfräulichen Schoß der Erde zu erschließen, wüste Gefilde durch städtische Besiedelung zum Leben zu erwecken — in staunenerregender und Bewunderung einflößender Weise sind diese gewaltigen Leistungen vollbracht worden. Der Mensch ist auf diesem Kampfplatz ins Riesenhafte gewachsen, er hat gelernt, der Natur ein Geheimnis um das andere zu entwinden, ihr die Waffen abzunehmen und diese gegen sie zu kehren.

Dem Geschlecht aber, welches hier ein in der Geschichte der Menschheit für alle Zeiten denkwürdiges Ringen ausgefochten hat und noch immer ficht, ist es ergangen wie erobernden Völkern, die andere unterjochen und diesen zwar ein eisernes Machtgebot aufzwingen, aber deren Art und Gesittung an- und immer mehr in sich aufnehmen. Die so verschiedenen Bestandtheile der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten sind heute noch nicht zu einer homogenen Masse

verschmolzen, und dennoch hebt sich die Bewohnerschaft der United States schon jetzt scharf als nationale Besonderheit den Völkern der alten Welt gegenüber ab. Die Nachkommen derjenigen, welche Europa in den fernen Westen entsandt, jene, welche der breite Strom der Auswanderung dorthin geführt hat, sie stehen uns heute, obwohl Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute, fremd gegenüber. Nicht das große Wasser ist es, welches die Bürger der Union von uns scheidet, sondern die Natur des Landes hat die Trennung vollzogen, sie hat ihre Bezwinger sich assimiliert, mit allen Vorzügen und allen Schattenseiten ausgestattet, welche ihr selbst eigen sind. Ein Zug ins Großartige ist auch im Charakterbilde der Bewohner der Union nicht zu verkennen, der sich allerdings nicht selten in das Bizarre, das Groteske, ja in das Widerwärtige verzerrt. Die kühnsten Ideen werden im Lande des Felsengebirges und des Niagaras geboren und mit erstaunlichem Geschicke, mit unübertrefflicher Meisterschaft auf dem Gebiete der Technik verwirklicht; heroischer Unternehmungsgeist, freilich oft genug mit beispielloser Rücksichtslosigkeit gepaart, bricht sich immer neue Bahnen, führt zur Erwerbung kolossaler Vermögen, allerdings nicht selten über Tausende ruinierter Existenzen hinweg und nicht ohne dass die Moral trauernd zur Seite stehen müsste; neben bewundernswerten Schöpfungen philanthropischen Geistes tritt crassester Egoismus zutage, der im Nebenmenschen nur ein Object der Ausnützung, nicht aber ein fühlendes Wesen erblickt; gewissenhafter Bemühung machen marktschreierische Reclame und unnachahmlicher Humbug jeden Fuß breit des Erfolges streitig, hart neben redlichem Gewerbe wird ein wüster Tanz um das goldene Kalb aufgeführt, das hier die Gestalt des Dollars angenommen hat; ernstes Streben, geordnete öffentliche Zustände zu schaffen und zu erhalten, wird nur zu oft durch eine die maßgebenden Kreise durchsetzende Corruption wettgemacht, die mitunter selbst den Richterstand ergreift, so dass an Stelle gesicherter Rechtshilfe Selbsthilfe der rohesten Form tritt.

In allen Erscheinungen, welche den Charakter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zum Ausdrucke bringen, ist — ich wiederhole dies — die Veranlagung in das Große ein hervorstechender Zug, der, mögen die verschiedenen Manifestationen desselben mitunter sogar abstoßend sein, immer interessant bleibt. Es liegt im Bürger der Union der Ansatz zum Überlebensgroßen, zum Übermenschen, den ihm die umgebende Natur eingeimpft hat. Wie es aber dieser an dem Zauber poetischer Verklärung fehlt, so gebricht es den Menschen an dem

intimen Reize der Persönlichkeit, an der Wärme des Wesens; sie haben mir den Eindruck kalter Individualitäten gemacht, da ich an ihnen die Liebenswürdigkeit des Herzens sowie die Gemüthlichkeit des Sinnes vermisste — Eigenschaften, welche uns die Menschen erst sympathisch werden lassen, mögen wir sonst auch noch so viel Ursache haben, ihnen unsere Anerkennung, vielleicht auch Bewunderung nicht zu versagen. Die Culturvölker der alten Welt sind nicht von Sentimentalität angekränkelt, sie mussten den Kampf ums Dasein auch lernen; aber Herz und Gemüth haben, namentlich in der geliebten Heimat, hierunter nicht nur nicht gelitten, sondern sind gleichberechtigte, mildernde, wohlthuende Factoren neben dem denkenden Verstande, neben dem entschlossenen Willen geblieben.

Ein kleiner Schleppdampfer bugsierte die »Bretagne« aus ihrer Vertäuung, dann setzte sich die Maschine des Schiffes in Bewegung, und wir fuhren stromabwärts, vorbei an den Häusermassen von New York und Brooklyn, an den vielen Schiffen in der Upper Bay, endlich zwischen Staten Island und Long Island hindurch und um Coney Island in den Ocean hinaus.

Vor Sonnenuntergang sollte uns noch ein schönes maritimes Schauspiel zutheil werden, da an diesem Tage die bedeutendste der nordamerikanischen Segelregatten, jene um den Preis des New Yorker Yacht-Clubs abgehalten wurde und die beiden besten Yachts der Vereinigten Staaten und Großbritanniens, die »Vigilant« und die »Walkyrie« um den Sieg stritten. Schon den ganzen Tag über war New York in fieberhafter Erregung darüber gewesen, welche von den beiden den Preis erkämpfen werde, eine Erregung, die hier in allen Fällen herrscht, wo es sich um irgend eine Concurrenz zwischen den Amerikanern und den Engländern handelt. Die Regatta hatte eben ihr Ende erreicht. Schon kamen uns die mit den Zuschauern dieses Seefestes beladenen Schiffe entgegen, und alsbald konnten wir uns überzeugen, dass die Palme den Vereinigten Staaten zugefallen war; denn die an uns vorbeieilenden Dampfer der Union hatten — ein Zeichen nationaler Begeisterung — Flaggengala gehisst und überall erschollen Jubelrufe, wurden Tücher und Hüte geschwenkt. Wir genossen eine Art Flottenrevue, da auf wenige hundert Meter wohl an die zweihundert mit Menschen vollgepfropfte Dampfer der verschiedensten Art, vom ungeschlachten Hudson Steamer an bis zu zierlichen Dampf-Yachten, zu beiden Seiten der »Bretagne« vorbeischossen, um eilends die Freudenbotschaft den harrenden Freunden zu bringen. Jeder der

Dampfer suchte den anderen zu überholen, ja auch hier wurde der Wetteifer zum regelrechten Kampf, und mitunter dampften vier bis fünf Schiffe auf gleicher Höhe an uns vorüber, während all die Leute an Bord schrien und johlten und einige der Dampfer Freudenschüsse lösten. Weiterhin kamen die beiden Renn-Yachten mit gerefften Segeln im Schleppe heran, bis endlich nach Ablauf von weniger denn einer halben Stunde der ganze, tolle Zug vorübergerauscht war und in der Richtung gegen New York zu all die Schiffe nur noch als kleine Pünktchen am Horizont sichtbar waren.

Schließlich waren auch die von den qualmenden Schloten emporsteigenden Rauchwölkchen verflogen und ringsum nichts mehr zu sehen als die glatte See, auf der wir ruhig mit nordöstlichem Curse weiterfuhren, bald umhüllt von dem Schatten der sinkenden Nacht.

Havre - Paris - Stuttgart - Wien.

Havre — Paris — Stuttgart — Wien.

In See nach Havre, 8. bis 14. October.

Äolus versprach, als die »Bretagne« in See stach, viel und hielt wenig; unsere hochgespannten Erwartungen auf eine angenehme Fahrt verringerten sich immer mehr und wurden schließlich ganz zunichte. Es war, als sollten wir, die ja so lange und so glücklich von dem Rücken des Oceans getragen worden sind, dessen gewaltige Kraft noch einmal empfinden müssen, bevor wir den Fuß auf Europas alten Boden setzen.

Der Himmel entzog sich unseren Blicken; denn mit seltenen Unterbrechungen fuhren wir in dichtem, den Ausblick theils völlig benehmendem, theils doch wesentlich beeinträchtigendem Nebel dahin, was mit Rücksicht auf die große Zahl der die Route befahrenden Atlantic-Dampfer erhöhte Vorsicht bei der Navigation erheischte.

Die See war während der ganzen Überfahrt bewegt, ja zeitweise stürmisch erregt, und Welle auf Welle wälzte sich gegen die »Bretagne«, die aber als echte, liebenswürdige Französin, welche den Dingen nicht gleich eine tragische Seite abgewinnt, in eleganten Bewegungen über die dräuenden Gefahren hinwegtanzte. Allerdings tanzte auch die lebende Fracht mit und nicht ganz so anmuthig und folgenlos; doch blieben wir von ärgerem Ungemach als jenem, welches der Anblick des leidenden Nebenmenschen verursacht, verschont. Zuweilen durfte man allerdings glauben, dass der Engel des Todes seine düsteren

Schwingen über das Schiff gebreitet habe, wenn nur wir seefesten Erdumfahrer auf Deck erschienen und gähnende Leere uns im Speisesalon umfieng. Kaum aber hatte die See sich ein wenig beruhigt, wenn auch nur um neue Kraft zu sammeln und uns ihre Launen bald wieder fühlen zu lassen, war allgemeine Auferstehung an Bord, die Todtgeglaubten kamen hervor, und jeder Winkel des Schiffes war erfüllt von Gelächter, Geplauder, Lebensfreude; denn weitaus die größte Mehrzahl der Passagiere gehörte der französischen Nation an. Zerriss gar einmal das Gewölk, so entwickelte sich eine Lebendigkeit auf dem Schiffe, die jener eines Mückenschwarmes glich, der bei Ausbruch eines Gewitters zerstiebt, um sich beim ersten Strahle der Sonne wieder zu sammeln und an diesem im Vollgenusse des Lichtes und der Wärme auf- und niederzuschweben.

Höchst anregend und in völkerpsychologischer Hinsicht interessant waren vergleichende Studien über das Leben an Bord der »Empress of China« mitten unter Engländern und hier an Bord der »Bretagne« unter Franzosen; in dem engen Rahmen der Lebensverhältnisse auf dem Schiffe prägte sich die charakteristische Eigenart der beiden Nationen wie in einem verkleinernden Spiegel deutlich aus. Dass in uns Österreichern bei unserer Naturanlage das Wesen der Franzosen manche, wenn auch etwas ernster gestimmte Saite harmonisch anklingen lässt und wir daher aller Unbilden des Wetters ungeachtet recht angenehme Stunden auf der »Bretagne« verbrachten, darf nicht Wunder nehmen. Doch um gerecht zu sein — es war nicht allein die Reisegesellschaft, welche lichte Töne in das Bild unseres nebelumdüsterten Daseins wob, sondern auch die »Bretagne« selbst trug durch ihre trefflichen Einrichtungen wesentlich dazu bei, das Leben recht erträglich zu machen, und zwar in allererster Linie durch ihre vorzügliche Küche. In Verbindung mit gutem Gewissen ist — es klingt sehr prosaisch und ist doch wahr — während einer langen Seereise ein guter Mittagstisch eine der Voraussetzungen, die Seele in jenen Zustand des Gleichgewichtes zu versetzen, welcher sie Schlimmes leichter ertragen und Angenehmes freudiger empfinden lässt. Ganz besonders aber waren wir, die wir uns ja schon um den Erdball herum und durch alle denkbaren culinarischen Erzeugnisse hindurchgegessen haben, für die vollendeten Producte des Kochkünstlers der »Bretagne« empfänglich und bewahren daher um unserer früher oft genug schwer geprüften Magen willen dem Küchenchef eine freundliche Erinnerung.

Als die »Bretagne« über die Newfoundland-Bank hinwegsteuerte, waren wir Zeugen eines interessanten Schauspieles. In weiter Ferne sah man aus der See Wasserstrahlen aufschießen und dem Schiffe bald dunkle, unförmliche Massen näher kommen, die sich endlich als Walfische entpuppten. Acht oder zehn dieser Thiere kreisten in so geringer Entfernung um die »Bretagne«, dass wir die Formen der Unwesen nicht nur genau wahrnahmen, sondern einige Amateurphotographen an Bord auch in die Lage versetzt wurden, Aufnahmen der Kolosse zu machen, allerdings ohne diesen vorher einen freundlichen physiognomischen Ausdruck empfehlen zu können. Wir bedauerten lebhaft, nicht mehr an Bord der »Elisabeth« zu sein, da wir in diesem Falle deren Schnellfeuerkanonen mit aller Aussicht auf Erfolg hätten in Thätigkeit setzen und so als Walfischjäger debutieren können.

Die ersten Tage der Fahrt wussten wir unsere Ungeduld, Europa zu erreichen, noch etwas zu bemeistern; je mehr aber die »Bretagne« dem Ziele der Fahrt sich näherte, umso größere Unruhe bemächtigte sich unser, bis schließlich die Erwartung den Höhepunkt der Spannung erreichte.

Ex oriente lux! Den 14. October spät abends — wir waren dem Schiff in unserer Sehnsucht schon bis in das Herz der Heimat vorausgeeilt — tauchte aus weiter Ferne das Leuchtfeuer der Scilly-Inseln auf, einem Sterne gleich uns entgegenfunkelnd und der »Bretagne« den richtigen Curs weisend. Ein unbeschreiblich freudiges Gefühl bemächtigt sich des Seefahrers angesichts dieses ersten Grußes vom alten Continente. Sturmumbraust, wetterumtost ragt der Leuchtthurm empor, weithin in die dunkle Nacht sein freundliches, helfendes, rettendes Licht aussendend, das wie ein guter Engel den Dämon der Finsternis bewältigt und mit seinen Strahlen in das Gemüth des Menschen dringt.

Havre—Paris, 15. October.

Wir steuerten im Canal und wieder im dichtesten Nebel dahin; doch — »ein gutes Schiff in seinem dunkeln Drang ist sich des rechten Weges wohl bewusst«, so dass die »Bretagne« ihren feuchten Pfad zu finden vermochte und unter fast ständiger Anwendung der Dampfpfeife ungefährdet vorbeikam an den zahlreichen entgegenfahrenden sowie an den die Route kreuzenden Fahrzeugen aller Art. Unter ihnen befand sich auch das Schwesterschiff des unseren, welches mit dem Curse nach New York, hart an der »Bretagne« vorüberzog. Endlich,

endlich — es war rings um das Schiff her lichter geworden — entstieg in der Ferne ein weißer Streifen dem Ocean, — »Land, Land!« rief es in uns. Frankreichs Küste gebietet hier den Meereswellen halt und freundlich winkt Havre dem Ankömmling zu.

Um 3 Uhr nachmittags fiel der Anker und kurz darauf standen wir auf festem Boden, auf Europas Boden. Man muss fast ein Jahr lang in der Welt umhergefahren sein, um das Hochgefühl zu ermessen, das mich in diesem Augenblicke beherrschte.

Die Stadt hatte bereits zu Ehren der Officiere der russischen Escadre, die in Toulon ankerte, festlich geflaggt; die fremden Seeleute wurden in Havre, wohin sie über Paris kommen sollten, als Gäste Frankreichs erwartet. Bald nach der Ankunft unternahmen wir in Begleitung unseres Consuls Grosos eine Spazierfahrt gegen Trouville und fanden uns am Abende zum Diner im gastlichen Hause Grosos' ein, dessen Gemahlin in liebenswürdigster Weise die Honneurs machte.

Von Havre giengs nach Paris.

Paris, 16. October.

Der Nebel, welcher uns auf dem Atlantischen Meere verfolgt, äußerte eine unliebsame Folge noch in Paris; denn die »Bretagne« hatte die Fahrtzeit nicht einzuhalten vermocht, so dass wir gestern den Orient-Express nicht mehr erreichen konnten. Wir fügten uns also in das unausweichliche Schicksal und harrten in dem Babylon an der Seine, dessen mir bekannte Reize mich diesmal nicht fesselten, aus, um erst heute abends gegen Stuttgart zu rollen.

Auch in Paris wurden allenthalben Vorbereitungen zum Empfange der russischen Officiere getroffen. An eine flüchtige, der Auffrischung von Erinnerungen gewidmete Tour durch die Stadt schlossen wir den Besuch des Louvres sowie der Morgue, die Besteigung des Eiffelthurmes, ein Dejeuner bei Bignon und eine Fahrt durch die Champs-Elysées und in den Bois de Boulogne — also möglichst viel in einer Spanne Zeit.

Stuttgart—Wien, 17. bis 18. October.

In Stuttgart verwirklichte sich der Augenblick, von dem ich im Jagdlager zu Tandur geträumt hatte, jener, in dem ich meine Schwester als junge Frau in deren neubegründetem Heim in meine Arme schließen konnte. Doch es drängte mich begreiflicherweise nach Haus und schon tagsdarauf eilte ich weiter.

Als der Zug in Braunau die Gemarkung der schwarzgelben Grenzpfähle erreichte und ich mich wieder in Österreich wusste, war mein Herz von Freude erfüllt, die sich in dem Maße steigerte, als der Orient-Express, die wohlbekannten, schönen Gefilde Ober- und Niederösterreichs durchfliegend, sich dem Herzen der Heimat näherte.

In St. Pölten feierte ich ein glückliches Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern und traf in deren Kreis endlich in Wien ein.

Wohlbehalten bin ich von der langen Fahrt um die Erde heimgekehrt. Dankbarkeit gegen die Vorsehung im Herzen, begrüßte ich sie nach Jahresfrist wieder — die alte ewig junge Kaiserstadt.

Anhang.

Reiseübersicht.

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
16/V bis 17/V	—	—	Sydney	—	
17/V	Sydney	Wentworth Falls	—	100	-
17/V	Wentworth Falls	Govett's Leap		18	-
17/V	Govett's Leap	Narromine	—	365	—
18/V bis 19/V	—	-	Narromine	—	-
19/V bis 20/V	Narromine	Mullengudgery	—	98	—
20/V bis 21/V	Mullengudgery	Sydney	—	581	—
21/V bis 22/V	—	—	Sydney	—	—
22/V	Sydney	Auburn	—	19	—
22/V	Auburn	Sydney	—	19	—
22/V	Sydney	Moss Vale	—	138	—
23/V	Moss Vale	Badgery Station	—	34	-
23/V bis 25/V	—	—	Badgery Station	—	—
25/V bis 26/V	Badgery Station	Sydney	—	172	—
26/V bis 28/V	—	—	Sydney	—	—
28/V bis 1/VI	Sydney	Numea	—	—	1100
1/VI bis 4/VI	—	-	Numea	—	—
4/VI bis 7/VI	Numea	Salomon-Inseln Owa raha	—	—	816
7/VI bis 8/VI		—	Owa raha	—	—
				1544	1916

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
				1544	1916
8/VI	Owa raha	Ugi	—	—	60
8/VI bis 10/VI	—	—	Ugi	—	—
10/VI bis 14/VI	Ugi	Neu-Guinea Port Moresby	-	—	919
14/VI bis 16/VI		—	Port Moresby	—	—
16/VI	Port Moresby	Jagdlager am Laroki	—	18	
16/VI bis 18/VI	—	—	Jagdlager am Laroki	-	—
18/VI	Jagdlager am Laroki	Port Moresby	—	18	—
18/VI bis 19/VI		-	Port Moresby	-	—
19/VI	Port Moresby	Redscar Bay	—	—	46
19/VI	Redscar Bay	Jagdlager am Vei Maori	—	—	16
19/VI bis 20/VI		- -	Jagdlager am Vei Maori	-	—
20/VI	Jagdlager am Vei Maori	Varivari-Insel	—	—	20
20/VI bis 25/VI	Varivari-Inseln	Aru-Inseln Dobo	—	-	971
25/VI bis 26/VI	—	—	Dobo	—	—
26/VI bis 28/VI	Dobo	Amboina		—	400
28/VI bis 29/VI	Amboina	Buru Kajeli	—	-	70
29/VI bis 30/VI	—	—	Kajeli	—	—
30/VI	Kajeli	Amboina	-	—	70
30/VI bis 3/VII	—	—	Amboina	—	—
3/VII bis 9/VII	Amboina	Borneo Cap Po	—	—	1650
10/VII	Cap Po	Borneo Kutsching		—	25
10/VII	Kutsching	Cap Po	—	—	25
10/VII bis 12/VII	Cap Po	Singapur	—	-	420
12/VII bis 16/VII	—	—	Singapur	—	—
16/VII bis 21/VII	Singapur	Hongkong	—	—	1470
21/VII—23/VII	-	-	Hongkong		
23/VII	Hongkong	Kanton	—		88
				1580	8166

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
				1580	8166
23/VII bis 26/VII	—	—	Kanton		
26/VII bis 27/VII	Kanton	Macao	—		75
27/VII	Macao	Hongkong			37
27/VII bis 29/VII	—	—	Hongkong		
29/VII bis 2/VIII	Hongkong	Nagasaki	—		1100
2/VIII bis 4/VIII	—	—	Nagasaki		
4/VIII	Nagasaki	Misumi	—		52
4/VIII	Misumi	Kumamoto	—	42	
4/VIII bis 5/VIII	—	—	Kumamoto		
5/VIII	Kumamato	Modschi	—	196	
5/VIII	Modschi	Schimonoseki	—		1
5/VIII bis 6/VIII	—	-	Schimonoseki		
6/VIII	Schimonoseki	Mija-schima			95
6/VIII bis 7/VIII	—	—	Mija-schima		
7/VIII	Mija-schima	Mihara			63
7/VIII bis 8/VIII	Mihara	Kiôto	—	306	
8/VIII bis 10/VIII	—	-	Kiôto		
10/VIII	Kiôto	Ôsaka		48	
10/VIII	Ôsaka	Hôrjûdschi		29	
10/VIII	Hôrjûdschi	Nara	—	12	
10/VIII bis 11/VIII	—	-	Nara		
11/VIII	Nara	Kiôto	—	89	
11/VIII bis 14/VIII	—	—	Kiôto		
14/VIII	Kiôto	Ôtsu	—	16	
14/VIII	Ôtsu	Gifu	—	105	
14/VIII	Gifu	Nagoja	—	31	
14/VIII bis 15/VIII	-	—	Nagoja		
15/VIII	Nagoja	Kôsu	—	299	
15/VIII	Kôsu	Mijanoschita		23	
15/VIII bis 17/VIII	-	—	Mijanoschita		
17/VIII	Mijanoschita	Tôkio	—	102	
17/VIII	Tôkio	Jokohama	-	29	
18/VIII	Jokohama	Tôkio	—	29	
18/VIII bis 20/VIII	—	—	Tôkio		
20/VIII	Tôkio	Nikkô	—	146	
20/VIII bis 22/VIII	—	—	Nikkô		
22/VIII	Nikkô	Jokohama	—	175	
				3257	9589

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
				3257	9589
22/VIII bis 23/VIII			Jokohama		
23/VIII	Jokohama	Tôkio	—	29	
23/VIII	Tôkio	Jokohama	—	29	
23/VIII bis 25/VIII	—		Jokohama		
25/VIII bis 5/IX	Jokohama	Vancouver	—		4080
5/IX bis 8/IX	—		Vancouver		
8/IX bis 9/IX	Vancouver	Banff	—	901	
9/IX bis 10/IX	—	—	Banff		
10/IX bis 11/IX	Banff	Priests' Landing	—	568	
11/IX	Priests' Landing	—	Penticton	97	
12/IX	Penticton	Shingle Creek		24	
13/IX	Shingle Creek	Black Mountain	—	16	
13/IX bis 14/IX		—	Black Mountain		
14/IX	Black Mountain	Shingle Creek	—	16	
15/IX	Shingle Creek	Penticton		24	
16/IX	Penticton	Priests' Landing	—	97	
17/IX	Priests' Landing	Revelstoke	—	153	
18/IX bis 19/IX	Revelstoke	Northport	—	201	
19/IX	Northport	Spokane	—	210	
20/IX	Spokane	Livingston	—	812	
21/IX	Livingston	Mammoth Hot Springs Hotel	—	95	
22/IX	Mammoth Hot Springs Hotel	Fountain Geyser Hotel	—	68	
22/IX bis 24/IX	—	—	Fountain Geyser Hotel		
24/IX	Fountain Geyser Hotel	Yellowstone Lake Hotel	—	101	
25/IX	Yellowstone Lake Hotel	Grand Cañon Hotel	—	27	
				6725	13669

Datum	Von	Nach	In	Zurückgelegte Entfernung	
				Kilometer	Seemeilen
				6725	13669
26/IX	Grand Cañon Hotel	Mammoth Hot Springs Hotel	-	48	
27/IX	Mammoth Hot Springs Hotel	Livingston	—	95	
28/IX	Livingston	Butte City	—	193	
28/IX bis 29/IX	Butte City	Salt Lake City		638	
29/IX bis 30/IX	Salt Lake City	Colorado Springs	—	1082	
1/X	Colorado Springs	Manitou		10	
1/X bis 3/X	Manitou	Chicago	—	1814	
3/X bis 4/X	Chicago	Niagara Falls		827	
4/X bis 5/X		—	Niagara Falls		
5/X bis 6/X	Niagara Falls	New York	—	743	
6/X bis 7/X	—		New York		
7/X bis 15/X	New York	Havre	—		3060
15/X	Havre	Paris	—	228	
15/X bis 16/X	—	—	Paris		
16/X bis 17/X	Paris	Stuttgart	—	682	
17/X bis 18/X	—	—	Stuttgart		
18/X	Stuttgart	Wien	-	708	
			Summe .	13793	16729
			Zusammen Kilometer*) .	44775	-

*) 1 Seemeile = 1852·01 *m*.

Inhalts-Verzeichnis und Verzeichnis der Illustrationen, des Anhanges und der Karten.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Sydney — Narromine — Mullengudgery 1

Ankunft in Port Jackson 3; erster Eindruck von Port Jackson und Sydney 3; die australische Flotte 5; Besuche an Bord 5; die Stadt Sydney 6; Besuch beim Lieutenant Governor 7; das Museum 8; Table d'hôte im Australian Hotel 8; Singspielhallen 9; Fahrt nach den Blauen Bergen 9; Wentworth Falls 10; Govett's Leap 12; Zigzag Railway 12; Export und Import von Schafen 13; Kohlengruben 13; in Narromine 13; Mr. Macks Grundbesitz und Viehstand 14; Weideplätze und Waldverwüstung 14; Wagenfahrt in den Wäldern 15; Jagd auf Känguruhs 15; Lunch im Busche 17; Jagd auf Wasserwild 17; australische Pferde 18; die Dürre 19; Abenteuer Hodeks 19; die Familie Mr. Macks 19; die Farm Mr. Macks 19; Jagd auf Känguruhs 20; die Känguruhs in Australien 21; Jagd auf Wasserwild 21; Känguruhtreiben 23; Fang eines Emu 23; Diner im Waggon 23; in Mullengudgery 23; Jagd auf Australische Trappen 24; ein Riesenwagen 24; die Kaninchen in Australien 25; Jagd auf Wasserwild 26; Jagd auf Emus 27; Jagd auf Kakadus und Trappen 28; Rückfahrt nach Narromine 28; ein Landsmann in Australien 29; Ankunft in Sydney 29; Feierliches Hochamt 29; Empfang des Ministeriums 30; Fahrt durch den Hafen 31; Gala-Diner im Government House 32.

Sydney — Auburn — Badgery Station 33

Fleischconserven-Fabrik in Auburn 35; Frühstück bei dem Generalconsul 37; Einkäufe 37; von Sydney nach Moss Vale 37; von Moss Vale nach Badgery Station 38; der Australische Bär 38; Unfall im Wollondilly River 40; die Farm Badgery Station 40; Jagd auf Känguruhs und Wallabies 40; Jagd auf Kusus 42; Jagd auf Felsen-Wallabies 43; die Pferde von Badgery Station 45; Jagd auf Schnabelthiere, Kusus und Felsen-Wallabies 45; Heilung eines lahmen Pferdes 47; von Badgery Station nach Moss Vale 50; Jagd auf Beutelmarder 51; Rückkehr nach Sydney 52; Schafschur 52; Werfen von Boomerangs und Speeren 53; die Bildergallerie 53; Aussicht auf Sydney vom Australian Hotel aus 54; Ball an Bord der »Elisabeth« 54; Nachklänge des Balles 58; die ethnographische Sammlung des Museums 58; Ankauf einer ethnographischen Sammlung 59; Diner im Australian Hotel 59; Besuch eines Circus 59.

Seite

Neu-Caledonien 61

Abfahrt von Sydney 63; in See nach Neu-Caledonien 63; Ankunft in Numea 65; Neu-Caledonien 66; die Stadt und der Hafen Numea 67; Besuch des Gouverneurs und bei demselben 67; Fahrt in die Umgebung der Stadt 68; Zwangshaus in Montravel 68; die Sträflinge 68; Zustände in der Sträflingscolonie 69; flüchtige Sträflinge 70; Colonisierung und wirtschaftliche Verhältnisse 71; Missionswesen 71; die Stadt 72; Fahrt zur Hirschjagd 73; die Kanaken 74; Hirschjagd 75; Jagdfrühstück 76; die Strafanstalt auf der Insel Nu 78; Besuch eines Spitales 79; Besuch einer Irrenanstalt 80; Pilu-Pilu, Speerewerfen und Schleudern von Steinen 80; Diner beim Gouverneur 83; ethnographische Sammlung 83; Tanzproduction 83; Abschied vom Gouverneur 84.

Salomon-Inseln 85

Abfahrt von Numea 87; in See nach den Salomon-Inseln 88; die Salomon-Inseln 89; Owa raha 90; ein Weißer auf Owa raha 91; Expeditionen auf Owa raha 91; die Behausung des Weißen 92; dessen Gattin 92; Heilige Stätten der Eingeborenen 93; Cannibalismus der Eingeborenen 94; Hütten der Eingeborenen 94; die Bewohner von Owa raha 95; Streifung in das Innere der Insel 95; »Elisabeth-See« 98; Tauschhandel mit den Eingeborenen 98; Abenteuer der Expedition Mallinarich 99; Fischestechen 100; von Owa raha nach Ugi 101; zwei Engländer auf Ugi 101; Streifung in das Innere von Ugi 102; das Dorf Ete-Ete 103; Tauschhandel 103; die Häuptlinge Rora und Bilingi 103; die Hütten und die Bewohner von Ete-Ete 104; Expeditionen in das Innere von Ugi 105; Korallenfang 107; Tauschhandel 110.

Neu-Guinea 111

In See nach Neu-Guinea 113; Ankunft in Port Moresby 115; Port Moresby 116; Kohlenschiff aus Sydney 117; Abwesenheit des Gouverneurs 118; Sammlung ethnographischer Gegenstände 118; Jagd auf Vögel 119; im Dorfe Hanuabada 120; Erntefest in Hanuabada 121; Rundgang durch das Dorf 123; im Dorfe Elewara 124; Tauschhandel 124; Streifzug in der Nähe von Port Moresby 124; Handel an Bord der »Elisabeth« 124; projectierte Taubenjagd 125; Ankunft des Gouverneurs 125; Jagdexpedition an den Laroki-Fluss 126; Polizeitruppe von Neu-Guinea 126; von Port Moresby nach dem Laroki River 126; Owen Stanley-Gebirge und Mount Victoria 127; Fly River 128; Jagd am Laroki 129; Lager am Laroki 132; Toilette der Gepäckträgerinnen 133; Jagd 134; projectierte Expedition nach dem Vei Maori 137; vom Laroki nach Port Moresby 138; Dispositionen für die Expedition nach dem Vei Maori 138; von Port Moresby in die Redscar-Bai 140; Fahrt den Vei Maori-Fluss aufwärts 141; Jagd am Vei Maori 142; Paradiesvögel und ein Tanzbaum 142; Verirrung im Walde 144; Jagdlager am Vei Maori 145; Jagd am Vei Maori 145; Paradiesvögel 146; Aufbruch vom Jagdlager 147; vereitelter Ausflug auf die Varivari-Insel 147; ethnographische Sammlung von Yule Harbour 148; Abfahrt von Neu-Guinea 148.

Seite

Aru-Inseln — Amboina 149

In See nach den Aru-Inseln 151; Gesundheitszustand an Bord 152; die Aru-Inseln 154; der Hafen von Dobo 155; das Dorf Dobo 156; Bevölkerung von Dobo 156; der Posthalter von Dobo 157; Ausflug nach der Insel Wokam 158; Excursion nach der Insel Wassir 160; Arunesen 161; in See nach Amboina 163; Amboina 164; Ankunft in Amboina 165; der Resident Baron van Höevell 166; Schwierigkeiten bei der Einschiffung von Kohlen 166; Fort Victoria 167; Rundfahrt durch die Stadt 167; Bewohner Amboinas 167; Behausungen in Amboina 168; das Regierungsgebäude 169; Empfang daselbst 169; ethnographisches Museum des Barons van Höevell 169; vereitelter Spaziergang durch die Stadt 170; Diner im Regierungsgebäude 170; von Amboina nach Kajeli 171; Programm für den Aufenthalt auf Buru 171; Empfang in Kajeli 172; Alfuren 172; Jagd auf Vögel 172; Besichtigung Kajelis und Besuch im Hause des Posthalters 174; Treibjagd nächst Lissaletta 174; Rückkehr nach Amboina 176; Besuch der Seegärten Amboinas 177; Fischfang in der Bucht von Amboina 178; Spaziergang durch die Stadt und Diner an Bord 178; letzter Tag in Amboina 179.

Borneo — Singapur 181

Rückblicke 183; In See nach Borneo 184; die Nordwestküste Borneos 187; das Sultanat Sarawak 188; am Cap Po 189; Fahrt den Sarawak aufwärts nach Kutsching 191; Kutsching 192; im Gerichtsgebäude 193; Programm für den Aufenthalt in Kutsching 194; der Sultan Charles Johnson Brooke 195; Besichtigung der Stadt 195; das Museum 195; die Residenz des Sultans 196; Lunch im Palais 196; Ausrückung einer Compagnie 197; Rückkehr an Bord 197; vom Cap Po nach Singapur 198; Ankunft in Singapur 198; letzte Nachrichten aus der Heimat 198; politische Constellation in Siam 199; Aufgeben des Besuches in Bangkok 200; das Tropenfieber 201; die Bordmenagerie 202.

Hongkong 203

In See nach Hongkong 205; drohender Cyklon 206; Ankunft im Hafen 207; der Hafen von Hongkong 207; die Kroncolonie Hongkong 208; Havarie am Steuerapparate 210; Sturm auf das Schiff 211; Besuche an Bord 212; Besuch beim Gouverneur 213; Polizei in Hongkong 213; Verkehrsmittel 213; die Stadt 214; das europäische Viertel 215; das Chinesen-Viertel 215; die Chinesen 215; geschäftliches Leben 216; Einkäufe 217; hohe Temperatur 217; postalisches Missgeschick 218; ein anatomisches Museum 219; Einkäufe 219; Fahrt nach dem Victoria Peak 219; vereitelter Besuch eines chinesischen Theaters 221; Besuch einer Opiumhöhle 221.

Kanton 225

Von Hongkong nach Kanton 227; der »Tschuen-tiao« 227; Dampfer »Amigo« 228; Befestigung an der Bocca Tigris 228; Whampoa 229; Kanton als Handelsplatz 229; die Wasserstadt 230; die Stadt Kanton 230; die Tartarenstadt 231; Neu-Kanton 231; die Insel Scha-mien 231; die

römisch-katholische Kathedrale 231; Mr. Drew 232; die Insel Scha-mien 232; die Villa Mr. Drews 232; die Boote in der Wasserstadt 233; chinesische »Dampfer« 234; der Hoi-tschong-dsy 234; Blumenboote 236; Besichtigung Kantons 239; das Chinesenthum 239; die Straßen Kantons 240; ein chinesisches Ambulatorium 241; ein Maleratelier 242; der Wa-lem-dsy 242; Tempel der Fünf Genien 244; die Fußspur Buddhas 245; eine Moschee 245; ein Tempel des Confucius 245; ein Tempel der Daoisten 246; ein Nonnenkloster 247; die Todtenstadt 247; der »Friedhof« von Kanton 249; die Stadtmauer 249; chinesisches Militär 249; die Fünfstöckige Pagode der Mauer 250; Frühstück beim Kun-jem-Tempel 251; die Wasseruhr Kantons 251; ein Gefängnis 251; Hazardspiel 252; der Tempel der Schrecken 252; die Prüfungshallen 253; die Richtstätte 254; Eintreffen der Post 255; ein chinesisches Diner 256; Gerichtsverhandlungen 258; Einkäufe 260; die Läden in Kanton 261; ein Seidenlager 262; ein Theelagerhaus 263; Pinselfabrication und Flechterei von Matten 264; eine Kunstgärtnerei 264; Feuerwerk 265; Einkäufe 266; Besuch eines Collegiums 266; Besichtigung von Entenbrutanstalten 266; Abfahrt nach Macao 267.

Macao — Hongkong 269

Ankunft in Macao 271; geschichtliche und commerzielle Bedeutung 271; Bevölkerung Macaos 273; Oberlieutenant Richettí 273; die Stadt 273; der Officiersclub 274; das Arsenal 274; der große Garten Macaos 275; Camoëns 275; die Kasernen 276; eine Seidenspinnerei 276; Abfahrt von Macao 276; Ankunft in Hongkong 276; Ausflug auf den Victoria Peak 277; letzter Tag in Hongkong 277.

Nagasaki — Kumamoto — Schimonoseki — Mija-schima 279

Abfahrt von Hongkong 281; in See nach Nagasaki 281; drohender Cyklon 281; Kaiserreich Japan 283; Ankunft in Nagasaki 284; Programm für den Aufenthalt in Japan 285; Audienzen und Aufwartungen 285; die japanische Suite 285; Wanderung durch die Straßen 286; japanische Häuser 286; häusliches Leben der Japaner 287; Tracht der Japaner 287; Männer und Frauen Japans 287; Coiffure und Toilette der Japanerin 289; Kimono und Obi der Männer 289; Kleidung der Kinder 290; historische Bedeutung Nagasakis 290; Christenverfolgungen 290; Blutbad von Schimbara 291; Papenberg 291; die Holländer auf Deschima 291; Nagasakis landschaftliche Lage 292; commerzielle Bedeutung 293; Einkäufe 293; Theehäuser 293; Productionen von Sängerinnen und Tänzerinnen 294; Gärten von Nagasaki 295; Spazierfahrt 295; Einschiffung auf dem »Jajejama« 295; Empfang an Bord des »Jajejama« 296; Fahrt nach Misumi 296; japanischer Leibjäger 296; Empfang in Misumi 297; Tagfeuerwerk 297; Hof-Dschinrickschas 297; von Misumi nach Kumamoto 298; polizeiliches Aufgebot 299; Rast in einem Dorfe 300; Landwirtschaft Japans 300; Ankunft in Kumamoto 301; Prinz Joschihisa 301; Truppenspalier 302; unser Quartier 303; Diner im Kumamoto-Club 304; Kumamoto 307; das Castell 307; Rundblick 308; Satsuma-Aufstand 308;

Cavallerie-Kaserne 310; Cavallerie 312; Suisendschi 313; Theecultur in Japan 313; Einkäufe 314; Abfahrt von Kumamoto 314; von Kumamoto nach Modschi 315; Ankunft in Modschi und Schimonoseki 315; Modschi und Schimonoseki 315; die Fortificationen von Schimonoseki 316; Fischfang 316; Graf Ito Hirobumi 317; von Schimonoseki nach Mija-schima 317; die Inland-See 317; Bordkapelle 319; Ankunft in Mija-schima 319; Mija-schima 319; Empfang auf der Insel 320; unser Quartier auf Mija-schima 320; Mija-schimas kunstindustrielle Erzeugnisse 322; Halle von Taikô-sama 323; Diner in einem Teichkioske 323; Religionen Japans 323; der Schintô-Tempel 324.

Kiôto — Ôsaka — Nara — Ôtsu — Gifu 327

Von Mija-schima nach Mihara 329; von Mihara nach Kiôto 330; Castell der Grafen von Abe 331; Castell der Viscounts von Ikeda 331; Begrüßung in Okojama und in anderen Stationen 331; versäumter Empfang in Kobe 332; Ankunft in Kiôto 332; das kaiserliche Palais 332; die katholische Kirche in Kiôto 333; Kiôto 333; der Tschion-in 334; der Gion-jaschiro 338; der Tempel Kijomitsu 338; der Nischi-hongwanschi 340; Einkäufe und Fahrt durch Kiôto 342; eine Porzellanfabrik 343; Besuch eines Theehauses 343; das kaiserliche Palais 344; Besuch einer Seidenweberei 344; das Schloss der Schôgune 345; Besuch bei Herrn Nitsui 345; Bau des Higaschi-hongwanschi 346; Einkäufe 347; Fußballspiel 348; von Kiôto nach Ôsaka 348; Ôsaka und das Castell 348; Besuch des Arsenales 351; Frühstück im Officiersclub 351; von Ôsaka nach Hôrjû-dschi 352; Tempel in Hôrjûdschi 352; Nara 354; das Clubhaus 354; die heiligen Hirsche 354; Tänze und andere Productionen 355; das kaiserliche Schatzhaus 356; der Daibutsu 357; im heiligen Haine 358; Ni-gwatsu-dô 359; San-gwatsu-dô 359; Kasuga-no-mija 360; Waka-mija 360; Kagura-Tanz 360; Rückkehr nach Kiôto 361; der Garten von Ginkaku-dschi 361; Fahrt zu den Stromschnellen des Katsura-gawa und über dieselben 362; Araschi-jama 363; heilige Messe in Kiôto 364; Einkäufe 364; auf der Veranda des Jaami-Hotels 364; von Kiôto nach Ôtsu 365; der Biwa-See 365; die Kiefer in Kurasaki 366; Fischfang 366; Rundblick auf Ôtsu und den Biwa-See 367; der Biwa-Canal 367; im Officiers-Casino 368; von Ôtsu nach Gifu 368; Seki-ga-hara 368; Ankunft und Empfang in Gifu 368; Gifu 369; Fischfang mit Cormoranen 370; Illumination 372; von Gifu nach Nagoja 372; Ankunft und Empfang in Nagoja 373.

Nagoja — Mijanoschita — Tôkio — Nikkô — Jokohama 375

Nagoja 377; das Castell 377; von Nagoja nach Kôsu 378; von Kôsu nach Mijanoschita 380; Mijanoschita 381; photographische Aufnahmen 382; Tätowierung 382; von Mijanoschita nach Tôkio 382; Empfang in Tôkio 383; das Palais O-hama-goten 383; Besuch bei kaiserlichen Prinzen 384; die Stadt Tôkio 385; Fahrt zu Hofe 386; das Parlamentsgebäude 386; der Kaiser Mutsu Hitô 387; die Kaiserin Haru-ko 388; Dejeuner bei Hofe 389; das kaiserliche Palais 390; Rückkehr nach Jokohama 390; Feier des Geburtstages Seiner Majestät 391; Diner und Soiree in Tôkio 392; Parade 393;

Seite

Dejeuner beim Prinzen Komatsu Akihito 394; Fechtproduction 395; Fischfang 395; Diner bei Hofe 395; Gartenbeleuchtung im Hama-Palais 395; ein Schnellmodelleur 395; heilige Messe in der Missionskirche 396; Besuch beim Erzbischofe 396; Wanderung durch Tôkio und Einkäufe 397; Erdbeben 397; Tôkio-Hotel 397; im Theater 398; von Tôkio nach Nikkô 399; Nikkô 400; die Halle der drei Buddhas 401; Sôrintô 401; die Cryptomerien 401; das Tempelmausoleum Ijejasus 402; das Tempelmausoleum Ijemitsus 406; die rothe Lackbrücke 407; Einkäufe von Fellen 407; Ausflug nach dem Urami-go-taki 407; Fahrt in der Cryptomerien-Allee 408; Nikkô bei Regen 409; von Nikkô nach Jokohama 409; Jokohama 409; Gefolge in Jokohama 411; Einkäufe 411; von Jokohama nach Tôkio und zurück 412; Abschiedsfest an Bord 413.

Vancouver — Banff — Jagdlager auf dem Black-Mountain 417

Abschied von der »Elisabeth« 419; Abfahrt von Jokohama 421; »Empress of China« 422; in See nach Vancouver 422; Leben an Bord 423; Amerika in Sicht 427; Victoria 427; von Victoria nach Vancouver 428; Ankunft in Vancouver 429; Zusammentreffen mit Imhof 429; Vancouver 429; Stanley-Park 431; Grousejagd auf Lulu Island 433; Einkäufe 434; Abfahrt von Vancouver 435; die Canadian Pacific Railway 435; der Train 436; von Vancouver nach Banff 437; die Rocky Mountains 440; Banff 442; Fahrt in einem Thalkessel und zu Thermen 442; Fahrt zum Teufelssee 443; von Banff nach Priests' Landing 443; von Priests' Landing nach Penticton 444; der Okinagan-See 444; Jagdexpedition in die Gold Range 445; Mr. Ellis 445; von Penticton nach dem Shingle Creek 446; die Farm des Mr. Ellis 447; in einem Indianerdorfe 447; Lager im Shingle Creek 448; die Pferde der Indianer 448; vom Shingle Creek auf den Black Mountain 450; Pürsche 451; Jagdlager auf dem Black Mountain 454; vom Black Mountain nach dem Shingle Creek 455; vom Shingle Creek nach Penticton 456; im Indianerdorfe 456; ein katholischer Missionär 457; die Indianer 457; in Penticton 458; schwierige Abfahrt 459; von Penticton nach Priests' Landing 460.

Yellowstone-Park 461

Von Priests' Landing nach Revelstoke 463; von Revelstoke auf dem Columbia River nach Northport 464; von Northport nach Spokane 466; das Spokaner Abendblatt 467; Spokane 468; von Spokane nach Livingston 468; von Livingston nach Cinnabar 469; von Cinnabar nach dem Mammoth Hot Springs Hotel im Yellowstone-Park 470; der Yellowstone-Park 470; die Mammoth Hot Springs 471; von Mammoth Hot Springs Hotel nach Fountain Geyser Hotel 473; Golden Gate 473; Wildreichthum 474; der Obsidianfelsen 475; Biber 475; Norris Hotel 476; Geyser 477; Fountain Geyser Hotel 479; der Fountain Geyser 479; Mammoth Paint Pots 479; Fahrt vom Fountain Geyser Hotel aus 480; Geyser 480; vom Fountain Geyser Hotel zum Yellowstone Lake Hotel 483; der Yellowstone Lake 484; Fahrt auf demselben 485; Yellowstone Lake Hotel 486; Fischfang 486; Bären 486;

Seite

Fischfang 487; vom Yellowstone Lake Hotel nach dem Grand Cañon Hotel 488; Hetze auf ein Stinkthier 488; Grand Cañon des Yellowstone Rivers 489; Bären in der Nähe des Hotels 491; Jagd auf Eichhörnchen 491; vom Grand Cañon Hotel nach Mammoth Hot Springs Hotel 491; Hetze auf ein Stachelschwein 492; Menagerie des Captain Anderson 493; Besichtigung einer Cavallerieabtheilung 494; vom Mammoth Hot Springs Hotel nach Livingston 494; ein Trapper 495; Einkäufe in Livingston 495; postalische Schwierigkeiten 495.

Butte City — Salt Lake City — Manitou - Chicago — Niagara Falls — New York . . 497

Von Livingston nach Butte City 499; Butte City 499; ein Bergwerk 500; von Butte City nach Salt Lake City 501; der Salt Lake 501; die Mormonen 501; Salt Lake City 502; das Tabernakel 502; der Tempel 503; Brigham Young 503; Aussicht vom Prospect Hill 504; Fahrt durch Salt Lake City und Einkäufe 504; von Salt Lake City nach Colorado Springs 504; Cañon des Grand Rivers, des Eagle Rivers und des Arkansas Rivers 505; Colorado Springs 507; von Colorado Springs nach Manitou 508; Pike's Peak 508; Manitou 508; Williams Cañon 508; Garden of the Gods 508; von Manitou nach Chicago 509; Chicago 511; die Ausstellung 513; von Chicago nach Niagara Falls 523; erster Eindruck des Niagara-Falles 524; der Niagara River 524; der canadische und der amerikanische Fall 524; die Whirlpool Rapids 526; Fahrt auf der »Maid of the Mist« 527; von Niagara Falls nach New York 527; Ankunft in New York 526; New York 528; Aussicht von der Kuppel des »World«-Gebäudes 528; der Broadway und die Fifth-Avenue 529; Brooklyn-Brücke 530; Central-Park 530; Diner bei Delmonico 531; Variété-Theater 531; Generalconsul Havemeyers Farm 531; Dejeuner bei Delmonico 534; Abfahrt von New York 534; Eindrücke aus den Vereinigten Staaten 534; Regatta 537.

In See nach Havre — Paris — Stuttgart — Wien 539

Von New York nach Havre 541; schlechte Überfahrt 541; die Reisegesellschaft 542; die Küche auf der »Bretagne« 542; Walfische 543; das Leuchtfeuer der Scilly-Inseln 543; Ankunft in Havre 544; in Havre 544; in Paris 544; in Stuttgart 544; Ankunft in Wien 545.

Verzeichnis der Illustrationen.

Seite

Sydney ... 3
Eine Partie aus den blauen Bergen ... 32
Die Jagdgesellschaft in Badgery Station ... 35
Australischer Busch ... 60
Numea ... 63
Eine Gruppe von Kanaken ... 84
Das Dorf Ete-Ete ... 87
Ein Canoe der Salomon-Insulaner ... 110
Auf der Jagd in Neu-Guinea ... 113
Eine Gruppe von Papuas auf Neu-Guinea ... 147
Eine Partie auf Amboina ... 151
Eine Straße in Amboina ... 179
Kutsching ... 183
Das Palais des Sultans von Sarawak ... 202
Hongkong ... 205
Eine Partie aus dem Happy Valley ... 223
Die Wasserstadt in Kanton ... 227
Eine Straße in Kanton ... 267
Macao ... 271
Schiffe im Hafen von Macao ... 278
Hafeneinfahrt von Nagasaki ... 281
Japanische Mädchen ... 325
Eine Straße in Ôsaka ... 329
Ein japanischer Blumenverkäufer ... 373
Tempel in Nikkô ... 377
Ein Rickschaläufer ... 416
Great Glacier of the Selkirks ... 419
Lager der Stoney-Indianer ... 460

Seite
Eine Partie aus dem Yellowstone-Parke 463
Ein spielender Geyser 496
Salt Lake City 499
Der Broadway in New-York 538
Die »Bretagne« 541
Der Stephansthurm 545

Anhang.

Reiseübersicht 549

Karten.

Specialkarte für die Reise in Australien.
Specialkarte für die Reise in Japan.
Übersichtskarte für die Reise von Jokohama bis Wien.

Verlag v. Alfred Hölder, k.u.k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien.

Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.

Verlag v. Alfred Hölder, k.u.k. Hof- und Universitäts-Buchhändler, Wien.

Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.

Verlag von Alfred Hölder, k.u.k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien.

Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.